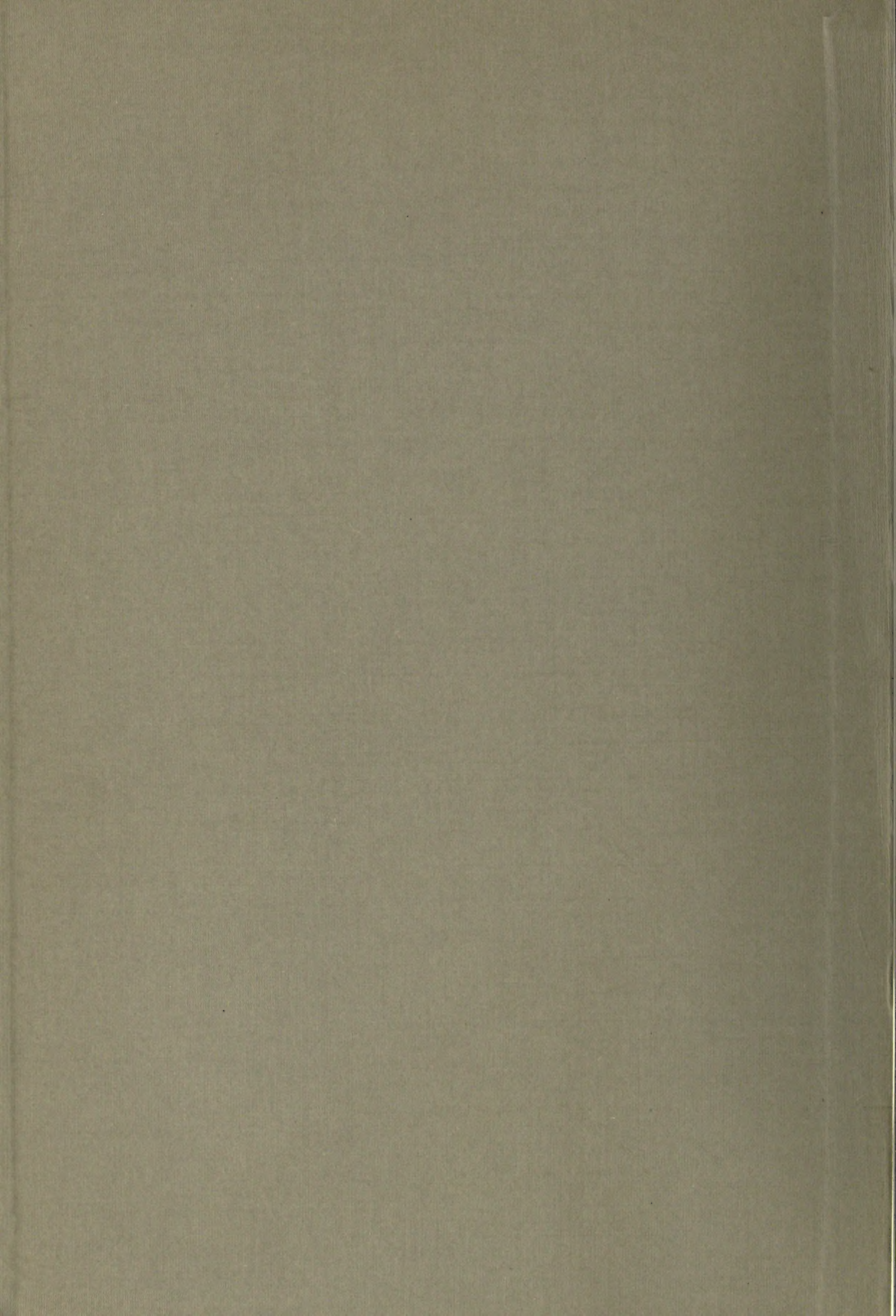
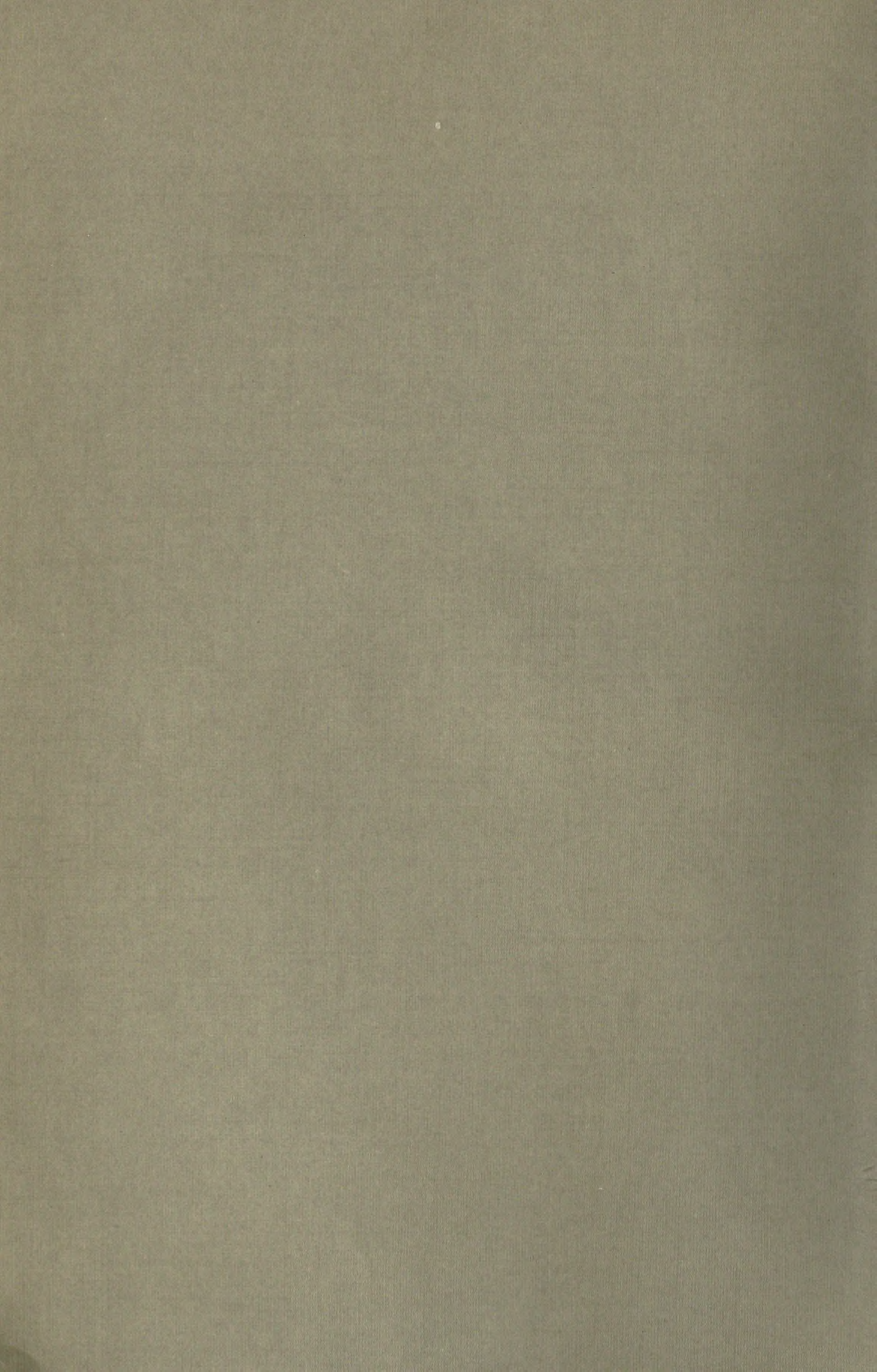
Der Völkerkrieg





Meebürg

Zu Weihnachten 1915 von Else



Der Völkerkrieg

Der Völkerkrieg

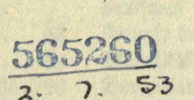
Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914

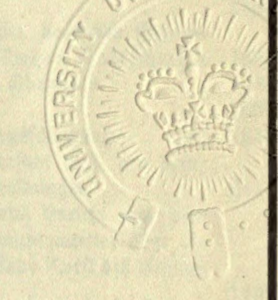
Herausgegeben von

C. H. Baer

Fünfter Band







Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart





Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart

Inhalts-Uebersicht des fünften Bandes

Die Ereignisse an der Westfront von Mitte Januar bis Mai 1915

Fortsetzung von Band III, Seiten 65—240

Der Seekrieg bis zur Torpedierung der „Lusitania"

Von Mitte Februar bis Mitte Mai 1915

Die neutralen Nordstaaten und Amerika bis zur Versenkung der „Lusitania".

Von Kriegsbeginn bis Mitte Mai 1915

Abbildungen

Karten



Phot. C. Berger Potsdam

Der deutsche Kaiser beobachtet durch das Scherenfernrohr eine feindliche Stellung auf dem westlichen Kriegsschauplatz



Phot. C. Berger, Potsdam

Der deutsche Kaiser und Generaloberst v. Einem bei einer Parade auf dem Marktplatz von Vouziers



Phot. W. Braemer, Berlin

Ein deutscher Fesselballon wird zum Aufstieg gebracht



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche Truppen in einem Steinbruch bei Soissons

Die Ereignisse an der Westfront von Mitte Januar bis Mai 1915

Fortsetzung von Band III, Seiten 65—240

Drei Kriegslieder

Von Professor Dr. Wilhelm Wundt

Wie sich im Volkslied die Regungen der Volksseele vielleicht am treuesten spiegeln, so ist das Lied, das der Soldat singt, wenn er in den Krieg zieht, wohl der treueste Ausdruck der Affekte, die in der Nation erwacht sind, und in denen die im Frieden gleichfalls nicht fehlenden, aber stiller waltenden seelischen Triebe offener zutage treten. Dabei sind es jedoch nicht sowohl die dem Gebiet des eigentlichen Volksliedes angehörigen, nach Ort und Zeit wechselnden Soldatenlieder, als die von den zum Kampf ausziehenden Kriegern, die aus allen Gauen des Landes zusammenströmen, dem Schatz der nationalen Dichtung entnommenen, zu Nationalliedern gewordenen Gesänge, die den Charakter der Nationen am treuesten wiedergeben.

Zugleich sind es durchweg Dichtungen, die durch ihre Wiederkehr im Wandel der die Herzen zu starken Vaterlandsgefühlen erhebenden geschichtlichen Ereignisse hier in erster Linie stehen. Keines dieser Kriegslieder kommt der Marseillaise gleich, nicht nur an Kraft des Ausdrucks, sondern mehr noch als treues Bild des französischen Geistes. Die Worte „Le jour de gloire est arrivé“, sie begeistern nicht bloß den Soldaten, der ins Feld zieht, sondern den Kleinbürger mitten im Frieden. Ehre und Ruhm, das sind die aufs höchste zu schätzenden Güter des Lebens. Ehre und Ruhm zunächst für den einzelnen, dann aber, von ihm zurückstrahlend für das Vaterland, für die „große Nation“! Anders klingt das englische Nationallied, das ebenfalls nicht bloß im Krieg, sondern nicht minder im Frieden gehört wird, wo eine nationale Gefahr droht oder auch nur ein schwerwiegendes Interesse in Frage steht. Da verstummt die lokale Königshymne, die sich schon durch die lokale Affektlosigkeit ihrer Melodie als pflichtschuldige Begleiterin einer zeremoniellen Huldigung zu erkennen gibt, und bei der die wirkliche Begeisterung oft durch ihre Abwesenheit glänzt. Das wirkliche Nationallied, in das der Brite die ganze Leidenschaft seiner Seele ergießt, ist „Rule Britannia“! Es reicht in eine Zeit zurück, in der sich Albion der ungeheuren Bedeutung seiner Seeherrschaft eben bewußt geworden war, und noch heute erklingt es zu Land und Meer, wo irgend diese Herrschaft auch nur von fern angetastet werden sollte. Macht und Herrschaft, das sind die Güter, die der Brite nicht etwa heiß begehrt, wie der Franzose den Ruhm, sondern die er als einen sicheren ihm gebührenden Besitz betrachtet, heute mehr vielleicht als jemals, weil heute, im Zeitalter des Weltverkehrs, die Herrschaft über das Meer die Herrschaft über die Welt bedeutet. Darum birgt aber auch das „Rule Britannia“ eine tiefere und stetigere Leidenschaft in sich als der brausende Ruf der Marseillaise, und diese Leidenschaft wirkt um so stärker, als sie die sonst gemessene Lebenshaltung des Briten, wie ein unerwarteter Sturm das ruhige Gewölk, durchbricht.

Bescheidener, viel bescheidener stellt sich neben beide das deutsche Kriegslied, das sich im Munde unserer Soldaten, ob sie in West oder Ost kämpfen, und aus welchen Gauen des Deutschen Reiches sie stammen mögen, zuerst im Kriege von 1870 und dann wieder in dem von 1914 den Vorzug vor allen anderen errungen hat. Wir besitzen eine Menge vaterländischer Lieder, von denen viele bis auf die Zeit der Freiheitskriege zurückgehen. Sie werden in Männergesangvereinen und patriotischen Versammlungen gesungen. Ernst Moritz Arndts Lied vom deutschen Vaterland mit der leider nur ungenügend beantwor-

teten Frage galt jahrzehntelang als das deutsche Nationallied — ein sprechendes Zeugnis der Ratlosigkeit und doch auch zugleich der beginnenden Einheit unseres nationalen Bewußtseins. Dann kam, als die Zeit der Erfüllung herannahte, Hoffmanns „Deutschland, Deutschland über alles". Das erste dieser Lieder wird nie mehr, das zweite nur selten noch von unseren Kriegern gesungen, das Lied aber, das jeder kennt und jeder singt, ist die „Wacht am Rhein". Die ältere wie die neuere patriotische Dichtung hat Besseres hervorgebracht, unsere Wacht steht nicht mehr am Rhein, sondern an den Vogesen und an der Mosel, und der kleine französische Zwischenfall, aus dessen Anlaß es im Jahre 1840 entstand, ist längst vergessen. Auch ist es sicherlich nicht allein die vortreffliche Komposition, die es seit seiner fast zufälligen Wiederentdeckung im Jahre 1870 am Leben erhalten hat, und der es seine Macht über das Herz des Soldaten verdankt, sondern der schlichte Inhalt selbst, wie ihn die Schlußzeile in die Worte zusammenfaßt: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein"!

Festigkeit und Treue, das sind die Eigenschaften, die dem Deutschen am höchsten stehen, oder um es in einem einzigen Wort auszudrücken, die Pflicht. Es ist die Pflichttreue, die der Deutsche aus dem friedlichen Beruf hinüberträgt in den Krieg, wo sie ihm zur höchsten aller Pflichten wird, zur Pflicht der Hingabe für das Vaterland *).

Zusammenfassende Darstellung der Kämpfe an der Westfront bis zur Schlacht von Arras

Strategischer Durchbruch, Frontverbesserung oder die Fesselung starker deutscher Streitkräfte während des mit der Winterschlacht in Masuren endigenden Russenansturms gegen Ostpreußen oder während der Karpathenschlacht, oder endlich ein Gemisch solcher und ähnlicher Zwecke können die Ziele der großen Kampfhandlungen gewesen sein, zu denen sich die Verbündeten im Westen während der ersten vier Monate des Jahres 1915 entschlossen hatten. „Welches ihre Beweggründe auch seien", schreibt die „Frankfurter Zeitung", „die Durchbrechung unserer Linien muß das nächste Ziel der Taktik der französischen Armeen sein, gleichviel, ob sie Reservearmeen bereit stehen haben, die genügen, um etwaige taktische Erfolge auch strategisch auszunützen, oder nicht. Die deutsche Heeresleitung ist auf Grund ihrer Beobachtungen zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich sowohl in der Winterschlacht in der Champagne, wie später zwischen Maas und Mosel, um Durchbruchsversuche großen Stils handelte, während die französische Heeresleitung in der Vorahnung des Mißerfolgs nur von „offensiven Rekognoszierungen" sprach."

Die Schlacht bei Soissons (vgl. III, S. 140—146), die in den ersten Tagen des neuen Jahres begann und bis zum 12. Januar 1915 dauerte, war ihrem Charakter nach ein mit starken Mitteln unternommener deutscher Offensivstoß, der die deutsche Front näher an die Stadt Soissons heranbrachte und die Franzosen zum Rückzug über die Aisne zwang. Auch die Eroberung der französischen Stellung bei Hurtebise auf die Hochebene von Craonne am 25. und 26. Januar 1915 und der Einbruch in die französische Hauptstellung nördlich und nordöstlich Massiges am 4. Februar 1915 waren Ergebnisse deutscher Sturmangriffe. Die Winterschlacht in der Champagne dagegen ist eine Verteidigungsschlacht, die gegen eine sechsfache Uebermacht mit dem Erfolg der vollen Behauptung der deutschen Stellungen durchgefochten wurde. Drei Wochen lang, vom 16. Februar bis zum 9. März 1915, ist auf der von welligen Hügeln durchzogenen Ebene der Champagne gekämpft worden. Jedoch die deutsche

*) Aus dem bei Alfred Kröner in Leipzig erschienenen gedankenreichen Buche des Leipziger Gelehrten, Professor Dr. Wilhelm Wundt, „Die Nationen und ihre Philosophie".

Front erwies sich als eiserner unbezwingbarer Wall. Nach der Vermutung des Kriegsberichterstatters des „Schwäbischen Merkurs“ hatten die Franzosen ihre großen Truppenmassen, mit denen sie einen entscheidenden Erfolg zu erringen gedachten, an der Marne in dem Lager von Châlons versammelt. „Ihre Absicht war, sich durch einen Vorstoß der von den Argonnen über Somme-Py nach Reims führenden, in deutschem Besitz befindlichen Bahn, zu bemächtigen und damit die deutsche Verbindung mit Reims zu unterbrechen. Der Vorstoß sollte weiter gegen das an der Aisne gelegene Vouziers getragen werden. Von dort aus gedachten die Franzosen den in den Argonnen kämpfenden deutschen Truppen in den Rücken zu fallen. Dieser Plan ist durch die heldenhafte Tapferkeit unserer Truppen, durch Rheinländer, einen Teil der Garde und durch bayrische Truppen vereitelt worden. Die deutschen Verluste waren schwer, sie beliefen sich auf etwa 15 000 Mann; dreifach größer aber waren die Verluste des Feindes, die nach deutscher Schätzung etwa 45 000 Mann betragen haben. Unter fürchterlichem Artilleriefeuer — es fielen von feindlicher Seite zuzeiten 70 Granaten in der Minute in die deutschen Stellungen — in erbitterten, lange andauernden Nahkämpfen, in Kämpfen, die Tag und Nacht ununterbrochen anhielten, haben die deutschen Truppen standgehalten und die Pläne des Feindes vereitelt.“

In der ungefähr 500 Kilometer langen Westfront befindet sich auf seiten der Verbündeten zwischen Ypern und La Bassée rittlings der Lys, gleichsam wie eine Insel, das was man die englische Front benennen kann. Sie beginnt um Ypern, verläuft von hier in fast südlicher Richtung bis nach Armentières an der Lys, nimmt dann mit verschiedenen Einbiegungen südwestlichen Kurs und endigt am Kanal von La Bassée. Ihre Ausdehnung beträgt rund 40 Kilometer. Die Lys teilt sie in einen nördlichen und einen südlichen Abschnitt. Im nördlichen Abschnitt bezeichnen die Orte St. Eloi, Wytschaete, das Gehölz von Ploegsteert und Frelinghien den ungefähren Frontverlauf. Im südlichen Abschnitt geschieht dies durch Bois Grenier, Richebourg, Festubert, Givenchy und Cuinchy. „Aus dieser englischen Front heraus,“ schreibt der Kriegsberichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung“, „haben die Engländer, fast gleichzeitig mit den scharfen Unternehmungen der Franzosen in der Champagne, also um die erste Märzwoche 1915 herum, starke Vorstöße gegen die deutschen Stellungen gemacht, die besonders im südlichen Abschnitt unter der Führung von General Douglas Haig mit beträchtlichen Kräften und großer Energie durchgeführt worden sind. Diese Vorstöße hatten ähnliche Zwecke, wie die der Franzosen in der Champagne: Festhalten deutscher Streitkräfte, lokale Verbesserung der eigenen Front, Aufklärung über die deutschen Kräfteverhältnisse, Versuche eines Durchbruchs. Sie zeitigten im nördlichen Abschnitt ein Festsetzen in St. Eloi, das man früher bereits einmal in Besitz bekommen, dann aber wieder an die Deutschen verloren hatte. Größer war der Bodengewinn im südlichen Abschnitt. Hier brachte man sich in den Besitz von Neuve-Chapelle und gewann noch etwas Raum gegen Aubers. Dadurch korrigierte man die unangenehme Einbuchtung, die der früheren Front eigen gewesen war. Bezeichnend für die Genügsamkeit, die man sich in diesem Schollenkriege angewöhnt hat, ist, daß der gesamte Raum, den man mit starker Munitionsausgabe und nicht unbeträchtlichen Verlusten erstritten hat, eine größte Tiefe von etwa drei Kilometern und eine Breite von rund fünf Kilometern aufweist.“

Zwischen Maas und Mosel tobte dann im April 1915 die französische Offensive gegen die deutsche Front. Während die Kämpfe in der Champagne die Durchschneidung der hinter der deutschen Front gelegenen Bahnlinien und die Erreichung der deutschen Etappenorte zum unmittelbaren Ziel hatten, und in einem reinen Frontalangriff großer, auf einer nur wenige Kilometer breiten Front angesetzter Truppenmassen gipfelte, ist die Operation im Raum zwischen Maas und Mosel kunstvoller aus einer Reihe kombinierter

Angriffe, die teils auf die Festung Verdun, teils auf Toul gestützt wurden, zusammengesetzt. Ihr nächstes Ziel war die Abschneidung des von den Deutschen nach der Maas, und bei St. Mihiel sogar über den Fluß hinüber vorgetriebenen Offensivkeils, der in Gemeinschaft mit der im Argonnenwald auf der Westfront von Verdun sich langsam aber stetig vordrängenden Gefechtslinie die Festung Verdun bedroht.

Auf dem Verdun zugekehrten Flügel der deutschen Stellung ist vor allem die zwischen Les Eparges und Combres gelegene Bergkuppe am Ostrand der Maashöhen bestürmt worden, welche die östlich und nordöstlich davon sich ausbreitende wellige Woevre etwa um 150—180 Meter überragt und die Straße Fresnes—Vigneulles beherrscht. Offenbar befolgten die Deutschen auch hier die Taktik, den Schwerpunkt ihrer Verteidigung in die Hauptstellung zurückzuverlegen, was bisweilen einen vorübergehenden Verlust einzelner Grabenstücke zur Folge hat, aber zugleich den Angreifer, der in den wirksamsten Bereich der deutschen Geschütze und Gewehre gerät, furchtbare Opfer kostet. Da die französischen Truppenführer jede — auch noch so unsichere und noch so kurz dauernde — Besetzung eines Grabens mitzuteilen sich beeilen, ohne mit der Meldung des nachfolgenden Verlustes ebenso pünktlich zu sein, erklärt sich der krasse Widerspruch zwischen deutscher und französischer Darstellung wenigstens einigermaßen. Nächst der Combres-Höhe waren der Abschnitt Maizeray—Marcheville in der Woevre-Ebene, von wo aus man im Fall eines Erfolges eine Flankierung der genannten Combres-Höhe erzielen könnte, sowie der dem Selouse-Wald gegenüberliegende Teil der Front, Seuzey—La Morville, am meisten den feindlichen Angriffen ausgesetzt. In der Linie St. Mihiel—Pont-à-Mousson, wo die deutschen Truppen sich gegen die aus der Richtung von Toul herangeführten Korps zu wehren haben, richteten sich die Hauptstöße immer wieder gegen die deutschen Gräben in den Wäldern von Apremont und Ailly, von Mort-Mare und im vielgenannten Priesterwald, nordwestlich von Pont-à-Mousson."

Die Kampfhandlung, die seit Ostern in Gang gesetzt worden war, ist infolge der gewaltigen Verluste der Angreifer, die keinerlei Gewinn von Wert einbrachten, Mitte April ins Stocken gekommen. General Joffre vermochte auch mit dieser Offensive die deutschen Stellungen nicht zu überrumpeln, was allein einen gewissen Erfolg versprochen hätte. Das Feld bedeckte sich mit Toten und der Raum hinter der Front des Feindes mit Krüppeln. „Die amtlichen deutschen Berichte geben uns," schreibt Major a. D. Morath im „Berliner Tageblatt", „ein ehrliches Zeugnis für den tapferen Angriffswillen der Franzosen, aber zugleich auch für die blutige Zerrüttung dieses Willens."

In den Vogesen wurden unterdessen die Gebirgskämpfe unter den größten Schwierigkeiten unermüdlich weitergeführt. In den Nordvogesen ist Ende Februar und Anfang März 1915 besonders bei Badonviller erbittert gerungen worden, während in den Südvogesen nach der Erstürmung des Reichackerkopfes und des Hartmannsweilerkopfes durch die Deutschen ohne Unterlaß um die Behauptung der gewonnenen Stellungen gekämpft wurde. Auch im südlichen Elsaß wurden Angriffe der Franzosen Ende Januar und Anfang April 1915 mit Erfolg zurückgewiesen.

Unterdessen bereitete die deutsche Heeresleitung eine energische Offensive gegen die Ypern-Stellung im Norden der Westfront vor. Der Winter war hier im allgemeinen ohne große Veränderungen in den beiderseitigen Stellungen vergangen. Sobald aber das Frühjahr und damit die bessere Witterung herannahten, wurde ein konzentrisches Vorgehen gegen die Stellung der Verbündeten bei Ypern beschlossen und zwar sollte zunächst die Nordfront der feindlichen Stellung eingedrückt werden, um so der eigenen Artillerie Gelegenheit zu geben, gegen Flanke und Rücken der vorgeschobenen Stellung von Langemarck—Passchendaele zu wirken. Besonders bemerkenswert bei diesen Kämpfen war, daß nun auch bei den Deutschen betäubende Gase kriegsmäßige Verwendung fanden.

Der erste Stoß wurde in den letzten Tagen des Monat März 1915 gegen das am Yser-Ypernkanal gelegene Dorf Drie Grachten gerichtet. Die Belgier, die den Ort besetzt und stark befestigt hatten, hielten trotz der mörderischen Beschießung tapfer aus und wehrten sich verzweifelt. Aber der Angriff gelang. Von hier aus wurde dann der Angriff auf die feindliche Hauptstellung verfügt, die sich in der Linie Bixschoote—Langemarck—Poelcapelle befand: Der wichtigste Stoß wurde längs des Kanalufers in der Richtung auf Het Sas geführt. Auch dieser Angriff glückte und als der Abend des 22. April hereinbrach, befanden sich Steenstraate, Het Sas und Langemarck in deutschem Besitz. Bei Steenstraate wurde der Yserkanal überschritten und nach schwerem Kampf das auf dem linken Ufer liegende Dorf Lizerne erstürmt. Später, als die allgemeine Lage die weitere Ausnutzung dieses Durchbruchs nicht angebracht erscheinen ließ, ist zunächst Lizerne wieder aufgegeben worden; später wurden dann auch die Truppen aus den Steinhaufen zurückgenommen, welche die Stellen bezeichnen, wo einst die Dörfer Het Sas und Steenstraate lagen. Unterdessen rückte die deutsche Ostgruppe über Zonnebeke vor und gewann Anschluß an die von Norden vorstoßenden deutschen Truppen. Auch im Süden waren deutsche Truppen gegen die Ypern-Stellung vorgegangen und hatten dem Gegner Hollebeke entrissen, sowie den Angriff auf Klein-Zillebeke vorgetragen. Da gleichzeitig ein neuer erfolgreicher deutscher Anlauf von Osten her bis Eksternest erfolgte, war damit die Verbindung zwischen der Ost- und Südgruppe hergestellt, der Kreis um Ypern bedeutend enger gezogen und ein Vorstoß des Gegners in dem sich kreuzenden Feuer unserer Batterien aussichtslos geworden. Hierzu kommen die schweren Verluste an Menschen und Kriegsmaterial sowie das moralische Moment. Die Verbündeten, gedrückt durch das Bewußtsein, eine für uneinnehmbar geltende Stellung verloren zu haben, unsere braven deutschen Truppen aber, gehoben in dem Bewußtsein des Sieges, in dem festen Vertrauen, daß alles, was ihnen entgegentritt, deutschem Heldenmute und deutscher Tätigkeit weichen muß.

„So lange solche Stimmung dauert," gestand die „Times", „bleibt Deutschland ein höchst gefährlicher Gegner." Das wurde durch den Ausgang der lang erwarteten Frühjahrsoffensive der Engländer und Franzosen, der „Schlacht von Arras", die in den ersten Tagen des Mai 1915 im Raume südwestlich Lille begann und im nächsten Abschnitt ausführlich dargestellt werden soll, aufs neue bewiesen.

Die Kämpfe im Zentrum der Schlachtfront

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

mit dem französischen amtlichen Bericht über die Champagne-Schlacht

16. Januar 1915.

Das in letzter Zeit oft erwähnte Gehöft von La Boisselle, nordöstlich Albert, wurde gestern gänzlich zerstört und von den Franzosen gesäubert.

18. Januar.

Bei La Boisselle, nordöstlich Albert, warfen unsere Truppen im Bajonettangriff Franzosen, die sich im Kirchhof und im Gehöft südwestlich davon festgesetzt hatten, hinaus, und machten drei Offiziere und 100 Mann zu Gefangenen.

21. Januar.

Südwestlich Berry-au-Bac wurden den Franzosen zwei Schützengräben abgenommen, die trotz lebhafter Gegenangriffe von uns behauptet wurden.

22. Januar.

Einer von den südwestlich Berry-au-Bac vorgestern genommenen Schützengräben wurde, da er durch die einstürzenden Mauern einer Fabrik teilweise verschüttet war, aufgegeben und gesprengt.

23. Januar 1915.

Bei Souain und Perthes, nördlich des Lagers von Châlons, griff der Feind gestern nachmittag an. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Feind flüchtete in seine Gräben zurück.

25. Januar.

Während gestern nördlich des Lagers von Châlons nur Artilleriekämpfe stattfanden, kam es heute dort auch zu Infanteriegefechten, die noch andauern.

Südwestlich Berry-au-Bac ging uns ein vor einigen Tagen den Franzosen entrissener Graben verloren.

26. Januar.

Auf der Höhe von Craonne südöstlich Laon fanden für uns erfolgreiche Kämpfe statt.

27. Januar.

Die schon gestern gemeldeten Kämpfe auf den Höhen von Craonne hatten vollen Erfolg. Die Franzosen wurden aus ihrer Höhenstellung westlich La Creute Ferme und östlich Hurtebise geworfen und aus den Südhängen des Höhengeländes gedrängt. Mehrere Stützpunkte auf einer Breite von 1400 Metern wurden von den Sachsen im Sturm genommen, 866 unverwundete Franzosen gefangen, acht Maschinengewehre erobert, ein Pionierdepot und viel sonstiges Material erbeutet.

28. Januar.

Auf den Craonner Höhen wurden dem Feind weitere an die vorgestern eroberte Stellung östlich anschließende 500 Meter Schützengräben entrissen. Französische Gegenangriffe wurden mühelos abgewiesen. Der Feind hatte in den Kämpfen vom 25. bis 27. Januar schwere Verluste. Ueber 1500 tote Franzosen lagen auf dem Kampffeld. 1100 Gefangene, einschließlich der am 27. Januar gemeldeten, fielen in unsere Hände.

3. Februar.

Französische Angriffe gegen unsere Stellungen bei Perthes wurden abgewiesen. Auf der übrigen Front fanden nur Artilleriekämpfe statt.

4. Februar.

Nördlich und nordöstlich Massiges (nordwestlich St. Ménéhould) griffen unsere Truppen gestern an, stießen im Sturm über drei hintereinanderliegende feindliche Grabenlinien durch und setzten sich in der französischen Hauptstellung in einer Breite von zwei Kilometern fest. Sämtliche Gegenangriffe der Franzosen, die auch nachts fortgesetzt wurden, sind abgeschlagen worden. Wir nahmen sieben Offiziere und 601 Mann gefangen und eroberten neun Maschinengewehre, neun Geschütze kleineren Kalibers und viel Material.

4. Februar.

Erneute französische Angriffe bei Perthes wurden unter Verlusten für den Feind abgewiesen.

5. Februar.

Ein vereinzelter französischer Vorstoß nordwestlich Perthes blieb ohne Erfolg.

6. Februar.

Erneute französische Angriffe gegen die von uns gewonnenen Stellungen nördlich von Massiges blieben ohne Erfolg.

12. Februar.

Auf der Front fanden Artilleriekämpfe statt. Besonders viel Munition setzte der Feind gegen unsere Stellungen in der Champagne ein; einen nennenswerten Erfolg hat er hierdurch nirgends erzielt. Bei Souain wurde auch ein Infanterieangriff versucht, der aber abgewiesen worden ist und bei dem 120 Gefangene in unseren Händen blieben.

13. Februar 1915.

An unserer Westfront wurden Artilleriegeschosse aufgefunden, die zweifellos aus amerikanischen Fabriken stammen.

Die Zahl der bei dem gestern östlich Souain abgewiesenen Angriffe gemachten Gefangenen erhöht sich auf vier Offiziere, 478 Mann. Vor unserer Front wurden 200 Tote des Feindes gefunden, während unsere Verluste bei diesen Gefechten an Toten und Verwundeten 90 Mann betragen.

Nördlich Massiges (nordwestlich St. Ménéhould) wurden im Verfolg unserer Angriffe vom 3. Februar weitere 1200 Meter von der französischen Hauptstellung genommen.

17. Februar 1915.

Nordöstlich Reims wurden feindliche Angriffe abgewiesen; zwei Offiziere, 179 Franzosen blieben in unserer Hand.

Besonders starke Vorstöße richteten sich gegen unsere Linien in der Champagne, die mehrfach zu erbitterten Nahkämpfen führten. Abgesehen von einzelnen kurzen Abschnitten, in die der Feind eingedrungen ist und in denen der Kampf noch andauert, wurden die feindlichen Angriffe überall abgewiesen. Etwa 300 Franzosen wurden gefangen genommen.

18. Februar.

Die Zahl der nordwestlich Reims gestern von uns gemachten Gefangenen hat sich noch erhöht. Die Franzosen haben auch hier besonders starke blutige Verluste erlitten; sie verzichteten auf weitere Vorstöße.

In der Champagne nördlich Perthes wird noch gekämpft. Oestlich davon sind die Franzosen unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Sie halten sich nur noch auf wenigen kurzen Stellen unserer vordersten Gräben. Die gestern gemeldete Zahl an Gefangenen ist auf elf Offiziere, 785 Mann gestiegen.

19. Februar.

In der Champagne gingen die Franzosen erneut, zum Teil mit starken Massen vor. Ihre Angriffe brachen unter unserem Feuer völlig zusammen. Weitere 100 Gefangene blieben in unserer Hand. Die von den Franzosen am 16. Februar eroberten kurzen Grabenstücke sind zum Teil von uns wieder genommen.

20. Februar.

In der Champagne nördlich Perthes und nördlich Lemesnil griffen die Franzosen gestern mit sehr starken Kräften an. Alle Versuche des Gegners, unsere Linien zu durchbrechen, scheiterten. An einigen kleinen Stellen gelang es ihm, in unsere vordersten Gräben einzudringen. Dort wird noch gekämpft; im übrigen wurde der Gegner unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

21. Februar.

In der Champagne herrschte gestern nach schweren Kämpfen der vergangenen Tage verhältnismäßig Ruhe.

22. Februar.

In der Champagne herrschte auch gestern verhältnismäßige Ruhe. Die Zahl der von uns in den letzten der dortigen Kämpfe gefangen genommenen Franzosen hat sich auf 15 Offiziere und über 1000 Mann erhöht. Die blutigen Verluste des Feindes haben sich als außergewöhnlich hoch herausgestellt.

23. Februar.

Die Franzosen haben gestern in der Champagne bei und nördlich Perthes erneut, wenn auch mit verminderter Stärke angegriffen. Sämtliche Vorstöße brachen in unserem Feuer zusammen.

24. Februar 1915.

In der Gegend von Perthes (in der Champagne) griffen die Franzosen gestern nachmittag mit zwei Infanteriedivisionen an. Es kam an mehreren Stellen zu erbitterten Nahkämpfen, die sämtlich zu unseren Gunsten entschieden worden sind. Der Feind wurde unter schweren Verlusten in seine Stellungen zurückgeworfen.

25. Februar 1915.

In der Champagne setzte der Gegner gestern seine verzweifelten Angriffe fort; sie blieben wiederum trotz der angesetzten starken Kräfte ohne den geringsten Erfolg.

27. Februar.

In der Champagne haben die Franzosen gestern und heute nacht erneut mit starken Kräften angegriffen. Der Kampf ist an einzelnen Stellen noch im Gange, im übrigen ist der Angriff abgewiesen worden.

28. Februar.

In der Champagne setzte der Gegner auch gestern seine Vorstöße fort. Die Angriffe wurden in vollem Umfang abgewiesen.

1. März.

Unsere Stellungen in der Champagne wurden gestern mehrfach von mindestens zwei Armeekorps angegriffen. Die Vorstöße wurden nach heftigen Nahkämpfen restlos abgeschlagen.

2. März.

Erneute wieder mit starken Kräften angesetzte Angriffe in der Champagne brachen meist schon in unserem Feuer unter gewaltigen Verlusten für den Feind zusammen. Nahkämpfe an einzelnen Stellen waren durchweg für uns siegreich. Unsere Stellungen liegen fest in unserer Hand.

3. März.

Die französischen Angriffe in der Champagne hatten nicht den geringsten Erfolg. Wieder wurden die Franzosen mit schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen.

Bei Peronne landete infolge Motordefektes ein französisches Flugzeug. Die Insassen wurden gefangen genommen.

4. März.

Erneute französische Angriffe in der Champagne wurden leicht abgewiesen.

5. März.

In der Champagne setzten die Franzosen gestern und heute nacht ihre Angriffe nördlich von Lemesnil fort. Sämtliche Angriffe wurden zurückgeschlagen, unsere Stellungen festgehalten.

6. März.

In der Champagne setzten die Franzosen ihre Angriffe bei Perthes und Lemesnil fort; alle Angriffe schlugen fehl. Bei Perthes machten wir fünf Offiziere und 140 Franzosen zu Gefangenen. Im Gegenangriff entrissen wir den Franzosen ein Wäldchen nördlich Perthes und ein Grabenstück ihrer Stellung bei Lemesnil.

7. März.

In der Champagne machten unsere Truppen Fortschritte. Wir nahmen dem Feind einige Gräben und etwa 60 Gefangene ab. Ein französischer Massenangriff gegen unsere Stellung nordöstlich Lemesnil brach unter schwersten Verlusten für die Franzosen in unserem Infanterie- und Artilleriefeuer zusammen.

8. März.

Die Kämpfe in der Champagne dauern fort. Bei Souain wurde der Feind gestern abend im Handgemenge zurückgeschlagen. Nachts setzte der Kampf wieder ein. In der Gegend nordöstlich von Lemesnil mißglückte ein feindlicher Angriff nachmittags gänzlich. Unser nächtlicher Gegenangriff war erfolgreich. 140 Franzosen wurden gefangen genommen.

9. März 1915.

In der Champagne sind die Kämpfe bei Souain noch nicht zum Abschluß gekommen. Nordöstlich von Lemesnil wurde der zum Vorbrechen bereite Gegner durch unser Feuer am Angriff gehindert.

10. März 1915.

Die Gefechtstätigkeit war durch Schnee und starken Frost eingeschränkt. Nur in der Champagne wurde weitergekämpft. Bei Souain blieben bayrische Truppen nach langandauerndem Handgemenge siegreich. Nordwestlich von Lemesnil drang der Feind an einzelnen Stellen vorübergehend in unsere Linien ein; in erbittertem Nahkampf, bei dem zur Unterstützung heraneilende französische Reserven durch unseren Gegenstoß am Eingreifen verhindert wurden, warfen wir den Feind endgültig aus unserer Stellung.

Mit den heute und in den letzten Tagen gemeldeten Kämpfen ist die „Winterschlacht in der Champagne" soweit zu einem Abschluß gebracht, daß kein Wiederaufflackern mehr an dem Endergebnis etwas zu ändern vermag. Die Schlacht entstand, wie schon am 17. Februar mitgeteilt wurde, aus der Absicht der französischen Heeresleitung, den in Masuren hartbedrängten Russen in einem ohne jede Rücksicht auf Opfer angesetzten Durchbruchsversuch, als dessen nächstes Ziel die Stadt Vouziers bezeichnet wurde, Entlastung zu bringen. Der bekannte Ausgang der Masurenschlacht zeigt, daß die Absicht in keiner Weise erreicht worden ist. Aber auch der Durchbruchsversuch selbst darf heute als völlig und kläglich gescheitert bezeichnet werden. Entgegen allen Angaben in den offiziellen französischen Veröffentlichungen ist es dem Feinde an keiner Stelle gelungen, auch nur den geringsten nennenswerten Vorteil zu gewinnen. Wir verdanken dies der heldenhaften Haltung unserer dortigen Truppen, der Umsicht und Beharrlichkeit ihrer Führer, in erster Linie dem Generaloberst v. Einem, sowie den kommandierenden Generalen Riemann und Fleck. In Tag und Nacht ununterbrochenen Kämpfen hat der Gegner seit dem 16. Februar nacheinander mehr als sechs vollaufgefüllte Armeekorps und ungeheuerliche Massen schwerer Artilleriemunition eigener und amerikanischer Fertigung (oft mehr als 100000 Schuß in 24 Stunden) gegen die von zwei schwachen rheinischen Divisionen verteidigte Front von acht Kilometer Breite geworfen. Unerschütterlich haben die Rheinländer und die zu ihrer Unterstützung herangezogenen Bataillone der Garde und anderer Verbände dem Ansturm sechsfacher Ueberlegenheit nicht nur standgehalten, sondern sind ihm oft genug mit kräftigen Gegenstößen zuvorgekommen. So erklärt es sich, daß, trotzdem es sich hier um reine Verteidigungskämpfe handelt, doch mehr als 2450 unverwundete Gefangene, darunter 35 Offiziere, in unseren Händen blieben. Freilich sind unsere Verluste einem tapferen Gegner gegenüber schwer. Sie übertreffen sogar diejenigen, die die gesamten in der Masurenschlacht beteiligten deutschen Kräfte erlitten, aber sie sind nicht umsonst gebracht. Die Einbuße des Feindes ist auf mindestens das Dreifache der unsrigen, das heißt auf mehr als 45000 Mann zu schätzen. Unsere Front in der Champagne steht fester als je. Die französischen Anstrengungen haben keinerlei Einfluß auf den Verlauf der Dinge im Osten auszuüben vermocht. Ein neues Ruhmesblatt hat deutsche Tapferkeit und deutsche Zähigkeit erworben, das sich demjenigen, das fast zu derselben Zeit in Masuren erkämpft wurde, gleichwertig anreiht.

11. März.

In der Champagne richteten die Franzosen zwei vergebliche Angriffe gegen den Waldzipfel östlich von Souain, aus dem sie vorgestern geworfen worden waren.

12. März 1915.

Französische Meldung: Die Operationen in der Champagne nahmen seit Wochen ihren Fortgang; dabei erreichten wir vollständig das Ziel, das wir uns bestimmt hatten. Dieses Ziel hatte einen doppelten Charakter: einen örtlichen und einen allgemeinen.

Die örtlichen Ergebnisse lassen sich zusammenfassen in ein ununterbrochenes Fortschreiten. Unsere Gewinne stellen eine Front dar von sieben Kilometer Länge und zwei

bis drei Kilometer Tiefe im Vergleich mit Ende Dezember 1914. Wir sind nunmehr Herren der Höhenlinien, die für neue Angriffe eine günstige Grundlage bilden. Die Verluste der Deutschen sind sehr hoch; zwei Regimenter der Garde wurden nahezu vernichtet. Die zweite und fünfte Kompagnie eines dieser Regimenter wurde in eine einzige verschmolzen. Die Bestände des Feindes schwanken zwischen vier- bis fünfeinhalb Korps. Wir fanden auf dem Gelände zehntausend Leichen, wir machten zweitausend Gefangene, die fünf verschiedenen Korps angehören. Außerdem erbeuteten wir Revolverkanonen und viele Maschinengewehre.

Die Stimmung der Gefangenen ist sehr gedrückt. Fälle von Wahnsinn ereigneten sich unter den deutschen Truppen, die genötigt waren, sich in den Schützengräben zu halten, die entsprechend unseren Fortschritten angelegt werden mußten.

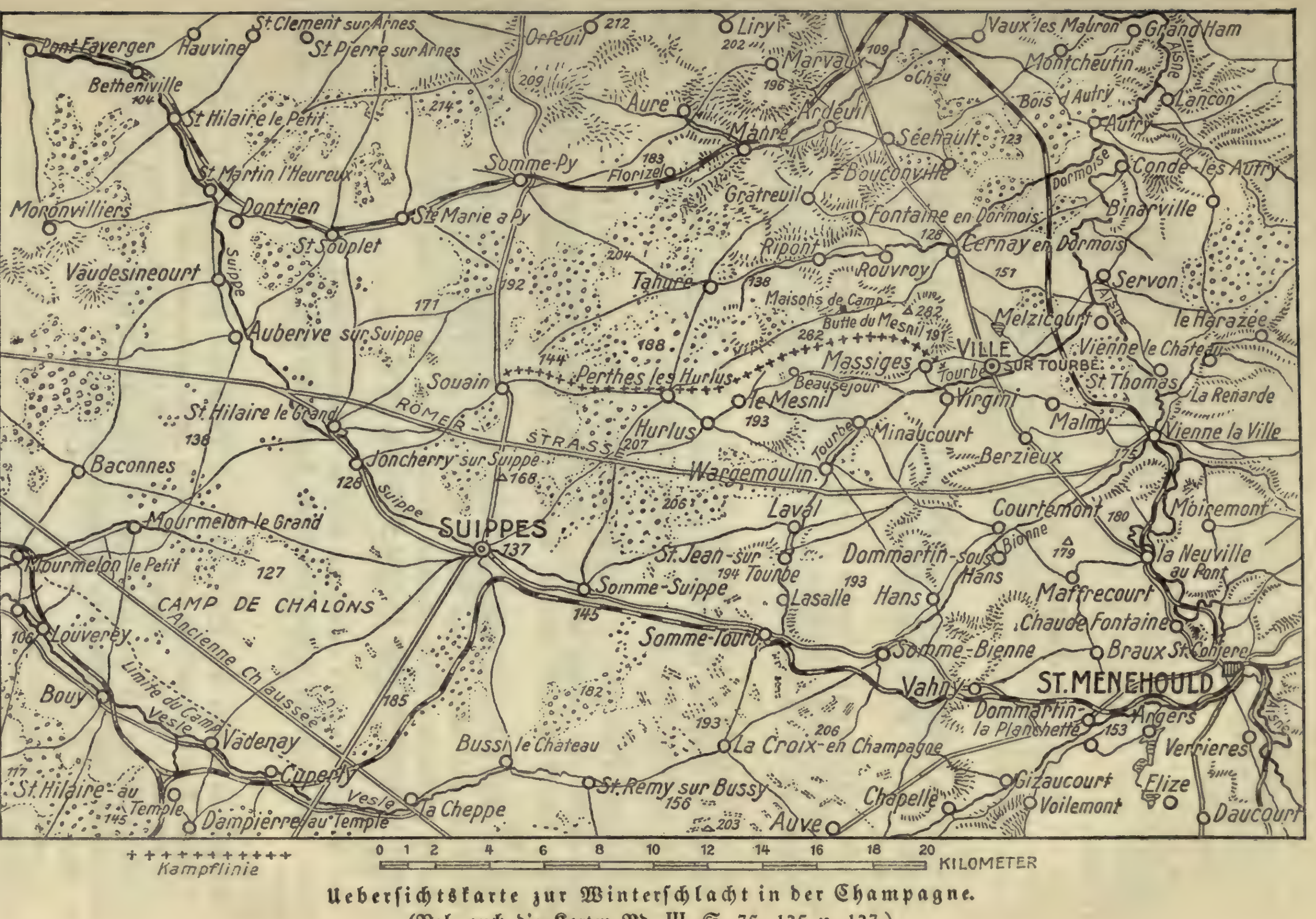
Das wesentliche und allgemeine Ziel der Operationen in der Champagne seit dem 16. Februar 1915 war: die höchstmögliche Zahl der deutschen Streitkräfte festzuhalten, sie zu einem großen Verbrauche von Munition zu veranlassen und dem Feinde jeden Transport von Truppen nach Rußland zu verwehren. Dieses Ziel wurde vollkommen erreicht. Die Deutschen hatten am 16. Februar in der Champagne: 119 Bataillone, 31 Schwadronen, 64 Feldbatterien und 20 schwere Batterien. Vom 16. Februar bis zum 10. März führten die Deutschen überdies noch heran zwanzig Bataillone, darunter sechs von der Garde, zwei schwere Batterien der Garde und ein Regiment Feldartillerie, das heißt den Wert eines Armeekorps.

Trotz ihrer Verstärkungen vermochten die Deutschen keinen Vorteil zu erlangen; auch war es ihnen unmöglich, Truppen nach Rußland zu transportieren. Auf diese Art wurde der glänzende Erfolg erleichtert, den die Russen vom 25. Februar bis zum 3. März erzielten, der die Deutschen zu einem überstürzten Rückzug nötigte, indem sie ihnen 10 000 Gefangene, zahlreiche Kanonen und Maschinengewehre abnahmen. Ein namhafter Teil der zwischen dem 16. Februar und dem 10. März nach der Champagne entsandten Truppen kommt aus der Frontgegend, wo die Engländer am 10. März einen ersten Erfolg davontrugen. So bekräftigte sich wieder einmal zum Vorteil der verbündeten Waffen die innige Solidarität in den Operationen.

Das deutsche Communiqué vom 10. März (vgl. S. 9) kann nicht umhin, den französischen Erfolg zuzugeben. Das erste Geständnis des Communiqués bekennt, daß die französische Aktion in der Champagne in dem Augenblicke des deutschen Erfolges in den Masurischen Seen einsetzte, unterläßt aber beizufügen, daß sich der genannte Erfolg vom 25. Februar 1915 an in einen entschiedenen Mißerfolg verwandelte. Das zweite Geständnis des nämlichen Communiqués behauptet, die deutsche Armee habe in der Champagne nur zwei schwache Divisionen engagiert, doch erwähnt es die Anwesenheit zweier Armeekommandanten der Armee v. Einem, ferner die Gardebataillone, die aus dem Norden kamen und weitere zu ihrer Hilfe herbeibeorderte Einheiten.

Ein drittes Geständnis des Communiqués erklärt, die deutsche Armee habe in der Champagne mehr Leute verloren, als in der Winterschlacht von Masuren. Nun gab es in den Masurischen Seen vierzehn Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen. Es wäre also schwierig gewesen, zwei schwachen Divisionen schwerere Verluste beizufügen als die in Rußland von vierzehn Korps erlittenen. In Wirklichkeit waren die deutschen Verluste in der Champagne so stark, weil sie nicht zwei, sondern mehr als zehn Divisionen umfaßten.

Zusammengefaßt war unsere Aktion in der Champagne: 1. eine ununterbrochene Folge von lokalen Erfolgen, die uns nur verhältnismäßig geringe Verluste und wenige Gefangene kosteten, 2. ließ sie uns dem Feinde ungeheuere Verluste zufügen, größere als die von ihm in Rußland im nämlichen Augenblicke erlittenen waren, 3. zwangen wir



Uebersichtskarte zur Winterschlacht in der Champagne.
(Vgl. auch die Karten Bd. III, S. 75, 125 u. 127.)

ihn, auf diesem Punkte fünf Korps zu konzentrieren und dort eine große Menge Munition auszugeben, 4. trug diese Aktion zu den glänzenden von den Russen und Engländern erlangten Erfolgen bei, 5. hat sie den deutschen Generalstab dazu bewogen, Erklärungen zu liefern, die ein Geständnis bedeuten.

13. März 1915.

In der Champagne flackerte an einzelnen Stellen der Kampf wieder auf. Alle französischen Teilangriffe wurden mit starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. 200 Gefangene blieben dabei in unserer Hand.

14. März.

In der Champagne wiederholten die Franzosen östlich von Souain und nördlich Lemesnil auch gestern ihre Teilangriffe. Unter schweren Verlusten für den Feind brachen sämtliche Angriffe im Feuer unserer Truppen zusammen.

15. März.

Französische Teilangriffe nördlich Lemesnil — Champagne — wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

16. März.

In der Champagne brachen mehrere französische Teilangriffe in unserem Feuer unter starken Verlusten zusammen.

Nördlich von Beau-Séjour entrissen unsere Truppen den Franzosen mehrere Gräben

17. März.

In der Champagne westlich von Perthes und nördlich von Lemesnil griffen die Franzosen tagsüber mehreremale erfolglos an. Am Abend setzten sie nördlich von Lemesnil zu neuen Angriffen mit stärkeren Kräften an. Der Kampf ist noch im Gange.

18. März.

Französische Teilangriffe in der Champagne nördlich von Lemesnil wurden durch Gegenangriffe zum Stehen gebracht. Ein dort gestern abend erneut einsetzender französischer Angriff ist unter schweren Verlusten für den Feind zurückgewiesen worden.

19. März.

In der Champagne scheiterten wieder zwei französische Teilangriffe nördlich von Lemesnil und nördlich von Beau-Séjour; zwei Offiziere, 70 Franzosen wurden gefangen genommen. Nach schweren Verlusten zog sich der zurückgeschlagene Feind in unserem erfolgreichen Feuer in seine Stellungen zurück.

20. März.

In der Champagne verlief der Tag im allgemeinen ruhig, nachdem beim Morgengrauen unsere Truppen einige französische Gräben nördlich Beau-Séjour genommen hatten.

21. März.

Auf der Kathedrale von Soissons, die die Genfer Kreuzflagge trug, wurde eine französische Beobachtungsstelle erkannt, unter Feuer genommen und beseitigt.

In der Champagne nördlich von Beau-Séjour trieben unsere Truppen ihre Sappen erfolgreich vor und hoben mehrere französische Gräben aus; dabei nahmen sie einen Offizier, 299 unverwundete Franzosen gefangen.

22. März.

In der Champagne, nördlich von Lemesnil, scheiterte ein französischer Nachtangriff.

23. März.

In der Champagne nahmen unsere Truppen einige erfolgreiche Minensprengungen vor und schlugen einen Nachtangriff nördlich von Beau-Séjour ab.

24. März 1915.

In der Champagne fanden nur Artilleriekämpfe statt.

27. März 1915.

Französische Flieger bewarfen Bapaume mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Bapaume wurde ein Franzose getötet, zwei schwer verwundet. Wir zwangen einen feindlichen Flieger nordwestlich von Arras zum Landen.

8. April.

In der Gegend von Rethel wurde ein feindliches Flugzeug, das aus Paris kam, zum Landen gezwungen. Der Flugzeugführer gab an, daß über die französischen Verluste in der Champagneschlacht in Paris noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen sei.

9. April.

Als Erwiderung auf die Beschießung einer hinter unserer Stellung gelegenen Ortschaft wurde Reims, in dem große Ansammlungen von Truppen und Batterien erkannt wurden, mit Brandgranaten belegt.

Nördlich vom Gehölz Beau-Séjour, nordöstlich von Lemesnil, entrissen wir gestern abend den Franzosen mehrere Gräben. Zwei Maschinengewehre wurden erbeutet. Zwei Wiedereroberungsversuche während der Nacht waren erfolglos.

10. April.

In der Champagne nördlich Beau-Séjour räumten unsere Truppen die am 8. April genommenen, gestern aber durch schweres französisches Feuer zerstörten Gräben und wiesen französische Angriffe in dieser Gegend ab.

13. April.

Bei Berry-au-Bac drangen die Franzosen nachts in einen unserer Gräben ein, wurden aber sofort wieder zurückgeworfen.

Ein feindlicher Fliegerangriff in der Gegend östlich von Reims mißglückte; nordöstlich von Suippes wurden gegen uns wieder Geschosse mit betäubender Gasentwicklung verwendet.

14. April.

Ein nächtlicher feindlicher Vorstoß bei Berry-au-Bac scheiterte.

17. April.

In der Champagne nordwestlich von Perthes wurde nach umfangreicher Sprengung eine französische Befestigungsgruppe im Sturm genommen. Ein heute früh angesetzter feindlicher Gegenangriff mißglückte.

18. April.

In der Champagne sprengten die Franzosen neben der vorgestern von uns eroberten Stellung einen Graben, ohne Vorteil zu erringen.

20. April.

In der Champagne machte unser Sappenangriff Fortschritte.

21. April.

Unweit der Kathedrale von Reims wurde eine neue feindliche Batterie erkannt und unter Feuer genommen.

24. April.

In der Champagne sprengten wir nördlich der Beau-Séjour Ferme heute nacht mit vier Mann einen feindlichen Schützengraben; die Franzosen erlitten hierbei starke Verluste, zumal ihre Artillerie das Feuer auf die eigenen Gräben legte.

26. April.

In der Champagne schlugen wir nördlich von Beau-Séjour zwei Nachtangriffe ab.

28. April 1915.

In der Champagne wurde heute nacht nördlich von Lemesnil eine umfangreiche französische Befestigungsgruppe gestürmt und gegen mehrere feindliche Gegenangriffe siegreich behauptet und ausgebaut. Der Feind erlitt starke Verluste. 60 unverwundete Franzosen, vier Maschinengewehre und dreizehn Minenwerfer fielen in unsere Hand.

29. April 1915.

Feindliche Minensprengungen in der Champagne nördlich von Lemesnil waren erfolglos. Bei Lemesnil wurden nächtliche französische Angriffe gegen die von uns gestern nacht eroberten Stellungen unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. Die hier gemachten französischen Gefangenen sind in jammervoller Verfassung. Sie zitterten vor Angst, da ihnen von ihren Offizieren vorgeredet worden war, sie würden, in deutsche Gefangenschaft geraten, sofort erschossen.

Reims wurde in Erwiderung auf die Beschießung unserer rückwärtigen Ruheortschaften mit einigen Granaten beworfen. Da der Feind die Bedeutung dieses unseres Vorgehens sehr gut kennt, würde es ihm leicht sein, Reims vor einer Beschießung zu bewahren.

30. April.

In der Champagne nördlich von Lemesnil konnten die Franzosen nichts von der ihnen vorgestern entrissenen Stellung wiedergewinnen. Die 1000 Meter breite und 300 Meter tiefe Befestigungsgruppe ist von uns in ihrem vollen Umfang umgebaut und wird gehalten.

1. Mai 1915.

Zwei feindliche Flugzeuge wurden wieder außer Gefecht gesetzt. Eines wurde bei Reims zusammengeschossen, das andere nordwestlich von Verdun aus einem Geschwader heraus zu eiligster Landung gezwungen.

Der Kampf um den „Granathof"

Zweihundert Meter vor dem Dorf La Boisselle, an der großen Hauptstraße, liegt ein einsames Gehöft, das viel umstritten, in wochenlangen Kämpfen zahlreiche Menschenleben gefordert hat. Die Franzosen nennen den Kampfplatz „das Blockhaus", die Deutschen „den Granathof". Hof und Dorf waren längst in Trümmer geschossen und wurden doch noch immer hartnäckig vom Feinde behauptet. Da wird Mitte Januar 1915 der Befehl gegeben, Hof und Dorf von den Franzosen zu säubern; um 3 Uhr nachts soll zum Angriff vorgegangen werden. Ohne Geräusch haben sich unsere Truppen durch die Verbindungsgräben herangewunden," erzählt ein Feldpostbrief, den der „Schwäbische Merkur" veröffentlicht hat. „Nun stehen sie Mann an Mann vorn im Graben an den Ausfallstufen, um über den Grabenrand hinaufzusteigen. Die Hindernisse davor sind in der Dunkelheit entfernt. Der Führer sieht auf das durch Leuchtmasse schwach erhellte Zifferblatt der Uhr. Noch drei Minuten, noch eine Minute. Wie lang und wie kurz ist sie doch! Dann folgt das Zeichen zum Antreten. Schweigend erhebt sich der Menschenwall und stürzt lautlos auf die gespenstischen Trümmer des Hofes zu. Pioniere mit Handgranaten und Sprengmunition sind zugeteilt. Die Besatzungen der Nachbargräben stehen bereit, die an den Granathof anschließenden feindlichen Stellungen unter Feuer zu nehmen, sobald sie sich an dem Kampf beteiligen wollen. Aus dem Gewirr des Hofes erheben sich einzelne feindliche Posten. Ehe sie die Gefahr erkennen, sind sie schon stumm gemacht. Das Bajonett tötet lautlos. Nun stürzt ein Teil auf die Eingänge der Keller, während andere die zerstörte Umfassung des Hofes übersteigen, in die Senke dahinter hinabgleiten und den nahe gelegenen Kirchhof besetzen. Die Toten dort unten werden heute manchen Genossen bekommen. Pioniere erbrechen die verrammelten Kellerzugänge. Beim Schein der Taschenlampen sucht der Fuß die Stufen zur Tiefe. Kein Feind tritt entgegen. Ein zusammengesunkenes Wachtfeuer wirft flackernde Lichter in den dunkeln Raum. Dort liegt der Feind in dichten Haufen tief im Schlaf. Die Soldaten sehen es mit Staunen, aber kein deutscher Krieger tötet einen wehrlosen Feind. Der Führer befiehlt die sorglosen Schläfer durch einige Schüsse über sie hin zu wecken. Dann will er sie auffordern, sich zu ergeben. Aber der Feind ist tapfer; aufgeschreckt erfaßt er gewohnheitsmäßig seine Waffe, von Uebergabe will er nichts wissen. Und nun beginnt der Kampf im

Halbdunkel, Mann gegen Mann. Ueber die folgende Spanne Zeit kann niemand mehr Rechenschaft geben. Das Geschoß, die blanke Waffe, die Handgranate, Hand und Fuß beteiligen sich am Kampfe, bis der Gegner das blutige Spiel verloren gibt. Der überlebende Rest ergibt sich. Inzwischen sind die Kameraden nicht müßig gewesen. An verdeckten Unterständen und in den Vorhöfen der Minengänge wird gefochten, bis auch hier der Feind die Waffen streckt.

Die Kämpfe konnten nicht verborgen bleiben. In den anschließenden Stellungen ist der Feind lebendig geworden. Leuchtkugeln fliegen in die Luft, scheinen einen Augenblick als leuchtende Gestirne still zu stehen, bis sie zerplatzend eine Garbe kleinerer Sterne über den dunkeln Plan ausbreiten und ihn erhellen. Das Gewehrfeuer knattert ununterbrochen von beiden Seiten. Deutlich vernimmt man das Feuer der feindlichen Maschinengewehre, das wie der Klang schwerer Tropfen tönt, die in regelmäßigen kurzen Pausen fallen. Das Toben des Feindes kann an dem Geschick der Nacht nichts ändern. Hundert Gefangene haben wir gemacht. Während sie zurückgeführt werden, bereiten die Pioniere alle Räume, die noch Deckung bieten können, zur Sprengung vor. Dann ein verabredetes Zeichen und alle Sturmtruppen räumen den Hof und seine Umgebung. Auf dem Wege zu ihren alten Stellungen vernehmen sie noch den grollenden Donner, der die Zerstörung der feindlichen Deckungen anzeigt. Als jetzt beim Morgengrauen die feindlichen Verstärkungen anrücken, liegt der Granathof still und verlassen da. Sie kommen zu spät. Die Fernsprechleitung, die sie rechtzeitig herbeirufen sollte, war durch einen braven Pionier beim Eindringen in die unterirdische Welt zerstört worden.

Der französische Bericht über die Ereignisse der Nacht lautete: „Der Feind machte einen vergeblichen Versuch, sich in den Besitz des Blockhauses bei La Boisselle zu setzen. Wir warfen ihn zurück. 200 Tote ließ er auf der Walstatt.“ Tatsächlich betrugen unsere Verluste jedoch nur 34 Mann an Toten und Verwundeten, darunter drei Offiziere.

Als der Wintermorgen dämmerte, erlosch zögernd das Feuer. Einsam stand der Posten wieder im vorderen Graben und spähte hinüber zum Granathof. Aus der Ferne trug der Morgenwind verhallende Laute eines Liedes zu ihm, wohl der Gesang der Kameraden, die die Gefangenen zurückführten. Er kannte die Weise. Leise summte er den Schlußsatz mit: Haltet aus im Sturmgebraus! Haltet aus, haltet aus. . . .“

Der Feind hörte nicht auf, den verlassenen Trümmerhaufen des Granathofs ununterbrochen mit seiner Artillerie zu beschießen, wohl um dadurch die Deutschen zu verhindern, gedeckt durch die Ruinen, ihre Stellungen nach vorwärts zu verschieben. Diese furchtbare Kanonade schildert Generalleutnant von Stein in einer anschaulichen Skizze in der „Kölnischen Zeitung“ folgendermaßen: „In fast regelmäßigen Abständen dröhnt drüben beim Feind ein Kanonenschuß. Jedesmal schlägt wenige Sekunden später eine Granate in die Trümmer des Gehöfts. Die eintönige Folge wird bisweilen unterbrochen durch drei bis vier beinahe ineinander fallende Schüsse. Kaum vernommen, folgen ihnen ebensoviele Einschläge mit scharfem Knall der zerspringenden Granaten, spritzen die schon hundertfach zerfetzten Trümmer des Granathofs auf. Die Posten ducken sich im Graben, und über sie hinweg rauscht der Hagel der Eisensplitter. Sie achten's kaum. Wochen und Monate lang haben sie dasselbe Bild gesehen und denselben Ton gehört, das scharf abgerissene Geratter der platzenden Feldgranaten. Sie kennen die feindliche Batterie, die den Hof dauernd unter Feuer hält. Man sieht sie nicht, nur ahnen kann man ihre gedeckte Stellung, tief im Grunde in der Nähe der zum Feinde laufenden Straße. Nicht immer schießt sie allein. Bisweilen gesellen sich andere Batterien zu ihr, deren Feuer durch geheimnisvolle Fäden auf den Granathof vereint wird. Sie scheinen zahllos zu sein. Ihr Donner rollt ununterbrochen und kommt aus allen Richtungen. Die Einschläge der Geschosse sind nicht mehr zu unterscheiden. Wie dort

in den feindlichen Stellungen das Dröhnen der Geschütze nicht mehr abreißt, sondern in einem einzigen furchtbaren Ton weiterklingt, so ist auch in dem knatternden Klingen der einschlagenden und zerspringenden Geschosse keine Pause mehr zu unterscheiden. In den hellern Ton der Feldgeschütze und ihrer Geschosse setzt hier und da ein tiefer Ton ein. Ihm folgt in dem getroffenen Gehöft ein dumpfer Knall, der alle Nebengeräusche übertönt. In dem grausigen Konzert sind es die groben Bässe der aus den Festungen herangeschleppten schweren Geschütze. Dann wieder kurze Klänge in der Luft, weiße Wölkchen folgen ihnen, aus denen ein Hagel zur Erde stürzt. Das sind die zerspringenden Schrapnells, deren Kugeln weithin über den Boden streichen. Der Granathof wird zur Hölle. Kein lebendes Wesen kann dort bestehen."

Das Gefecht von Hurtebise auf der Hochebene von Craonne.

Die Deutschen hatten Ende Oktober 1914 an der Aisne bei Vailly, 15 Kilometer oberhalb Soissons, festen Fuß gefaßt (vgl. III, S. 131 f.), konnten aber trotz wochenlangen anstrengenden Sappen- und Minenkriegs dem Ziel der deutschen Heeresleitung, die Aisnelinie hier ganz zu besetzen, nicht viel näher kommen. So wurde Anfang Januar 1915 ein energischer Sturmangriff auf die besonders stark befestigte und vorteilhafte französische Stellung bei Hurtebise auf der Hochebene von Craonne vorbereitet und am 25. und 26. Januar 1915 mit siegreichem Erfolg durchgeführt. Ueber den Verlauf der Kampfhandlung berichtete das Große Hauptquartier am 28. Januar 1915:

„Einen knappen Tagemarsch von Soissons entfernt, also nicht allzuweit von dem Kampffelde vom 13. und 14. Januar 1915, über das wir erst vor kurzem berichteten (vgl. III, S. 141 ff.), hatten die Sachsen am 25. Januar 1915 ihren Ehrentag.

Die Kämpfe fanden auf der Hochebene von Craonne, also auf historischem Boden, statt. Das Gehöft Hurtebise, um dessen Besitz am 6. und 7. März 1814 Franzosen und Russen erbittert gekämpft hatten, bis es von den letzteren angezündet und geräumt wurde, liegt — auch heute von französischer Artillerie gänzlich zerschossen und ausgebrannt — als trauriger Mauerrest dicht hinter der Mitte der deutschen Stellungen, aus denen heraus der Angriff erfolgte; ost- und westwärts an das Gehöft anschließend, folgten die deutschen Schützengräben dem Chemin des Dames, einem die Hochfläche von Craonne entlangführenden Höhenwege, der im Jahre 1770 von dem Besitzer des nahegelegenen herrlichen Schlosses Le Bôve für die Prinzessinnen von Frankreich angelegt worden war.

Den deutschen Gräben dicht gegenüber lagen die französischen in dreifacher Reihe. Die vorderste Linie der letzteren nahm ganz ähnlich wie bei Soissons den Südrand der Hochfläche und damit eine für Infanteriewirkung und Artilleriebeobachtung günstige Stelle ein. Dazu stützte sich der linke Flügel auf ein starkes, wohlausgebautes Erdwerk, und die Mitte besaß in der Höhle von Creute einen bombensicheren Unterschlupf für starke Reserven. Diese geräumige Höhle, eine der zahlreichen des großen Pariser Kalksteinbeckens, diente einst den Bewohnern als Weinkeller, später als Wirtschaftsraum und Stallung. Hier suchten 1814 die Einwohner während der Schlacht von Craonne Schutz vor dem Artilleriefeuer. Bei dem gegenwärtigen Stellungskampfe war der Besitz eines derartigen Raumes von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Es galt, den Franzosen die erwähnten Stellungen samt Erdwerk und Höhlen zu entreißen. Nach ausgiebiger artilleristischer Vorbereitung schritt unsere Infanterie, die unter den Befehlen der Generale von Gersdorff und von der Planitz stand, während der Oberbefehl in Händen des Generals der Infanterie d'Elsa lag, auf der ganzen Linie zum Angriff. Binnen wenigen Minuten waren das Erdwerk und die durch das Feuer unserer Artillerie stark erschütterte erste französische Linie erstürmt. Kurz darauf war auch die zweite Linie in unserer Hand. Ueber die Höhle hinweg ging dann der Sturm gegen



Phot. Bruno Wiehr, Dresden

General von Gersdorff



Phot. Pieperhoff, Leipzig

General der Infanterie d'Elsa



Phot. A. Grohs, Berlin

Straßenbarrikaden in einem von den Deutschen gestürmten Dorfe auf den Höhen von Craonne



Phot. A. Grohs, Berlin

Blick auf die Stadt Craonne; im Vordergrund Hindernisse, die von den deutschen Truppen im Sturme genommen wurden



Phot. A. Grohs, Berlin

Unterstände deutscher Infanterie bei Craonne

die dritte und letzte Stellung des Feindes. Binnen einer halben Stunde war der Angreifer im Besitz des Erdwerkes und der drei Linien mit Ausnahme des linken Angriffsflügels, wo der Feind erbitterten Widerstand leistete. Auch die Höhle selbst, die nur nach Süden einen schmalen Ausgang hatte, war noch in französischem Besitz.

Während sich unsere Truppen bereits südlich der Höhle in den eroberten Stellungen einrichteten, ist der Höhleneingang umstellt und unter Maschinengewehrfeuer genommen worden. Es wurde Mitternacht, bis sich die hier eingeschlossene Besatzung von rund 300 Köpfen ergab. Auf dem linken Angriffsflügel dauerten die Kämpfe bis zum 26. Januar 5 Uhr morgens. Zu dieser Stunde war auch hier der Widerstand des Feindes endgültig gebrochen, und der Angreifer auf einer Frontbreite von 1500 Metern im Besitze des von ihm gesteckten Zieles: der drei französischen Linien.

Fünf Offiziere, 1100 Mann, acht Maschinengewehre, ein Scheinwerfer und ein großes, in der Höhle niedergelegtes Pionierdepot waren in deutsche Hand gefallen. Was von den französischen Verteidigern noch entkam, flüchtete den Hang hinunter und grub sich dort ein, den Deutschen nunmehr die Hochfläche und damit ausgezeichnete neue Stellungen überlassend. Bei den französischen Gefangenen und Toten — die Zahl der letzteren wird auf mindestens 1500 geschätzt — wurden die Nummern der Regimenter 18, 34, 49, 143, 218 und 249 festgestellt. Sie gehören zum XVIII. Armeekorps. Der zum Teil den Pyrenäen entstammende Ersatz hat sich in der Verteidigung sehr tapfer geschlagen. Aber auch er vermochte der unvergleichlichen Angriffslust und Tapferkeit unserer Truppen auf die Dauer nicht zu widerstehen."

Am Abend vor dem Sturm waren alle Vorbereitungen beendet. Infanterie, Artillerie und Pioniere wußten genau was sie beim Angriffe zu tun hatten; auch die Feld- und Kriegslazarette waren von dem bevorstehenden großen Ereignis in Kenntnis gesetzt worden, damit sie entsprechende Vorkehrungen treffen konnten. Auf diese Vorbereitungen und auf die schon oft bewährte Angriffslust und Kampfesfreude der Mannschaften gründete sich das Vertrauen der Führer und der Truppe auf eine glückliche Durchführung der Operationen.

Der Vormittag des 25. Januar 1915 verlief noch ruhig. „Die Franzosen hatten," wie Armand Fehéri in der „Neuen Freien Presse" erzählt, „keine Ahnung von dem geplanten Angriff. Zur befohlenen Zeit — ungefähr mittags — wurde die sehr verstärkte deutsche Artillerie in Tätigkeit gesetzt. Das nun einsetzende Artilleriefeuer war überwältigend, es war verteilt auf alle feindlichen Gräben und Stützpunkte. Das Feuer der deutschen Kanonen glich einem unausgesetzten erschütternden Donnern, wobei man den einzelnen Schuß gar nicht mehr unterscheiden konnte. Erst zwanzig Minuten später erwiderte die französische Artillerie, sie war jedoch der deutschen Artillerie unterlegen. Nun schwenkte die deutsche Artillerie ihr Feuer ganz auf die Annäherungswege über, um den Zustrom von Reserven zu verhindern. In diesem Augenblick brach die deutsche Infanterie auf vorbereiteten Sturmleitern und Sturmtreppen aus ihren Gräben zum Angriff heraus und drang, über das freie Feld vorgehend, in die feindlichen Gräben ein, wobei die vorauseilenden Pioniere mit ihren Drahtscheren Sturmgassen durch beide Drahthindernisse schnitten. Ein kurzer und erbitterter Nahkampf folgte und die erste feindliche Stellung war genommen . . . Der zweite Graben und das Gehöft La Creute Ferme konnten von den Franzosen noch eine Zeitlang gehalten werden, dann waren auch sie in unseren Händen. Und weiter ging es zum dritten Graben. Inzwischen hatte sich aber die französische Infanterie von La Creute Ferme in eine Höhle geflüchtet und am Ausgang derselben zwei Maschinengewehre aufgestellt, so daß zunächst jedes Eindringen ausgeschlossen war. Bis Mitternacht hielten sich die Franzosen in dieser Höhle, jeder Versuch, sich zu nähern, scheiterte. In der Nacht schickte dann der deutsche Be-

fehlshaber zwei gefangene Unteroffiziere zu den Eingeschlossenen. Um unnötiges Blutvergießen zu verhindern, wurde ihnen mitgeteilt, daß die Höhle gesprengt werden sollte, falls sie sich nicht sofort ergeben würden. Darauf streckte die Besatzung der Höhle, dreihundert Mann, die Waffen.

Bei dieser Uebergabe ereignete sich etwas sehr Lustiges. Am Sturmtag schlich eine Pionierpatrouille in der Richtung La Creute Ferme vor, um dort das Drahthindernis zu zerschneiden. Plötzlich verschwand einer der Leute, wie von der Erde verschlungen, und seine Kameraden konnten auch nicht entdecken, wo er geblieben war. Als die vorher erwähnte Höhle von La Creute Ferme von den Deutschen erobert wurde, kam als letzter hinter den aus der Höhle heraustretenden Franzosen auch der vermißte deutsche Pionier zum Vorschein. Mit den freundlichen Worten: „Herr Unteroffizier, da wär' ich wieder!“ meldete er sich bei seinem Vorgesetzten zur Stelle. Bei seinem Patrouillengang war er durch einen Luftschacht in einen Seitengang der Höhle gefallen . . . Bei der Eroberung der Creute Ferme spielte sich noch ein anderer bezeichnender Vorgang ab. In einem der feindlichen Schützengräben befand sich ein Maschinengewehr, das den angreifenden Deutschen starke Verluste verursachte. Da lief ein preußischer Pionier mit einem Kameraden auf dieses heftig feuernde Gewehr zu. Es gelang ihm, unversehrt heranzukommen; dann packte er den Lauf des Maschinengewehrs und drückte ihn zur Erde hinunter, so daß es nicht mehr feuern konnte. Inzwischen war die deutsche Infanterie herangekommen, die in den Graben hineinsprang und dessen Besatzung überwältigte. Dieser Vorgang kam den Franzosen so überraschend, daß ein französischer Gefangener, der zur Bedienung des Maschinengewehrs gehört hatte, auf Befragen erklärte, er und seine Kameraden hätten im Augenblick gar nicht begreifen können, warum das Maschinengewehr auf einmal nicht mehr zu feuern imstande war.

Am 26. Januar wurde noch das letzte im feindlichen Besitz befindliche Grabenstück genommen. Es geschah in blutigem Nah- und Handgranatenkampf, die Franzosen verteidigten sich sehr zähe. Auch hier haben die französischen Offiziere versucht, ihre Leute durch die plumpe Lüge, daß die Deutschen alle französischen Gefangenen erschössen, zum äußersten Widerstande anzuspornen.

Die Kampfeslust der deutschen Mannschaft war durch die großen Erfolge derart gesteigert worden, daß ein anschließender französischer Graben auf etwa 500 Meter Ausdehnung vom Flügelregiment selbständig auf eigene Veranlassung genommen wurde und daß sich sogar Landwehrtruppen an dem Sturm freiwillig beteiligten. Die deutschen Verluste waren verhältnismäßig gering, und die Lazarette blieben gottlob leer.

Die genommenen französischen Stellungen waren — wie mir ein Offizier, der den Sturm mitgemacht hat, erzählt — in einem unglaublichen Zustande. Es herrschte überall ein derartiger Schmutz, daß die Deutschen, sobald sie die Stellungen einigermaßen verteidigungsfähig gemacht hatten, sofort damit begannen, wenigstens den gröbsten Unrat zu entfernen. Es waren keinerlei Anlagen für die im Schützengraben so wichtigen Latrinen vorhanden; man kann sich daher denken, wie es in diesem Graben nach mehrmonatlicher Besetzung aussah. Zum Teil wurden Laufgräben zu diesem Zwecke benützt. In diesen Stellungen fand sich ferner unbeerdigt eine Anzahl Leichen von Zuaven, die schon mindestens zwei bis drei Monate dort gelegen haben müssen.“

Die Tapferkeit der Sachsen fand allgemeine Anerkennnng. Der Kaiser ließ durch den Generalstabschef dem Zittauer Infanterieregiment Nr. 102, sowie den anderen an dem Sturm auf die Höhen von Craonne beteiligten sächsischen Truppen telegraphisch seinen Dank aussprechen und telegraphierte König Friedrich August von Sachsen: „Wieder haben sich Sachsens Söhne im Kampf für das Vaterland stolzen Ruhm erworben. Ich freue mich, Dir von der vortrefflichen Haltung Deiner Truppen in den jüngsten Kämpfen

von Craonne Mitteilung machen zu können und Dich wie Dein Volk zu solchen Leistungen beglückwünschen zu dürfen." Darauf hat auch der König von Sachsen den sächsischen Truppen herzlichen Gruß und warmen Dank übermitteln lassen.

„Sie haben aber auch gekämpft wie die Löwen, davon habe ich mich persönlich überzeugt," schreibt ein Mitkämpfer in einem in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief. „Der Sturm war auf den 25. Januar, 4 Uhr nachmittags angesetzt. Am Vormittag des 25. ging ich nochmals unsere ganze Stellung ab. Mit manchen Gruppen knüpfte ich ein Gespräch an und erkundigte mich nach dem Sturme. Die Vorbereitungen waren ihnen natürlich nicht entgangen, trotz strenger Geheimhaltung ahnten sie, was bevorstand. Sie schienen den Augenblick nicht erwarten zu können, eine freudige Erregung war in aller Mienen zu erkennen. Auf meine Frage: „Wann geht's los?", meinte ein Sachse gelassen: „Ei, so kurz nach dem Kaffee." Und wem's vergönnt war, zu sehen, wie die wackeren Truppen plötzlich gleichzeitig auf der ganzen Linie ihre vorzügliche Deckung preisgaben, die lange freie Strecke trotz feindlichen Geschoßhagels zurücklegten und den Gegner aus seiner Stellung vertrieben, dem schlug das Herz höher; er mußte sich sagen: „Solche Truppen können nicht besiegt werden."

Außer der sächsischen Infanterie durften sich auch nicht unbeträchtliche Teile preußischer Infanterie und fast ausschließlich preußische Pioniere in großer Zahl mit den Sachsen in die Lorbeeren teilen. Die preußischen Pioniere waren auf der ganzen Angriffsfront der Sachsen verteilt. Es erscheint nicht mehr als gerecht, wenn wir auch ihrer gedenken, denen wir das Gelingen des Sturmes zum guten Teile mit zu verdanken haben, die der Infanterie die Wege bahnten, ihr voranstürmten und dann, in feindlicher Stellung angekommen, mit Handgranaten, Brandröhren, Kreuzhacken und Spaten ebenso geschickt umzugehen verstanden wie mit dem Gewehr. Schon Tage vorher begannen ihre Vorbereitungen. Tag und Nacht waren sie tätig gewesen; und als der ersehnte Augenblick des Sturmes gekommen war, da waren sie es, die jeder Sturmkolonne voraneilten. Sie waren es, die nach monatelanger Defensive als die ersten die Deckung verlassen durften, um den hartnäckigen Feind davonzujagen. Und mit welcher Energie haben sie das besorgt!

Es war ein schönes Bild, das glatte Zusammenarbeiten der beiden Truppengattungen, Infanterie und Pioniere, vor und während des Sturmes beobachten zu können, und nicht in letzter Linie ist diesem Zusammenarbeiten der Erfolg zu verdanken."

Der deutsche Vorstoß bei Massiges vom 3. bis 12. Februar 1915

Die Höhe 191 ist eine bedeutende, langgestreckte, kahle Erhebung, über und über zerrissen von deutschen und französischen Schützengräben, Laufgräben, Sappen und unterirdischen Minengängen. In langwierigem Sappenkrieg hatte sich die deutsche Infanterie etwa zu ein Drittel in den Besitz der Höhe gesetzt und ihre vordersten Gräben bis ganz nahe an den Feind getrieben. Und der Feind ihr entgegen. Dieser Zustand verlangte nach einer Entscheidung, die am 3. und 4. Februar 1915 herbeigeführt wurde.

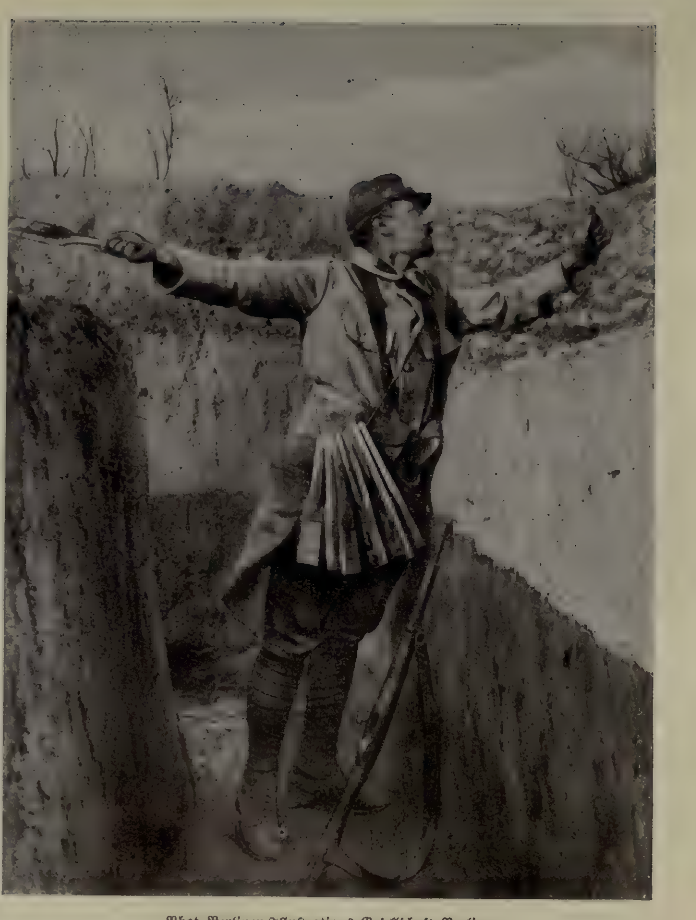
„Am Tage vorher," erzählt ein Artillerist in der „Frankfurter Zeitung", „hatte ich meinen Telephon- und Beobachtungstag auf der Höhe 191. Dadurch hatte ich Gelegenheit, die Vorbereitungen der Infanterie mitzuerleben. Es war sehr eindrucksvoll: die Beschaffung von 450 Sturmleitern (zum Verlassen der eigenen und Hinabsteigen in die feindlichen Gräben), die Aufstapelung der Infanterieschilde (als erste Deckung in neuen Stellungen), die Handbeile und Drahtscheren zum Zerstören der Drahtverhaue usw. Man hörte „halbamtlich" von geplanten Minensprengungen und sonstigen Vorbereitungen der Pioniere. In der Nacht zum 3. Februar trafen große Verstärkungen ein. Lautlos waren sie gekommen. Als ich frühmorgens noch im Dunkel meinen Posten verließ und zur

Batterie zurückkehrte, standen die „morituri" in schweigender Entschlossenheit am Fuße des Berges, die Pioniere mit Handgranaten umgürtet, die Infanterie die Sturmleitern auf dem Rücken; in langen Reihen klommen sie durch die Gräben den Berg hinan. Die völlige Lautlosigkeit bei der Bewegung so vieler Menschen hatte etwas Grauenhaftes.

Der Angriff war auf 12 Uhr mittags festgesetzt. Der Hauptfaktor sollte die völlige Ueberraschung des Feindes sein. Die Stunden bis 12 Uhr waren peinigend durch die lähmende Spannung. Die Gefechtsbefehle waren gegeben, und nun saß man da und wartete. Es war zum Verzweifeln. Der eine rannte zwecklos herum, der andere saß in der Ecke wie ein krankes Huhn, der Richtkanonier murmelte Gebete aus seinem Gebetbuch — kurz, es war das typische Kanonenfieber vor der Schlacht, das sich dann aber beim Gefecht in eine prachtvolle Ruhe und in exaktes Arbeiten verwandelte. Der Vormittag war kalt, klar, friedlich, voller Sonnenschein. Endlich nahte die Mittagsstunde, und wir traten an die Geschütze. Mit dem Schlag 12 schien der Himmel einzubrechen vor Getöse. Durch die Sprengung dreier großangelegter Minengänge barst der ganze Berg donnernd an drei Stellen auseinander, das Erdreich vulkanartig ausspeiend. Zugleich setzte die ganze deutsche Artillerie mit all ihren Kräften ein und deckte die feindlichen Gräben mit Geschossen zu. Die Geschütze gaben her, was sie konnten. In wenigen Minuten war die ganze Gegend weithin in undurchdringlichen, atemerschwerenden Pulverdampf gehüllt. Es war ein Höllenlärm sondergleichen. Die dreifache Sprengung, rasendes Infanteriefeuer, das Erdbeben der 21 cm-Geschütze, das helle Schreien der Langrohre, das Dröhnen der Feldgeschütze, dazwischen abgerissene Stücke der Regimentsmusik .... „.. wir alle wollen Hüter sein ...", geschrieene Befehle, das Poltern der auf dem gefrorenen Boden herandonnernden Munitionswagen, das Einsetzen der feindlichen Artillerie, das Heulen und Krepieren ihrer Geschosse schwersten Kalibers — unbeschreiblich! Eine wilde Lust übermannt einen da am Geschütz, Schuß um Schuß verläßt in schnellster Folge das Rohr, der Richtkanonier mit wunderbarer Ruhe und Präzision inmitten dieses Gebrodels die Richtmittel handhabend, Kanonier 1 mit wilder Kraft das Geschütz abziehend, ich selbst zünderstellend, mit den anderen knieend oder kauernd, um die Deckung, die Wall und Schutzschild bieten, voll auszunützen.

Es geht alles gut. Nach einer Stunde ist die feindliche Stellung sturmreif. Die Infanterie geht vor, Pioniere mit Handgranaten und Drahtscheren voran. Wir legen in der Entfernung zu, um die Franzosen an der Flucht oder an der Heranziehung von Reserven zu verhindern. Alles geht nach Wunsch. Ein Graben nach dem andern wird von der Infanterie genommen. Um 2 Uhr ist die Hauptarbeit getan. Die Höhe ist unser bis auf einen kleinen Teil, wo unüberwindliche Drahtverhaue unsern Angriff aufhielten. Schon sieht man in der Ferne durchs Glas, wie einzelne Gruppen Gefangener, kenntlich an ihrer Waffenlosigkeit und an ihren langen schwarzen Mänteln, abgeführt werden. Leider sind einige Infanterieoffiziere gefallen, auch eigene Truppen durch die Sprengung verschüttet. Um die Sammlung des Feindes zu stören, wird mit größeren Entfernungen bis zum Abend weitergeschossen. Der Abend bricht herein, unsere beiden Fesselballons verlassen ihre Höhe und Scheinwerfer geistern mit gespenstischem Finger über Himmel und Land. Wir erwarten in der Nacht noch den feindlichen Gegenstoß und dürfen uns nicht der Ruhe hingeben. Um 2 Uhr morgens ist er da. Derselbe Höllenspektakel bricht los. Doch sind wir auf dem Posten und können das Feuer nach ein bis zwei Minuten eröffnen. Das Nachtgefecht dauert nur dreiviertel Stunden und ist für den Feind ganz ergebnislos. Er kann uns keinen Graben wieder entreißen."

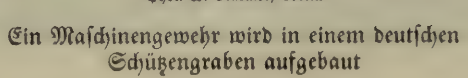
Die Behauptung des letzten, unmittelbar vor Massiges liegenden Quergrabens war dadurch besonders erschwert, daß halbrechts hinter ihm auf einer benachbarten Bergnase und halblinks hinter ihm auf der Höhe 191 selbst, in der Umgegend eines Steinbruchs



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein französischer Infanterist schleudert Handgranaten aus dem Schützengraben





Phot. W. Braemer, Berlin

Ein Maschinengewehr wird in einem deutschen Schützengraben aufgebaut



Phot. W. Braemer, Berlin

Beobachtungsposten in einem deutschen Schützengraben während der Ruhe der Mannschaften



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Soldaten verlassen beim Morgengrauen die Unterstände und begeben sich auf ihre Posten

mit steilen Rändern, die Franzosen sich nicht hatten verdrängen lassen oder jedenfalls nicht verdrängt worden waren. „Das ist der Graben, der mir am Abend des 6. Februar 1915 übergeben wurde," erzählt ein deutscher Offizier in der „Frankfurter Zeitung". „Zunächst erlebte ich um 1/27 Uhr das grandiose Schauspiel einer konzentrischen Beschießung dieses Grabens von drei Seiten her; halblinks hinter den bei uns berüchtigten Höhen von Malmy, gerade aus in der Gegend von Virginy—Verzieux und halbrechts etwa bei Beau-Séjour sah man es wetterleuchten und zwar fast auf die Sekunde gleichzeitig, so daß man an ein telephonisches Zusammenarbeiten dieser räumlich weit getrennten Batterien denken mußte. Etwa 15 bis 20 Minuten, die einem aber viel länger dünkten, sauste, zischte, krachte es über und besonders hinter uns. Zum Glück schossen die Franzosen zu hoch. Als es dann wieder still wurde und ich die Besichtigung meines neuen „Landgutes" fortsetzte, merkte ich, daß die französische Infanterie rechts und links von oder halbwegs hinter uns auch nicht untätig war und den Graben dauernd beunruhigte. Häufig aufsteigende Leuchtkugeln und Raketen (die bei den Franzosen mit einem Fallschirm versehen sind und sehr lang in der Luft bleiben) zeigten ihnen jede verdächtige Bewegung bei uns an.

Die Schwierigkeit der Stellung bestand nun nicht bloß in der weit vorgeschobenen Lage des vor Massiges befindlichen Grabens, sondern vor allem auch in dem Umstand, daß es sich um ein System ganz verworrener, kreuz und quer laufender Gräben handelte. Wer nicht genau Bescheid wußte, fand überhaupt den Weg von der alten deutschen zu der eroberten Stellung nicht hinüber. Es gab Aufregungen über Aufregungen in den Nächten vom 6. bis 12. Februar 1915.... Am Morgen des 12. Februar brachten dann endlich Patrouillen die Meldung, daß der Feind die Gräben um den Steinbruch geräumt habe, nur am äußersten linken Flügel leistete er noch geringen Widerstand, ehe er seine Gräben verließ. Seit dem Mittag des 12. sind die Deutschen demnach rechts und links des Massiges-Grabens in dessen Höhe vorgerückt, und das Flankenfeuer auf ihn hat damit aufgehört. Diese Tatsache liegt dem Wortlaut des deutschen Tagesberichts „die Gräben nördlich Massiges wurden genommen" zugrunde."

Die folgenden Tage wurden zum Ausbau der gewonnenen französischen Stellungen benutzt. Ueber die Beobachtungen, die dabei von den Deutschen gemacht wurden, schreibt der oben bereits zitierte deutsche Offizier weiter: „Sehr dankenswert war ein schräg in den Erdboden getriebener, wohl 25 Meter tiefer Stollen, der dem Kompagnieführer und seinem Stab und sonst noch manchem Mann während der Zeit der Beschießung sicheren Unterschlupf gewährt.... Obwohl wir in den vorhergehenden Tagen ungefähr 150 Leichen bestattet hatten, meist Franzosen, die schon seit dem 28. Dezember 1914 in dem schmalen Raum zwischen der deutschen und französischen Stellung lagen, waren immer noch einige übrig geblieben, darunter auch zwei von unseren braven Feldgrauen. Was sah ich aber nun bei näherer Untersuchung des französischen Schützengrabens, der der deutschen Sturmstellung zunächst gelegen hatte? Da und dort blickte eine zusammengekrallte Hand, ein Fuß, ein Kopf aus dem Erdaufwurf der Brust- und Rückenwehr hervor! Die Franzosen hatten also die Leichen ihrer Kameraden als Deckungsmittel benutzt und in die Erdwälle eingebaut! Das sind die Hüter der Zivilisation! In den Argonnen haben sie einen Waffenstillstand, der ihnen vom Kronprinzen angeboten war und der hauptsächlich die Bestattung ihrer Toten ermöglichen sollte, zurückgewiesen; so bleiben denn die Toten liegen, bis die Deutschen sich der Stellung bemächtigen und dann endlich für Ordnung sorgen. Auch auf der Kampffront bei Ville-sur-Tourbe ist es ebenso; dort lagen Anfang Februar 1915 noch Tote seit dem 26. September 1914! Als Leute von uns vor einiger Zeit einen Versuch machten, sie zu bestatten, wurden sie mit mörderischem Feuer empfangen."

Aus dem bombardierten Reims

Anfang Februar 1915 begann die Beschießung der alten französischen Krönungsstadt, die von der französischen Heeresleitung zu einem wichtigen militärischen Stützpunkte ausgebaut worden war, von neuem. Die Zustände in der Stadt wurden derart, daß von den 110 000 Einwohnern mindestens 98 000 flohen und in verschiedenen Teilen Frankreichs Zuflucht suchten. In Paris allein befanden sich 15 000 Flüchtlinge aus Reims. Ungefähr der zehnte Teil davon beteiligte sich, wie der Kriegsberichterstatter der „Daily News" berichtet, Ende Februar 1915 an einer Versammlung am Boulevard du Temple, in der die zuletzt Angekommenen über die Beschießungen berichten sollten. Ihr eigenes Blatt „Reims à Paris" fand reißenden Absatz. Es enthielt schlechte Nachrichten. Die heftige Beschießung am Donnerstag den 11. Februar hatte neun Bürgern das Leben gekostet und zahlreiche Verwundungen zur Folge gehabt. Am 16. und 17. Februar kamen alle vier Bezirke der Stadt in den Feuerbereich der deutschen Geschütze. Bis zum 20. wurde die Beschießung mit wachsender Heftigkeit fortgesetzt. In der furchtbaren Nacht vom 21. zum 22. Februar gingen 1500 Geschosse auf die unglückliche Stadt hernieder und verursachten an elf Stellen größere Brände. In dieser Nacht wurden wiederum zwanzig Bürger getötet. Als die Schulen der Stadt wieder eröffnet werden sollten, konnte man die Schulgebäude nicht benutzen; man mußte den Unterricht in die Keller der Champagnerfirmen verlegen, wo seit Monaten Hunderte von Personen Unterschlupf gefunden hatten.

Im „Journal de Genève" wird ein aus Reims vom Ende Februar 1915 datierter Brief veröffentlicht, in dem eine Dame ihre Erlebnisse in der Schreckensnacht vom 21. auf 22. Februar anschaulich schildert. Sie schreibt: „Sie können sich, liebe Freundin, von dieser Nacht keine Vorstellung machen. Mein Mann war Sonnabend den 20. nach Paris gefahren, und eine junge Freundin kam zu mir, um mir in meiner Verlassenheit Gesellschaft zu leisten. Sonntag Abend gegen 9 Uhr saßen wir ganz ruhig und lasen, als plötzlich ein Pfeifen und Zischen sich hören ließ. O, dieses Pfeifen! Ich habe nie etwas Aehnliches gehört, und war doch 1870 während der Beschießung in Straßburg. Aber das war ein Kinderspiel im Vergleich zu heute. Und dann schleuderten sie, Schlag auf Schlag, ohne auch nur eine Minute lang aufzuhören, ihre großen Geschosse von fünf verschiedenen Orten zugleich auf alle Stadtteile. Man hörte sie fallen. Ueberall ging alles in Stücke, rechts, links, vor, hinter uns. Wir gingen ins Erdgeschoß hinunter, aber es war hier genau so. Unser Keller ist nicht überwölbt, so daß wir hier unter den Trümmern hätten begraben werden können. Er stand überdies voll Wasser. Trotzdem setzten wir uns auf eine Kiste, wie zwei Hühner auf eine Stange. Um 11 Uhr konnte ich es vor Kälte nicht mehr aushalten, wir husteten alle beide; da gingen wir wieder in den ersten Stock hinauf, und ich machte Feuer im kleinen Salon, den wir noch für den sichersten Ort des Hauses hielten. Nun warteten wir auf die Dinge, die noch kommen sollten. Von 11 bis 3 Uhr morgens war es, glaube ich, noch schrecklicher als vorher. Wenn eine dieser Bomben zur Erde fiel, erzitterte das ganze Haus; wir glaubten, uns mitten in einem entsetzlichen Orkan zu befinden. Um 3 Uhr morgens hörte das Schießen, nachdem es länger als sechs Stunden gedauert hatte, auf. Wir warfen uns für kurze Zeit auf unsere Betten und konnten, als es hell wurde, feststellen, daß eine große Bombe gerade gegenüber unserem kleinen Salon niedergegangen war. Sie hatte zwei Löcher gerissen, durch die ein erwachsener Mann bequem hätte durchgehen können. Die Straße war bedeckt mit Trümmern; in unserm Hof lagen aus den Mauern gerissene Steine, Glassplitter u. a.; alle Fenster des Erdgeschosses und des ersten Stockwerks unseres Ladens waren zersplittert.

Am nächsten Morgen, zwischen 8 und 9 Uhr, begannen sie von neuem, wenn auch nicht mit solcher Heftigkeit; trotzdem gab es noch weit mehr Opfer als während der Nacht.

Dienstag früh verließen 4000 Personen Reims, unter anderen Freunde von uns, denen alles niedergebrannt ist, selbst die Bäume im Garten. Es entstanden in der Nacht von Sonntag zu Montag 14 Brände. Seit diesem Tage ist Reims wirklich traurig und verlassen; es ist eine tote Stadt; die Läden, die sich schon ein bißchen aufzutun begannen, sind wieder geschlossen, man kann kaum das Allernotwendigste einkaufen."

Bei dem Luftschiffbombardement in der Nacht vom 8. auf den 9. April (vgl. S. 13) sollen 38 Personen getötet worden sein.

Die Winterschlacht in der Champagne Ende Februar bis 10. März 1915

Die große Schlachthandlung in der Champagne ist durch die deutsche Meldung vom 10. März 1915 deutlich abgegrenzt worden. Darnach wird sie zugleich als französischer Durchbruchs- und Ablenkungsversuch betrachtet, unternommen, um den in Masuren geschlagenen Russen Entlastung zu bringen. „Die Versuche der Franzosen reichen indessen," wie der Militärkritiker Stegemann des Berner „Bund" vermutet, „schon um Monate zurück, und haben besonders vom Januar an zusammenhängende Angriffe auf der Front Perthes—Massiges dargestellt. Durch die deutsche Meldung und die ihr entgegengesetzte polemische Erwiderung der französischen Heeresleitung (vgl. S. 9—11) wird nun festgestellt, daß beiderseits sehr starke Kräfte, im besonderen französischerseits mächtig aus der Tiefe gestaffelte Angriffe, in die Erscheinung traten. War es auch von deutscher Seite keine neue strategische, aus dem Fundament angesetzte Operation großen Stiles wie in Masuren und vermochten auch die Franzosen keine originale operative Idee mit ihrem mächtigen Durchbruchsversuch zu verbinden, so muß doch die Reihenfolge von Kämpfen in der Champagne nach Anlage und Umfang als eine große, zusammenhängende Schlachthandlung bewertet werden, deren Beginn und Beschluß sich allerdings sehr verschieden abgrenzen läßt. Das interessanteste Moment ist dabei die ungeheure artilleristische Vorbereitung, welche die Franzosen ihren Angriffen angedeihen ließen. Würde es auch zu weit führen, das im einzelnen zu belegen, so sei doch auf Grund der beiderseitigen Meldungen als sichere Kalkulation festgestellt, daß die Franzosen durch ihre Massenartillerie die deutsche Linie derart methodisch Tag und Nacht abstreuen ließen, daß man bei der Berechnung zu dem unerhörten Ergebnis von mehr als 16 Schuß auf den laufenden Meter kommt. Die Verteidiger sind also in ihren eingeebneten Gräben buchstäblich mit Eisen bedeckt worden. Wir gehen vielleicht nicht zu weit, wenn wir darin für die Angreifer wie für die Verteidiger eine Rekordleistung erblicken, wie sie noch nicht dagewesen ist: daß in dieser Hölle der deutsche Verteidiger bis zuletzt ausharrte und den Durchbruch verhinderte, wenn auch wohl das Vorgelände und die erste Bodenwelle nördlich Perthes preisgegeben werden mußten, zeugt von unbegrenztem Opfermut der deutschen Infanterie."

Das fragliche Kampfgebiet befindet sich zwischen den Flüssen Aisne und Suippe, dort wo ihr Lauf im allgemeinen nach Norden gerichtet ist. Es liegt somit ungefähr in der Mitte zwischen den französischen Stellungen in den Argonnen und um Reims. „Die französische Front wird dabei," wie die „Neue Zürcher Zeitung" schreibt, „im allgemeinen durch die große Straße markiert, die von Reims in westlicher Richtung über Vienne-la-Ville durch den Argonnenwald nach Varennes und dann weiter nach Verdun führt. Um ein Bild aus der Befestigungslinie hervorzuholen, so bildet diese Straße gewissermaßen die Kurtine, während Reims ihre westliche, die Argonnen ihre östliche Bastion darstellen. Das Gelände war daher für umfangreichere französische Unternehmungen ziemlich verlockend und gegeben. Seine Ausdehnung zwischen Suippe und Aisne mißt rund 32 Kilometer. Es ist vielfach mit Wald bestanden und von vielen Kuppen und Höhenwellen durchzogen, deren Verlauf im allgemeinen von Westen nach Osten weist,

und die somit der als Kurtine bezeichneten Straße parallel liegen. Der ganze Abschnitt hatte für die Franzosen namentlich den Anreiz, daß es bei glücklichem Verlaufe der Unternehmungen gelingen konnte, die Deutschen gegen das Stück der Aisne zurückzudrücken, das dem Südfuß der Ardennen entlang nach Westen gerichtet ist und dessen Mitte ungefähr Rethel bildet."

Die amtlichen deutschen und französischen Angaben über Zweck, Verlauf, Verluste und Ergebnisse der Schlacht widersprechen sich im wesentlichen (vgl. S. 9—11). Auch der genaue Frontverlauf ist nach den Berichten der obersten Heeresleitungen nicht festzustellen. „Am heftigsten," schreibt der Militärkritiker der „Neuen Zürcher Zeitung", „muß in der Mitte des ganzen Abschnittes bei Souain, Perthes und Lemesnil gekämpft worden sein. Damit drängt sich die eigentliche Kampffront auf rund zehn Kilometer zusammen. Auch gegen Tahure zu wollen die Franzosen Boden gewonnen haben. Möglich ist, daß sie in den Besitz der Höhen und Waldstücke gekommen sind, die unmittelbar nördlich von Souain, Perthes, Lemesnil und Minaucourt liegen. Möglich ist aber auch, daß die Deutschen dieses Gelände gar nicht als zu ihren eigentlichen Kampfstellungen gehörig erachten."

Eine zusammenfassende Schilderung der blutigen Kämpfe, in denen Rheinländer und Gardetruppen in Schnee und Eis unter Hunger und Entbehrungen wochenlang unter dem Hagel totbringender Geschosse ausharren mußten, gibt es noch nicht. Dagegen sind zahlreiche eingehende Einzelschilderungen vorhanden, aus denen hier einige besonders charakteristische Stellen folgen sollen.

Ein Hauptmann schreibt in einem Berichte, den die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht hat: „Mein Regiment hat einfach übermenschliche Anstrengungen hinter sich. So was von Granatfeuer hatte ich in meinen kühnsten Träumen mir nicht vorgestellt. Bereits am ersten Abend und folgenden Vormittag hatten wir Verluste. Aber wir waren doch zuversichtlich und hofften auf bessere Zeiten. Am nächsten und den folgenden Tagen immer dasselbe Bild. Vor- und nachmittags „Trommelfeuer", wie der fachtechnische Ausdruck für das Schlag auf Schlag erfolgende Artilleriefeuer hier lautet. Auf unseren Unterstand hatte es die schwere Artillerie abgesehen. Wir konnten nicht heraustreten, ohne große Gefahr zu laufen, von den herumfliegenden Granatsplittern getroffen zu werden. Telephonleitung nach vorn und hinten war fast immer gestört. Daher stets Ungewißheit. Am zweiten Abend erhalten wir die Meldung, daß rechts von uns die Franzosen durchgebrochen wären. Leider kamen sie so in unsere Verbindungsgraben und flankierten mit Maschinengewehren unsere Stellung. Später kamen noch Minenwerfer hinzu, die unseren rechten Flügelkompagnien schwere Stunden bereiteten. Aber die Kompagnien hielten bewunderungswürdig Stand. Sobald die Franzosen unter dem Schutze der Rauchwolken ihrer Granaten vorrückten und dicht vor der Stellung sichtbar wurden, flink hatten unsere braven Kerls die Gewehre in der Hand und jedesmal wurden die Franzosen unter furchtbaren Verlusten zurückgeworfen. Sobald die französische Infanterie zurückflutete — es war schauerlich anzusehen — schoß ihre eigene Artillerie in sie mit aller Macht hinein, um sie so wieder vorzutreiben. Einmal kamen die Franzosen in den rechten Flügel unserer Stellung, aber kaum waren sie drin, stürmten unsere Leute mit blutunterlaufenen Augen vor Wut und Erregung wieder vor und machten alles nieder. Da die Franzosen uns fortwährend angriffen, war an irgend eine Ablösung nicht zu denken. Alles vom Regiment war draußen und kämpfte. Als Reserve hatten wir noch eine Kompagnie. Am vierten Tage brachen die Franzosen auch links von uns durch, und nun mußte das tapfere 1. Bataillon einen Angriff von vorn, von beiden Flanken und vom Rücken abwehren. Aber keinen Zoll breit Boden hat der Franzose bekommen... Ich möchte nicht verfehlen zu erwähnen, daß uns die Artillerie in einer über alles Lob erhabenen Weise unterstützt hat. Ohne sie wäre es nicht so gegangen. Sie schoß so

vorzüglich, daß, sobald Truppenansammlungen an einer Stelle gemeldet wurden, sofort die Granaten in sie einschlugen. Tausende von Franzosen liegen vor der Stellung. Der Gegner hat schwerste Verluste gehabt."

Von einem mit Handgranaten vorbereiteten Angriff auf einen französischen Graben erzählt ein Mitkämpfer in der Kriegszeitung eines Reservekorps: „Es ist 2 Uhr nachmittags. Zwei Handgranaten von unseren Leuten geworfen, geben das Zeichen zum Angriff. Die Werfer dringen bis auf zwanzig Meter an den vom Feinde besetzten Graben vor. Eine Handgranate nach der anderen fliegt in den feindlichen Graben und schreckliches Jammern und Stöhnen dringt an unser Ohr. Auch von unseren Getreuen fallen manche. „Sandsäcke her!" ruft der Kompagnieführer und schleppt selbst mit anderen Leuten etwa 100 Säcke heran, die von Hand zu Hand weitergegeben und aufgeschichtet werden. Durch die Schutzwehr werden die Verluste verringert. Der Wehrmann Christian liegt vor der Böschung des feindlichen Grabens und wirft andauernd seine Granaten. „Jong, die soaß" — ruft er im Kölner Platt, und ähnliche Ausdrücke folgen jedem Wurfe. Es gelingt uns jedoch nicht, den Feind in der Nacht aus dem Graben zu werfen; das feindliche Infanteriefeuer dauert, wenn auch ohne größere Wirkung, in der Dunkelheit an. Beim Morgengrauen melden sich Pioniere mit Handgranaten, und der tapfere Christian nimmt mit ihnen seine Arbeit wieder auf, dieses Mal aber mit größerem Erfolg, wie lautes Stöhnen im feindlichen Graben beweist. Unsere Leute sehen einzelne Franzosen aus dem Graben klettern und fliehen. Im Augenblick sind die Unsrigen aus ihrer Stellung heraus und laufen übers Feld auf den feindlichen Graben zu. Von der anderen Seite dringen Sachsen durch eine unserer Kompagnien verstärkt unaufhaltsam vor. Die fliehenden Feinde werden von den Bundesbrüdern niedergemäht.

„Hände hoch! Nieder die Waffen!" Es ist, als hätten die Franzmänner den Ruf verstanden, denn viele von ihnen folgen ihm. Etwa 150 Mann, darunter einige Offiziere, ergeben sich, und zwei Maschinengewehre bleiben in unseren Händen. Der Graben ist angefüllt mit gefallenen und verwundeten Franzosen; auch die Strecke dahinter ist mit ihnen bedeckt. Aber auch die Reihen der Rheinländer und Sachsen weisen Lücken auf. Von den acht Tapferen der Handgranatentruppe ist nur einer unverwundet zurückgekehrt. Als aber zwei Tage nach dem heißen Kampf der Kompagnieführer wieder Freiwillige für den Handgranatentrupp vortreten ließ, waren sofort die entstandenen Lücken geschlossen."

Ein anderer Mitkämpfer, dessen Regiment den Auftrag hatte, einen vereinzelt noch im Besitz der Franzosen gebliebenen Schützengraben am Rande einer Höhe zu nehmen und zu halten, schildert diese Kampfhandlung in einem in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief folgendermaßen: „Erst nach dreitägigen harten Kämpfen glückte uns die Tat. Jetzt liegen die Franzosen 600 Meter von uns gut verschanzt. Unsere Artillerie hat den Kerlen das Leben auf der Höhe verleidet, man merkte, daß kaum noch geschossen wurde, und siehe da, als wir zum Sturme vorgingen, waren die Gräben geräumt. Alles hatten die Franzmänner im Stich gelassen, Waffen, Schanzzeug, Mörser und Tornister mit allem Gepäck. Die vordersten Gräben werden von uns nur abends besetzt, am Tage ist nur ein Posten darin. Denn wir haben dort ein fürchterliches Artilleriefeuer auszuhalten, die Franzosen lassen ihre Wut an uns aus, als wenn die Munition kein Geld kostete. Auch schreckliches Flankenfeuer hatten wir, das uns schon am ersten Tage ziemlich schmerzliche Verluste beibrachte. Der Feind scheint übrigens seine alte Munition wieder zu haben, es folgt Blindgänger auf Blindgänger; die amerikanische Munition ist wohl zu Ende; sie war sehr gut und verursachte uns viele Verluste. . . .

Eigentümlich ist die Leere in der engern Gefahrenzone; wir verkriechen uns wie die Franzosen in die Erde wie Würmer. Nach meinen Beobachtungen gehen übrigens die französischen Angriffe ohne großen Elan vor sich, zögernd und träge kommen sie herangekrochen. Vor einigen Tagen haben wir sogar beobachtet, wie die Franzosen ihre Infanterie mit eigenem Schrapnellfeuer gegen uns vortrieben. Vor unsern Schützengräben sind Drahtverhaue angelegt; meistens lassen wir die Stürmenden bis dahin kommen, dann geht's drauf. Es liegen vor uns Leichen wie gesät, die Drahtverhaue hängen voll, es sieht aus, als hätten wir vorn große bunte Wäsche auf den Leinen hangen. Die Leichen zu beerdigen, ist einfach unmöglich, da die Franzosen die ganze Gegend durch fortwährendes Infanteriefeuer unpassierbar machen. Alles in allem ist die Sache sehr interessant, wenn auch verdammt gefährlich, da die Kerle scharf schießen. Am sichersten fühlt man sich trotz allem noch vorn im Schützengraben; die tief eingegrabenen Stollen gewähren recht guten Schutz, und nur wirkliche Volltreffer groben Kalibers können Schaden anrichten. Dagegen wird der Annäherungsgraben aus den weiter zurückliegenden Stellungen nach vorn stellenweise von feindlichen Batterien beherrscht, die sich ziemlich gut auf ihn eingeschossen haben" . . .

Immer wieder wird die Tätigkeit der deutschen Artillerie gelobt. Auch in diesem Briefe heißt es: „Vor unserer Artillerie muß man wirklich den Hut ziehen, denn sie schießt ganz vorzüglich, auf den Meter fast. Eine ganz schreckliche Wirkung haben unsere 21 cm-Geschosse. Ich hatte Gelegenheit zu beobachten, wie eine solche Granate auf etwa 60 Meter vor mir in eine Abteilung Franzosen einschlug; ungefähr 30 Mann flogen zerstückelt bis zu 20 Meter in die Luft."

Von der Tätigkeit eines seitlichen Beobachtungspostens für die Feuerleitung der deutschen Geschütze und von den Schwierigkeiten, die Verbindung mit den im Kampfe stehenden Batterien aufrecht zu erhalten, erzählt höchst anschaulich Erwin Berghaus in der „Kölnischen Zeitung". Er schreibt unter anderem: „Am Fernrohr steht der Oberleutnant. Es ist 4 Uhr nachmittags. 4,15 Uhr greifen wir an: Brigadebefehl. Erdklumpen fliegen da und dort aus den deutschen Gräben. Ausfallstufen werden in die Kreide gehauen; die mit dem aufgepflanzten Bajonett lauern aufs Zeichen. Derweil böllert unsere Artillerie die Gräben, die wir nehmen wollen, „sturmreif". Das Spiel ist im Gange, über den Deckungen lagern rauchige Schlangen. Wartet, ihr Rothosen, heute heizen wir euch die Hölle ein. Da verstummt das Brummen. Und wir lauschen. . . . Kreidekörnchen rieseln von der Decke herab. Wir lauschen — da! In der Ferne ein langhingezogenes Rauschen . . . Hurra! Der Sturm. Der Oberleutnant am Fernrohr, Auge und Ohr. Wir sehen die Dinge durch seine Worte, wie durch Linsenkristall so klar, erleben, wie sie vorstürmen, wie die Tapfersten fallen . . . Maschinengewehr knattert. „Die Hunde!" Sehen, wie die Unsrigen weiterrennen, die ersten im Graben verschwinden, und wissen: der Sturm war siegreich, der Graben ist unser . . . Freilich, auf den Gegenangriff muß man gefaßt sein; wer weiß, wie er ausläuft. Die Gräben wechseln den Herrn öfter denn einmal in drei Tagen.

Und schon brummt, Vorzeichen des Angriffs, die feindliche Kanonade. In der Ferne nahen die feindlichen Reserven. Ein endloser Gänsemarsch schlängelt sich durch den arg gelichteten Wald. Unser Feuer hält die Kolonnen nicht auf, die immer dichter gekrochen kommen. Befehle gleiten über den Draht. Wir sind eingeschossen. „Lebhafter feuern!" In der vordersten feindlichen Schützenlinie tauchen sie auf, Kopf an Kopf, fünf, sechs, acht, ein Dutzend. Neues Kommando. Eine „Gruppe" heult über unsern Ausguck in den Graben. Qualm und fliegende Fetzen. Lebt einer noch von dem Dutzend? „Melden Sie durch", sagt der Oberleutnant, „Schuß lag gut."

Wuchtiger hebt das Dröhnen beim Feinde an. Das ist, als wollten sie uns mit Blei verschütten, mit Pulver ersticken. Granaten betrommeln unsern Hügel, der dumpf erbebt. Aber keiner, der an den Volltreffer denkt, der jeden Augenblick kommen kann, uns zu zerreißen. Die Gedanken sind eingestellt auf die Batterie, die schießt, den Kanonier, der richtet — und den Draht, der ihm das beseelte Wort zuraunt: Dahin, dorthin, da trifft's. Der Draht! Noch ist die Verbindung durch keinen Granateinschlag unterbrochen worden. Wie lange noch, bis der Draht zerspellt, und die Geschütze automatisch, nicht zielsicher, Schuß auf Schuß, feuern müssen. Das Bombardement schwillt an zu furchtbarem Getöse. Es verschlingt die Stimme des Telephonisten, der unaufhaltsam die Leitung prüft: Verbindung gut?" und auf das Echo von drüben lauscht: „Noch gut." Da schweigt das Echo, zehn Sekunden lang, zwanzig. . . . „Die verdammte Quasselstrippe!" Das knirschte. „Herr Oberleutnant, können wir gehen? Flicken?" Der winkt ab, denkt wohl, daß das Selbstmord wäre. Eine Weile, da wendet er wieder den Kopf vom Fernrohr, und auf seiner Stirn lesen wir's: in den Gräben des Feindes bereitet der Ausfall sich vor, den wir zunichte schlagen müssen. „Herr Oberleutnant?" Diesmal die Antwort: ein Nicken, ein Gruß, ein Wunsch. Wir sind unterwegs.

Drahtflicker; in der Linken Kneifzange und Isolierband, das Auge hypnotisiert von dem teerschwarzen Faden, den die Rechte betastet. Wir folgen dem Graben, klettern auf allen Vieren über die Höhe — hier nimmt der Feind jeden Kopf aufs Korn, der emporschaut —, Böschungen hinauf, rutschen Hänge hinab. Kugeln sausen, knöchern knackend, wo sie einschlagen in den Stein, Granaten rauschen, über die Höhe hinweg in die Senkung, in den Wald vor uns, wo die dunkeln Fontänen kettenweise aufspritzen. Aber die Augen haften an dem Draht, der durch Zweiggewirr, über Moos und Steine dahinführt, Gräben entlang und wieder himmelan über gegabelte Aeste. . . . Da — unvermittelt —, hat der Draht ein Ende. Gerissen! Eine entwurzelte Zwergtanne daneben. Je zwei Fäuste greifen eine Drahtspitze, schaben mit dem Messer das Kupfer blank, verknoten die Enden. Das ist Augenblickswerk. Und wir hasten weiter, vornübergebeugt. Zehn Meter vor uns schlägt's in den Laufgraben ein, brüllend, ohrenbetäubend. Wir haben uns der Länge nach hingeworfen, wie Blitzschlag so jäh, — und schnellen wieder auf. Und hasten weiter, vornübergebeugt. . . .

Am Fuß des Hügels verläuft der Engpaß in eine kalkige, aufgeweichte Fläche, die den Hügel vom Walde trennt. Da toben die Furien. Denn der Feind weiß, daß hier Verkehrsadern sich hinziehen. Im gestreckten Galopp jagen Meldereiter über die Ebene, die so einsam ist. Wie von Unsichtbaren getrieben, wühlen sechspferdig bespannte Protzen, an Tauen, die zum Reißen gestrafft sind, sich Bahn durch den grauen Schlamm, schaukelnd über Granatlochtrichtern. Zerschossene Karren, geblähte Pferdekadaver versinken im Moder. In dem Tosen zerflattern die Weherufe verstümmelter Menschen. Wir hören sie kaum, sehen die Toten kaum, die unter einer breitästigen Tanne aufgeschichtet sind, viele, viele . . ., und zu denen auf Bahren immer neue, warme Körper getragen werden, deren letztes Atmen ein Jauchzen war für das Vaterland.

Der Höhenrand, von dem wir kommen, ist eine gigantische, rußig qualmende Wolke, wie wenn von jenseits die Flammen des Weltbrandes gekrochen kämen, der Menschendämmerung Lohe. Ein Anblick, der Menschen versteinern könnte, furchtbar und grandios. Wir tun unsere Pflicht und flicken den Draht. Am Boden kringeln die abgeschlagenen Fetzen. Wir sind in den Wald geraten. Ueber den Wipfeln wüten Orkane, schreien, kreischen die Haubitzengeschosse, brüllen die Mörser, unendliches Waldecho hinter sich herschleifend. Jenseits des Berges stampft das krepierende Eisen die Erde, und von jenseits des Berges flutet das stählerne Rauschen zurück, brandet in dem zersplitternden,

krachenden Tannengehölz. Es ist, als hätten alle Schlünde der Hölle sich aufgetan, sirenenheulend, wutfauchend, hohnjuchend in unterirdischen Polyphonien. Rechts und links, vor uns, hinter uns schlägt das markerschütternde, metallene Dröhnen den Wald, durch den Strauch sticht die zuckende Flamme, in der durchhitzten Luft flimmert grüngefälltes Gezweig, und aus den Erdtrichtern steigt, wie aus Opferpfannen, schwelender Rauch. Um unsere Ohren zerschneiden Peitschenhiebe die Luft, summt's wie Hornissenflug: die Geschosse der Infanterie. Uns zu Häupten ein schrilles Trillern: Sprengteile und Granatenzünder stürzen zu Boden. Ab und zu schrecken unsere Körper zusammen, mechanisch und recken sich wieder. Seltsam, wir haben keine Furcht. Wir lauschen mit allen Sinnen, lauschen dem unbeschreiblich Großartigen und Unfaßlichen, das uns angeht wie ein Schauspiel entfesselter Leidenschaft und doch zugleich wie wesenloses Geschehen — wie Naturkräfte des Alls, die nur sichtbar werden in ihrer Wirkung: wo sie Material ummodeln, jäh und gewaltsam, und die blind, blindlings wuchten. Denn nur der Intellekt, nicht der Geist begreift, daß hier Menschen die Hebel werfen, und auf diesem Fleck Erde eins der gewaltigsten, Hieb um Hieb parierenden Artillerieduelle aller Zeiten sich abspielt, und ein Menschenringen im Gange ist, wie nie eins zuvor: die Champagneschlacht."

Als die gewaltige Winterschlacht in der Champagne zugunsten der deutschen Heldenscharen entschieden war, da hatte sich das Schlachtfeld in ein riesiges Leichenfeld gewandelt. 15000 Deutsche haben auf Frankreichs blutgetränktem Boden in wochenlangen, männermordenden Kämpfen ihr Herzblut für ihr Vaterland hingegeben und die dreifache Zahl kostete Frankreich dieser völlig ergebnislose Verzweiflungssturm gegen die felsenfeste, undurchdringliche deutsche Mauer.

„Zwischen den Gräben" — so heißt es in einer Beschreibung des Kampfplatzes von Erwin Berghaus in der „Kölnischen Zeitung" — „zu Krüppeln zerschossene Tannen, Tornister, Kriegsgerät kunterbunt, Waffenrockfetzen feldgrau und blau und knalligrot und Menschenleiber — die der unbegrabenen Toten. Zu Hunderten liegen sie da, die beim Sturm fielen, mit geknickten Gliedern, übereinander gelagert, reihenweise gefällt. Niemand schaufelt ihnen das Grab. Ueber die Körper stolpern die Stürmer, über die Toten hinweg ziehen die Lebendigen." Und der Kriegsberichterstatter W. Scheuermann schrieb, nachdem er an den Brennpunkten der Winterschlacht geweilt, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung": „Richtet man freilich das Fernglas auf einen der Punkte, die schon durch das stetige Einschlagen der Granaten als besonders wichtig gekennzeichnet sind, so sieht man, daß der Wald von Schützengräben durchzogen ist, in denen Armeen gegeneinander in Bereitschaft stehen. Und man sieht mehr: man sieht die Armee der Toten, die unbeerdigt zwischen den Stellungen liegt. Besonders grausig ist der Anblick eines Hügelabhanges, der wie übersät mit französischen Leichen ist, die hier in allen Stellungen, wie sie der Tod traf, hingestreckt liegen. Hier ist ein französischer Sturmversuch in seinen Anfängen unter unserem Maschinengewehrfeuer zusammengebrochen. Die Franzosen aber, die doch nach ihren Berichten gesiegt zu haben behaupten, haben ihre Toten nicht beerdigen können. Dieser Leichenplatz ist noch nicht der schlimmste: an einer anderen Stelle liegt ein ganzes französisches Bataillon, das in einer Breite von 200 Metern anstürmte, in Reih und Glied bis auf den letzten Mann niedergestreckt. Insgesamt sollen etwa 30000 Tote zwischen den Stellungen gelegen haben."

* * *

Wie bei Craonne so haben sich auch in den Kämpfen in der Champagne sächsische Regimenter besonders ausgezeichnet. Den beiden in der Meldung des Generalstabes genannten rheinischen Divisionen haben sie todesmutige Unterstützung gewährt. Das bestätigte der Befehlshaber der 3. Armee, Generaloberst von Einem, in einem Telegramm



Phot. Krajewski

Generaloberst von Einem

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Deutsche Truppen im Schützengraben. Rechts vorn ein Minenwurfapparat; der vorderste liegende Mann hält eine Minenbombe. Im Hintergrund eine auf einem Holzgestell montierte Gewehrgranate, davor kniend zwei Mann mit Handgranaten



Phot. Krajewski

Generalleutnant Fleck

Phot. A. Grohs, Berlin

Ein stark ausgebauter deutscher Schützengraben in der Champagne

an den König von Sachsen, das lautet: „Eurer Majestät melde ich alleruntertänigst, daß in der Winterschlacht in der Champagne die Königl. Sächs. Reserve-Infanterie-Regimenter 101, 104 und 107, Teile des Infanterie-Regiments 177 und die Haubitzenabteilung des 8. Reservekorps mit großer Auszeichnung, unermüdlicher Ausdauer und Todesverachtung gefochten haben. Die Schlacht bedeutet ein Ruhmesblatt der Geschichte dieser vortrefflichen Truppenteile. Sr. M. dem Kaiser und König habe ich die gleiche Meldung erstattet."

Auch zwei bayrische Landwehr-Regimenter, deren Mannschaften zum großen Teil Münchener und Oberbayern sind, haben an schwer gefährdeten Teilen der Front unermüdlich ausgehalten. Und schließlich darf das 78. Reserve-Regiment, das hauptsächlich aus Braunschweigern besteht, nicht vergessen werden. Seine Verdienste um das Gelingen der Schlacht hat der Kaiser bei einem Besuch des Regiments in folgender Ansprache hervorgehoben: „Kameraden! Die 3. Armee hat in wochen-, ja monatelangen Kämpfen die Angriffe der Franzosen hier in der Champagne kräftig abgeschlagen. Dazu habt auch Ihr beigetragen, dafür danke ich Euch. Es sind mit die größten und schwersten Kämpfe dieses Krieges, die man die Winterschlacht in der Champagne nennt. Ich bin hierher gekommen, um das Regiment und die Pionier-Kompagnie zu begrüßen und Euch zu danken. In unerträglichem Artilleriefeuer habt Ihr Tag für Tag, ja auch in den Nächten die feindlichen Angriffe zurückgeschlagen. In der zähen Art der Niedersachsen, zu deren Stämme Ihr fast alle gehört, habt Ihr gezeigt, was Tapferkeit und treues Aushalten vermag. Eure Hiebe werden die da drüben noch lange spüren! Verdrescht sie auch weiter so! Der liebe Gott hat Euch bisher geholfen. Ich wünsche, daß er Euch auch ferner behüten möge. Lebt wohl, Kameraden!"

Die Menschen der Champagne-Schlacht

Von Erwin Berghaus

In den ersten Februartagen wurde dieser Krieg ein halbes Jahr alt. Noch ist das Ende des Feldzugs unabsehbar — auch für die, deren Urteil sich auf höherer Warte bildet und kundgibt als der Mehrzahl der Millionen, die auf den weiten Feldern vor Warschau, in den Schützengräben der Aisne und in der großen, den Krieg mitlebenden Heimat ihre Pflicht tun. Aber schon heute gehören die überragenden Ereignisse jenes ersten Kriegssommers und -herbstes, deren eherner Klang nachzittern wird durch Generationen, einer Weltgeschichte an, die keine Korrektur mehr duldet. In zwei durch ihre Wesensmerkmale deutlich getrennte Zeitspannen scheidet sich dieses erste Halbjahr des Krieges, in die siegberauschten, heißen Wochen nach dem furchtbaren Würfelfall, und zum zweiten den langwierigen Abschnitt des Stellungskampfes „unter der Erde", wie er namentlich in Flandern, an der Aisnefront und in der Champagne tobte. Die Geschichte aber, die dereinst die Drangsal und den Jubel, das Seelenleben der Menschen, die für das neue Deutschland nach 1914/15 stritten, schildern soll, wird gleichermaßen zwei Stufen in einer Entwicklung unterscheiden, die von den Menschen, die Belgiens Panzerfesten stürmten, hinaufführt zu den Menschen der Champagneschlacht.

Die damals die erste Mobilmachungsdekade an die Front beförderte, die trug eine Volksbegeisterung, wie sie seit den Tagen des Einheitskampfes nicht aufrauschte. Dies war das Deutschland der britischen Kriegserklärung, das Land, das sich über Nacht von einer Welt von Feinden umstellt sah, das ob eigener, seit Menschenaltern ungehobener Schätze, und ob seiner frohlockenden Zuversicht staunte, sich dieser furchtbarsten aller Koalitionen siegreich zu erwehren. In diesem Geiste hub jenseits der deutschen Grenzpfähle das Stürmen an. Die Offiziere der Infanterie haben es oft erzählt: daß ihre Leute zeitweilig kaum noch zu halten waren und es dazu ernster Appelle an die Be-

sonnenheit bedurfte. Der Sieg der Stürmenden nahm so gigantische Schritte, daß zahllose Batterien in ausgedehnten Märschen tagelang vorrückten, ohne auch nur zu Schuß zu kommen, und Bagage und andere Kolonnen ihre liebe Not hatten, die Flüchtigen rechtzeitig einzuholen. Die aber, die solchen Kriegsauftakts Schöpfer und Zeugen waren, erlebten Stunden, die in ihre Seele Bausteine zu neuen Menschen senkten.

Was gescheite, klarschauende Köpfe schon vor Jahren bei der Betrachtung eines künftigen deutsch-französischen Krieges prophetischen Blickes vorausgesetzt hatten: nach einem verblüffend raschen, siegreichen Eindringen in Frankreich werde der Vormarsch auf Paris zum Stehen kommen und vor der letzten Entscheidung ein langatmiger Stellungskampf sich entspinnen — diese Voraussagung hat sich erfüllt. Das Volk aber, dem zu Anfang der Ereignisse jeder Tag eine Siegesdepesche bescherte, hat den Beweis erbracht, daß seine Zuversicht fester gegründet ist als allein auf jene leuchtenden Vorzeichen des endlichen Triumphes, daß es auch dann nicht an ein Verzagen denken wird, wenn nach der Meinung derer, denen die deutschen Erfolge bislang Pfähle ins Fleisch getrieben, der bisherige Teil des Feldzuges nur das Anfangsstadium des Weltkrieges bedeuten sollte. Der durchaus nicht unerfreuliche Stimmungsumschlag vom Siegestrunkenen zum zuversichtlich ruhigen Harren der kommenden Dinge, den die Wendung des kriegerischen Geschehens in der Heimat zeitigte, kam auch im Heere, in jedem einzelnen Mann zum Ausdruck. In die Erdhöhlen waren die Tapfern gekrochen; und als eine anschwellende feindliche Uebermacht den Tagesgewinn am Boden stetig schmälerte und schließlich jeder Sturmvorstoß auf dem menschenleeren Schlachtfeld blutige Riesenopfer forderte, ging den Truppen die Erkenntnis auf, daß die Lehmgräben sie wohl noch auf eine Reihe von Wochen beherbergen müßten. In den letzten Tagen jenes unvergleichlichen Kriegsherbstes stand der große Schützengraben, durch den man — mit kleinen Sprüngen freilich — von der Nordsee bis ins Oberelsaß hinein wandern könnte, und der auf alle Zeiten als ein Hauptmerkmal dieses Krieges gelten wird, fertig „gebuddelt" da. Aber dann erst, als an der unendlichen Belagerungsfront kaum noch ein Durchbruch gelang, weder hüben noch drüben, und der Himmel tagelang trüb verhangen blieb, dämmerte denen im Schützengraben, was dieser nordfranzösische Winter ihnen bedeuten werde, welch ein Dasein namenloser Unbilden und Entbehrungen ihrer harrte. Dieses Dasein in der Erde des Feindeslandes rief andere Kräfte, nicht minder edle in die Schranken als Tatendrang und Bravour, hier ward das Pflichtgebot des Ausharrens um eines idealen Zieles willen ein neuer Prüfstein für Menschenwert und Unwert. Ein Prüfstein, an dessen Granit die rein militärischen Waffen und das Handwerkszeug des Militarismuspopanz zerschellen mußten, — ein Prüfstein, den sozusagen ein höheres, ein allein zum Richterspruch über Völkerkriege berufenes Schicksal diesen Menschen in den Weg stellte.

Das Wort Entbehrungen faßt es nicht zusammen, was der Feldgrauen vom Fußvolk in den Gräben wartet. Es ist nicht Hunger und Kälte, was ihnen Pein macht. Nein. Die Feldküche kommt zur gegebenen Stunde mit kantischer Pünktlichkeit hinterm Hügel angerumpelt, und der Liebesgaben aus der Heimat sind es so viele, daß die Besorgung der Post aus Deutschland ungezählte Hände beschäftigt. Auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz haben lange Wagenzüge ihren Inhalt an wollenen Decken, Schafspelzen und Oelmänteln in die Schützengräben entleert, die stellenweise zudem noch von besonderen Oefen geheizt werden. Es soll keiner frieren! Aber eines ist schlimmer als Hunger und Frost, als Halbschlafnächte auf feuchtem Stroh und wochenlanger Verzicht auf Waschwasser und Seife. Das ist, daß die Natur, so scheint es, hier draußen die Verkümmerung all der aufs farbig Schäumende, aufs rhythmisch Tönende sehnsüchtig gerichteten Sinne — die Verarmung der Menschenseele im Schilde führt ... Das Gefilde, das die Geschosse unablässig bestreichen, sieht öde aus. Kein Baum, an dem auch nur

ein welkes Blatt zitterte, das man hinnehmen könnte als ein Wahrzeichen vergangenen Blühens oder als das Oelreis eines zukünftigen. Kaum, daß in diesen letzten Monaten die trübe, graue Himmelsdecke über den Gräben sich einmal einen Tag zu lichtvollern Wolkenbildern geballt hätte. Es ist ein bleiernes Gewölbe. In diesem Winter hat es geregnet wie nie zuvor — die Bewohner des Landes entsinnen sich nicht, je ähnliches erlebt zu haben. Erst sog der Lehm das Wasser auf wie ein Schwamm; doch als das Regnen kein Ende nahm, blieben breite Lachen stehen, die Wände der Gräben rieselte es hinab, im Schlamm staken die Schützen, und in den Unterständen tropften die Decken gleich den Stalaktiten der Höhlen. Düstere Nebel verkürzten die kurzen Tage und dehnten die Nächte schier endlos. Wird es je wieder Frühling werden, einer mit Vogelgezwitscher und Sonnenschein? Das muß ein Erwachen werden wie auf jenen Sternen, wo ein Wintermond wie ein irdisch Jahr so lang ist. Wo sind die Menschen, die je an Stätten genächtigt, gelebt, die diesen Lehmklausen vergleichbar wären? Polarsegler, die auf Pfaden, die nie ein Mensch betrat, in Hütten verharrten zwischen Diele und Decke aus Schnee und Eis — und die wir Helden nannten? Fahrer der Wüste? — Der Wind, der über dem Lehm der Champagneschlacht weht, ist furchtbarer als der Samum der sandigen Oede. Wer den Kopf über die braune Brüstung hebt, den schlägt der lauernde Tod. Denn des Todes Heimtücke liegt auf der Lauer, scheucht mit jähem Alarmschrei die Menschen aus ihrem Schlaf auf, der nur ein Dämmern in Unruhe ist, das die Nerven zerrüttet. Dies ist ein Dasein, entsetzlicher als das der Kettenbehangenen in den Kerkergrüften überwundener Zeiten, ein Dasein, das unter den andern Voraussetzungen des Friedens uns als menschenunwürdige, barbarische Tortur erscheinen müßte.

Des Kriegswinters Gipfel ist hinter uns. Die Kämpfe der Winterschlacht in der Champagne haben die Probe an dem ragenden Prüfstein bestanden. Sie haben ausgehalten! Seht ihr sie, diese Menschen? Auf die Wange hat die Natur ihnen das fahle Gelb der Erde verfärbt, in der sie lebten. Mimikry ... Denn kein Siechtum ist diese erdene Bläſſe, in den Adern pulst lebensgestählte Kraft. Sie haben ausgehalten bis auf diesen Tag und werden durchhalten bis auf den letzten. Gewiß, es ist keiner unter ihnen, der sich nicht nach den Segnungen jenes anderen Daseins, dem Genießen all jener Dinge, die der so viele Selbstverständlichkeiten des Friedens neuwertende Krieg zu köstlichen Gütern verwandelt hat, in seiner Herzenstiefe sehnte. In der gegenwärtigen, an besinnlichen Stunden so reichen Zeit hat wohl jeder Feldgraue solche Wünsche einmal einem Brief in die Heimat anvertraut. Nie aber sind dieser Sehnsucht Worte geschrieben worden, ohne daß sie zugleich beredtes Zeugnis von dem machtvollen Willen jedes einzelnen dieser Menschen gegeben hätten, bis zum Sieg auszuharren, einem wahrhaftigen Siege, den keine Diplomatentinte verderben, dessen Glanz nicht der Haß der Besiegten schwärzen kann. Es ist mehr als ein Wille, das ist ein Erschauern der Seele in beglückendem Kraftbewußtsein.

Episoden

Wie wir unseren toten Leutnant bargen ...

Der erste Versuch, unseren gefallenen Leutnant K. zu bergen, war kläglich gescheitert, als wir zum zweiten Versuch um ³/₄11 Uhr nachts aus dem Graben krabbelten, ging ein leiser Wind und es tröpfelte, so daß das von uns verursachte Geräusch gerade dadurch verdeckt wurde. Nun ging's platt auf dem Bauch vorwärts. Meter für Meter, dazwischen immer wieder Pausen, um zu lauschen. Um zwölf Uhr hatten wir auf diese Weise die kritische Stelle, etwa siebzig Meter vor unserem Graben, erreicht. Nun noch über einen Waldweg, der rechts von uns auf die große Straße Ville-aux-Bois—Pentaval mündete und dann noch zehn bis zwölf Meter bis wir durch den Busch unseren toten

Kameraden vorm feindlichen Graben liegen sahen. Jetzt ging's nur noch zentimeterweise vorwärts. Der uns führende Unteroffizier hatte die Leiche gerade erreicht, als sich vorn das Gebüsch auseinanderbog und ein Franzmann nach dem Toten sah. Die Feinde hatten also einen Posten ausgestellt, da sie schon vermuteten, daß wir unseren Kameraden nicht unter freiem Himmel würden liegen lassen. Inzwischen hatte sich leider auch der Wind gelegt, und wir konnten nun weder vorwärts noch rückwärts, da die leiseste Bewegung das Laub rascheln und die trockenen Aeste knacken ließ. Und ein paar Meter vor uns stand der französische Posten. Die Lage war kritisch. Viertelstunde auf Viertelstunde verging; es mußte irgend etwas geschehen. Langsam, ganz langsam versuchte unser Unteroffizier einen mitgenommenen Stab vorzuschieben und den daran befestigten Haken an der Leiche festzumachen, aber der Haken faßte nicht. Und wieder und wieder guckte der französische Posten. Da setzte auf einmal ein fürchterlicher Gußregen ein. Wir atmeten erleichtert auf. Kurz entschlossen warf sich der Unteroffizier einen Meter vor, packte den toten Leutnant an den Achseln und hob ihn um den Busch, der uns von ihm trennte. Wir anderen lagen im Anschlag auf den Posten, der die Bewegung und das Geräusch natürlich trotz des Regens bemerkt hatte und — ausriß. Nun galt es handeln. Also im Liegen das Seil um die Brust unseres Toten geschlungen und los! Zwei blieben im Anschlag, um den Rückzug zu decken, die anderen drei zogen, natürlich immer auf dem Bauche liegend, die Leiche am Seile zurück. Endlich hatten wir den Waldweg erreicht und konnten nun wenigstens in gebückter Stellung den Rückweg antreten. Endlich war unser Graben wieder erreicht; nun noch die kurze Strecke bis ins Dorf, wo schon die Krankenträger mit der Bahre warteten. Da war es aber auch mit uns aus. Die Nervenspannung, die uns bis jetzt aufrecht gehalten hatte, ließ mit einem Male nach, und als uns unser Kompagnieführer mit ausgestreckten Händen und Tränen in den Augen entgegenkam, da habe ich geflennt wie ein kleines Kind und den anderen ging's nicht besser. Am Abend haben wir den Leutnant dann noch still beerdigt, an einer Waldecke bei La Musette, an der Kunststraße von Laon nach Reims. Unser Oberleutnant sprach ein paar herzliche Worte und dann haben wir alle zusammen ein Vaterunser gebetet."

So erzählt ein sächsischer Schütze in einem Feldpostbrief, den die „Leipziger Neuesten Nachrichten" veröffentlicht haben.

Kugeln, die nicht trafen

Erich Oesterheld hat im „Berliner Tageblatt" aus Zeitungsberichten und Feldpostbriefen einige Zufälle aufgefangen, bei denen der Tod vergaß, sein Amt auszuüben. Eine der Geschichten, die im Schützengraben sich ereignete, sei hier nacherzählt: „Die Soldaten stehen an der Brustwehr und suchen ihr Ziel. Granaten wühlen sich wie gestrandete Gleitflieger in die Erde und reißen rasend den Leib der Erde auf; Schrapnells stehen wie gefallene Wolken in der Luft und lassen ihre entbundene Kraft nach allen Richtungen herabspringen. Es ist, als gehe der Tod ringsum und suche seine Saat, die zur Ernte reif ist. Aber die Krieger stehen im Anstand und achten der Gefahr nicht. Hier und da sinkt einer getroffen zurück; auch der Nebenmann eines Unteroffiziers an der Brustwehr. Der beugt sich zu seinem verwundeten Kameraden herab und bringt ihn in eine bequeme Lage. Wie er sich wieder aufrichtet und seinem Nachbar zur Rechten ein paar Worte sagt, ist es ihm plötzlich, als schöbe ihm jemand etwas Hartes so energisch in den Mund, daß er zu ersticken glaubt. Er sinkt in die Knie und neigt sich, halb vom Atem abgeschnitten, nach vorn. Dabei rollte ihm etwas aus dem Mund in die hohle Hand ... eine unversehrte, leibhaftige Kugel ... Der Tod, der ihn berührt, hatte ihn verschont."

Die Kämpfe im Abschnitt Lille – Arras

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

16. Januar 1915.

Feindliche Angriffe auf unsere Stellungen nordwestlich Arras wurden abgewiesen. Im Gegenangriff eroberten unsere Truppen zwei Schützengräben und nahmen die Besatzung gefangen.

17. Januar.

Bei Blangy (östlich Arras) sprengten wir ein großes Fabrikgebäude und machten dabei einige Gefangene. Von der übrigen Front ist außer Artilleriekämpfen von wechselnder Heftigkeit unter Fortsetzung der Sappen- und Minenkämpfe nichts von Bedeutung zu melden.

20. Januar.

Bei Notre-Dame-de-Lorette, nordwestlich Arras, wurde dem Feinde ein 200 Meter langer Schützengraben entrissen. Dabei sind zwei Maschinengewehre erbeutet und einige Gefangene gemacht worden.

21. Januar.

Der vorgestern von uns genommene Schützengraben bei Notre-Dame-de-Lorette ging heute nacht wieder verloren. Nordwestlich Arras griffen die Franzosen beiderseits der Chaussee Arras—Lille wiederholt an, wurden aber zurückgeschlagen.

22. Januar.

Bei Arras Artilleriekämpfe.

26. Januar.

Beiderseits des Kanals von La Bassée griffen unsere Truppen die Stellungen der Engländer an. Während der Angriff nördlich des Kanals zwischen Givenchy und Kanal wegen starker Flankierung nicht zur Wegnahme der englischen Stellung führte, hatte der Angriff der Badener südlich des Kanals vollen Erfolg. Hier wurden die englischen Stellungen in einer Frontbreite von 1100 Metern im Sturm überrannt, zwei starke Stützpunkte erobert, drei Offiziere, 110 Mann gefangen genommen und ein Geschütz und drei Maschinengewehre erbeutet. Die Engländer versuchten vergeblich, die von uns sofort für unsere Zwecke ausgebauten Stellungen zurückzuerobern, wurden aber mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

27. Januar.

Bei Cuinchy südwestlich La Bassée versuchte der Feind gestern abend die ihm am 25. Januar entrissene Stellung zurückzuerobern. Das Bemühen war vergeblich. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen.

29. Januar.

Südlich des La Bassée-Kanals versuchten die Engländer, die ihnen entrissene Stellung zurückzunehmen. Ihr Angriff wurde leicht zurückgeschlagen.

30. Januar.

Südlich des Kanals von La Bassée entrissen heute nacht unsere Truppen den Franzosen im Anschluß an die von uns am 25. Januar eroberte Stellung zwei weitere Gräben und machten über 60 Gefangene.

31. Januar.

Bei Cuinchy südlich der Straße La Bassée—Béthune, sowie bei Carency (nordwestlich Arras) wurden den Franzosen einzelne Schützengräben entrissen.

7. Februar 1915.

Südlich des Kanals bei La Bassée drang der Feind in einen unserer Schützengräben ein. Der Kampf dort ist noch im Gange.

8. Februar 1915.

Der Kampf um unsere Stellung südlich des Kanals, südwestlich La Bassée, dauert noch an. Ein Teil des vom Feind genommenen kurzen Grabens ist wieder erobert.

15. Februar.

Ein Angriff des Gegners in der Gegend südwestlich La Bassée mißlang, einige Dutzend Gefangene blieben in unseren Händen.

17. Februar.

Offenbar veranlaßt durch unsere großen Erfolge im Osten unternahmen Franzosen und Engländer gestern und in der vergangenen Nacht an verschiedenen Stellen besonders hartnäckige Angriffe.

Die Engländer verloren bei gescheiterten Versuchen, ihre am 14. Februar verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen, erneut vier Offiziere und 170 Mann an Gefangenen.

18. Februar.

Die gestern gemeldeten feindlichen Angriffsversuche dauerten mit der gleichen Erfolglosigkeit an. An der Straße Arras—Lille sind die Kämpfe um ein kleines Stück unseres Grabens, in das der Feind vorgestern eingedrungen war, noch im Gange.

19. Februar.

An der Straße Arras—Lille sind die Franzosen aus dem von ihnen am 16. Februar besetzten Teil unseres Grabens hinausgeworfen worden.

1. März.

Bei Wervicq (nördlich Lille) wurde ein englisches Flugzeug durch unsere Beschießung zum Landen gezwungen. An einer Stelle unserer Front verwendeten die Franzosen wiederum, wie schon vor einigen Monaten, Geschosse, die bei der Detonation übelriechende und erstickende Gase entwickeln. Schaden wurde dadurch nicht angerichtet.

4. März.

Auf der Lorettohöhe, nordwestlich Arras, setzten sich unsere Truppen gestern früh in den Besitz der feindlichen Stellungen in einer Breite von 1600 Metern. Acht Offiziere, 558 Franzosen wurden gefangen, sieben Maschinengewehre und sechs kleinere Geschütze erobert. Feindliche Gegenangriffe wurden nachmittags abgeschlagen.

5. März.

Auf der den Franzosen entrissenen Stellung auf der Lorettohöhe wurde ein feindlicher Gegenangriff gestern nachmittag abgeschlagen.

6. März.

Die französischen Versuche, uns aus der auf der Lorettohöhe eroberten Stellung wieder hinauszudrängen, scheiterten. Die Angriffe wurden abgewiesen; 50 Franzosen blieben in unserer Hand.

9. März.

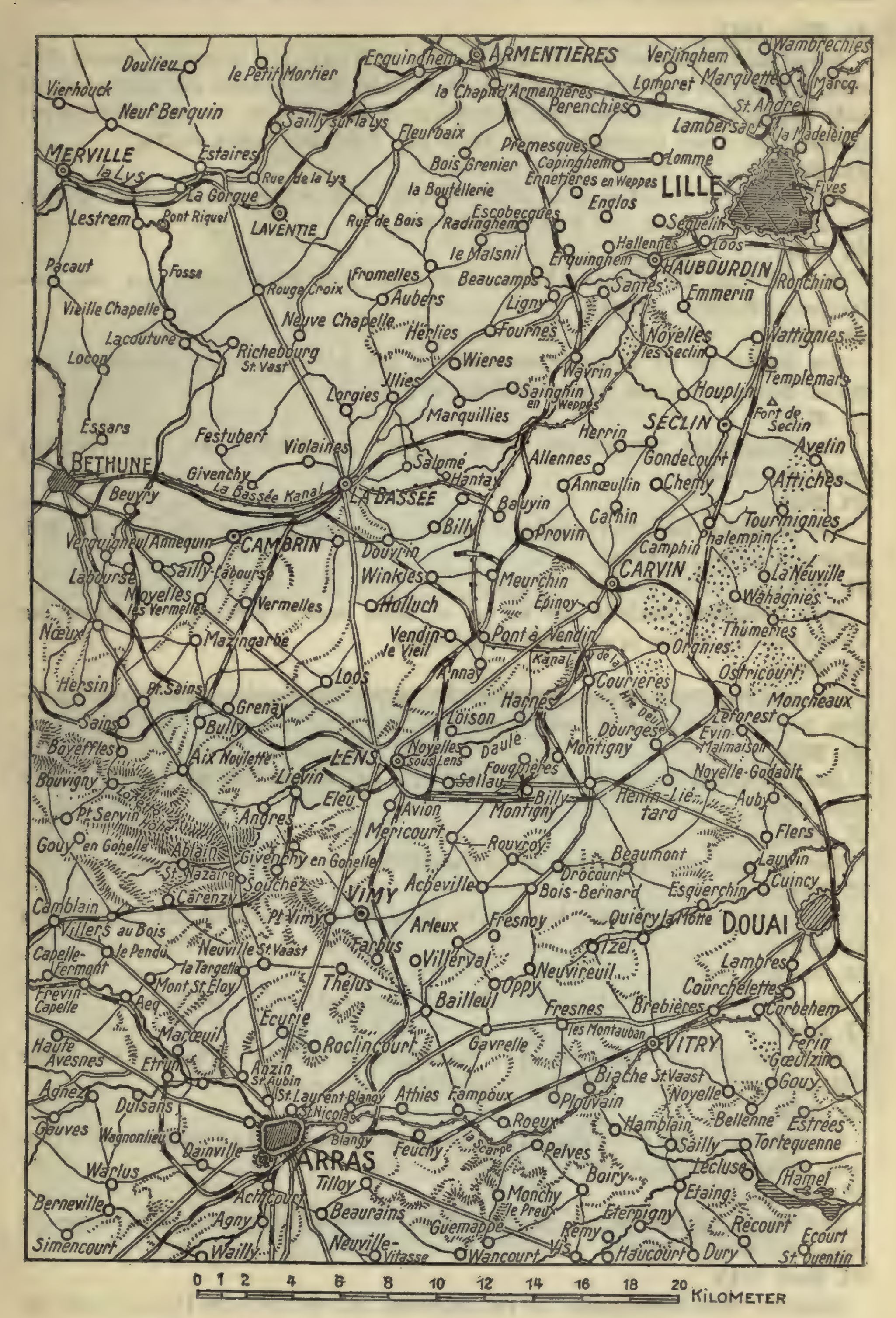
Auf der Lorettohöhe entrissen unsere Truppen den Franzosen zwei weitere Gräben, machten sechs Offiziere, 250 Mann zu Gefangenen und eroberten zwei Maschinengewehre und zwei kleine Geschütze.

11. März.

Die Engländer griffen gestern unsere Stellungen bei Neuve-Chapelle an. Sie drangen an einzelnen Stellen in das Dorf ein. Der Kampf ist noch im Gange. Ein englischer Vorstoß bei Givenchy wurde abgeschlagen.

12. März 1915.

Die Engländer, die sich in Neuve-Chapelle festsetzten, stießen heute nacht mehreremale in östlicher Richtung vor. Sie wurden zurückgeschlagen. Auch nördlich von Neuve-Chapelle wurden gestern schwächere englische Angriffe abgewiesen. Der Kampf in jener Gegend ist noch im Gange.



Uebersichtskarte über das Kampfgebiet Lille—Arras.
(Vgl. auch die Karten Bd. III, S. 75 u. 109.)

13. März 1915.

Unser zur Wiedereinnahme des Dorfes Neuve-Chapelle angesetzter Angriff stieß nach anfänglichen Erfolgen auf eine starke englische Ueberlegenheit und wurde deshalb nicht durchgeführt. Die Engländer entwickelten in dieser Gegend eine rege Tätigkeit mit Fliegern, von denen vorgestern einer, gestern zwei heruntergeschossen wurden.

14. März.

Bei Neuve-Chapelle fand, abgesehen von einem vereinzelten englischen Angriff, der abgeschlagen wurde, nur Artilleriekampf statt.

16. März.

Am Südhang der Lorettohöhe, nordwestlich von Arras, wird um eine vorspringende Bergnase gekämpft.

17. März.

Der Kampf um die Bergnase am Südhang der Lorettohöhe, nordwestlich von Arras, wurde zu unseren Gunsten entschieden.

18. März.

Ein französischer Vorstoß auf unsere Stellung am Südhang der Lorettohöhe wurde abgeschlagen.

20. März.

Am Südhang der Lorettohöhe wurde ein Schlupfwinkel, in dem sich noch Franzosen hielten, gesäubert.

21. März.

Zwei französische Versuche, uns die am 16. März eroberte Stellung am Südhang der Lorettohöhe wieder zu entreißen, mißglückten.

22. März.

Ein nächtlicher Versuch der Franzosen, sich in den Besitz unserer Stellung am Südhang der Lorettohöhe zu setzen, schlug fehl.

23. März.

Zwei Nachtangriffe der Franzosen bei Carency, nordwestlich von Arras, wurden abgewiesen.

27. März.

Wir zwangen einen feindlichen Flieger nordöstlich von Arras zum landen.

11. April.

Bei kleinen Vorstößen gegen den Ancer-Bach bei Albert nahmen wir 50 Franzosen gefangen.

16. April.

Am Südhang der Lorettohöhe wird seit heute nacht wieder gekämpft.

17. April.

Am Südhang der Lorettohöhe, nordwestlich von Arras, ging uns ein kleiner Stützpunkt von 60 Meter Breite und 50 Meter Tiefe verloren.

22. April.

Südlich des La Bassée-Kanals und nordwestlich von Arras nahmen wir erfolgreiche Minensprengungen vor.

25. April.

Westlich von Lille wurden Angriffsversuche der Engländer durch unser Feuer im Keime erstickt.

29. April 1915.

Feindliche Minensprengungen an der Eisenbahn La Bassée-Béthune waren erfolglos.

Phot. A. Grohs, Berlin

Teil eines französischen, von den Deutschen eroberten Laufgrabens, der den Schützengraben mit einem Gehöft verbindet



Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

Eine deutsche Sanitätskolonne sucht das Kampfgebiet ab



Phot. W. Braemer, Berlin

Eine zusammengeschossene Straße in Neuville, nördlich von Arras



Phot. W. Braemer, Berlin

Aus den Kämpfen um den Südhang der Lorettohöhe

Von den Kämpfen am Kanal von La Bassée Ende Januar 1915

Die Angriffe, die Ende Januar 1915 von der deutschen Heeresleitung auf die südlich an den Kanal von La Bassée anschließende Stellung der Feinde gerichtet wurden, waren deswegen wichtig, weil sie die Trennungslinie der französischen und englischen Streitkräfte trafen. „Man kann sagen," schreibt die „Frankfurter Zeitung", „daß ein Teil der hier angreifenden deutschen Truppen in zähem Vordringen den linken Flügel jener mächtigen französischen Schlachtlinie, die bis Belfort reicht, zurückdrückte, während der andere Teil den rechten Flügel des englischen Heeres angriff. Die Straße von La Bassée nach Béthune schied die Franzosen von den Engländern, die beidseitig des nördlich der Straße verlaufenden Kanals Stellungen bezogen hatten. Der Straße entlang war von den Engländern ein trefflich flankierender Schützengraben angelegt worden, der gegen die südlich der Straße nach Béthune liegende französische Schützenlinie rückwärts gestaffelt war. Als nun am 25. Januar 1915 vormittags unsere Truppen südlich der Straße nach Béthune entlang den französischen Gegner im Sturm angriffen, begann die englische Schützenlinie nördlich der Straße ein heftiges Feuer auf die deutschen Angreifer. Die Franzosen dagegen flüchteten in Furcht vor den deutschen Bajonetten aus ihrem Graben, und suchten an der Straße entlang auf Ancien Moulin zu entkommen, wodurch die Schußmöglichkeit der Engländer auf die Deutschen behindert wurde. Statt daß die Engländer aber vor ihren zurückweichenden Bundesgenossen das Feuer auf kurze Zeit einstellten, feuerten sie unentwegt weiter und schossen sämtliche Franzosen zusammen. In wirrem Knäuel lagen die Leichen am Straßenrand, ein schmähliches Denkmal englischer Brutalität."

Auch der deutsche Erfolg gegen die englischen Stellungen war wohlverdient; angestrengte Vorarbeiten hatten sie sturmreif gemacht. „Neben dem Kampf in den Lüften wird jetzt auch völlig unterirdisch Krieg geführt," schreibt ein Mitkämpfer in einem Feldpostbrief, den das „Stuttgarter Tagblatt" veröffentlicht hat. „Wochenlang waren die Pioniere am Werke, unter der Erde Schächte gegen die englischen Stellungen vorzutreiben, die so fest verschanzt waren, daß selbst unsere großkalibrige Artillerie kaum eine Wirkung mehr erzielen konnte.

Erst nachdem wir mit riesiger Mühe die Gräben völlig unterminiert und alles aufs sorgfältigste bis in die hintersten Reserven vorbereitet hatten, konnte zum Angriff geschritten werden. Am 25. Januar Punkt 8 Uhr 30 Minuten vormittags flog der vordere englische Graben mit furchtbarem Getöse in die Luft und schon sausten unsere vorderen Linien nach vorn, erreichten den zweiten und dritten englischen Graben, und zwei Kompagnien der schottischen Garde, der englischen Elitetruppe, waren tot und lebendig begraben. Was nicht verschüttet wurde, das muß man anerkennen, schlug sich heldenhaft gegen die Anstürmenden und es entspann sich noch ein kurzer, aber furchtbarer Kampf. Kolben und die blanke Klinge brachten die rasche Entscheidung. Und trotz der großen Erbitterung, die in unserer aller Brust gegen Albions Söhne herrschte, wurde doch Pardon gegeben. 110 Gefangene, darunter der Major, wurden zurückgebracht mit anderer ansehnlicher Materialbeute."

Die Niederlage der Engländer wird auch von der englischen Berichterstattung zugegeben. So schreibt die „Morningpost": „Es hat sich gezeigt, daß unsere neu ausgebildeten Truppen in jeder Beziehung vollwertig waren und daß auch die hauptsächlich auf den Laufgrabenkrieg eingestellte Ausbildung unserer Offiziere auf der Höhe ihrer Aufgabe steht. Trotzdem gelang es nicht, dem Druck der Deutschen standzuhalten. Die Gefechte in den Sümpfen um La Bassée waren äußerst erbittert. Das preußische Infanterieregiment, das die Vorhut der deutschen Front bildete, machte einen großartigen Angriff, der so stürmisch ausgeführt wurde, daß die Engländer vollkommen überrascht mehrere Laufgräben

an der nach Béthune führenden Straße verloren und selbst Gefahr liefen, sogar aus Givenchy hinausgeworfen zu werden. Durch einen heftigen Gegenangriff unserer Truppen wurden jedoch die Deutschen unter beiderseitigen schweren Verlusten wieder zur Räumung von Givenchy gezwungen."

Daß die französisch-englischen Verluste in den Kämpfen um La Bassée sehr schwer gewesen sind, wird von französischer Seite bestätigt. Der „Tijd" schreibt darüber und über die Verhältnisse im Kampfgebiet um Béthune auf Grund von Zuschriften aus Frankreich folgendes: „Der Schlag hat unsere Truppen, insbesondere die der Verbündeten, schwer betroffen. Die Engländer sind mutige Kämpfer und halten trotz der mörderischen Gefechte ihre Stellungen. Dabei werden neue feindliche Angriffe dauernd erwartet; daß sie furchtbar sein werden, weiß man bei uns genau. Zur Stunde wird auf beiden Seiten lebhaftes Artilleriefeuer unterhalten. Der Feind richtet seine Hauptangriffe auf Béthune. Diese Stadt ist so gut wie entvölkert, da die militärischen Behörden jedem rieten, die Stadt zu verlassen. Die meisten sind dem Rate gefolgt; von 30 000 Einwohnern sind nur noch 5000 zurückgeblieben; auch die militärischen Depots sind nach andern Plätzen gebracht worden. Am La Bassée-Kanal ist die Verwüstung am größten. Die Deutschen haben auch große Steinkohlenvorräte und die Materialien zweier Gruben bei Béthune mit Beschlag belegt. Violaines, ein Städtchen kaum drei Kilometer von La Bassée entfernt, ist durch die französischen Truppen geräumt, konnte aber von den Deutschen noch nicht besetzt werden. Von dem ganzen schönen Städtchen ist nur ein Trümmerhaufen geblieben. Auch bei Lens und Vermelles ist der Druck von seiten des deutschen Heeres überaus schwer. Die Bewohner sind größtenteils geflüchtet. Alles weist darauf hin, daß die Deutschen hier die größten Anstrengungen machen werden. Wenn die Verbündeten auch Erfolge gegen die Deutschen zu verzeichnen haben, so glaubt doch hier niemand, daß die Truppen dem Druck der Deutschen auf die Dauer werden widerstehen können."

Die Kämpfe um die Lorettohöhe Anfang und Mitte März 1915

Zwischen Arras und Lens, in einer der fruchtbarsten Provinzen Frankreichs, liegt die Lorettohöhe. Eine kleine, in gotischem Stile erbaute Kapelle krönte sie ehemals. In Friedenszeiten war sie das Ziel Tausender frommer Pilger, jetzt der heiß umstrittene Kampfplatz zweier um ihre Existenz ringender Völker. Da die Höhe einen wichtigen Punkt zur Bekämpfung der Festung Arras bildet, beschloß die deutsche Heeresleitung, sich in ihren Besitz zu setzen. Jedoch auch die Gegner hatten in der Erkenntnis der strategischen Wichtigkeit dieses Hügels ihre Gräben mit mächtigen Drahtverhauen umgeben und durch kampferprobte Truppen die Stellung besetzt. Auch mangelte es nicht an Artillerie, die täglich die deutschen Gräben beschoß. Wenn die Höhe gleichwohl von den Deutschen genommen wurde, so ist das ihren sorgfältigen Vorbereitungen und der Energie und Tapferkeit der stürmenden Truppen zu danken. Ein im „Schwäbischen Merkur" veröffentlichter Feldpostbrief enthält eine anschauliche Schilderung des deutschen Sturmangriffs, in der es heißt: „Schon monatelang lagen wir uns auf wenige Meter gegenüber. Durch eifrige Sappenarbeit beiderseits hatten sich die anfangs größeren Abstände auf 20 bis 30 Meter verringert. Auch die Franzosen benutzten die modernen Mordwerkzeuge, wie Minen, Handgranaten usw. Unangenehm waren uns besonders die Minen. Wer das Pech hat, von solch einem Ding getroffen zu werden, der wird buchstäblich in Atome zerrissen. Ein Glück nur, daß man sie fliegen sieht und daß sie nicht alle krepieren. Ein leichtes war es also nicht, die Stellung zu nehmen, zumal die Franzosen ein System von fünf hintereinander gestaffelten Gräben hatten. Ein frontaler Angriff bot wenig Aussicht auf Erfolg und dann auch nur unter großen Opfern. Von diesen Erwägungen ausgehend, entschloß sich die Heeresleitung, die französischen Gräben zu

unterminieren und sie dann in die Luft zu sprengen. Unsere Pioniere zeigten auch hier wieder ihre Meisterschaft und vollbrachten diese Kraft und Ausdauer fordernde Arbeit in etwa drei Wochen. Gar mancher Schweißtropfen ist in den Minenschächten geflossen, mußte doch jeder Spatenstich Erde mit äußerster Sorgfalt abgestochen und zurückgebracht werden. Nebenbei gesagt, wollten auch die Franzosen sich das Vergnügen machen, uns in die Luft zu jagen. Unsere Schächte wurden jedoch unter die gegnerischen Gräben getrieben. Die Zeit war gekommen, wo die Stellung sturmreif war. Uns ward die Ehre zu teil, die Stellung zu nehmen. Schon Wochen vorher hatte sich ein jeder mit diesem Gedanken vertraut gemacht. Am 1. und 2. März 1915 lag unsere Kompagnie in Bereitschaft in Souchez, einer am Fuß der Lorettohöhe gelegenen Ortschaft. Am Vorabend des Sturmes ging es in Stellung, vorbei an dem zerschossenen Wäldchen nahe der Kirche in Souchez, wo die Franzosen Artillerie vermuteten, vorbei an den zerschossenen Häusern des Dorfes nach dem nächstgelegenen Dorf Ablain. Auch hier sieht es trostlos aus, die wunderbare, im Renaissancestil erbaute Kirche mit den für Frankreich charakteristischen, oben abgeplatteten Türmen, ist arg zerschossen. Schade für die schöne Glasmalerei der Kirchenfenster und das herrliche Schnitzwerk des Chorgestühls! Ablain ist von seinen Bewohnern verlassen, leere Fensterhöhlen starren uns entgegen. Dann ging es in den Hohlweg, der zur Stellung führte. Immer deutlicher hörte man das heimtückische Zischen der feindlichen Infanteriegeschosse, aber unbeschädigt langte die Kompagnie oben an. Diese Nacht wurde noch fieberhaft gearbeitet, gegen Morgen war auch die letzte Arbeit beendigt. Ein jeder stand mit aufgepflanztem Seitengewehr an seinem ihm zugewiesenen Platz. Die Kompagnie war in drei Abteilungen eingeteilt. Abteilung 1 und 2 sollten vorgehen, während die dritte Abteilung mit Material, Sandsäcken, Schutzschilden usw. den Ausbau der französischen Stellung nach deren Eroberung übernehmen sollte. Klopfenden Herzens erwarteten alle das Zeichen zum Angriff. Gegen 6 Uhr morgens fielen ein paar Schüsse unserer Artillerie, die aber nur den Zweck hatten, sich genau einzuschießen. Dann war wieder tiefer Friede, nur ab und zu unterbrochen von den Posten, die gewohnheitsmäßig einen Schuß abgaben. Unsererseits wurde eisiges Schweigen bewahrt; es war die Ruhe vor dem Sturm.

Der Zeiger rückte immer weiter vor. Der junge Tag rüstete sich. Da, es mochte 7 Uhr zu sein, erschienen zwei rote Leuchtkugeln am Firmament. Lautlose Stille. Plötzlich ein erdbebenähnliches Zittern. Vor uns eine mächtige Rauchwolke; Erdmassen, Felsstücke und Menschenleiber flogen durch die Luft. Die in den Minenschächten befindlichen Pulverladungen waren losgegangen, gleichzeitig traten auch unsere Minenwerfer in Tätigkeit und übten ihr verderbenbringendes Handwerk aus. Sekundenlange Pause; jeder faßte seine treue Knarre fester. Nun eröffnete unsere Artillerie ein furchtbares Bombardement auf die französischen Gräben. Ein letzter Gedanke an die Heimat! Unsere Braven kletterten mit bewunderungswürdiger Gewandtheit aus dem Graben, obwohl durch das monatelange Schützengrabenleben die Glieder keineswegs gelenkig geworden waren. Im Sturmschritt arbeitete man sich an den ersten französischen Graben heran. Ein lebhaftes Feuergefecht entspann sich, dauerte etwa zehn Minuten, dann ging es mit blanker Waffe in den Graben. Was sich wehrte, wurde niedergemacht. Da die Besatzung einsah, daß jeder Widerstand nutzlos war, so ergab sie sich, warf auf Aufforderung ihre Gewehre fort und begab sich in unsere Deckungsgräben. Da im ersten französischen Graben nun alles erledigt war, mußten wir uns nach weiterer Arbeit umsehen. Was lag näher, als der zweite feindliche Abschnitt? Mit Hurra ging es drauf los, ohne zu zaudern. Nach kurzem wütenden Handgemenge ergab sich auch die Besatzung dieses Grabens. Einige versuchten in der Flucht ihr Heil, jedoch durch wohlgezielte Schüsse büßten sie ihre Unvorsichtigkeit. Mit der Eroberung dieses Ab-

schnitts war die uns gestellte Aufgabe erfüllt, aber wir in unserem Siegestaumel ließen uns nicht halten. Im Sturm wurden auch noch die beiden nächsten Gräben genommen, ein Halten gab es nicht und hätte unsere Artillerie nicht den hinter der Höhe liegenden Talgrund beschossen, wir wären noch weiter gerannt. Dies alles vollzog sich so blitzschnell, daß z. B. die im dritten Graben im Unterstand sitzenden französischen Offiziere von unserem Feldwebel beim Kaffeetrinken gestört wurden. Erst allmählich kamen die Franzosen zum Bewußtsein ihrer Lage. Ihre Reserven rückten vor, wurden aber stets von unserer mit großer Genauigkeit schießenden Artillerie zersprengt. Sie flüchteten in die am Steilhang eingebauten Unterstände. Jedoch zu spät; auch unsere Braven waren am Steilhang angelangt und säuberten die Unterstände mit Handgranaten. Nur wenige der Rothosen entkamen in den naheliegenden Wald, in den unsere Artillerie Hunderte von Schrapnells hineinsandte, die natürlich auch noch ihre Opfer forderten. Um 1/29 Uhr waren wir im Besitz von fünf französischen Gräben. Wie ein Wirbelwind hatten unsere Tapferen sie genommen und die Franzosen mit eisernem Besen hinausgefegt. Der Erfolg war unstreitig ein sehr wichtiger; denn von der Lorettohöhe hat man eine vortreffliche Einsicht auf mindestens 30 Kilometer des hinter der französischen Linie liegenden Geländes. Auch Béthune kann ausgezeichnet beobachtet werden. Vor allen Dingen aber haben wir jetzt eine für Gegenangriffe bedeutend günstigere Position, als vordem.

War dieses Ziel mit verhältnismäßig geringen Verlusten verbunden, so erforderte das Halten der neuen Stellung mehr Opfer. Ein furchtbares französisches Artilleriefeuer setzte ein. Sämtliche Kaliber waren vertreten. Es war ein ohrenbetäubendes Krachen explodierender Geschosse auf dem Berge, der einer Feuersäule glich. Unaufhörlich kamen die furchtbaren Eisengrüße durch die Luft geheult, einem riesenhaften Maschinengewehrfeuer gleichend. Es hatte jeder das Gefühl, als befände er sich auf einem Vulkan. Eine erstickende Luft machte das Atmen fast zur Unmöglichkeit, da die modernen Ekrasit- oder Melinitgeschosse die Atmosphäre mit ihren giftigen Gasen verpesten. Die französischen Unterstände aber, die etwa sieben Meter tief in die Erde eingegraben sind, erwiesen sich als bombensicher. Höchstwahrscheinlich sind sie auch von der in dieser Gegend ansässigen bergbautreibenden Bevölkerung mit großer Fachkenntnis angelegt worden. Als das Feuer nachließ, versuchten die französischen Reserven nochmals mit starken Kräften eine Wiedereroberung der Höhe. Sie wurden jedoch rechtzeitig entdeckt und der Vorstoß brach zusammen. Die Verluste der Franzosen bei diesen Stürmen müssen furchtbar gewesen sein. Immer wieder versuchten sie den Ansturm, um jedesmal mit blutigen Köpfen kehrt zu machen. Der Abend nahte, die Nacht deckte mitleidig die Verluste zu. Auch am 4. und 5. März wiederholten sich die Angriffe, mit dem Endergebnis gleich Null."

„Aber wie sah es bei unserer Ablösung auf dem Hügel aus?" schreibt ein deutscher Offizier an die „Kölnische Volkszeitung". „Die Stellung war gehalten — aber wo einst Gräben waren, gab es nur noch leichte Furchen im Boden. Trichter neben Trichter, die Ackerkrume wie weggeblasen, der Fels zersprengt, Tote und Verwundete ganz oder teilweise verschüttet und begraben. Und an all diesen Bildern geht man vorbei ohne zu schaudern. Wahrlich, der sogenannte Kulturmensch hat Nerven von Stahl. Man muß ruhig bleiben — und man bleibt es. Die entsetzlichen Bilder verblassen vor den erhebenden Bildern hohen Mutes, tollkühner Entschlossenheit und heldenhaften Ausharrens. Der Ruhm, eine Tat vollbracht zu haben, das Bewußtsein, dem Gegner gezeigt zu haben, was an Kraft in uns steckt, hilft über alles Furchtbare hinweg."

Das Ringen um die Lorettohöhe war damit aber noch nicht beendigt. Während am 8. März ein weiterer französischer Schützengraben von den Deutschen genommen werden konnte, erfolgten am Südhang des Hügels vom 15. bis 21. März 1915 hartnäckige

französische Angriffe, die jedoch alle ergebnislos blieben. Im Gegensatz zu den knappen deutschen Meldungen über den Verlauf dieser Gefechte (vgl. S. 36) steht eine amtliche französische Mitteilung vom 24. März 1915, die ausführlich alle für die Franzosen günstigen Kampfhandlungen schildert, den für die Deutschen glücklichen Ausgang der französischen Angriffe aber völlig verschweigt. Sie lautet:

„Ein Kamm beherrscht die Hochebene zwischen Arras und La Bassée, das Bois de Bourigny bedeckt den Gipfel dieses Kammes. Eine kleine, Notre-Dame-de-Lorette geweihte Kapelle steht auf dem äußersten Teil gegen Osten. Um die Ruinen dieser Kapelle wird seit Monaten gekämpft. Die Abhänge dieses Berges breiten sich im Süden fächerartig gegen die Dörfer Ablain, St. Nazaire und Souchez aus, und im Osten gegen die Straße von Laurent nach Arras. Einsenkungen durchfurchen die Abhänge und zerschneiden sie in Schützengrabenreihen, die von den Offizieren „Melonenrippen" genannt werden. Der am stärksten vorspringende und steilste dieser Abhänge über dem Dorf Ablain ist der Südvorsprung von Notre-Dame-de-Lorette, den die Deutschen besetzt hielten. Sie hatten dort vier Schützengrabenlinien hergerichtet, die mit den ersten Häusern von Ablain durch Verbindungsgräben verbunden waren, so daß sie etwaige Angriffstruppen im Dorfe gruppieren, im Schutze der Einsenkung verbergen und dann gegen unsere Schützen vorführen konnten. Ein Bataillon des französischen 158. Regiments nahm den Vorsprung am 15. März; die Aktion wird ein ruhmvolles Blatt in der Geschichte dieses Regiments bilden, das sich im Elsaß, in den Vogesen, an der Marne und in Belgien durch die Kaltblütigkeit und Entschlossenheit seiner Offiziere und die glühende Tapferkeit seiner Mannschaften ausgezeichnet hat. Der Angriff bei Notre-Dame-de-Lorette war ebenso glänzend wie die vorhergehenden Angriffe. Er zeigte aber größere Meisterschaft in der Art des Kämpfens, die Gewandtheit beim Manöverieren war gleichfalls größer und genauer, Opfermut und Energie jedoch blieben gleichermaßen beispiellos.

Am 15. März nachmittags eröffnete unsere Artillerie ein heftiges Feuer auf die Stellung der Deutschen am Südvorsprung; Kommandant du Pont ließ aus den Schützengräben vorrücken, die Kompagnie des Hauptmanns Maire wurde mit dem Frontangriff beauftragt. Zwei Züge erklommen nacheinander auf Leitern die Brustwehr des Schützengrabens und richteten sich in vollkommener Ordnung auf dem Glacis aus. Die Linie rückte um 60 Meter vor, hielt dann auf das Zeichen des den Angriff leitenden Kommandanten an und stürzte sich, gedeckt durch die Rauch- und Feuerwolken unserer auf den deutschen Werken krepierenden Granaten, auf den halbzerstörten deutschen Schützengraben, in dem sich nur noch wenige Verteidiger befanden. Die Angriffslinie rückte vor, inmitten der durch unsere Granaten ausgehöhlten Trichter, überschritt den zweiten Schützengraben und gelangte bis zur Stelle der dritten und vierten Linie durch ein von unserer Artillerie vollständig verwüstetes und aufgewühltes Gelände. Nachdem sich der Rauch allmählich zerstreut hatte, kundschaftete eine Abteilung des 158. Regiments ohne Hast das Vorgelände der Stellung aus und richtete sich dort ein, ungeachtet des wohlgenährten Geschützfeuers und der Granaten des Feindes, die auf den Bergvorsprung niederzufallen begannen. Hauptmann Maire, der außerhalb der Schützengräben aufrecht stand, ermutigte seine Leute, während er die Arbeit methodisch ausführen ließ. In diesem Augenblick fiel er tödlich verwundet; er hatte den ganzen Feldzug unversehrt mitgemacht und war in einem Armeebefehl genannt worden, weil er in La Bassée mit zwei Kompagnien überlegenen Kavallateriekräften standgehalten hatte.

Während diese Kompagnie mehr in der Front angriff, brach ein anderer Zug aus den Schützengräben zur Rechten hervor. Wieder ein anderer Zug rückte auf den linken Flügel vor und verfolgte die gegen Ablain fliehenden Deutschen. In ihrem Eifer überschritten unsere Soldaten sogar ihr Ziel. Mitgerissen von dem Elan stürmte der Unterleutnant de Ro-

quevaille, der im linken Zug kommandierte, hinter den Flüchtenden her, bis zu den ersten Häusern des Dorfes. Er fiel von einer Kugel getroffen. Mehr Glück hatte der Soldat Bonneau, der zuerst vor die Häuser von Ablain gelangte, wo er vier Deutsche gefangen nahm und entwaffnete. Von dem Sergeanten Claude Morel geführt, blieb eine Gruppe ausgedienter Soldaten, obwohl von ihrem Leutnant zurückgerufen, auf dem Rande des Kammes, da man dort, wie der Unteroffizier sagte, besser auf die Deutschen schießen konnte. Diese Handvoll Soldaten, die von dem Gewehrfeuer des Feindes, der sich wieder gefaßt hatte, überrascht wurde, vergräbt sich vor den Linien, die wir erobert haben und bleibt dort 26 Stunden unter dem Feuer des Feindes. Das Ergebnis dieses energischen Angriffs war die Einnahme des ganzen Vorsprunges mit zwei Maschinengewehren, einem Telephonposten, Waffen, Rohstoffen und 110 Gefangenen, darunter drei Offizieren. Etwa 100 Leichen blieben auf dem Gelände.

Da die Stellung überaus wichtig ist, konnte es der Feind bei seiner Schlappe nicht bewenden lassen. In der Nacht vom 15. auf den 16. März unternahmen drei Kompagnien des 110. badischen Regimentes und eine Kompagnie der badischen Garde einen neuen Angriff. Eine dieser Kolonnen, die aus kurzer Entfernung vom Feuer unserer Maschinengewehre empfangen wurde, ist niedergemäht worden. Die übrigen gelangten zu dem Seitengraben, den wir am Abhang besetzt hielten. Der Sergeant Long, der mit seinem Zuge am äußersten Ende eines Seitengrabens umgangen wurde, begann einen Nahkampf und es gelang ihm, einen Teil seiner Leute unter Umgehung des Vorsprunges in die Linie zurückzuführen. Der Feind stieg durch die Nebengräben wieder gegen den Kamm hinauf. Der Unterleutnant Bois versperrte ihm mit seinem Zuge den Weg. Nach zweistündigem Kampfe hielt er sich noch am Rande der Hochebene. Er hatte nur noch zwölf Mann ohne Patronen. Während er den Revolver in der Faust die letzte Barrikade verteidigte, schrie ihm der Feind zu, er möge sich ergeben. Die Ankunft eines Zuges unter dem Befehl des Sergeanten Lionnet verbesserte die Kampflage wieder zu unsern Gunsten. Lionnet griff kräftig an und nötigte die Spitze der deutschen Kolonne, zurückzuweichen. Wir behielten sämtliche Schützengräben. Die Deutschen waren in die gegen das Dorf sich niedersenkenden Nebengräben zurückgedrängt worden.

Am 16. März bombardierte der Feind die für ihn verlorene Stellung. Unsere Truppen, die nicht Zeit gehabt hatten, die von unserer Artillerie zusammengeschossenen Brustwehren wieder herzurichten, waren unter dem Feuer der deutschen Artillerie ebenso ruhig und entschlossen, wie sie zum Angriff begeistert gewesen waren. Nachdem die Granaten die Telephonlinien zerstört hatten, übermittelte der Soldat Pichon während des ganzen Tages die Befehle und Erkundigungen, indem er ungedeckt über den durch Geschütz- und Maschinengewehrfeuer bestrichenen Vorsprung passierte. Wir hatten hier an diesem Nachmittag ernste Verluste, darunter den Kommandanten du Pont, der die Angriffe seit Beginn des Feldzuges geleitet hatte. Er hat seinen Mut mit seinem Leben bezahlt. Er war stolz auf sein Bataillon, das seines Führers würdig war. Das Bataillon wurde auf die Nacht abgelöst. Der Feind hatte nicht zum Angriff kommen können, da er durch unsere Batterien am Verlassen seiner Schützengräben verhindert wurde.

Am 18. März vollendete eine Kompagnie des französischen 158. Regiments die Eroberung des Vorsprungs und warf die Deutschen aus den Verbindungsgräben zwischen dem Kamm und Ablain hinaus. Der überaus harte Kampf trug häufig den Charakter eines Kampfes von Mann gegen Mann. Leutnant Bour erhielt von einem Vizefeldwebel ganz aus der Nähe einen Schuß. Das Geschoß traf auf seine Patrontasche und brachte alle Patronen zur Explosion. Der Leutnant wurde durch den Anprall umgeworfen, richtete sich wieder auf und tötete den Vizefeldwebel. Die andern deutschen Soldaten versuchten zu fliehen. Sechs von ihnen wurden eingeholt und gaben ihre Waffen ab. Der Leutnant befreite

darauf in den Verbindungsgräben die verwundeten oder tags zuvor gefangen genommenen französischen Soldaten. Die deutschen Werke wurden zerstört. Dies war die Rolle, die das 158. Regiment bei der Einnahme des Vorsprungs von Notre-Dame-de-Lorette gespielt hat. Sie trug dem Oberstleutnant Mignot die Glückwünsche seiner Führer ein für den bewundernswerten Geist, den er den unter seinem Kommando stehenden Mannschaften einzuhauchen verstanden hatte."

Die Schlacht von Neuve-Chapelle vom 10.—15. März 1915

General French, der Oberkommandierende des englischen Heeres in Frankreich, hatte bei Neuve-Chapelle, einem Dorfe das seit dem 20. November 1914 fest in deutschem Besitz war, einen kleinen Erfolg errungen und ihn in seinem Bericht gewaltig aufgebauscht. Daß es ihm glückte, einige hundert Meter Schützengräben zu besetzen, blieb schon deshalb ohne Bedeutung, weil alle englischen Versuche, von Neuve-Chapelle weiter östlich vorzustoßen, mißlangen. „Es muß hervorgehoben werden", schreibt Major Morath im „Berliner Tageblatt", „daß ein taktischer Durchbruch nur dann von irgendeiner Bedeutung für ein weiteres Kampfgebiet werden kann, wenn der anfänglich kleine Erfolg dauernd und anhaltend vergrößert wird. Die Absicht, die dazu nötigen Mittel anzuwenden, kann man aus dem Bericht des englischen Hauptquartiers nicht herauslesen. Dagegen enthält der ausführliche Bericht des Generals French vom 5. April, in dem auch die anfangs verschwiegenen schweren Verluste zugegeben werden, das Eingeständnis, daß bereits vom 13. März ab jede Offensive eingestellt worden war.

Es heißt in der englischen Meldung: „Gegen Ende Februar 1915 veranlaßten mich zahlreiche Erwägungen von entscheidender Bedeutung zu der Annahme, daß ein kräftiger Offensivplan für die unter meinen Befehl gestellten Streitkräfte ausgearbeitet und so schnell als möglich ausgeführt werden müsse. Die Hauptgründe, die mich von dieser Notwendigkeit überzeugten, waren die Gestaltung der allgemeinen Lage der Verbündeten in Europa und besonders die merklichen Erfolge der russischen Armee, die die heftigen und wiederholten Angriffe des Marschalls Hindenburg zurückwies, weiter eine offenbare Schwäche des Feindes, der sich vor meiner Front befand und die Notwendigkeit, unserem russischen Verbündeten einen noch wirksameren Beistand zu leisten, indem wir auf der Westfront eine möglichst große Zahl von feindlichen Streitkräften zurückhielten; schließlich die bereits von der französischen Armee in der Gegend von Arras und in der Champagne unternommenen Anstrengungen und die Notwendigkeit, nach dem mühseligen und erschlaffenden Warten eines langen Winters in den Schützengräben den Offensivgeist in den Truppen wachzuhalten.

Die Aktion begann am 10. März 7½ Uhr früh mit einer furchtbaren Beschießung der feindlichen Stellungen von Neuve-Chapelle, die äußerst wirksam war. Eine halbe Stunde später unternahmen zwei Brigaden der 8. Division und eine indische Brigade den Sturm auf die deutschen Schützengräben, deren Stacheldrahtverhaue durch das Schrapnellfeuer fast ganz weggefegt worden waren. Nach heftigem Gewehrfeuer in Verbindung mit wirkungsvollem Artilleriefeuer waren nach 9 Uhr die ganze Ortschaft Neuve-Chapelle und die Straße, die östlich der Ortschaft nach Norden und Südwesten führt, in unseren Händen. Während dieser Zeit ließ die Artillerie einen fürchterlichen Schrapnellhagel auf die ganze Gegend in der Nähe der Ortschaft niedergehen und verhinderte so die Deutschen an der Heranführung von Verstärkungen. Es wurden sofort Maßnahmen getroffen zum Schutze der von der Infanterie genommenen Stellungen, die naturgemäß durch die Heftigkeit des Angriffes gelitten hatten. Außerdem mußte der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Einheiten wiederhergestellt werden, bevor man sie weiter vorschieben konnte. Dies war übrigens eine äußerst schwierige Operation

wegen des Feuers der deutschen Maschinengewehre. Die Tatsache, daß der Feind noch alle den Zugang zu der Ortschaft beherrschenden Punkte behauptete, bildete ein weiteres Hindernis, um so mehr als die Nacht uns ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Der Angriff wurde tags darauf erneuert, aber es stellte sich heraus, daß die Offensive unmöglich war, so lange mehrere Häuser an verschiedenen Punkten, die vom Feind gehalten wurden, nicht bombardiert worden waren. Unsere Anstrengungen richteten sich also auf eine neue Artillerieaktion. Aber die Witterungsverhältnisse verhinderten eine Fliegeraufklärung; die telephonischen Verbindungen zwischen den Beobachtern und den Batterien waren unterbrochen und die Artillerie gelangte nicht zu einer genügenden Treffsicherheit auf ihre Ziele.

Am folgenden Tage gestalteten sich die Bedingungen für die Operationen ebenso ungünstig. Die Kampfhandlungen bestanden zumeist in der Zurückweisung eines heftigen deutschen Gegenangriffs. Da der Hauptzweck der Operationen erreicht war und da andererseits zahlreiche Gründe dafür sprachen, die Offensive jetzt nicht fortzusetzen, gab ich in der Nacht vom 12. auf den 13. März General Douglas Haig, dem Führer der ersten Armee, Befehl, das genommene Terrain zu halten und zu befestigen, für den Augenblick aber von jeder Offensive abzustehen."

Marschall French spendete dann der Artillerie für ihr äußerst wirksames Feuer, das die Operationen ganz außerordentlich unterstützt habe, besonderes Lob und beglückwünscht besonders Douglas Haig und die erste Armee zu der Geschicklichkeit, mit der sie die Befehle ausführten. Mut und Ausdauer aller Mannschaften, aller Grade während der Kämpfe hätten auf hoher Stufe gestanden.

„Die während der drei Kampftage erlittenen Verluste setzen sich wie folgt zusammen: Tot: 190 Offiziere und 2337 Mann, verwundet: 359 Offiziere und 8174 Mann, vermißt: 23 Offiziere und 1728 Mann. Die erzielten Ergebnisse sind bedeutend. So beträchtlich die Verluste auch sind, können sie doch nicht als zu hoch angesehen werden. Wir haben übrigens auf dem Schlachtfelde mehrere tausend feindlicher Leichen feststellen können. (?) 12000 (?) weitere Leichen wurden aufgenommen und sind mit der Bahn abtransportiert worden. Außerdem haben wir 30 Offiziere und 1657 Mann gefangen genommen."

Die Depesche des Marschalls French hebt gegen Schluß das Verhalten des Prinzen von Wales lobend hervor, der während der Schlacht von Neuve-Chapelle als Offizier der Verbindungstruppen eingetreten war und so einige Zeit im Schützengraben mit dem Bataillon verbrachte, zu dem er gehörte.

Wie siegesgewiß die Engländer sich fühlten, beweist auch ein Sonderbefehl, den Douglas Haig, der Oberbefehlshaber der ersten Armee am 1. März 1915 an seine Truppen richtete und der bei einem bei Givenchy gefangen genommenen Engländer gefunden wurde. Er lautet: „An die erste Armee! Wir stehen im Begriffe, den Feind unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen anzugreifen. Bisher hat in diesem Feldzuge die britische Armee durch ihren Schneid und ihre Entschlossenheit Siege über einen Feind davongetragen, der an Zahl und Bewaffnung weit stärker war. Jetzt haben uns Verstärkungen dem Feind vor unserer Front überlegen gemacht. Jetzt sind unsere Kanonen besser als die des Feindes, nicht nur an Zahl, sondern vor allem: es sind die wirkungsvollsten Kanonen, die jemals bei irgend einer Armee gebraucht worden sind. Unsere Flieger haben die deutschen Flieger aus der Luft vertrieben.

Unsere Verbündeten, Russen und Franzosen, haben merkliche Fortschritte gemacht und dem Feinde gewaltige Verluste beigebracht. Die Deutschen sind zudem durch Unruhen im Inlande und Mangel an allem zur Kriegsführung Notwendigen geschwächt. Es ist daher nicht zu erwarten, daß sie gegen uns hier noch erhebliche Verstärkungen einzusetzen haben. Uns gegenüber steht nur ein einziges deutsches Korps in einer Aus-



Phot. W. Braemer, Berlin

Ein von deutscher Artillerie aus einer Höhe von 2000 m heruntergeschossenes englisches Flugzeug



Phot. W. Braemer, Berlin

Deutsche Unterstände nördlich Neuve-Chapelle



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Indische Hilfstruppen der englischen Armee



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Neu eingetroffene englische Truppen mit ihren Offizieren auf einer Landstraße in Nordfrankreich

dehnung gleich der unserer ganzen ersten Armee. Wir werden jetzt mit ungefähr 48 Bataillonen einen Abschnitt dieser Front angreifen, der nur von etwa drei deutschen Bataillonen verteidigt wird. Am ersten Tag des Kampfes werden die Deutschen voraussichtlich höchstens noch vier weitere Bataillone zur Verstärkung für den Gegenangriff heranziehen können. Schnelligkeit ist daher die Hauptsache, um dem Feind zuvorzukommen und um Erfolg zu haben, ohne schwere Verluste zu erleiden.

Niemals in diesem Kriege hat es einen günstigeren Augenblick für uns gegeben, ich bin des Erfolges ganz gewiß. Seine Größe jedoch hängt von der Schnelligkeit und Entschlossenheit unseres Vorgehens ab.

Wenn wir auch in Frankreich fechten, so wollen wir uns doch immer vor Augen halten, daß wir für die Erhaltung des britischen Reiches kämpfen und für den Schutz unserer Heimat gegen die planmäßige Barbarei des deutschen Heeres. Wir müssen alle zu dem Erfolge beitragen und wie Männer für Altenglands Ehre kämpfen."

Die Kampfbegeisterung war denn auch im englischen Heere groß. „Wir hatten zum ersten Male Gelegenheit, dem Feinde in gleicher Stärke zu begegnen," schreibt ein Engländer in einem Briefe, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht hat: „Die Inder standen wie auf Kohlen, sie tanzten und brüllten wie verrückt. Jeder einzelne war der Eintönigkeit des Schützengrabenlebens überdrüssig und sehnte sich nach etwas Anregendem.

Um 7 Uhr begann die Beschießung, 350 Kanonen feuerten gleichzeitig auf kurzes Ziel. Es war das schlimmste Getöse, das ein Soldat jemals zu hören bekommen hat. Die Gräben und Barrikaden zitterten, und die Flammen der platzenden Granaten blitzten an allen Ecken und Enden auf. Es war schwer, unsere Männer zurückzuhalten und am Feuern zu verhindern. Unsere Offiziere bestanden darauf, daß sie am Boden der Laufgräben zusammengekauert blieben, bis der Befehl zum Angriff kam, andernfalls wären sie von unserem eigenen Schrapnellfeuer getroffen worden. Die Beschießung dauerte dreiviertel Stunden, dann ertönte eine Signalpfeife, und unsere Soldaten stürzten aus den Gräben mit aufgepflanzten Bajonetten, Offiziere voran. Sie legten im Lauf die 200 Meter zurück, die zwischen den deutschen und englischen Stellungen lagen, wobei sie unausgesetzt dem heftigen Feuer der versteckt aufgestellten deutschen Maschinengewehre ausgesetzt waren. Wir feuerten nicht, denn Schießen nimmt Zeit in Anspruch. Es war nur ein rasender Sturmlauf in offener Formation. In der ersten Linie fanden wir nur Tote und Verwundete. Immer weiter über die Gefallenen hinweg in die zweite Linie, die sich ungefähr 100 Meter hinter der ersten befand. Mit lauten Hurrarufen stürzten uns die Deutschen in Schwärmen entgegen, ebensosehr auf einen Kampf brennend wie wir selbst. Man ging mit Gewehren und Bajonetten gegeneinander los, ein Kampf entbrannte Mann gegen Mann, Schüsse aus nächster Nähe, dann der kalte Stahl. Die Gurkhas grinsten und stachen drauf los. Ganze Bataillone lösten sich von den Verbänden und kämpften unabhängig unter ihrem eigenen Obersten. Jede noch so wichtige Mauer war eine kleine Festung geworden, hinter der ein mörderisches Maschinengewehr arbeitete, und jede Mauer mußte einzeln genommen werden. Die Deutschen bildeten eine dritte Linie, etwa 400 Meter hinter der zweiten, und auch diese mußte erobert werden."

Aehnlich nur viel ausführlicher lautet der Bericht des von der englischen Regierung nach der Front entsandten offiziellen Beobachters des „Augenzeugen". Er schreibt: „Nachdem das Signal zum Sturm gegeben worden war, waren in weniger als einer halben Stunde beinahe alle Reihen deutscher Laufgräben an und um Neuve-Chapelle in unseren Händen. Außer an einer Stelle wurde kaum Widerstand geleistet; denn die Laufgräben, die hier und da durch das Geschützfeuer buchstäblich weggefegt worden waren, lagen voll Toter und

Sterbender, die teilweise unter Erde und Trümmern begraben waren. Die meisten Ueberlebenden waren nicht mehr imstande zu kämpfen. Nordöstlich des Dorfes jedoch hielt sich noch eine deutsche Truppe, die in guter Deckung verborgen war, einige Stunden. Trotz drei kühnen Angriffen war es den Engländern nicht gelungen, sie zu vertreiben, als aber gegen Mittag Verstärkungen eintrafen, wurden die Deutschen auch aus ihrer letzten Verschanzung, die sie im Dorfe innehatten, vertrieben. Inzwischen wurde auf dem rechten Flügel in der Richtung von Richebourg eine gleichartige Vorwärtsbewegung unternommen, die sich gegen das Gehölz von Biez, einen rechteckigen Wald ungefähr einen Kilometer östlich von Neuve-Chapelle, wandte. Auch hier wurde nur geringer Widerstand geboten. Am Nachmittag drangen die Truppen, die Neuve-Chapelle genommen hatten, noch weiter in östlicher Richtung vor und gewannen fast 400 Meter Gelände. Auch auf unserem linken Flügel im Norden des Dorfes gewann unsere Vorwärtsbewegung ein ansehnliches Stück Gelände. Der Kampf wurde noch lange nach Eintritt der Dunkelheit fortgesetzt. Der Feind war fluchtartig in die Enge getrieben worden, so daß wir stellenweise ganze Gruppen zu Gefangenen machten. Die Deutschen vermochten sich den ganzen Tag über in einer starken Stellung bei dem Kreuzpunkt der Wege südlich des Dorfes zu halten. Sie hatten sich dort in einem wahren Netzwerk von Verschanzungen, das durch Stacheldrahtversperrungen verstärkt war, eingegraben. Diese Stellung nannten englische Truppen „Port Arthur". Lange Stunden wurde wütend um diesen Punkt gefochten, bis um halb sechs Uhr die Engländer die Stellung im Bajonettangriff eroberten. Die deutschen Batterien antworteten den ganzen Tag über erfolglos. Unsere Artillerie nahm Donnerstag den 11. März ebenso ungestüm wie am Mittwoch am Kampfe teil. Die Deutschen versuchten auf verschiedenen Punkten, besonders beim Gehölz von Biez Gegenangriffe. Die englischen Geschütze nahmen den Wald jedoch mit solch gutem Erfolge unter Feuer, daß die Deutschen nicht wagen durften, die durch die Bäume gebotenen Deckungen zu verlassen. Auf verschiedenen Punkten wurde einiges Gelände gewonnen, doch im allgemeinen blieb der Zustand derselbe wie am Tage zuvor. Der Widerstand der Deutschen war hartnäckiger geworden, doch alle ihre Versuche, die Engländer aus den eroberten Stellungen zu werfen, wurden mit schweren Verlusten abgeschlagen. Die deutsche Artillerie war tätiger geworden. Neuve-Chapelle wurde heftig beschossen und die englische Linie mit Granaten und Kartätschen überschüttet."

In einem zweiten Bericht vom 19. März 1915 erzählt der „Augenzeuge" den Fortgang der Kämpfe nach der „Neuen Zürcher Zeitung" folgendermaßen: „Der Feind hat sich unaufhörlich bemüht, den verlornen Boden wieder zu gewinnen, mit dem einzigen Ergebnis, daß wir in die Lage versetzt wurden, neue Fortschritte zu machen.

Während des Morgens vom 12. März erneuerten die Deutschen ihre Angriffe auf der ganzen Linie um das Dorf und ließen dabei eine große Zahl von Toten und Gefangenen zurück. Zu einem bestimmten Zeitpunkt schienen die Deutschen gänzlich erschöpft; mehr als einmal legten sie sich, sobald wir das Feuer eröffneten, in ihrer Angriffslinie nieder oder hoben ihre Hände in die Luft. In der Nähe der Kreuzung zweier Straßen südlich des Dorfes gegenüber der Stellung „Port Arthur", die wir am vorhergehenden Tag genommen hatten, wurden ungefähr siebzig Deutsche, die in einen Verbindungsgraben eindrangen, gefangen genommen. Dem Feind gelang es an einem einzigen Punkt, unsere Schützengräben nordwestlich des Dorfes zu erreichen, er wurde aber unverzüglich wieder verjagt und gegen seine eigenen Minen verfolgt, wobei er zahlreiche Gefangene in unseren Händen zurückließ. Als der Ansturm des Feindes schwächer wurde, griff unsere Infanterie ihrerseits an, um dem erschöpften Gegner keine Ruhe zu lassen. Sie nahm im Sturm eine durch einige Häuser bei der Mühle von Biez gebildete starke Stellung. Als sie nachts vorrückte, gab der Widerstand des

Feindes weiter nach; an einzelnen Stellen ergaben sich ganze Kompagnien. Die deutschen Soldaten waren vollständig erschöpft. Sie erklärten uns, daß ihre Schützengräben voll Wasser, daß alle ihre Offiziere getötet seien und das ganze dezimierte Bataillon seit mehreren Tagen keine Nahrung erhalten habe. Diese Tatsache hat ihre Ursache zweifellos in der Verwirrung des Kampfes und der Heftigkeit des Feuers unserer Artillerie, wodurch die Verproviantierung der Schützengräben verhindert wurde. Trotzdem schlugen sich die Deutschen tapfer. Aber die Spannung, die sie aushalten mußten, muß schrecklich gewesen sein. Sie wurden in der Tat durch Ueberraschung überwältigt und mußten sich während dreier Tage gegen einen an Zahl überlegenen und, was viel wichtiger ist, über eine starke Artillerie verfügenden Feind halten. Am Tage des 12. März leisteten die Deutschen verzweifelten Widerstand. Sie besetzten an einigen Orten Häuser, die so gelegen waren, daß das Gelände ringsum von dort durch ihre Maschinengewehre gesäubert werden konnte. In einem einzigen dieser Häuser fanden wir nicht weniger als sechs solcher Maschinen. Wir mußten die Häuser eines nach dem andern belagern und nach verzweifelten Nahkämpfen erstürmen. Der Boden steigt in dieser Gegend von unsern Gräben gegen diejenigen des Feindes an, so daß die Leichen gut sichtbar waren und gezählt werden konnten. Beim Einbruch der Nacht lagen gegenüber einem unserer Bataillone ihrer fünfhundert. In diesen Zahlen sind die in großer Anzahl im Dorfe Neuve-Chapelle getöteten Deutschen nicht inbegriffen, woselbst viele Tote unter Schutt und Trümmern aller Art begraben liegen. Einen weiteren kleinen Erfolg trugen wir im Weiler Epinette davon, den wir in einem plötzlichen Angriff mittelst Granaten nahmen, wobei wir nur unbedeutende Verluste erlitten. Wir gewannen dort Boden auf einer Länge von einer halben Meile.

In der gleichen Nacht entdeckte eines unserer Bataillone eine merkwürdige Maßnahme des Feindes; er hatte einen Strohmann in der Erde befestigt, der bei der ersten Berührung explodierte und einen unserer Soldaten verwundete.

Im Laufe des 13. März warfen die Deutschen gegen unsere Stellungen zahlreiche Verstärkungen, die seit dem 10. März nach und nach angekommen waren. Aber wir hatten unsere Stellungen während der Nacht befestigt; alle Angriffe des Feindes brachen an unseren Verteidigungswerken zusammen. Während des Nachmittags wurde ein starker Gegenangriff im Walde von Biez versucht, aber unsere Kanonen verursachten derartige Lücken in den feindlichen Reihen, als sie Versuche machten, in den Wald einzudringen, daß der Angriff selbst scheiterte. Am Sonntag den 14. März hörte der Kampf um Neuve-Chapelle auf, denn der Feind richtete seine Tätigkeit auf ein neues Ziel. Am Nachmittag vollführte er eine furchtbare Beschießung gegen St. Eloi, zwischen sechs und sieben Uhr abends. Nachdem die Deutschen dann einen unserer Schützengräben in die Luft gesprengt hatten, nahmen sie das Dorf sowie einige unserer Schützengräben nördlich und südlich im Sturm. Ein am folgenden Tage um drei Uhr morgens unternommener Gegenangriff machte uns von neuem zu Herren des Dorfes und der verlorenen Schützengräben.

Die in unsere Hände gefallenen Gefangenen sagen aus, daß sie seit Beginn des Krieges nie eine Beschießung erlebten wie diejenige, die dem Sturm auf Neuve-Chapelle vorausging. Ein preußischer Offizier mit sehr herausfordernder Haltung sprach seine größte Verachtung über die englische Kampfesweise aus, indem er sagte: „Ihr schlagt euch nicht, ihr mordet; wenn ihr einen ehrlichen Kampf begonnen hättet, hätten wir euch geschlagen, aber mein Regiment hatte kein Glück. Von der ersten Minute an fielen eure Granaten unter uns; nichts konnte einem solchen Feuer widerstehen."

Obschon die Unzufriedenheit des feindlichen Offiziers über das Feuer unserer Artillerie für unsere Artilleristen ein Kompliment war, ist es doch merkwürdig, festzustellen, daß

die Deutschen bereits vergessen haben, daß sie es waren, die lange vor dem Kriege die Ueberlegenheit ihrer Artillerie vorbereiteten und zu Beginn eines jeden Kampfes gegen uns ein konzentrisches Feuer richteten. Jetzt, da sich das Glück gewendet hat und da es an uns ist, sie in derselben Weise zu behandeln, wagen sie es, sich zu beklagen. Sehr peinlich ist es den Deutschen, von den Engländern gefangen genommen zu werden, da sie diese als Feinde ansehen, die ihrer unwürdig sind . . .

Der Erfolg von Neuve-Chapelle ermöglichte es, unsere guten Stellungen zu halten. Unsere Truppen, die den Feind mit großer Tapferkeit angriffen, zeigten trotz des unaufhörlichen Kampfes während Tag und Nacht und trotz der Verpflichtung, unter mörderischem Feuer auszuhalten, in keinem Augenblick Entmutigung. Im Gegenteil: fröhlich singend kamen sie aus dieser Feuer- und Maschinengewehr-Hölle zurück."

Gegenüber diesen Erzählungen zeichnen sich die deutschen Berichte durch Klarheit und ruhige Sachlichkeit aus. So schreibt der Kriegsberichterstatter der „Vossischen Zeitung", Rudolf Cuno: „Dichter Nebel lag in den Tagen um den 10. März herum über der nordfranzösischen Ebene, und unter dem Schutze dieses Nebels, der auch die Beobachtung durch unsere Flieger völlig unmöglich machte, gelang es dem Feinde, seine Truppen zu sammeln. Nicht weniger wie zwei Armeekorps, zwei englische und zwei indische Divisionen, ferner kanadische Truppen und eine sehr starke Artillerie, darunter auch französische, im ganzen also gegen 50 Infanteriebataillone, setzte er zum Angriff an, und wenn der englische General den Mut seiner Truppen zu beleben suchte, indem er sie auf ihre ungeheure numerische Ueberlegenheit über den Gegner aufmerksam machte, so hatte er mit seinen Zahlenangaben durchaus recht. Nur insofern war seine Rechnung falsch, als die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Engländer am Ende doch nicht ausreichte, um ihren auf einen Durchbruch durch unsere Front gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen.

Der Angriff der Engländer am 10. März kam zwar überraschend, aber unvorbereitet traf er die Unseren nicht. Ein Infanterieregiment und ein Jägerbataillon hielten gute Wacht, und es gelang ihnen, den Ansturm des Feindes, so wuchtig er auch war, zunächst abzuwehren. Gegen 6 Uhr des Morgens begann der Angriff mit einem etwa eine halbe Stunde währenden Artilleriefeuer von geradezu fürchterlicher Wucht; wurden doch nicht weniger als zehn bis zwölf Granaten, darunter viele amerikanischer Herkunft, auf je einen laufenden Meter Schützengraben geworfen, so daß unsere Gräben stellenweise völlig eingeebnet wurden. Aber trotz aller Ungunst der Verhältnisse hielten die Unseren dem um das Vielfache überlegenen Gegner wacker Stand; zweimal wurde er unter ungeheueren Verlusten zurückgewiesen, worauf er jedesmal ein neues rasendes Artilleriefeuer eröffnete, um nach dieser Vorbereitung seinen Ansturm zu wiederholen. Voran stürmten indische Truppen, waffenlos, wie es den Anschein hatte. Da in den Tagen zuvor zahlreiche Inder zu uns übergelaufen waren, so glaubten unsere Leute, daß es sich auch jetzt um Ueberläufer handelte, und sie wurden ihres Irrtums erst inne, als die Inder begannen, mit Handgranaten zu werfen und mit ihren Messern auf die Unseren einzustechen.

Durch diese mit weit überlegenen Kräften während des ganzen Tages fortgesetzten Angriffe wurden die Besatzungen unserer Gräben stark mitgenommen, und es gelang den Engländern, uns bis hinter den Ort Neuve-Chapelle zurückzudrängen. Nun aber kamen unsere Reserven heran. Durch ein furchtbares Artilleriefeuer versuchten die Engländer, sie an der Entwicklung zu verhindern, aber mit prächtigem Schneid ging unsere Infanterie vor, und wenn es ihr auch nicht gelang, den Feind aus den von ihm genommenen Stellungen zurückzuwerfen, so setzte sie doch seinem weiteren Vordringen ein Ziel, und am 10. März abends stand die Schlacht.



Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

Vor einem gestürmten französischen Schützengraben



Phot. W. Braemer, Berlin

Von den Deutschen gefangene Engländer auf dem Wege nach Lille



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Ein deutsches Zeltlager für die Verwundeten hinter der Front in Nordfrankreich

Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Unterstände an einem Bahndamm in Nordfrankreich

Auch am nächsten Tage gelang es dem Feinde nicht, weiteres Gelände zu gewinnen. Während weitere Reserven heraneilten, wurde er von unserer Artillerie unter starkes Feuer genommen, bis wir am 12. März vormittags soweit waren, um zum Gegenangriff vorgehen zu können. Es galt, mit den verhaßten Engländern abzurechnen, und dieser Gedanke, der jeden von unseren Streitern erfüllte, gab ihrem Angriff doppelte Wucht. War schon an den Tagen zuvor seinem Vordringen ein Ziel gesetzt worden, so mußte er jetzt selbst auf Neuve-Chapelle zurück, und unser Geländegewinn setzte uns in den Stand, im allgemeinen die Linie, die wir vordem gehalten hatten, wieder herzustellen. Damit konnten wir uns begnügen. Die Wiedereroberung des in andauerndem schwersten englischen Artilleriefeuer liegenden Ortes Neuve-Chapelle wäre augenblicklich wertlos gewesen und hätte nur nutzlose Opfer gekostet."

Gleichzeitig ging auch bei Givenchy etwa 6 Kilometer südlich von Neuve-Chapelle eine englische Division zum Angriff vor, wurde aber von acht Kompagnien eines deutschen Infanterieregiments mit ungeheuren Verlusten abgewiesen. Abteilungsweise sind die Engländer durch deutsches Artillerie- und Infanteriefeuer hingemäht worden.

„Die Engländer sahen denn auch die Nutzlosigkeit weiterer Durchbruchsversuche ein," schreibt W. Scheuermann in den „Leipziger Neuesten Nachrichten", „und gaben ihren Plan auf. Sie versuchten zunächst, die Eroberung von Neuve-Chapelle als einen großen Sieg darzustellen, bis jenseits des Kanals der beginnende Jubel durch die ungeheure Totenklage erstickt wurde. Der erste von den Engländern mit großen Mitteln unternommene Durchbruchsversuch war im Blute der englischen Jugend ertrunken. Wahnsinnige Verluste an Mannschaften und Offiziersverluste, wie sie keine andere Schlacht bisher gesehen hat, waren der Preis, mit dem der Mißerfolg bezahlt wurde. Auf unserer Seite hat die Schlacht bei Neuve Chapelle ein erhebendes Bewußtsein unserer Kraft erweckt, das auch den letzten Mann erfüllt, den Kämpfer im Schützengraben wie den Verwundeten im Lazarett. Westfalen, Bayern, Badener und Sachsen hatten Schulter an Schulter gefochten, und der Gedanke, daß es gegen den verhaßten Engländer ging, hatte sie alle zu Wundern von Tapferkeit und Zähigkeit befähigt. Wie eine Mauer hatten sie gestanden, wie eine Mauer werden sie in ungebrochener Kraft weiter stehen, wenn es den Engländern noch einmal gelüsten sollte, den an Hilfsmitteln so reichen Norden Frankreichs zu „befreien".

Das hat auch der Kronprinz von Bayern in einem Tagesbefehl an das 7. Armeekorps ausgesprochen: „Soldaten! Durch Einsetzen von 48 Bataillonen gegen drei deutsche ist es dem Feind geglückt, einen Bruchteil unserer Stellungen nach heldenmütigem Widerstand wegzunehmen. Die Wiedereroberung ist mißlungen. Zwei feindliche Armeekorps haben nicht gewagt, über das genommene Dorf, dessen Besitz eine untergeordnete Bedeutung hat, hinaus vorzudringen. Ich spreche Euch für Euren Kampfesmut und für Eure Hingebung meinen Dank aus. Ich erwarte, daß Ihr jedem weiteren feindlichen Fortschritt eine unüberwindliche Schranke entgegensetzen werdet, bis der Tag der Abrechnung mit dem Feind gekommen ist. Er wird kommen! Ich vertraue auf Euch."

Als die im Verhältnis zum tatsächlichen Gewinn ungeheuer großen Verluste langsam in England bekannt wurden und dann schließlich durch den Bericht des Generals French (vgl. S. 43) Bestätigung fanden, hielt die englische Presse mit scharfer Kritik nicht zurück. Die „Times" schrieb: „Es war ein Sieg, aber ein sehr kostspieliger. Der erste amtliche Bericht betonte den Sieg, verschwieg aber die Kosten . . . Es wurde nicht versucht, die furchtbaren Schwierigkeiten darzulegen, die uns noch erwarten. Das Bild war ganz hell gehalten. Es machte den Eindruck, als ob wir den Feind schlagen könnten, wann und wo wir wollten. Die richtige Art, uns über das Vorgehen bei Neuve-Chapelle zu berichten, wäre völlige Offenheit gewesen. Man hätte sagen sollen, daß hier etwas, wenn auch sehr wenig erreicht worden sei, daß die Truppen mit großer Tapferkeit fochten, daß aber

der Preis außerordentlich hoch war." Unter den Gefallenen befanden sich nach der „Times" fünf Oberstleutnants und drei Majore, unter den Verwundeten vier Oberstleutnants und zwei Majore. „Daily Expreß" nennt als Ursache der gemachten Fehler das unbesonnene Drauflostappen eines der Führer, der natürlich dafür gestraft werden müsse. „Es scheint aber doch," bemerkt die „Frankfurter Zeitung" dazu, „als ob sich die Fehler nicht alle auf einen Kommandanten abwälzen ließen. Denn die Fortsetzung der englischen Offensive zur Erreichung des größeren Zieles scheiterte daran, daß „die Reserven infolge der nicht sorgfältigen Ausführung eines ergangenen Befehls zu spät kamen", andererseits wird auch von amtlicher englischer Seite zugegeben, daß die englische Infanterie von der eigenen Artillerie beschossen wurde und dadurch „in einiger Ausdehnung" Verluste erlitt. Für diese beiden Fehler wird wohl nicht der „eine" Kommandant verantwortlich sein. Die hohe Zahl der ausgeschiedenen Offiziere 1200 : 12000, ist schließlich ein weiteres Anzeichen dafür, daß es „im Kommando gefehlt" hat, und daß schließlich die Soldaten „ohne Kommandanten" waren. Auf zehn Soldaten fiel ja ein Offizier, während es sonst erst auf 40 Soldaten einen Offizier trifft. Der Angriff kam automatisch zum Stehen, als die Truppen ohne Führer waren."

„Daily Expreß" schreibt, es sei eine „tragische Rechnung", auf der Basis von Neuve-Chapelle die Zahl der Soldaten und die Menge der Munition zu schätzen, die geopfert werden müßten, bis Belgien befreit sei, und „selbst dann ist der Krieg noch nicht zu Ende."

Episoden

Die beiden Musketiere.

Einem Feldpostbrief, den Dr. M. E. in die Heimat geschickt hat, entnimmt die „Frankfurter Zeitung" folgende Episode: „Im Nordwesten von Frankreich liegen sich die Deutschen und ihre Vettern von jenseits des Kanals auf etwa 60—80 Meter gegenüber. Wochenlang schon wird um einen größeren Komplex von Backsteinhaufen gekämpft, die in geringen Entfernungen wie rote, rechteckige, bis 12 Meter hohe Kuchen aufgesetzt sind. Sie haben ihren Besitzer schon einige Male gewechselt, immer aber blieb zum Schluß der Deutsche Meister. Bei einem in der frühen Morgenstunde angesetzten Sturm auf eine vorübergehend geräumte Grabenstrecke war ein tapferer Unteroffizier eines badischen Infanterie-Regiments bis auf 15 Meter an die Engländer herangekommen, als er von sechs Geschossen getroffen zusammenbrach. Er war weit über das dem Angriff für diesen Morgen vorgeschriebene Ziel hinausgestürmt. An eine Rückkehr war nicht zu denken. Sowie sich einer von ihnen zeigte, erhielt er Feuer. Ueber 24 Stunden mußte der Verwundete liegen bleiben. Heller Sonnenschein fiel am andern Mittag auf die trostlose Kampfstätte, da bemerkten die Engländer, daß der vor ihrer Stellung liegende Deutsche noch lebte. Sie riefen ihm auf Deutsch zu, er solle zu ihnen kommen, er würde es gut bei ihnen haben, bekäme zu essen und zu trinken. Er konnte aber nicht gehen, ihn hereinzuholen war ebenfalls nicht möglich, weil sie den strikten Befehl hatten, nicht aus dem Graben herauszugehen. Der Deutsche raffte sich nun zusammen — es war inzwischen 4 Uhr nachmittags des anderen Tages geworden — kniete etwas auf und rief zu den Seinen zurück: „Kameraden, holt mich, ich will nicht in die englische Gefangenschaft geraten!" Einer der deutschen Musketiere rief nun den Engländern englisch hinüber, daß die Deutschen ihren Kameraden holen wollten, die Engländer dürften aber nicht schießen. Die Engländer versprachen es, aber die Deutschen trauten doch nicht und forderten sie daher auf, sich zu zeigen, worauf die Engländer erwiderten, daß sie der Befehl, unter keinen Umständen den Graben zu verlassen, daran verhindere. Zwei Musketiere erboten sich nun, freiwillig die Probe zu wagen. Sie gingen die 60 Meter, die sie von ihrem Kameraden trennten, vor, gingen zum englischen Graben hinüber und

trugen den Verwundeten langsam zurück — und kein Schuß fiel. Besser als alles andere zeigt diese kleine Begebenheit, wie die Brutalitäten des Krieges und die Schrecken des Artilleriefeuers, der Minen und der Handgranaten auch Engländer dazu bringen können, menschlich zu fühlen.

Unsere Pioniere unter der Erde.

Welch ungeheure Anforderungen der „Minenkrieg" an den Mut und die Nerven stellt, kann auch der Laie verstehen. Stundenlang in einem engen niedrigen Gang, 10 Meter unter der Erdoberfläche, bis 120 Meter weit vor die eigene Stellung vorgeschoben, arbeitet der Mineur, ständig in Gefahr, von seinem grimmigen Feinde überfallen oder durch dessen Gegenmine zerquetscht zu werden!

Leutnant Eduard Dostler (aus Pottenstein a. d. Pegnitz) vom bayerischen Pionierregiment und die freiwillig ihn begleitenden Pioniere Reservist Dürrbeck aus Hausen bei Forsthein und Landwehrpionier Michael Schedel aus Cohnberg bei Kronach haben am 5. März 1915 nach Angaben der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" einen eigenartigen Kampf zehn Meter unter der Erdoberfläche bestanden.

In einem unserer Minenstollen war das senkrechte Heranarbeiten des feindlichen Mineurs „erhorcht" worden. Leutnant Dostler ließ, da das Geräusch schon sehr nahe klang, die in Stollen arbeitenden Pioniere ausrücken und begab sich mit den genannten Pionieren an den bedrohten Punkt. Hier ließ er geräuschlos die Holzverschalung unseres Stollens entfernen, damit der Feind nicht vorzeitig auf das Vorhandensein unseres Ganges aufmerksam würde.

Jetzt hieß es ruhig abwarten, wie sich die Sache entwickelt. Nach etwa einer Stunde erschien ein Spatenblatt von jenseits im deutschen Stollen und gleich darauf wurde der Durchbruch mit Spaten und mit den Füßen erweitert. Gegenüber unseren drei Helden standen vier bis fünf verblüffte Feinde. Sofort eröffnete Leutnant Dostler das Feuer; was nicht fiel, ergriff die Flucht. Ein Verwundeter, der dicht an dem Durchbruch lag, wurde in unseren Gang hereingezogen. Etwa 15 Meter von dem Kampfplatz mündete der feindliche Stollen in den feindlichen Schützengraben.

Auf das Schießen eilten aus einem Seitenstollen noch einige Gegner herbei; aber auch sie wurden durch das wohlgezielte Feuer Dostlers zurückgetrieben.

Mit Hilfe anderer Freiwilliger ist dann rasch unser Stollen geladen und gesprengt worden, so daß dem Feind das Eindringen unmöglich gemacht war.

In den Schanzen bei Contalmaison (bei Albert).

Wie unsere Feldgrauen im Feindesland wohnen, wird in einem Feldpostbrief geschildert, den die „Tägliche Rundschau" veröffentlicht hat. Es heißt da: „Wir sind nun schon fast vier Wochen hier und merken's kaum. Unsere Deckungen, in denen wir schlafen, sind an einer Chaussee in die Böschungen eingegraben. Von außen bieten sie dem Beschauer ein eigenartiges Bild. Jeder Eingang zu den „Wohnungen", deren jede acht Mann beherbergt, ist originell. Die Türen sind je nach dem Geschmack und Material recht eigenartig zurechtgezimmert; gewöhnlich ein Fensterflügel oder die Glastüre irgend eines Möbels, das aus Contalmaison abgeschleppt wurde, bildet die „Füllung". Unsere Wohnung heißt „Tropfsteinhöhle", weil das Wasser durch das Erdloch sickert. Eine andere heißt „Rabenhöhle"; über ihr sind zwei ausgestopfte Raben hingesetzt. Ferner findet der Beschauer die „Weidmannsklause", die „Herberge zur Heimat", die „dicke Jula", das „Pariser Hotel", die „Wasserscheuen", die „Lehmgrube", die „Polnische Wirtschaft", ein „Sittsam Heim" und viele andere bis zur „Opiumhöhle" mit dem Totenkopf; darinnen hausen die Sanitäter, bei denen wir bei Durchfall zehn Tropfen

Opium bekommen. Und das Innere all dieser feuchten Höhlen ist mit allem möglichen Hausrat versehen. Alle Dächer sind abgeblendet mit Rasen und Zweigen, damit die Flieger unser Indianerdorf nicht sehen."

Englische Niedertracht.

Ein Sachse erzählt in den „Leipziger Neuesten Nachrichten": „. . . Sie werden in der Zeitung gelesen haben, daß die Engländer südlich von La Bassée mit einer großen Uebermacht die deutsche Stellung angriffen. Die Stellung lag links von uns, es lagen Bayern und Preußen dort. Daß sie in die deutschen Gräben eindrangen, hatten sie dadurch erreicht, daß sie Inder vorgeschickt hatten ohne Gewehr, nur mit Messern und Dolchen bewaffnet. Die Inder kamen mit hochgehobenen Händen und gelangten so in die Gräben. Da Befehl gegeben war, die Inder als Mohammedaner gut zu behandeln, wurden sie auch gut aufgenommen. Freilich, kaum waren sie in den Gräben, fing die Metzelei an. Mit Dolchen gingen sie auf unsere Kameraden los, die natürlich auf diese Niedertracht nicht vorbereitet waren. Aber sie haben sich gut gewehrt. Diesen Ueberfall im Schützengraben hatten die Engländer benutzt. Als die Unseren nicht schießen konnten, weil sie mit den Indern zu tun hatten, schickten die Engländer starke Truppen nach. Es entspann sich nun ein Nahgefecht, wie man es nicht schildern kann. Unsere braven bayrischen Jäger haben sich bis auf den letzten Mann verteidigt. Nur so gelang es den Engländern schändlicherweise ein Grabenstück von uns zu nehmen. Da wir unmittelbar rechts davon lagen, mußten wir zu Hilfe eilen, damit die ruchlose Gesellschaft aufgehalten wurde. Es gelang uns gut, obwohl der Feind bedeutend stärker war als wir. Das Stückchen Graben werden die Engländer nicht lange haben, es ist auch nicht bedeutend. Eine tüchtige Wut haben wir natürlich auf die Engländer."

Anmarsch.

Aus den Schützengräben vor Beaumont in Nordfrankreich schickt ein Kriegsteilnehmer der „Frankfurter Zeitung" folgende kleine Skizze: „An die Gewehre! — Gewehr in die — Hand! In Gruppen rechts schwenkt, ohne Tritt: Marsch! Marschordnung!" und dahin zieht das Regiment, Kompagnie auf Kompagnie. Noch hüllt die Morgendämmerung das Land in ihren weichen, grauen Mantel, fernher rollt der Donner der Geschütze, wir aber marschieren, marschieren auf ihn zu. Langsam steigt die Sonne, rosige, goldene Wolkenränder verkünden ihren Aufstieg; endlich bricht sie hervor und sieht uns in dem flachen Land marschieren, marschieren. Es wird heiß, der Staub steigt und umhüllt uns, der Tornister drückt und reibt, der Durst quält uns, schon donnern und rollen nahe bei uns die Kanonen. Heimlich streift der Blick die Kameraden, alle werden wir nicht die nächste Sonne sehen, nicht alle, doch wer fällt? Wir hoffen alle, alle durchzukommen, und doch müssen so viele, viele fallen. Bist du darunter, oder der, oder jener, du oder ich? Heimlich betrachten wir uns noch einmal. Viele müssen fallen . . . Wir sind müde, müde, rastlos geht es weiter. Jetzt ein Haus mit rotem Kreuz, und jetzt, da kommen sie, die Verwundeten. Ein langer, langer Zug schleppt sich heran auf der staubbedeckten Straße, einzeln, zu zweit, in Gruppen nahen sie, mühsam Schritt für Schritt. Noch einmal bebt das Entsetzen durch uns, dann kommt die Wut. „Kameraden, wir rächen Euch!" Rascher der Tritt. Ach, die vielen Verwundeten, das viele Blut! Jetzt rufen sie uns zu. Sie sind so bleich. Ruf und Zuruf. „Welches Regiment, woher?" — „Wie steht's da vorn? Ist es noch weit?" — „Zeit, daß ihr kommt! Gut steht's! Haut sie, haut sie! Eilt Euch! Jungs, halt' Euch brav!" — Ach, das viele Blut! Ganz nah schon das Feuer. Immer drauf. Die vielen Verluste! „Zeit, daß ihr kommt." Kameraden, Kameraden!

Der Waldkrieg in den Argonnen

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

16. Januar 1915.

Kleinere, für uns erfolgreiche Gefechte fanden in den Argonnen statt.

17. Januar.

In den Argonnen kleine Fortschritte. Sturm und Regen verhinderten fast auf der ganzen Front die Gefechtstätigkeit.

18. Januar.

Im Argonnenwald wurden mehrere französische Gräben erobert, die französischen Besatzungen fast aufgerieben.

20. Januar.

In den Argonnen nahmen unsere Truppen einige feindliche Schützengräben. An einer Stelle betrug unser Geländegewinn der letzten Tage wieder 500 Meter.

23. Januar.

Im Argonnenwald eroberten unsere Truppen westlich Fontaine-la-Mitte eine feindliche Stellung, machten drei Offiziere und 245 Mann zu Gefangenen und erbeuteten vier Maschinengewehre.

24. Januar.

Im Argonnenwald wurden zwei französische Angriffe mühelos zurückgewiesen.

25. Januar.

Im Argonnenwald nördlich Verdun und nördlich Toul lebhafte Artillerietätigkeit.

30. Januar.

Im westlichen Teil der Argonnen unternahmen unsere Truppen gestern einen Angriff, der uns einen nicht unbedeutenden Geländegewinn einbrachte. An Gefangenen blieben in unseren Händen: zwölf Offiziere, 731 Mann. Erbeutet wurden zwölf Maschinengewehre und zehn Geschütze kleineren Kalibers. Die Verluste des Feindes sind schwer. 400 bis 500 Tote liegen auf den Kampffeldern. Das französ. Infanterieregiment 155 scheint aufgerieben zu sein. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

Die amtliche französische Meldung enthält über diese Kämpfe folgende Angaben: „In den Argonnen meldet man ein leichtes Zurückgehen unserer Truppen und ihre Einrichtung auf einer neuen Linie, ungefähr 200 Meter hinter derjenigen, die sie besetzt gehalten hatten. Das Gelände war sehr lebhaft umstritten. Die Verluste des Feindes waren sehr hoch, die unserigen sind hoch."

6. Februar.

Ein feindlicher Vorstoß in den Argonnen scheiterte.

8. Februar.

In den Argonnen entrissen wir dem Gegner Teile seiner Befestigungen. Sonst hat sich nichts Wesentliches ereignet.

10. Februar.

Abgesehen von kleineren Erfolgen, die unsere Truppen in den Argonnen erreichten, ist nichts zu melden.

11. Februar.

Ein Angriff in den Argonnen brachte uns den Gewinn von Boden. Dem Gegner wurden sechs Offiziere, 307 Mann, zwei Maschinengewehre und sechs kleine Geschütze abgenommen.

12. Februar 1915.

Die gestern gemeldete Zahl der Gefangenen in den Argonnen erhöht sich um einen Offizier und 119 Mann.

17. Februar 1915.

In den Argonnen setzten wir unsere Offensive fort, eroberten weitere Teile der feindlichen Hauptstellung, machten 350 Gefangene und eroberten zwei Gebirgsgeschütze und sieben Maschinengewehre.

1. März.

In den Argonnen erbeuteten wir zwei Minenwerfer.

2. März.

Im Argonnenwald eroberten wir mehrere Gräben, machten 80 Gefangene und erbeuteten fünf Minenwerfer.

4. März.

Ein französischer Vorstoß westlich St. Hubert in den Argonnen mißlang. Im Gegenangriff entrissen wir den Franzosen einen Schützengraben. Auch im Walde von Cheppy scheiterte ein französischer Angriff.

15. März.

Die Franzosen verwenden jetzt auch in den Argonnen die neue Art von Handgranaten, durch deren Detonation die Luft verpestet werden soll. Auch französische Infanterie-Explosivgeschosse, die beim Aufschlagen Flammen erzeugen, wurden in den gestrigen Kämpfen erneut festgestellt.

16. März.

In den Argonnen und am Ostrand derselben kam es zu Gefechten, die noch andauern.

17. März.

In den Argonnen sind die Gefechte noch nicht beendet. Vom Hang südwestlich von Vauquois, östlich der Argonnen, wurden die Franzosen, die sich dort vorübergehend eingenistet hatten, heruntergeworfen.

18. März.

In den Argonnen flauten die Gefechte gestern wieder ab.

29. März.

Der Tag verlief auf der ganzen Westfront ziemlich ruhig. Nur im Argonnenwald und in Lothringen fanden kleine für uns erfolgreiche Gefechte statt.

5. April.

Unser Artilleriefeuer verhinderte französische Angriffsversuche im Argonnenwalde. Ein starker feindlicher Angriff gegen die Höhenstellung westlich Boureuilles, südlich von Varennes, brach dicht vor unseren Hindernissen zusammen.

7. April.

In den Argonnen brach ein Angriff im Feuer unserer Jäger zusammen.

9. April.

In den Argonnen mißglückte ein französischer Infanterieangriff, bei dem die Franzosen erneut Bomben mit einer betäubenden Gaswirkung verwendeten.

11. April.

Im Ostteile der Argonnen mißglückte ein französischer Angriff.

12. April.

In den Argonnen scheiterten kleinere französische Teilangriffe.

20. April.

In den Argonnen mißglückte ein französischer Angriff nördlich Le Four-de-Paris.

21. April.

In den Argonnen warfen die Franzosen Bomben mit Erbrechen erregender Wirkung. Ein feindlicher Angriff nördlich von Le Four-de-Paris scheiterte.

22. April 1915.

In den Argonnen fanden heftige Artilleriekämpfe statt.

25. April 1915.

In den Argonnen schlugen wir nördlich von Le Four-de-Paris einen Angriff zweier französischer Bataillone ab.

27. April.

Im Argonnenwald wurde nordöstlich von Vienne-le-Château ein nächtlicher französischer Angriff abgewiesen.

30. April.

In den Argonnen erstürmten unsere Truppen nördlich von Le Four-de-Paris einen feindlichen Schützengraben, nahmen einen Offizier und 30 Mann gefangen und hielten das eroberte Gelände gegen mehrfache feindliche Gegenangriffe. Bei Cornay am Ostrand der Argonnen stürzte ein feindliches Flugzeug ab; die Insassen sind tot.

2. Mai.

In den Argonnen machten unsere Angriffe nördlich von Le Four-de-Paris gute Fortschritte. Trotz heftigster Gegenwehr verloren die Franzosen mehrere Gräben und 156 Gefangene.

4. Mai 1915.

In den Argonnen versuchten die Franzosen nördlich von Le Four-de-Paris vergeblich, einen von uns am 1. Mai eroberten Graben zurückzunehmen.

Die Kämpfe der Württemberger bei Vauquois vom 29. Januar bis März 1915

In dem Waldland der Argonnen, im Viereck Binarville—Apremont—Varennes—Vienne-le-Château, ist durch Verhaue, Drahthindernisse und Schützengräben allmählich eine Waldbefestigung entstanden, die zu einem der hartnäckigsten Belagerungskriege geführt hat, die die Kriegsgeschichte kennt. Mit Sappen und Minen, Schaufel und Hacke wird hier im unwirtlichen Waldgelände erbittert auf beiden Seiten gekämpft. Unaufhörliche Regengüsse, Schneestürme und scharfer Frost haben den tapferen Kämpfern im Winter 1914/1915 hart zugesetzt, ihre Kampfeslust aber nicht zu beeinträchtigen vermocht. Es ist natürlich, daß die Erfolge eines derartigen Stellungskrieges nicht auffällig in Erscheinung treten, sondern oft nur verhältnismäßig bescheidenen Raumgewinn zeitigen. Trotzdem gelang es der hier kämpfenden Armeeabteilung des deutschen Kronprinzen während rauher Wintermonate, beträchtliche Erfolge zu erzielen, immer tiefer in das Waldland einzudringen und damit die Truppen näher an Verdun heranzuführen. Besonders das siegreiche Vordringen der Württemberger bei Vauquois südöstlich Varennes (vgl. die Karten Bd. III, S. 149 u. 155) am 29. Januar 1915 und ihre erfolgreichen Kämpfe in den letzten Februar- und ersten Märztagen haben den Franzosen empfindliche Verluste, der deutschen Armee ansehnlichen Raumgewinn eingetragen.

Ueber den ersten Kampftag bei Vauquois, den 29. Januar 1915, wird aus dem Großen Hauptquartier am 14. Februar berichtet: „Als das 2. französische Armeekorps, erschüttert durch die bisherigen Kämpfe, aus dem Walde herausgezogen werden mußte, wurde es durch das 32. Armeekorps ersetzt. Gegen diese „frische“ Truppe richtete sich am 29. Januar ein größerer deutscher Angriff, der von württembergischen Regimentern durchgeführt wurde. Ruhig lag der Wald am Morgen des für den Angriff ausersehenen Tages. Nur einzelne Schüsse hallten da und dort durch die Nacht und entfachten ein örtliches, sogleich wieder einschlafendes Feuergefecht. Lautlos traf die deutsche Infanterie ihre letzten Vorbereitungen. Um 7 Uhr 30 Minuten morgens, zu einer Stunde, da es im Walde anfing, hell zu werden, sprangen die ersten Minen und die Nahkampfgeschütze traten in Tätigkeit. Noch hatte sich der durch die Sprengungen erzeugte Rauch nicht verzogen, als sich auf einer Linie von drei Kilometern gleichzeitig die Angreifer aus ihren Deckungen erhoben und gegen die vorderste Reihe der französischen Schützengräben losstürzten, die in drei-

facher Linie im Walde angelegt waren. Der rechte Flügel des Angriffs hatte sumpfiges Gelände vor sich, man war daher hier auf Schwierigkeiten gefaßt. Aber ohne einen Schuß zu tun, kamen die Angreifer in die feindlichen Stellungen, in deren zweiter Linie ein französischer Bataillonskommandeur überrascht und gefangen genommen wurde, als er gerade aus seinem Unterstand heraustreten wollte. In der Mitte stürmte die Infanterie im Handumdrehen die drei feindlichen Linien. Eine halbe Stunde lang trafen Teile der deutschen Sturmkolonnen keinen einzigen Franzosen mehr; sie waren weggelaufen und stellten sich erst wieder in einer weit zurückgelegenen wohlausgebauten Aufnahmestellung. An einer anderen Stelle, wo der Feind sich weniger erschüttert zeigte, ballten sich die Angreifer um einen Stützpunkt zusammen, der erst nach mehrstündigem Kampfe genommen wurde. Am linken Flügel endlich warfen die württembergischen Grenadiere den Feind, dem sie mit Handgranaten ordentlich zusetzten, aus seinen Gräben.

Die sämtlichen drei Linien waren bereits genommen, als die Franzosen mit ihren inzwischen herangekommenen Reserven zu heftigen Gegenstößen ansetzten, um das verlorene Gelände wieder zu gewinnen. In Front und Flanke aufs heftigste beschossen, brachen diese Angriffe, die zudem aus einem benachbarten deutschen Abschnitt unter Maschinengewehrfeuer genommen wurden, völlig zusammen. Nirgends war der Angriff näher als auf 50 Meter an die deutschen Linien herangekommen. Massen toter Franzosen bedeckten das Waldtal, über das hinweg die Gegenangriffe erfolgt waren. Die Franzosen waren nicht einmal imstande, einen deutschen Leutnant, der mit 80 Mann weit über die eroberten Stellungen hinausgestürmt und bis zur erwähnten Aufnahmestellung vorgedrungen war, abzuschneiden. Von zwei Seiten angegriffen, brach sich Leutnant Prommel durch energischen Bajonettangriff Bahn und schlug sich unter Verlust von nur 10 Leuten zu seiner Truppe durch.

Das Ergebnis des Tages war, daß die feindliche Stellung mit allen drei Linien erstürmt und 1000 Meter Gelände gewonnen waren. Zwölf Offiziere und 740 Mann wurden gefangen genommen, über 1000 tote Franzosen bedeckten das Schlachtfeld. Die Kriegsbeute setzt sich aus elf Maschinengewehren, zehn Minenwerfern, einem Bronzemörser, einer Revolverkanone und aus zwei Pionierparks zusammen, die neben dem verschiedensten Gerät allein mehrere Tausend Handgranaten enthielten. Außerdem fiel eine große Menge von Infanteriemunition in die Hand des Siegers. Die französischen Truppen gehörten der 40. Division an. Von dem Regiment 155 und einem Bataillon des Regiments 161, die in vorderer Linie gestanden hatten, dürften nur schwache Reste übrig geblieben sein. Beteiligt waren ferner die Regimenter 94, 150 und 360. Die deutschen Verluste betrugen 500 Mann.

Unsere schwäbischen Truppen waren wunderbar „drauf" gegangen, trotz des vorangegangenen langen Liegens und Harrens in den Schützengräben. Welcher Geist diese Truppen beseelte, das wird am besten durch das Verhalten des Oberleutnants Fischinger vom Regiment Kaiser Wilhelm Nr. 120 bewiesen. Dieser Offizier war bereits zweimal verwundet worden. Nach einem Lungenschuß im Dezember zur Truppe zurückgekehrt, traf ihn ein Granatsplitter in den Rücken, eine leichtere Verletzung, die er im Schützengraben „auskurieren" wollte. Als sich Rippfellentzündung einstellte, kam er ins Lazarett. Dort erfuhr er am Abend des 28. Januar, daß am nächsten Tag gestürmt werden sollte. Nun hielt es ihn nicht länger in der Krankenstube. Er setzte sich auf ein Pferd einer im Lazarettort befindlichen Fuhrparkkolonne, ritt nächtlicherweile los, traf 4 Uhr morgens, nachdem er 20 Kilometer zu Pferd zurückgelegt hatte, im Schützengraben ein und übernahm seine Kompagnie. Nachdem er diese mit hervorragendem Schneid und Erfolg geführt und zum Gelingen des Sturms nicht wenig beigetragen hatte, kehrte er wieder ins Lazarett zurück, wo er noch lange krank lag."

Als König Wilhelm von Württemberg von den Heldentaten der 27. Division erfuhr, ließ er dem Divisionskommandeur Generalleutnant Graf v. Pfeil folgendes Telegramm zugehen: Hocherfreut durch die gute Nachricht spreche ich Ihnen meinen wärmsten Glückwunsch aus und bitte Sie, der tapferen 27. Division meine volle Anerkennung und meinen Dank für ihre erneute glänzende Waffentat auszusprechen, die sich würdig den vielen bisherigen Erfolgen anreiht.

Ein dem „Ulmer Tagblatt" übersandter Feldpostbrief schildert den Erfolg, den die schwäbischen Truppen am 29. Januar 1915 in den Argonnen erzielten, noch etwas eingehender: „Alles war innerhalb der Abschnitte aufs sorgsamste vorbereitet und morgens um 7 Uhr 30 Min. brachen die Sturmtruppen der Infanterie und Pioniere unter einem Schleier von Patrouillen aus den Sappen und Gräben heraus und dahinter allerlei kleinere Kolonnen mit besonderen Aufträgen. Die Ueberraschung gelang, drei Vorstellungen wurden hinter einander genommen. Dort, wo die Ueberraschung weniger glückte und die Franzosen in gewaltigen Sätzen Gelände nach rückwärts gewannen, wurden zwar nur wenige Gefangene gemacht, aber dafür um so mehr Gefallene gezählt. Die Artillerie hat uns die Aufgabe wesentlich erleichtert, indem sie das feindliche Artilleriefeuer dämpfte .... Da und dort wurde nachher noch einige Zeit mit Erbitterung gekämpft, vereinzelte Gegenangriffe wurden abgewiesen, aber gegen Mittag konnte teilweise schon mit Eingraben begonnen werden, nachdem wir im Durchschnitt einen Kilometer Gelände gewonnen hatten. Auch die Verbindung nach rückwärts konnte nach und nach, teilweise unter starkem feindlichem Feuer hergestellt werden. An ein weiteres Vordringen gegen die letzte Höhe nördlich des Tales von Vienne-le-Château war nicht zu denken, angesichts der dort festungsartig aufgeworfenen und eingerichteten feindlichen Stellung .... Die gefangenen Franzosen machten keinen schlechten Eindruck, aber nur wenige konnten das Gefühl der Befriedigung verbergen, daß ihre Schützengrabenqual ein Ende hatte, namentlich wenn der erste Schreck verraucht war und sie merkten, daß ihre Vorgesetzten Unrecht hatten, ihnen zu sagen, die Deutschen brächten die Gefangenen um. Unvergleichlich sind dagegen unsere Braven! Das sind Männer, sind Helden vom Scheitel bis zur Sohle, und wenn auch gar viele noch Neulinge im Kriegshandwerk sind, eines haben sie alle sicher: Das Herz auf dem rechten Fleck! Dabei sind sie anspruchslos, wetterhart, voll köstlichen Humors und als echte Schwabensöhne furchtlos und treu. Erfüllte uns gestern auch der Anblick der Gefallenen mit Trauer, schauten wir mit Schmerz und Ingrimm den Bahren nach, auf denen die Verwundeten still und bleich wie Wachs weggetragen wurden, ein Gefühl verläßt uns nicht: Ein Deutschland, das ein Heer solcher Helden besitzt, kann nicht untergehen, es muß siegen gegen eine Welt von Feinden."

Alle Vorstöße, die in den folgenden Wochen von den Franzosen zur Wiedergewinnung der verlorenen Stellungen bei Vauquois und Boureuilles unternommen wurden, sind erfolgreich abgewiesen worden, wie der kommandierende General in einem Tagesbefehl an die gegen die französische Uebermacht kämpfenden württembergischen Truppenteile anerkennend hervorhebt. Der Tagesbefehl lautet: „Ich habe Euch einen schweren und wichtigen Abschnitt anvertraut. Heiße Kampftage, in denen so mancher Brave, getreu seinem Allerhöchsten Kriegsherrn und seinem Vaterland, sein Letztes gab, liegen hinter Euch und können morgen oder übermorgen von neuem Euren unerschütterlichen Mut auf die Probe stellen. Ich weiß, was es heißt, stundenlang in schwerstem Artilleriefeuer seinen Posten zu halten, ich wußte aber auch, wem ich Vauquois anvertraute. Eurer Kameraden Blut ist auf seinem granatendurchwühlten Boden nicht umsonst geflossen. Im Ringen vom 28. Januar bis heute, 6. März, hat Euer zäher Widerstand und Gegenstoß, unterstützt von der treuen, wirkungsvollen Hilfe der Artillerie, sieben feindliche Infanterieregimenter zusammengerissen, ihre Kraft derart ge-

brochen, daß sie, so melden die Aussagen von Gefangenen, zum Angriff nicht mehr fähig sind. Dank und volle Anerkennung zolle ich dem, was Ihr geleistet. Vauquois verlangt besondere Willenskraft, waches Auge und Ohr und ein scharfes Bajonett in nerviger Faust, das Ihr deutsch zu führen wissen werdet, wenn neue Regimenter des Feindes Euch abermals den heiß umstrittenen Besitz entreißen wollen. Darauf vertraue ich."

Aus Kampf- und Ruhetagen im Argonnenwald

Wie im Argonnenwald Ruhe und anstrengende Kampfesarbeit oft überraschend aufeinander folgen, schildert ein Feldpostbrief, der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht wurde. Es heißt darin: „Am 16. April 1915 stand ich mit meinen Leuten vorn an den Schießblenden. Alles war ruhig. Nur hin und wieder fiel ein Schuß. Gegen Nachmittag kam der Minenoffizier, von uns der „Minen-Meyer" genannt, durch unseren Abschnitt, sah hier und da über unsere Deckung hinaus und erblickte fünf Meter vor uns in einem zwei Meter tiefen Minenloch drei arbeitende Franzosen. Sie hatten aus ihrem Graben einen schmalen Laufgraben schräg auf uns zu ausgehoben, der in dem Minenloch auslief. Sofort wurden den Franzosen einige Handgranaten zugesandt, und wir konnten sehen, wie sie auskniffen. Das erste, was nun gemacht wurde, war ein Stollen zu dem Minenloch. Um in kurzer Zeit fertig zu sein, arbeitete alles mit, und gegen 9 Uhr abends, als es dunkelte, war er fertig. Die Oeffnung am Minenloch wurde halb mit Sandsäcken vollgestopft und ein Posten hineingelegt, der auf jedes verdächtige Zeichen hin an mich Nachricht geben sollte. Als ich selbst in den Stollen krieche, höre ich im Minenloch verdächtiges Geräusch und bald darnach kommt auch schon der Posten zurückgekrochen und meldet: „Herr Unteroffizier, drei Franzosen im Loch." Sofort schickte ich ihn wieder an seinen Platz, stelle einen anderen in den Eingang des Stollens und werfe eine wohlgezielte neue Handgranate hinüber. Das Ergebnis des Wurfes hätte ich mir nun doch nicht so vorgestellt. Sowie das Ding platzt, schrien und stöhnen drei, vier Menschen auf; aus dem Stollen meldet der Posten: „etwa vier Franzosen, schwer verletzt, liegen im Hintergrunde des Minenloches; starke Geräusche in der französischen Sappe." Was soll ich nun machen? Werfe ich weitere Handgranaten, töte ich die Verwundeten. Werfe ich nicht, kommen mir noch die „Schangels" in den Stollen. Da siegt die Vernunft über das Mitleid, und eine Handgranate nach der andern fliegt hin zum Minenloch und zur französischen Sappe, bis mir der Posten meldet: „Alles ist ruhig." Ich heiße ihn weiter scharf aufpassen und kontrolliere nun den anderen Posten. Alles ist in Ordnung, und ich gehe wieder zum Stollen. Die Zeit vergeht. Einigemal meldet der Mann noch Geräusch, und sofort fliegt die Handgranate. Endlich fängt es an zu dämmern. Mir wird's leicht ums Herz. Werden wir doch um 5 Uhr abgelöst. Kurz vor 5 Uhr kommt ein Pionierunteroffizier, den ich kenne. Ich erzähle ihm die Sache, und er ist gleich bereit, mit mir das Minenloch zu untersuchen. Der Posten kommt zurück, und wir kriechen nach Wegnahme der Sandsäcke ins Loch. Uns gegenüber an der Wand lehnen zwei französische Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett, links noch eins und dazwischen mit den Füßen auf uns zu zwei tote Franzosen mit zerrissenen Körpern. Nach links führt die französische Sappe. Ein schneller Blick hinein zeigt uns noch einige französische Gewehre mit Bajonetten. Hinein zu kriechen ist uns doch etwas zu gewagt, und hochbefriedigt geht's auf dem Bauch zurück durch den Stollen in unseren Graben. Die spätere Untersuchung ergab dann, daß die Franzosen zum Angriff bereit in ihrer Sappe standen und im Augenblick ihres Vorgehens ins Minenloch von mir zum Glück bemerkt und dann nach dem Fallen ihrer Kameraden ausgerissen waren. Die Ablösung ist da, und eiligst packen wir unsere Gewehre und Koppel und ziehen

dann, nachdem ich meinem Kameraden die Lage erklärt, vergnügt, wenn auch schlapp wie Pappe, in den sonnigen Morgen hinein. Eine Stunde später liege ich, nach kräftigem Imbiß in tiefem Schlaf. Es dauert jedoch nicht lange. Das Wetter ist zu schön. Die warme Sonne lockt mich aus der dumpfen Höhlenluft. Alles ist ruhig, nur hier und da ein Gewehrschuß. Die Eichen und Birken über mir treiben, ja die Birke hat schon grüne Blättchen. Da fliegen meine Gedanken doch nach Hause. Ich denke mir, daß der Birnbaum bald blüht und ihr auf dem Hof auf der Bank unter ihm sitzt. Unwillkürlich kommt der Gedanke: Käme nur der Friede. Aber weg damit, zuerst siegen und dann Friede!

Nach dem Mittagessen spielt in einer Schlucht nicht weit von unserm Lager die Regimentskapelle. Es ist ja Sonntag, kommt's mir in den Sinn. Selten ist es, daß man sich erinnert, was eben für ein Wochentag ist. Mit meinem Zugführer spaziere ich zur Schlucht. Die Kapelle hat fleißig geübt im Walde. Sie spielt aus Carmen, Zauberflöte und Tiefland. Zum Schlusse folgen noch einige flotte Märsche. Eben sind die Musiker beim Einpacken, und wir sitzen noch plaudernd zusammen, als atemlos zuerst ein Kamerad, dann der Hauptmann gelaufen kommen: Um Gottes Willen, meine Herren, rasch nach oben! Alarm, die Franzosen sind in unsern Gräben. Das war ein Blitz aus heiterm Himmel. Nach zwei Tagen und ebensovielen Nächten, ohne geschlafen zu haben, wieder nach vorn. Aber es muß sein. Schnell sind wir in unsern Hütten. Gewehr und Koppel gepackt und trab in die Laufgräben. Infolge der Musik und der Unterhaltung hatten wir auf die heftige Kanonade da vorn gar nicht geachtet. Jetzt im Laufgraben unterscheiden wir erst. Die französische schwere und leichte Artillerie feuern wie toll und haben die Laufgräben zugehauen. Wir müssen auf einem Ummweg nach vorn zu gelangen suchen, und es gelingt. In der Stellung eines andern Regiments, die an die unserige anschließt, erfahren wir Näheres. Die Franzosen haben unsern Graben an der Stelle, an der ich vorige Nacht gestanden, schwer mit Minen, Artillerie und Handgranaten befunkt, so daß sich die Unsern etwas von dieser Stelle zurückziehen mußten. Im selben Augenblick waren die Franzosen in den Graben gesprungen und hatten ein Stück von etwa 20 Metern besetzt. Jetzt wußten wir genug. Ich stand mit meinem Zugführer zuerst, und als sein Vertrauensmann bekam ich nun natürlich den Befehl, mit meiner Gruppe den Graben von dieser Seite aufzurollen. Gebückt geht's bis in unsern Reservegraben, der von den zurückgegangenen Leuten unserer Kompagnie besetzt ist. Ich vergewissere mich über die Lage, lege Gewehr und Koppel ab und binde mir den Handgranatengürtel um, der mit Haken versehen ist zum Abreißen der Zünder. Meine beiden besten Leute mit je einem Sack Handgranaten und Gewehr hinter mir, ziehe ich los. Beim letzten Posten angelangt, sehe ich über die Deckung, um zu sichern. Da sehe ich doch so'n dreisten „Schangl“ in Brusthöhe über den französischen Graben ragen, mir den Rücken zudrehend, wie er Handgranaten in unsern Graben schmeißt. Im Nu hatte ich das mir gereichte Gewehr an der Backe. Das Ergebnis: ein wegfliegendes Käppi und Zusammenklappen des Manns. Nun war ich in der richtigen Stimmung. Rasch ging's in die nach vorn laufende Sappe, und nun eine Handgranate nach der andern. Die Franzosen werfen, Gott sei Dank, zu kurz. Dagegen meine saßen. Zugleich feuerte unser Minenwerfer von der andern Seite des Grabenstückes. Kurzum, in fünf Minuten war die Sache erledigt. Unser Leutnant kam von dort, ich von hier, und wir besetzten mit unsern Leuten die Blenden. Die am Boden liegenden Franzmänner konnten wir einstweilen nicht entfernen, zuerst kam unsere Sicherung. Eine Abdämmung zwischen unserm Graben und dem französischen war zusammengestoßen worden, um hineinzukommen, und hier waren die Feinde auch wieder zurückspaziert. An dieser Stelle flogen noch ständig französische Handgranaten auf uns zu, gingen jedoch

stets zu kurz, da die Werfer sich nicht über den Grabenrand zu sehen getrauten. Sonst bekamen wir überhaupt kein Feuer mehr. Daher stelle ich mich etwas erhöht und schmeiße ein Stück nach dem andern. Einer meiner Leute wirft eine vorn, ich eine hinten in den französischen Graben. Zwei Franzosen laufen vor der zu kurz geworfenen weg und laufen in meine hinein. Sie warfen nicht mehr. Nach einigem Warten ging's nun an die Arbeit. Die Leichen, worunter auch leider eine von uns, wurden hinausgeschafft, neue Schießscharten eingebaut und der Graben vertieft. Da Leute zu wenig waren, griff ich selbst mit an, und bei Dunkelwerden hatten wir den Graben in Ordnung. Die Nacht verlief ruhig; die Franzosen hatten schwere Verluste gehabt. Am andern Morgen wurde die Kompagnie abgelöst, nun sind wir in Ruhe."

Wie es in einem Offiziersunterstand im Argonnenwald aussieht, schildert der Reichstagsabgeordnete Dr. Neumann-Hofer in einem im „Berliner Tageblatt" wiedergegebenen Feldpostbrief: „Der Gegensatz zwischen gestern und heute in meinen äußeren Lebensumständen ist wirklich recht kraß. Noch vor einigen Tagen lebte ich als Schloßherr auf dem Château des belgischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten wie ein Grandseigneur, und heute hause ich als Kommandeur eines Gefechtsabschnitts der vordersten Linie in einer Erdhöhle am Westrande des Argonnenwaldes unter Verhältnissen, wie sie unsere Urgroßväter als unerträglich empfunden hätten.

Zugegeben: Meine „Wohnung" ist die beste in dem mir unterstellten und von etwa 800 Mann bevölkerten Höhlenlager. Ich verfüge als Kommandeur sogar über zwei getrennte „Zimmer". Aber wie sehen sie aus? Das Wohnzimmer mißt zwei gute Schritte im Quadrat, die Höhe mag für Normalfiguren ausreichen; da ich etwas lang geraten bin, kann ich nur gebeugten Hauptes meinen Raum durchschreiten. In der mit Brettern verschalten Decke ist nach Norden zu (vom Süden kommen die Granaten!) ein kleines Fenster durchgebrochen, durch das gerade ein ausgewachsener Kopf hinausgehen würde. Das bißchen Licht, das dadurch in das Zimmer hineinfallen könnte, wird aber leider noch erheblich abgemildert durch den tiefen Erdschacht, durch den es zunächst hindurch muß, bevor es auf das Fensterglas treffen kann. Die Lehmwände meines Gemachs sind in sehr vornehmer Weise mit Stroh bekleidet; daß in den prallen Aehren noch die Weizenkörner sitzen, stimmt allerdings trübe. Den Fußboden bedecken einige abgetretene Matten. Und die Brettertür wird in Ermangelung eines Schlosses durch einen sinnreichen Mechanismus zugehalten, bei dem eine mit Lehm gefüllte Konservenbüchse die treibende Kraft repräsentiert.

Die Einrichtung des Raumes ist gediegen und einfach, wie es sich für einen gut bürgerlichen Haushalt geziemt. Eine vortreffliche Sitzgelegenheit in der ganzen Länge des Zimmers, die nach einiger Uebung auch als Ruhebett für kürzere Zeiten benutzt werden kann, ist dadurch geschaffen worden, daß man beim Abstechen der einen Wand in Sitzhöhe einen Lehmpodest hat stehen lassen. Etwas Stroh darauf und eine Decke darüber vervollständigen dieses wichtigste Inventarstück. Ein kleiner Bauerntisch davor und zwei sehr nette, irgendwoher aus einem Bürgerhause requirierte Stühle für meine Besucher füllen den Raum so, daß man sehr vorsichtig lavieren muß, um ohne anzustoßen zur Tür herein- oder hinauszukommen.

Nicht zu vergessen: Ich habe auch einen Ofen. Freilich hat er an verschiedenen Stellen, wo sie nicht hingehören, Löcher; und er raucht auch von Zeit zu Zeit, obwohl er die liebevollste Behandlung durch meinen Burschen erfährt. Schadet nichts. Er ist mein lieber Freund, und ich blicke voll scheuer Bewunderung auf jene Hunderte meiner Mitbürger in dieser Höhlenstadt, die in diesen ungemütlichen Tagen ohne Ofen auskommen müssen und sich dabei ihr heiteres Gemüt bewahren. Allerdings ist so ein Ofen hier nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen. Denn die französische Artillerie legt überall

ihre Granaten und Schrapnells hin, wo ihre vortrefflichen auf Bäumen und Anhöhen sitzenden Beobachter durch ihre Scherenfernrohre ein Rauchfähnlein erblicken. Sobald die verhängnisvolle Bedeutung der Rauchfahnen offenbar geworden war, ist die Militärverwaltung daran gegangen, weit hinter der Front große Holzverkohlungsmeiler anzulegen, und die so produzierte Holzkohle, die nur einen ganz geringfügigen, nur auf die nächste Entfernung sichtbaren Rauch entwickelt, nach vorn zu liefern. Der große Bedarf in dieser Zeit kann freilich nicht voll gedeckt werden. Aber die Lieferung der Holzkohle ist doch eine große Wohltat, und ich habe jetzt auch am Tage ein einigermaßen warmes Zimmer.

Das ist mir um so erwünschter, als ich nachts davon nicht profitieren kann. Denn mein Schlafzimmer erfreut sich keines Ofens. Auch sonst steht die Einrichtung hinter der meines Wohnzimmers entschieden zurück, obwohl sie als einzige im ganzen Lager eine Matratze enthält, während alle übrigen Kampfgenossen, auch die Offiziere, auf Stroh liegen. Damit ist das Inventar aber auch bereits erschöpft, und ich brauche nur noch hinzuzufügen, daß ich beim „Betreten" meines Schlafzimmers mich zunächst auf die Knie niederlassen muß. Aber ich tue das gern und frühzeitig, denn die feenhafte Beleuchtung, die ich bei Dunkelheit durch das traute Zusammenwirken einer Stallaterne und eines Talglichts erziele, ist den Augen nicht sehr zuträglich."

So sieht der Unterstand eines Kommandeurs aus, man wird sich danach leicht vorstellen können, wie Offiziere und Mannschaften während der langen Regenmonate in den Argonnen hausen mußten. Gewiß gibt es in dem unendlich weiten Bereiche der deutschen Schützengräben hier und da auch Stellen, wo man besser wohnt. In den Argonnen aber, wo unsere tapferen Truppen seit Monaten Tag für Tag, und neuerdings auch nachts unter dem Drucke des vorzüglich gezielten französischen Artilleriefeuers liegen, hat man, stets im Anblick von Verwundeten und Toten, keine Gedanken und wenig Möglichkeit zur besseren Ausstattung der Unterkunftsräume.

Von dem **Leben hinter der Front** erzählt Stadtpfarrer E. Lamparter von Stuttgart, der mit Liebesgaben nach den Argonnen gereist war, im „Schwäbischen Merkur" anschauliche Einzelheiten: „Man kann es oft kaum glauben, daß solche Truppenmassen in den kleinen zusammengeschossenen Ortschaften untergebracht werden können, wie ein Dorf, das in Friedenszeiten nicht mehr als 200 Einwohner hat und dessen Häuser zum dritten Teil zusammengeschossen sind, etwa 2000 Soldaten beherbergen kann. In Scheuern liegen die Soldaten kompagnieweise; Lagerstatt reiht sich an Lagerstatt. Die kurz vorher von den Außenstellungen Zurückgekehrten ruhen hier aus auf Stroh, das allerdings von starkem Gebrauch mehr Sägmehl gleicht; unter dem Eingang zur Scheuer steht im Licht eine Art Tisch, auf dem einige erst bei der Truppe angelangte Ersatzreservisten ihre Feldpostkarten schreiben. Auch der Stab muß seine sehr bescheidene Behausung mit allerlei sonstigen Insassen teilen. Aber unsere Militärbehörden suchen den Truppen nach all den Beschwerden und Entbehrungen an Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu bieten, was nur möglich ist. Sonst würde nicht eine zusammengeschossene Scheuer zu einem Raum umgebaut, der als eine Art Schreib- und Lesezimmer dienen soll; und unten am Bach im Waschhaus wird in Kesseln Wasser warm gemacht, damit sich württembergische Landwehrleute in den Bottichen französischer Weingärtner den Leib vom Staub und Schmutz der Straßen und Schützengräben reinigen können."

Auch sonst weiß Stadtpfarrer Lamparter allerlei charakteristische Züge vom Leben unserer Feldgrauen zu berichten: „Mehr als einmal," erzählt er, „konnten wir uns von der Treue und Pietät unserer Soldaten gegenüber ihren gefallenen Kameraden überzeugen. Auf einer kleinen Station an der Maas war ein preußischer Husar, der Bahnwache hatte, von einer Maschine überfahren worden! Aus allen Häusern schlossen sich seine Kameraden

wie sie gingen und standen, dem Leichenzug an, und es war ergreifend, als nach den schlichten, zu Herzen gehenden Worten des katholischen Geistlichen ein Soldatenchor dem fern von Weib und Kind zur Erde Bestatteten zum letzten Gruß zwei Verse von „Harre meine Seele" sang. Mir war es besonders wohltuend, zu sehen, wie auch die Ruhestätte meines eigenen Sohnes trotz ihrer Lage inmitten eines Waldes von deutschen Kameraden gepflegt und geschmückt worden war. Von einem württembergischen Forstmann geleitet, der sich in den Wäldern der Umgegend schon trefflich auskannte, stiegen wir die von unseren württembergischen Truppen erstürmten Maashöhen empor, zuerst über Felder, die noch vielfache Spuren des Kampfes aufwiesen und auf denen noch verfaulte und ausgefallene Weizengarben umherlagen; dann ging es auf schmalem, überwachsenem Pfad durch den dichten Wald. Da liegt ein abgeschlagenes französisches Gewehr und daneben steht eines jener schlichten, aus zwei Stäben bestehenden Kreuze, wie sie unsere Soldaten in der Eile über den Gräbern ihrer Kameraden zu errichten pflegen; aber der darauf geschriebene Name ist nicht mehr zu entziffern, bald wird auch das Kreuz verschwunden sein; hier ruht einer der vielen, von deren Gräbern ihre Angehörigen nie etwas erfahren werden. Wir haben noch einen von den Franzosen angelegten Holzverhau zu übersteigen und vor uns liegt eine Lichtung, in welcher am Abend des 31. August 1914 ein blutiger Kampf getobt hat. Hier ruhen nun in drei Gräbern zwei Offiziere, sechs Musketiere des württembergischen Infanterieregiments 120 und ein Musketier von 125, 26 Franzosen wurden in einem Massengrab beigesetzt. Die 4. bayerische Sanitätskompagnie hat die Gräber mit Steinen eingefaßt, mit eichenen Kränzen geschmückt und mit Efeu, Wacholderbüschen und Tannenbäumchen angepflanzt. . . ."

„Eine besondere Weihe und Stimmung lag über dem Festgottesdienst zum Geburtstag des Königs von Württemberg, der am 25. Februar 1915 noch in später Nachmittagsstunde einem Bataillon in einem von einem munteren kleinen Bach durchflossenen Waldtal gehalten wurde. Von den Höhen dröhnte der Kanonendonner und in den Lüften flog gleich einem beutegierigen Raubvogel ein feindlicher Flieger seine Bahn und hier im Talesgrund hatten ein paar hundert deutsche Soldaten, die schon oft dem Tode ins Auge geschaut hatten, sich zusammengeschart, um durch Gesang, Gebet und Predigt ihre Herzen zu Gott zu erheben, um bittend und dankend der Heimat, ihrer Angehörigen und ihres Königs zu gedenken, ihr Leben von neuem unter Gottes Schutz zu stellen und für alles Schwere, was noch auf sie wartet, ihn um Kraft anzuflehen. Sie hatten die vorangegangenen Tage in Ruhestellung in ihrem Hüttenlager oder in ihren am Talabhang ausgegrabenen Erdhöhlen zubringen dürfen, aber in der folgenden Nacht sollte es wieder hinausgehen in die Schützengräben, neuen schweren Kämpfen entgegen."

Episoden

Die Stadt im Lehm

Von Erwin Berghaus

Dies war auch einmal ein Wald gewesen — ehe der Krieg kam. Da aber der Krieg in seinen Schatten trat, zog der Sonntag aus seinem Reich. Etwas Katastrophales ist über den Hain gefahren, das die Buchen entkronte und das Holz zerhieb wie ein blitzendes Ungewitter, das in dem Wurzelwerk mannstiefe Gräben aufwarf wie ein Beben der Erde. Denn die Deutschen stürmten den Wald, und der Wald ward eine Feste und ein Unterschlupf für Soldatenvolk. Hundert Gänge gruben die Spaten ins lehmige Erdreich, zwei Meter tief. Wer zur Nachtzeit in das Labyrinth gerät, findet nicht allein den Heimweg. Es ist auch bei Tage ratsam, mit dem Kompaß zu reisen in dieser Stadt im Lehm, ob auch an den Litfaßsäulen der Bäume wegweisende Schilder hängen. In den Straßen haben menschliche Maulwürfe zur Rechten und zur Linken Höhlen in die

Erde gewühlt, menschliche Hamster aus Aesten und Zweigen ein Dach gebaut. Mir ist dieser Tage ein Buch in die Hände geraten, das die Jugend hierzulande die Geschichte Frankreichs lehrt und das also anhebt: „Les premiers Gaulois vivaient dans des cabanes faites avec des branches d'arbres, des roseaux et de la boue."

Wohl tausend Krieger bevölkern die Stadt. Aller Waffen Krieger. Nicht nur die Tapfern vom Fußvolk, da vorn, wo's licht wird am Saume des Waldes, wo alle fünf Schritt ein Gewehr auf der Brüstung liegt und dahinter schweigend ein Feldgrauer, Lehmbrauner steht. Ich lese die Straßenschilder: „1. Kompagnie", „3. Batterie", „Maschinengewehr", „Sanitätspersonal", „Zum Fernsprecher", „Zur Beobachtungsstelle" . . .

Die Axt hallt im Walde wider, solange es hell ist. Neue Engpässe „buddeln" die Spaten. Tag um Tag entladen die Kolonnen ihre Buddelkommandos. Es gibt keinen Arbeitslosen. Vor den rückwärtigen Toren der Stadt im Wald und im Lehm arbeitet eine Werkstatt großen Stiles, arbeiten Axt und Säge, Hobel und Hammer und der Spaten — das jüngste Kriegsgerät. Da werden Lattenroste genagelt zum Bodenbelag der Gräben, Weidenmatten geflochten zur Verkleidung der regennassen Wände, da wird gehackt für die Feuerung der eisernen Oefen (im Dorf, eine Meile hinter der Front, rauchen kleine Meilervesuve: der Leutnantsbursche brennt Holzkohle für seinen Herrn). Stachlichte Drähte ziehen sie durchs Unterholz, die metallenen Schlingpflanzen umwinden knorrige Wurzeln. Das sind Menschenfallen im künstlichen Urwald. — So schaffen sie hier; so schafft das Millionenheer an tausend Werkstätten der Riesenfront. Es ist bei Babel und bei den Pyramiden keine andere Geschäftigkeit gewesen. So wächst die Stadt, wird furchtbarer die Festung, von Stunde zu Stunde . . . . Hier gibt es kein Zurück! Nie!

Heldengräber.

Von Heldengräbern in Feindesland handelt der nachstehende Feldpostbrief. Dort unten im Argonnenwald, einige hundert Meter vor dem Feinde, sind die Verluste natürlich oft groß, und die Gefallenen werden sofort begraben. Es hat sich da mit der Zeit ein kleiner Friedhof gebildet. Zuerst einige Franzosengräber, jetzt liegen in langen Reihen, die sich täglich mehren, Freund und Feind still nebeneinander. Beide kämpften dort für denselben Zweck, für ihr Vaterland. Nicht kleine zerfallene Hügel, etwa nur mit einem Namensschild, sind es, nein, eingefaßte große Gräber, mit einem großen Holzkreuz bilden die Ruhestätte. Und der Dank der Kameraden, die Verehrung der Untergebenen sprechen schöne Worte an dieser Stelle.

Da ist das Grab eines Schützenhauptmanns, schön eingefaßt mit Efeu, blühenden Schneeglöckchen und Himmelschlüsselchen darauf; auf dem schön geschnitzten Kiefernkreuz hängt ein Lorbeerkranz seiner Lieben, ein Gruß aus der Heimat.

Dicht daneben der Hügel eines Kriegsfreiwilligen. Seine Kameraden haben ihm einen schönen Ruheplatz geschaffen. Mit weißen Kreidesternen eingesäumt, ein kleines Kreuz aus weißen Kunstblumen ziert den kalten Erdhügel.

Daneben das Grab eines Infanterie-Unteroffiziers mit einem großen Kiefernkranz mit Schleife. Daran ein Brief. Neugierig lese ich. „Als Weihnachtsgruß aus der Heimat meinem lieben Bräutigam. Schmückt sein Grab und lasset ihn in Frieden ruhen so weit von einer, die ihn geliebt, die einst vereint mit ihm leben wollte, ihn aber geben mußte, fürs Vaterland."

Und dann das Grab eines Franzosen, eines Artilleristen. Auch an diesem Holzkreuz ein Kranz mit Brief in französischer Sprache: „Ein Zeichen treuer Liebe. Ihr, die ihr unsere Feinde seid, habt Mitleid mit dem Toten. Laßt ihn still ruhen, baut ein Grab mit Inschrift, daß man später noch den Platz erkennen kann, und schmückt sein

Grab mit diesem Kranz, wenn dieser Euch erreicht." Welch weiten Weg mag dieser Kranz zurückgelegt haben. Aber es ist gelungen, und die „Barbaren" haben den Wunsch Unbekannter erfüllt. Ein schönes Grab, mit den französischen Farben, eingefaßt mit französischen Ausbläsern. . . .

Und in Deutschland nun das Bestreben, die Gefallenen nach der Heimat zurückbefördern zu lassen. Weshalb das. Liegen nicht die Helden ebensogut in fremder Erde, auf dem Felde der Ehre, auf dem sie ihr teures Blut vergossen haben, fast auf derselben Stelle, auf der sie den Heldentod fanden? Ist es nicht für die Lieben daheim ein Trost, daß die Helden von ihren Kameraden ein ehrenvolles Grab erhalten, daß die Kameradschaft auch noch weiter reicht und rauhe Kriegerhände diese Stätten mit Blumen schmücken.

Nachtwanderungen

Ein Kavallerieoffizier, der vorübergehend im Schützengraben eines württembergischen Infanterieregiments mitkämpfte, erzählt von seinen Erlebnissen im „Stuttgarter Neuen Tagblatt". Zwei Patrouillengänge im Vorgelände schildert er folgendermaßen: „Manche von uns haben sich vorn im Vorgelände herumgetrieben. Bei Nacht, bei besonders dunkler, mit bedecktem Himmel, wenn die eifrige Schießerei drüben zeitweilig stockte. Da war einer losgezogen mit zwei Handgranaten. Die warf er drüben in den Graben und hoffte viel Eindruck zu machen. Leider explodierte keine von beiden. Aber der erste Schreck wandelte sich bei den Franzosen bald in Grimm über den Störenfried und die Kugeln flogen ihm dutzendweise um die Ohren. Platt auf dem Bauch lag er vor der feindlichen Deckung und wußte nicht recht, was tun. Aber so leicht verläßt der Franzmann drüben nicht den schützenden Graben. Es „konnte" ja auch ein Angriff der Deutschen bevorstehen, wenn einer schon vorm Graben liegt und Handbomben wirft, so mochten sie denken. Das Feuer ließ wieder nach, so schiebt sich mein Freund bäuchlings nach links zurück. Aber er hatte die Nacht kein Glück. Es ist auch nicht so ganz einfach, auf dem Bauch den Weg durch Rüben und spanische Reiter zu finden, in stockdunkler Nacht. Und als er endlich am Graben angelangt war und sich vor der Brustwehr aufrichtet, voll Sorge vor deutschen Geschossen, und laut anruft, da kommt als Gegenruf: „Alarme, Alarme!" Da war es wieder ein französischer Graben und nur ein tiefes Granatloch rettete ihn diesmal aus der neuen Gefahr. Aber heil kam er doch zurück von dem Gang ins Vorgelände.

An anderer Stelle lag ein Waldstreifen zwischen den Stellungen, der selbst bei Tage das Betreten des Vorgeländes erlaubte. Dies umso mehr, als meist nur Granaten und Schrapnells hier zu uns herüberflogen und das Kleinfeuer die Gegend nicht dauernd unsicher machte. Den Waldstreifen hatten die Franzosen gepachtet und ließen Patrouillen bis an unsere Stellung laufen. Wir unsrerseits treiben im Schützengraben ja nicht die Munitionsverschwendung, die sich der Franzose vielleicht wohl aus einer gewissen Nervosität heraus leistet. Und deshalb ist der Weg zu uns hinüber zunächst wenigstens leichter. Daß diese französischen Patrouillen regelmäßig den Waldstreifen nachts begingen, wußten wir aber nicht, doch es stimmte etwas vor uns nicht des Nachts. Und da geht man besser der Sache auf den Grund. So ganz angenehm ist aber das Angehen gegen einen Wald über eine Wiese bei Nacht doch nicht. Und der Betreffende, der auf Erkundung vorgeschickt war, wäre wohl nicht zurückgekehrt, wenn auf der andern Seite nicht eben — Franzosen gewesen wären. Die saßen im Busch am Waldesrande, ließen herankommen, ließen vorbeitreten alles in Sicht frei vor sich und waren sich nicht eins, was tun. Und als sie dann leise sich zu verständigen begannen, da hatte man unsrerseits Deckung genommen, jagte in den Busch einige Kugeln hinein, und schon trabte es drinnen ab, nach rückwärts.

Phot. W. Braemer, Berlin

Deutsche Kriegergräber, von einem deutschen Landsturm-Bataillon geschmückt



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein französischer Vorposten in den Argonnen



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Pioniere vor ihren Blockhäusern



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine Unteroffiziersstube in den deutschen Unterständen in den Argonnen

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

18. Januar 1915.

Ein Angriff der Franzosen auf unsere Stellungen nordwestlich Pont-à-Mousson führte auf einer Höhe zwei Kilometer südlich Vilcey bis in unsere Stellung. Der Kampf dauert noch an.

21. Januar.

Französische Angriffe gegen unsere Stellungen südlich Saint-Mihiel wurden abgewiesen. Nordwestlich Pont-à-Mousson gelang es, einen Teil der uns vor drei Tagen entrissenen Stellungen zurückzunehmen. Unsere Truppen eroberten dabei vier Geschütze und machten mehrere Gefangene. Um den Rest der verloren gegangenen Stellung wird noch gekämpft.

22. Januar.

Ein französischer Angriff nördlich von Verdun wurde leicht abgewiesen. Nach den vorgestrigen Kämpfen südlich Saint-Mihiel hielten sich kleinere französische Abteilungen noch unweit unserer Stellungen. Durch einen Vorstoß wurde das Gelände vor unserer Front bis zur alten Stellung der Franzosen gesäubert. Der Kampf um Croix-des-Carmes, nordwestlich Pont-à-Mousson, dauert noch fort. Ein starker französischer Angriff gegen den von uns wieder eroberten Teil unserer Stellung wurde unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

23. Januar.

Nordwestlich Pont-à-Mousson wurden zwei französische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Bei den Kämpfen zur Zurückgewinnung unserer Gräben wurden dem Feind seit dem 21. Januar sieben Geschütze und ein Maschinengewehr abgenommen.

27. Januar.

Südöstlich Saint-Mihiel nahmen unsere Truppen einen französischen Stützpunkt. Gegenangriffe der Franzosen blieben erfolglos.

30. Januar.

Französische Nachtangriffsversuche südöstlich Verdun wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

12. Februar.

Nordwestlich Verdun wurden mehrere feindliche Schützengräben von uns genommen. Der dagegen französischerseits unter Vorantragen der Genfer Flagge unternommene Gegenstoß wurde unter erheblichen Verlusten für den Feind abgewiesen. Die Festung Verdun wurde von deutschen Fliegern mit etwa hundert Bomben belegt.

14. Februar.

Nordöstlich Pont-à-Mousson entrissen wir den Franzosen das Dorf Norroy und die westlich dieses Ortes gelegene Höhe 365. Zwei Offiziere und 151 Mann wurden zu Gefangenen gemacht.

17. Februar.

Auch im Priesterwald (nördlich Toul) sind kleinere Erfolge zu verzeichnen. Dabei wurden zwei Maschinengewehre genommen.

18. Februar 1915.

Zu einem vollen Mißerfolg führten Angriffe gegen unsere Stellungen bei Boureuilles—Vauquois (östlich des Argonnenwaldes) und östlich Verdun.

Die am 13. Februar von uns genommene Höhe 365 und der Ort Norroy (nordöstlich Pont-à-Mousson) ist von uns nach gründlicher Zerstörung der französischen Be-

festigungsanlagen wieder geräumt worden. Einen Versuch, diese Stellung mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, hat der Feind nicht gemacht. Sonst nichts Wesentliches.

19. Februar 1915.

Bei dem gemeldeten französischen Angriff gegen Boureuilles—Vauquois machten wir fünf Offiziere und 479 Mann unverwundet zu Gefangenen.

Oestlich Verdun bei Combres wurden die Franzosen nach anfänglichen Erfolgen unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

20. Februar.

Auch nördlich Verdun wurde ein französischer Angriff abgeschlagen. Bei Combres machten die Franzosen nach heftiger Artillerievorbereitung erneute Vorstöße. Der Kampf ist noch im Gange.

21. Februar.

Bei Combres wurden drei mit starken Kräften und großer Hartnäckigkeit geführte französische Angriffe unter schweren feindlichen Verlusten abgeschlagen. Wir machten zwei Offiziere und 125 Franzosen zu Gefangenen.

22. Februar.

Gegen unsere Stellungen nördlich Verdun hat der Gegner gestern und heute Nacht ohne jeden Erfolg angegriffen.

23. Februar.

Bei Ailly—Apremont wurden die Franzosen nach anfänglich kleineren Erfolgen in ihre Stellung zurückgeworfen.

27. Februar.

Nördlich Verdun haben wir einen Teil der französischen Stellungen angegriffen; das Gefecht dauert noch an.

28. Februar.

Südlich Malancourt (nördlich Verdun) erstürmten wir mehrere hintereinanderliegende feindliche Stellungen. Schwache französische Gegenangriffe scheiterten. Wir machten sechs Offiziere und 250 Mann zu Gefangenen und eroberten vier Maschinengewehre und einen Minenwerfer.

1. März.

Zwischen dem Ostrand der Argonnen und Vauquois setzten die Franzosen gestern fünfmal zu einem Durchbruchsversuch an. Die Angriffe scheiterten unter schweren Verlusten des Feindes.

2. März.

Angriffe auf Vauquois wurden blutig abgewiesen.

3. März.

Französische Vorstöße im Walde von Consenvoye und in der Gegend Ailly—Apremont wurden leicht abgewiesen.

5. und 6. März.

Angriffe auf unsere Stellungen bei Vauquois östlich der Argonnen und im Walde von Consenvoye östlich der Maas scheiterten.

8. März.

Im Priesterwald, nordwestlich von Pont-à-Mousson, wiesen wir feindliche Vorstöße ab.

17. März.

Im Priesterwald scheiterten zwei französische Angriffe.

19. März 1915.

Südöstlich von Verdun machten die Franzosen mehrere Vorstöße; in der Woëvreebene wurden sie abgewiesen, am Ostrand der Maashöhen wird noch gekämpft.

20. März 1915.

Französische Teilangriffe nördlich von Verdun in der Woëvre-Ebene und am Ostrande der Maashöhen bei Combres wurden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

23. März.

Kleinere Vorstöße der Franzosen bei Combres, Apremont und Flirey hatten keinen Erfolg.

Ein französischer Flieger wurde nordwestlich Verdun zum Absturz gebracht.

24. März.

Im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson wurde der Feind, der uns einen Geländegewinn streitig zu machen versuchte, zurückgeworfen.

25. März.

Abgesehen von unbedeutenden Gefechten auf den Maashöhen, südöstlich von Verdun, die noch andauern, fanden nur Artilleriekämpfe statt.

26. März.

Auf den Maashöhen südöstlich von Verdun versuchten die Franzosen bei Combres erneut in einem stärkeren Angriff sich unserer Stellung zu bemächtigen, wurden aber nach hartnäckigem Kampf zurückgeworfen.

31. März.

Westlich von Pont-à-Mousson griffen die Franzosen bei und östlich von Regniéville, sowie im Priesterwalde an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Nur an einer Stelle westlich des Priesterwaldes wird noch gekämpft.

1. April.

Westlich von Pont-à-Mousson in und am Priesterwald kam der Kampf gestern abend zum Stehen. An einer schmalen Stelle sind die Franzosen in unseren vordersten Graben eingedrungen. Der Kampf wird heute fortgesetzt.

2. April.

Zwischen Maas und Mosel fanden heftige Artilleriekämpfe statt.

Die Infanteriekämpfe am und im Priesterwald wurden fortgesetzt und dauerten die Nacht hindurch. Im Westen des Priesterwaldes brach der französische Angriff in unserem Feuer zusammen. Im Gegenangriff brachten wir dem Feind schwere Verluste bei und warfen ihn in seine alten Stellungen zurück. Nur im Walde sitzen die Franzosen noch in zwei Blockhäusern unserer vordersten Stellung.

3. April.

Im Priesterwald mißlang ein französischer Vorstoß.

4. April.

Im Priesterwalde wurden mehrere französische Vorstöße abgewiesen.

5. April.

Französische Infanterievorstöße westlich von Pont-à-Mousson hatten keinen Erfolg. Dagegen brachten uns Minensprengungen Geländegewinn im Priesterwald.

6. April 1915.

Die Franzosen sind seit gestern zwischen Maas und Mosel besonders tätig. Sie griffen unter Einsetzen starker Kräfte und zahlreicher Artillerie nordöstlich, östlich und südöstlich von Verdun, sowie bei Ailly, Apremont, Flirey nordwestlich von Pont-à-Mousson an.

Nordöstlich und östlich von Verdun kamen die Angriffe in unserem Feuer überhaupt nicht zur Entwicklung, südöstlich von Verdun wurden sie abgeschlagen. Am Ostrande der Maashöhen gelang es dem Feind, in einem kleinen Teil unseres vordersten Grabens vorübergehend Fuß zu fassen. Auch hier wurde er in der Nacht wieder hinausgeworfen.

Der Kampf in der Gegend von Ailly und Apremont dauerte während der Nacht ohne jeden Erfolg für den Gegner an. Erbittert wurde in der Gegend von Flirey gefochten. Mehrfache französische Angriffe wurden dort abgewiesen. Westlich des Priesterwaldes brach ein starker Angriff nördlich der Straße Flirey—Pont-à-Mousson zusammen. Trotz der sehr schweren Verluste, die der Gegner bei diesen Gefechten erlitten hat, muß nach seiner neuerlichen Kräfteverteilung angenommen werden, daß er seine Angriffe hier fortsetzen wird, nachdem die gänzliche Aussichtslosigkeit aller seiner Bemühungen in der Champagne klar zutage getreten ist (vgl. S. 23 ff.).

7. April 1915.

Nordöstlich von Verdun gelangte ein französischer Vorstoß nur bis an unsere Vorstellung. Oestlich und südöstlich von Verdun scheiterte eine Reihe von Angriffen unter außergewöhnlich schweren Verlusten.

An der Combreshöhe wurden zwei französische Bataillone durch unser Feuer aufgerieben. Bei Ailly gingen unsere Truppen zum Gegenangriff vor und warfen den Feind in seine alten Stellungen zurück. Auch bei Apremont hatte der Feind keinen Erfolg. Ebenso sind andere französische Angriffe bei Flirey völlig gescheitert. Zahlreiche Tote bedecken das Gelände vor unserer Front, deren Zahl sich noch dadurch vermehrt, daß die Franzosen die in ihren eigenen Schützengräben Gefallenen vor die Front ihrer Stellungen werfen. Am Westrande des Priesterwaldes schlug eines unserer Bataillone im Bajonettkampf starke Kräfte des 13. französischen Regiments zurück.

8. April.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauern fort. In der Woëvre-Ebene östlich und südöstlich von Verdun scheiterten sämtliche französischen Angriffe. Von der Combreshöhe wurden die an einzelnen Stellen bis in unsere vordersten Gräben eingedrungenen feindlichen Kräfte im Gegenangriff vertrieben. Aus dem Selousewalde nördlich von Saint-Mihiel gegen unsere Stellungen vorgebrochene Bataillone wurden unter schwersten Verlusten in diesen Wald zurückgeworfen. Im Walde von Ailly sind erbitterte Nahkämpfe wieder im Gang. Am Walde westlich von Apremont stießen unsere Truppen dem Feinde, der erfolglos angegriffen hatte, nach. Vier Angriffe auf die Stellungen nördlich von Flirey, sowie zwei Angriffe westlich des Priesterwaldes brachen unter sehr starken Verlusten in unserem Feuer zusammen. Drei nächtliche französische Vorstöße im Priesterwalde mißglückten. Der Gesamtverlust der Franzosen auf der ganzen Front war wieder außerordentlich groß, ohne daß sie auch nur den geringsten Erfolg zu verzeichnen hatten.

9. April.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauerten mit gesteigerter Heftigkeit an. Die Franzosen hatten bei den wieder gänzlich erfolglosen Angriffen die schwersten Verluste. In der Woëvre-Ebene griffen sie vormittags und abends erfolglos an. Zur Besitznahme der Maashöhe bei Combres setzten sie dauernd neue Kräfte ein. Ein Angriff aus dem Selousewald nördlich von Saint-Mihiel brach an unseren Hindernissen zusammen. Im Aillywald sind wir im langsamen Fortschreiten. Westlich Apremont mißglückte ein französischer Vorstoß. Französische Angriffe erstarben westlich Flirey in unserem Artilleriefeuer, führten aber nördlich und nordöstlich des Ortes zu erbittertem Handgemenge, in dem unsere Truppen die Oberhand gewannen und den Feind zurückwarfen. Nächtliche Vorstöße der Franzosen waren hier erfolglos. Auch im Priesterwalde gewannen die Franzosen keinen Boden.

10. April 1915.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel hielten mit gleicher Heftigkeit an. An den von den Franzosen als von ihnen genommen gemeldeten Orten Fromezey und



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Ein deutscher Schützengraben auf der Combreshöhe



Phot. W. Braemer, Berlin

Ein Beobachtungsstand der deutschen Feldartillerie vor Verdun



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Erdhöhlen der französischen Truppen in einem Walde zwischen Maas und Mosel



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Küche französischer Vorposten in einem zerstörten Hause

Gussainville, östlich Verdun, ist bisher noch nicht gekämpft worden, da diese Orte weit vor unseren Stellungen liegen. Zwischen Orne und den Maashöhen erlitten die Franzosen gestern eine schwere Niederlage.

Alle Angriffe brachen in unserem Feuer zusammen. An der Combreshöhe faßten sie an einzelnen Stellen unserer vorderen Linien vorübergehend Fuß, wurden aber durch nächtliche Gegenangriffe teilweise wieder zurückgeworfen. Die Kämpfe dauern an. Auch die Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich Saint-Mihiel waren völlig erfolglos. Kleinere Vorstöße auf der Front Ailly—Apremont wurden abgewiesen. Bei Flirey waren die Kämpfe, wohl infolge der schweren Verluste vom 7. und 8. April weniger lebhaft. Hier fielen zwei Maschinengewehre in unsere Hand. Auf der Front Rémenauville-Priesterwald wurden sämtliche französischen Angriffe zurückgeschlagen. Am Westrand des Priesterwaldes verlor der Feind endgültig auch den Teil unserer Stellung, in den er Ende März eingedrungen war.

11. April 1915.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel nahmen erst gegen Abend an Heftigkeit zu. Im Waldgelände nördlich der Combreshöhe versammelten die Franzosen starke Kräfte zu einem neuen Versuch, unsere Höhenstellung zu nehmen. Der Angriff kam erst heute früh zur Ausführung und scheiterte gänzlich. Die Höhenstellung ist ganz in unserem Besitz. Südöstlich von Ailly fanden die Nacht hindurch heftige Nahkämpfe statt, die zu unseren Gunsten entschieden wurden. Bei einem starken, aber erfolglosen französischen Angriff nördlich Flirey hatten die Franzosen sehr schwere Verluste. In den gestrigen Kämpfen im Priesterwalde nahmen wir dem Feind vier Maschinengewehre ab. Die anschließenden, sehr erbitterten Nahkämpfe blieben für uns erfolgreich.

Die sehr schweren Verluste der Franzosen in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel lassen sich noch nicht annähernd schätzen. Allein zwischen Selouse- und Lamorvillewald zählten unsere Truppen 700, an einer kleinen Stelle nördlich von Regniéville über 500 französische Leichen. Wir machten elf französische Offiziere und 804 Mann zu Gefangenen und erbeuteten sieben Maschinengewehre.

12. April.

Zwischen Maas und Mosel war der Sonntag verhältnismäßig ruhig. Erst in den Abendstunden setzten die Franzosen zum Angriff auf die Combresstellung ein. Nach zweistündigem Kampf war der Angriff abgeschlagen. Im Walde von Ailly und im Priesterwald fanden tagsüber örtlich beschränkte Nahkämpfe statt, in denen wir die Oberhand behielten. Ein in der Nacht erneut einsetzender Angriff wurde abgewiesen.

13. April.

Zwischen Maas und Mosel setzten die Franzosen ihre Angriffstätigkeit an einzelnen Stellen mit Heftigkeit, aber erfolglos fort. Drei Angriffe in den Vormittagsstunden bei Maizeray östlich von Verdun brachen unter schwersten Verlusten in unserem Feuer zusammen. Die mittags und abends bei Marchéville, südwestlich von Maizeray, unternommenen Angriffe, bei denen der Feind starke Kolonnen zeigte, nahmen denselben Ausgang. Ein heute bei Tagesanbruch gegen die Front Maizeray—Marchéville geführter Angriff wurde wieder mit sehr erheblichen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Im Priesterwalde finden Tag und Nacht erbitterte Nahkämpfe statt, bei denen wir langsam Boden gewinnen.

14. April 1915.

Nordwestlich von Verdun brachten die Franzosen gestern Minen mit stark gelblicher Rauch- und erstickend wirkender Gasentwicklung gegen unsere Linien zur Anwendung.

Zwischen Maas und Mosel wurde weiter gekämpft. Bei einem starken französischen Angriff gegen die Linie Maizeray—Marchéville drangen die Franzosen an

einer schmalen Stelle bei Marchéville in unsere Stellung ein, wurden durch Gegenangriff aber bald wieder hinausgeworfen. An der übrigen Front brach der Angriff bereits vor unserer Stellung zusammen.

Zwischen Combres und Saint-Mihiel fanden gestern nur Artilleriekämpfe statt. Im Aillywald wurden nach erfolglosen feindlichen Sprengversuchen drei feindliche Angriffe zurückgewiesen. Ein Angriff beiderseits der Straße Essey—Flirey scheiterte westlich dieser Straße und führte östlich derselben zu Nahkämpfen, in denen unsere Truppen die Oberhand behielten. Im Priesterwalde fanden keine Kämpfe statt.

15. April 1915.

Zwischen Maas und Mosel kam es gestern nur zu vereinzelten Kämpfen. Bei Marchéville erlitten die Franzosen in drei erfolglosen Angriffen schwere Verluste. Westlich der Straße Essey—Flirey dauerte der Kampf um ein kleines Grabenstück bis in die Nacht. Am und im Priesterwald scheiterten französische Angriffe.

16. April.

Zwischen Maas und Mosel fanden nur Artilleriekämpfe statt. Die Verwendung von Bomben mit erstickend wirkender Gasentwickelung und von Infanterie-Explosivgeschossen seitens der Franzosen nimmt zu.

17. April.

Zwischen Maas und Mosel fanden heftige Artilleriekämpfe statt. Bei Flirey griffen die Franzosen mehrfach an. Mit schweren Verlusten wurden sie in ihre Stellungen zurückgeworfen.

18. April.

Zwischen Maas und Mosel fanden nur Artilleriekämpfe statt.

19. April.

Zwischen Maas und Mosel verlief der Tag unter Artilleriekämpfen. Ein schwächlicher französischer Angriffsversuch gegen die Combres-Stellung wurde durch unser Feuer im Keime erstickt.

20. April.

Zwischen Maas und Mosel waren die Artilleriekämpfe nur an einzelnen Stellen lebhaft. Ein französischer Angriff bei Flirey brach in unserem Feuer zusammen. In Croix-des-Carmes drangen unsere Truppen nach Sprengung einiger Blockhäuser in die feindliche Hauptstellung ein und fügten dem Gegner starke Verluste zu.

21. April.

Zwischen Maas und Mosel wurde gestern bei Flirey ein in breiter Front ansetzender Angriff mit starken Verlusten für die Franzosen abgeschlagen. Im Priesterwald gewannen wir weiter an Boden.

22. April.

Im Gelände zwischen Maas und Mosel fanden heftige Artilleriekämpfe statt.

Nach Feuerüberfall griffen die Franzosen heute nacht im Westteil des Priesterwaldes an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

23. April.

Zwischen Maas und Mosel war die Gefechtstätigkeit wieder lebhafter. Artilleriekämpfe waren besonders heftig bei Combres, Saint-Mihiel, Apremont und nordöstlich Flirey. Feindliche Infanterieangriffe erfolgten nur im Waldgelände zwischen Ailly und Apremont. Hier drangen die Franzosen an einzelnen Stellen in unsere vordersten Gräben ein, wurden aber zum Teil wieder hinausgeworfen. Die Nahkämpfe sind noch im Gange.

24. April 1915.

Zwischen Maas und Mosel erneuerten die Franzosen an mehreren Stellen ihre Angriffe. Im Aillywald behielten wir im Bajonettkampf die Oberhand; weiter östlich

wurden die an einzelnen Stellen in unsere Linien eingedrungenen Franzosen wieder hinausgeworfen. Im Priesterwald machten wir weitere Fortschritte.

25. April 1915.

Auf den Maashöhen südwestlich Combres erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage. Wir gingen hier zum Angriff über und durchbrachen in einem Ansturm mehrere hintereinander liegende französische Linien. Nächtliche Versuche der Franzosen, uns das eroberte Gelände wieder zu entreißen, scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind. 24 französische Offiziere, 1600 Mann und 17 Geschütze blieben bei diesen Kämpfen in unserer Hand.

Zwischen Maas und Mosel kam es sonst nur an einzelnen Stellen unserer Südfront zu Nahkämpfen, die bei Ailly noch nicht abgeschlossen sind. Im Priesterwalde mißglückte ein französischer Nachtangriff.

26. April.

Auf den Maashöhen machte unser Angriff gute Fortschritte. Mehrere Bergrücken hintereinander bis zur Höhe westlich von Les Eparges wurden im Sturm genommen. Mehrere hundert Franzosen und einige Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Im Aillywald scheiterten feindliche Vorstöße.

27. April.

Auf den Maashöhen errangen wir auch gestern weitere Vorteile, trotzdem die Franzosen neue Kräfte heranzogen. Feindliche Angriffe gegen unsere Combresstellung scheiterten. Ein heftiger Angriff im Aillywald wurde von uns unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. Auch weiter östlich gewann der Feind keinen Boden. Im nächtlichen Nahkampf arbeiteten wir uns im Priesterwalde erfolgreich vor.

28. April.

Zwischen Maas und Mosel fanden am Tage nur heftige Artilleriekämpfe statt. Ein starker französischer Nachtangriff im Priesterwald wurde blutig und für die Franzosen verlustreich abgeschlagen.

29. April.

Auf den Maashöhen südöstlich von Verdun schoben wir unsere Stellung um einige hundert Meter vor und befestigten sie.

30. April 1915.

Zwischen Maas und Mosel griffen die Franzosen gestern die von uns eroberten Stellungen auf den Maashöhen erfolglos an. Auch nördlich von Flirey scheiterte ein feindlicher Angriff unter starken Verlusten. Bei den Kämpfen auf den Maashöhen vom 24. bis 28. April haben die Franzosen allein an Gefangenen 43 Offiziere, darunter drei Regimentskommandeure, und rund 1000 Mann verloren.

Die Kämpfe um Norroy und die französischen Vorstöße bei Combres vom 13. – 20. Februar 1915

Seit Oktober 1914, seit die Bayern Saint-Mihiel an der Maas gestürmt und dort einen Brückenkopf über den Strom geschaffen haben, liegt die langsam wachsende Einschnürung der Festung Verdun den Franzosen wie ein Alpdruck auf dem Herzen. Es ist daher wohl erklärlich, daß immer aufs neue gerade im Raum von Verdun und zwischen Maas und Mosel französische Angriffe vorgetragen wurden, zuerst vereinzelt mit verhältnismäßig geringen Kräften, dann heftiger und nachdrücklicher wie bei Combres Ende Februar 1915, um schließlich in den Tagen vom 5. bis 16. April 1915 zu dem gewaltigen Massenansturm zusammengefaßt zu werden, der unter den furchtbarsten Opfern an der unbewegten deutschen Front zerschellte.

Zu Beginn der zweiten Hälfte des Monats Januar 1915 gelang es den Franzosen bei Pont-à-Mousson einige deutsche Gräben zu nehmen, was ohne weiteres in den amtlichen Meldungen zugegeben wird. „Es war auch," schreibt Major a. D. E. Morath im „Berliner Tageblatt", „gerade kein Kunststück, gegen eine Stelle unserer Front von vielen hundert Kilometern eine örtlich überlegene Masse anzusetzen, wie es die Franzosen taten. Wichtiger wäre gewesen, das Gewonnene festzuhalten, was die Ueberraschung in die Hände gab. Hier aber versagte die Kraft der Franzosen wiederum."

Auch die Wiederbesetzung der Höhe von Norroy durch die Franzosen war nur möglich, nachdem sie freiwillig von den Deutschen geräumt worden war (vgl. S. 65). Allerdings gibt das der ausführliche Bericht des französischen Generalstabs vom 24. Februar 1915 nicht zu. Er schildert den Verlauf der Kämpfe folgendermaßen: „Die Höhe von Signal-de-Xon bildet auf unserer Front nördlich von Pont-à-Mousson einen hervorspringenden Punkt. Wir hatten die Verteidigung dieser Stellung organisiert, die indirekt die Stadt Pont-à-Mousson schützt und die Täler der Mosel und der Seille beherrscht. Oestlich dieser Höhe befindet sich der nur von einem schwachen Posten besetzte Weiler Norroy, nicht zu verwechseln mit dem Orte Norroy, der auf dem linken Ufer der Mosel liegt.

Am Nachmittage des 13. Februar 1915 bemächtigten sich die Deutschen durch einen ungestümen Angriff des Signal-de-Xon und des Hügels von Norroy. Der Angriff wurde von bedeutenden Streitkräften ausgeführt, ungefähr von zwei Bataillonen, und war durch eine heftige Beschießung aus großkalibrigen Geschützen vorbereitet worden. Die Kompagnie, die das Signal besetzt hielt, wurde von den feindlichen Stoßtruppen überrumpelt im Augenblick, als sie die Deckungen verließ, in denen sie Schutz gegen die Artillerie gesucht hatte. Sie wurde fast völlig vernichtet. Es gelang jedoch einem Offizier, einen Teil in unsere Linien zurückzuführen. Am selben Abend faßten wir durch einen Gegenangriff auf dem südlichen Teile des Hügels wieder Fuß. Am 14. Februar dauerte der Kampf fort, gegen Abend hielt der Feind nur noch die Nordseite in einigen Schützengräben besetzt, es gelang ihm jedoch, sich auf dem Westabhang zu halten, wo er Schützengräben aushob, ebenso hielt er immer noch den Weiler Norroy. Am 16. Februar begannen wir wiederum den Angriff; unsere Artillerie zertrümmerte die Verteidigungsstellung, die der Feind am Rande von Norroy eingerichtet hatte. Zwei Kompagnien des 277. Regiments liefen Sturm, sobald die Kanonen schwiegen. Ein heftiges Handgemenge entspann sich in den Straßen von Haus zu Haus. Während des Durcheinanders dieses Kampfes beschoß die deutsche schwere Artillerie den Weiler, wobei Angreifer und Verteidiger getroffen wurden. Die Soldaten des 277. Regiments kämpften unter Führung energischer Offiziere aufs hartnäckigste und zeigten unvergleichlichen Heldenmut. Trotzdem war der Weiler beim Anbruch der Nacht immer noch nicht in unserem Besitz. Wir hielten nur die Schützengräben, die östlich von den Häusern bis zum Kirchhofe sich erstreckten. Am gleichen Tage wurde auf dem westlichen Abhang des Signal-de-Xon ein feindlicher Gegenangriff von unserer Artillerie und Infanterie abgewiesen. Am 18. Februar wurden die Deutschen endgültig vom Signal-de-Xon und aus Norroy verjagt.

Was auch der deutsche Generalstab darüber sagen mag, sicher ist, daß der Feind Norroy nicht freiwillig geräumt hat. Während mehr als einer Stunde fand ein äußerst heftiger Kampf um den Weiler statt, in den wir mit dem Bajonett eindrangen. Infolge ihrer starken Verluste konnten sich die Deutschen weder in Norroy noch auf den Abhängen des Signal-de-Xon halten. Die auf dem Gelände gefundenen zahlreichen Leichen gehörten fünf verschiedenen Einheiten, Landwehr-, Pionier- und Maschinengewehrabteilungen an. Durch die bedeutenden eingesetzten Streitkräfte und durch die Konzen-

tration ihres Feuers haben die Deutschen gezeigt, daß sie die Bedeutung dieses von unserer Linie vorgeschobenen Punktes erkannt hatten. Trotz allen ins Werk gesetzten Mitteln scheiterte ihr Unternehmen jedoch vollständig."

Ueber die besonders blutigen Kämpfe bei Combres vom 17. bis 20. Februar 1915 hat der französische Generalstab folgenden zusammenfassenden Bericht veröffentlicht: „Die Einschließung von Verdun war stets das Ziel des deutschen Generalstabs, der dazu große und kostspielige, aber vergebliche Anstalten traf. Die deutsche Offensive südöstlich des verschanzten Lagers an der Maas wurde bei Saint-Mihiel aufgehalten; der Feind konnte nicht auf die Maashöhen gelangen, die im Osten den Platz verteidigen. Die Deutschen vermochten sich jedoch an den Maashöhen nordöstlich Saint-Mihiel festzuklammern. Sie besetzten Vigneulles-les-Hattonchâtel, den Wald und den Berg. Weiter nördlich stehen die Deutschen nicht auf den Maashöhen, sondern halten nur den südlichen Teil der die Höhen begrenzenden Linien besetzt. In dem Tal, das die Côte de la Meuse von diesen Höhen trennt, liegt das Dorf Eparges, das aus einigen Häusern besteht. Oestlich dieser Ortschaft haben die Deutschen ihre Schützengräben angelegt. Auf dem Kamm hat der Feind eine sehr starke Stellung bezogen, welche die beiden Hügel, die Eparges mit Saint-Remy verbinden, verteidigen. Das Dorf Eparges ist in unseren Händen, Saint-Remy wurde den Deutschen am 9. Februar durch einen Handstreich entrissen. Der französische Fortschritt in dieser Gegend bedroht daher die Stellung der Deutschen im Walde und auf dem Berge und indirekt ihre Besetzung von Saint-Mihiel. Daraus erklärt sich auch die Hartnäckigkeit, mit welcher der Gegner seine Stellung bei Eparges verteidigt. Unser Angriff wurde zum voraus methodisch mit Sappen und verzweigten Laufgräben vom Grunde des Tales gegen die feindlichen Schützengräben vorgetrieben, vor denen Minenkammern eingerichtet wurden. Am 17. Februar früh wurden die Minen zur Explosion gebracht. Es entstand eine Reihe von Aushöhlungen, deren Erhöhungen den Truppen einen ersten Schutz für den Sturm boten. Sie warteten nun, bis ihnen der Weg durch Artillerie frei gemacht war. Die französische Artillerie erzielte bemerkenswerte Ergebnisse. Alle Beiwerke wurden mit überraschender Schnelligkeit zerstört. Die zum Sturm übergehenden Truppen besetzten nacheinander die durch die Explosion entstandenen Aushöhlungen, darauf zwei Schützengrabenlinien. Die ganze westliche Bastion wurde genommen. Indem wir die Ueberraschung des Feindes ausnützten, nahmen wir auch einen Teil der östlichen Befestigungen. Unser Gesamtgewinn belief sich auf fünfhundert Meter Schützengraben. Unsere Verluste waren gering.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Februar 1915 beschoß der Feind die verlorenen Stellungen und unternahm am 19. Februar einen erfolglosen Gegenangriff. Am Nachmittag verdoppelte sich die Beschießung, so daß wir für einen Augenblick die westliche Bastion räumen mußten. Gegen Ende des Tages wurde Befehl gegeben, die Stellung wieder zu nehmen. Die französischen Batterien eröffneten das Feuer auf die Schützengräben, die der Feind von neuem besetzt hatte. Darauf vervollständigten die Franzosen ihre Erfolge durch einen äußerst heftigen Bajonettkampf Mann gegen Mann. In einem einzigen Schützengraben fand man zweihundert deutsche Leichen. Am 19. Februar unternahmen die Deutschen fünf Gegenangriffe, die alle durch unsere Artillerie aufgehaltеu oder durch die Infanterie zurückgewiesen wurden. Der Feind erlitt dabei schwere Verluste. Am 20. Februar unternahmen wir einen neuen Angriff gegen die Ostbastion und bemächtigten uns eines Fichtenwaldes, in dem die deutschen Schützengräben einen vorspringenden Winkel bildeten. Wir machten zweihundert Gefangene, darunter zwei Offiziere und nahmen drei Maschinengewehre und zwei Minenwerfer. Wir versuchten auch einen Angriff auf die Kurtine und nahmen eine Linie, konnten uns aber dort nicht halten. Ein feindlicher Gegenangriff auf die Westbastion hatte nicht mehr Erfolg als die vorher-

gehenden. Am 20. Februar früh unternahmen die Deutschen auf den Fichtenwald einen Massenangriff, vor dem die französische Infanterie für den Augenblick zurückwich. Durch einen kräftigen Gegenangriff gelangte sie jedoch wieder in den Waldrand und nahm Teile der Schützengräben, welche die Kurtine bildeten in einer Länge von hundert Metern. Am 21. Februar wiesen wir noch einen Gegenangriff, den letzten, zurück.

Im Verlaufe der Kämpfe stellten wir die Ueberlegenheit unserer Artillerie und die unvergleichliche Offensivkraft unserer Infanterie fest, die nach fünf Monaten im Schützengraben nichts von ihrer Tapferkeit und ihrem Eifer eingebüßt hat, aber viel vorsichtiger und erfahrener geworden ist. Dieses Ergebnis gereicht dem Kommando zur Ehre, das den Angriff methodisch vorbereitete und energisch durchführte, und uns dadurch eine vorteilhafte Stellung und einen moralischen Erfolg über den Feind gesichert hat."

Dr. Otto Gordon Goldfeld hat dem „Berliner Tageblatt" einen ausführlichen und anschaulichen Bericht über die Februarkämpfe bei Combres geschickt. Er hatte den Faschingsdienstag in Harville, einem zerschossenen kleinen Dorfe an der Landstraße nach Verdun mit fröhlichen Kameraden verbracht und war dann in der Nacht zum Aschermittwoch mit seinem Schützenregiment, das aus der Kavalleriedivision gebildet worden war, als Ablösung nach dem Schützengraben gezogen, der sich links an die Côte Lorraine anlehnte — die sog. Combres-Stellung. Er schreibt: „Es ward Tag, der Morgen des 18. Februar brach an. Nichts Besonderes ereignete sich und wir richteten uns häuslich ein. Bis zum Mittag blieb alles ruhig. „Die Ruhe vor dem Sturm", wie wir bald sehen sollten. Wir ließen uns durch die Stille nicht täuschen, alles war in voller Alarmbereitschaft.

Und richtig — Punkt 3 Uhr nachmittags ging ein wahrer Höllenlärm, ein richtiger Hexensabbat los. Auf der Höhe links von uns schoß eine mächtige Feuersäule in die Höhe, dicke, schwarze Rauchschwaden wirbelten auf, ein so betäubendes Krachen folgte, als wenn der ganze Berg in seinen Grundfesten wackelte, und im selben Moment ging ein ununterbrochenes schweres Artilleriebombardement los, wie es so stark bis jetzt nur wenige im ganzen Krieg gegeben hat. Ein Stück unseres Schützengrabens war vom Gegner nach erfolgreicher, stiller Wühlarbeit in die Luft gesprengt worden. Das war das Signal zu ganzen Salven schwerster Festungsartillerie von den Forts der Festung Verdun herüber."

Ein anderer Mitkämpfer erzählt in den „Kieler Neuesten Nachrichten" über den französischen Minenangriff und die furchtbare Wirkung des Artilleriebombardements: „Aus 180 Geschützen prasselte ein konzentrierter Granat- und Schrapnellregen, von unseren Leuten „Trommelfeuer" genannt, auf unsere mit Mühe, Opfern und Ausdauer immer wieder aufgebaute Stellung von nur 150 Metern Frontbreite und 100 Metern Tiefe. Mit einer Stoppuhr wurden sechs bis sieben Schuß in der Sekunde festgestellt, und es gab 15 bis 20 Schuß auf einen Quadratmeter in zwei Stunden, wie wir später feststellten.

Mit Einsetzen der Kanonade hatten die Franzosen an vier Stellen durch Minen unsere vordersten Schützengräben in die Luft gesprengt, alles Lebende darin tötend! Nur einzelne Leute kamen blutüberströmt und verwundet zurück und meldeten, daß die Franzosen in mehrere vollständig zerschossene Gräben eingedrungen seien. Auf Händen und Füßen kam mein tapferer Reservist Sauer, blutüberströmt und schwer verwundet, angekrochen. Er teilte tiefbetrübt mit, Leutnant Heidenreich hätte im letzten Augenblick befohlen, es solle sich retten, wer sich retten könne, er selbst werde nicht von seinem Posten weichen, auch wenn er dort sterben müßte! Bei ihm waren nur noch ein blutjunger Fähnrich, eine Ordonnanz, ein Sanitäter, ein Aktiver und zwei Reservisten. Alle sechs weigerten sich, von ihrem Leutnant zu gehen. Bei lautem Gebet ereilte sie der Heldentod durch die einschlagenden Granaten. Nur Reservist Sauer blieb am

Leben, aber schwer verletzt. Die Franzosen waren schon in der Stellung, und erst dann kroch Sauer eine noch 200 Meter lange Strecke zurück und brachte die traurige Meldung."

„Plötzlich dehnte sich das feindliche Artilleriefeuer auch auf unseren Grabenabschnitt aus," fährt Dr. Goldfeld in seinem Bericht fort, „vor allem auf die Punkte, wo die Geschütze und Maschinengewehre eingebaut waren. Gegen fünf Uhr begann auch auf unsere Stellung der Sturm, nachdem er weiter links auf der Höhe — dem rasenden Gewehr- und Maschinengewehrfeuer nach zu urteilen — bereits seit längerer Zeit im Gange war. Wie Ameisengewimmel brach es plötzlich aus dem feindlichen Graben hervor, in tiefen Kolonnen, sechs oder sieben Staffeln hintereinander, stürmte der Gegner an. Bei uns bleibt alles totenstill. Näher kommen die feindlichen Massen, man unterscheidet die einzelnen Figuren der Offiziere, der Trompeter. Plötzlich auf unserer Linie ein paar scharfe, abgehackte Kommandos — und wie rasend, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, rattern die Maschinengewehre los, auf der ganzen Front donnern die mit Kartätschen geladenen Geschütze, die direkt im Schützengraben eingebaut sind, knattert das Schnellfeuer der Schützen, — während von hinter uns her, dicht über uns hin, mit herrlichem, wildem Heulen die Granaten dahinfegen, eine nach der anderen, und dann sieben, acht auf einmal, und mit dicken schwarzen Wolken und tiefem Rollen in den Menschenknäueln vor uns zerbersten, Tod und Vernichtung um sich streuend. Die Batterien in Harville sind es, die der dicke, gemütliche, alte Artilleriehauptmann, der freundliche Gastgeber unseres Faschingsfestes vom Vorabend kommandiert. Ihn küssen, ihm um den Hals fallen, hätte ein jeder von uns in diesem Moment wollen, jedesmal, wenn seine wilden Granaten brausend, pfeifend, heulend, fauchend über unsere Köpfe dahinbrannten, mit unheimlicher Genauigkeit und Direktheit in ihr Ziel hineinfegten. . . .

Der feindliche Angriff brach an unserem Drahtverhau zusammen, wie von eisernen Riesenfäusten aufgehalten und gleich einem Federballe zurückgeschleudert. Aber das Artilleriefeuer ging ununterbrochen weiter von beiden Seiten. So kam der Abend und die Nacht. Und, wenn es überhaupt noch möglich war, ward das Schwergeschützfeuer noch heftiger, noch wilder. Jeden Augenblick konnte ein neuer Sturmangriff erfolgen, eine Aufklärung war gebieterisch notwendig.

Um 11 Uhr verließ ich mit zwei Mann, die sich freiwillig gemeldet hatten, den Schützengraben und ging auf Schleichpatrouille gegen die feindliche Stellung vor. . . . Es war ein grandioses Bild, das sich der Patrouille bot, als sie etwa in der Mitte zwischen den beiden Stellungen vorläufig in Stellung ging, d. h. der Länge nach auf dem Bauche liegend, regungslos lauschte. Links blitzten ununterbrochen die Mündungsfeuer der schweren Geschütze auf; jedes platzende Schrapnell war ein Feuerblitz am Himmel! Ueber die Köpfe der Patrouillenmannschaft hinweg brausten feindliche und freundliche Granaten, die Erde bebte ständig, die Luft war ganz erfüllt mit Brausen und Tosen. Und von vorn und von rückwärts kamen die elektrischen Scheinwerfer und glitten lautlos, wie gespenstige Riesenfinger, fahl und weiß am schwarzen Himmel dahin und hoben da und dort ein Stück Gelände, eine Bodenwellung, einen Grabenabschnitt aus dem Dunkel hervor, scharf wie mit Messern aus der Nacht herausgeschnitten. Dann wieder gingen die Lichtkegel der Scheinwerfer auf ihrer eigenen Bahn zurück, wurden kürzer und kürzer und gingen hinter dem Horizont schlafen. Dann war es ganz dunkel, und im schwarzen Nebel schienen Gestalten zu schleichen, fremd und drohend. Dann wieder sausten lautlos die Leuchtkugeln vor uns steil in die Höhe, schwammen still am Firmament dahin, milchiges, silbernes Licht verbreitend — bis das große Dunkel, das wie erstaunt vor ihnen gewichen war, wieder von allen Seiten auf sie eindrang, sie packte und samt ihrem Silberglanze verschlang.

Die Patrouille rückte lautlos weiter vor, kam an ein starkes Drahtverhau, das den feindlichen Graben deckte, und beschloß, hier zu bleiben, da es unmöglich war, ohne die gegnerische Aufmerksamkeit zu erregen, das breite und außerordentlich dicht verschlungene Drahtverhau zu passieren. Die Patrouille war dicht an den feindlichen Gräben, häufig waren ganze Sätze und Zurufe hörbar, und im dahinterliegenden zweiten Graben sprühten die Funken aus den Kaminrohren der Unterstände, und der Rauch war zu riechen.

Die Patrouille lag etwa zwei Stunden dort und kehrte dann unversehrt zurück, da alle Anzeichen darauf schließen ließen, daß kein weiterer Angriff geplant war."

Noch am Abend erhielten die Truppenteile, die durch die französischen Minen beim Beginn des Kampfes aus ihren Gräben vertrieben worden waren, Verstärkungen und die ersten Sturmbefehle zur Wiedernahme der Stellung. „Die Nacht verging mit kleineren Erkundungen und Sturmvorbereitungen unter schweren Verlusten", erzählt ein Mitkämpfer in den „Kieler Neuesten Nachrichten". „Der Hauptsturm war für den 18. Februar, morgens 9 Uhr, angesetzt mit einstündiger Artillerievorbereitung. Das sogenannte „Trommelfeuer" dauerte die ganze Nacht und steigerte sich. Am Morgen punkt 8 Uhr begann unser Artilleriefeuer, und um 9 Uhr konnten wir zum Sturm antreten. Die Bayern sprangen aus dem Hohlweg heraus, drehten ihr Gewehr um und hieben mit dem Kolben dann auf die Franzosen ein, die händeringend um Pardon flehten. Die Leute waren wie rasend. Nur mit Mühe konnten wir sie zurückhalten. Die ganze Stellung war nach einer Stunde wieder in unserem Besitz. Aber damit begann auch ein feindlicher Angriff nach dem anderen. Vier Tage und vier Nächte wogte der Kampf hin und her, da die Franzosen immer neue Kräfte einsetzten. So wurden Gefangene gemacht, die direkt von Paris nach Verdun geschickt, nach Combres in Marsch gesetzt und noch am gleichen Tage zum Sturm befohlen worden waren. Wenn die Franzosen schrieben, sie hätten Gräben genommen, so sind das völlig zerschossene Schützengräben, in denen sie sich gar nicht halten können; und wenn die Franzosen wirklich einmal Boden gewinnen, geschieht das mit unverantwortlichen Opfern für völlig unwichtige Teile. Bis jetzt ist der Erfolg hier gleich Null, und wenn von den Franzosen behauptet wird, sie machten in Eparges einen Sprung, müssen wir hier draußen herzhaft darüber lachen, denn Eparges war immer von Franzosen besetzt, und den Sprung veranlaßt nur unsere Artillerie, die da kräftig hineinschießt.

Mit diesem Kampf hatte das heiße und blutige Ringen um die Combreshöhe begonnen, das Mitte März mit erneuter Kraft einsetzte und Anfang April sich zu Kämpfen größeren Stils in der ganzen Woëvre-Ebene entwickelte."

Die französische Offensive zwischen Maas und Mosel vom 5. bis 16. April 1915 nach den amtlichen französischen Meldungen

Vorbemerkung: Die hier vereinigten amtlichen französischen Meldungen über den Verlauf der französischen Frühjahrs-Offensive zwischen Maas und Mosel sind besonders charakteristisch für die Art der Berichterstattung des französischen Generalstabs. Der deutsche Generalstab sah sich denn auch veranlaßt, die phantasievollsten der französischen Behauptungen richtig zu stellen (vgl. S. 82 u. 83); lehrreich ist aber auch ein Vergleich mit den zusammenfassenden Berichten aus dem deutschen Großen Hauptquartier (vgl. S. 83 ff.) und mit den Tagesmeldungen des deutschen Generalstabs, die auf den Seiten 67—70 zusammengefaßt sind. Doch ist hierbei zu beachten, daß die Ereignisse von französischer Seite meist einen Tag später bekannt gegeben werden.

5. April 1915.

Zusammenfassender Bericht über die Kämpfe bei Les Eparges Ende Februar und März 1915: Man erinnert sich, daß am 17. und 20. Februar eine Aktion uns zu

Phot. W Braemer, Berlin

Eingebautes Maschinengewehr in einem deutschen Schützengraben



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein Periskop in einem französischen Schützengraben



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Das Begräbnis zweier Offiziere, die in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel fielen



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Verladen von Verwundeten nach einem Gefecht in der Woëvre-Ebene auf der Verwundetenversandstelle Vigneulles

Herren eines bedeutenden Teiles von Les Eparges machte. Weitere ebenso glänzende und glückliche Kämpfe im letzten Monat, die mit der nämlichen Planmäßigkeit und mit dem nämlichen Erfolg sich entwickelten, gestatteten uns, unsere Front auszudehnen, wobei wir mehrere Gegenangriffe zurückschlugen. In den von unserer Artillerie zusammengeschossenen Schützengräben fanden wir zerfetzte, halb vergrabene Leichen; mehrere Ueberlebende bewahren von dem Platzen unserer Granaten her eine schreckliche Erinnerung. Es handelt sich um Soldaten des 4. bayrischen Regiments, das an Stelle des 8. getreten war, weil dieses durch die Kämpfe im Feuer sehr gelitten hatte. Die Gefangenen erklären, daß die Redoute von Les Eparges im Begriffe sei, in Bayern eine furchtbare Berühmtheit zu erlangen. Die Verlustziffern des 8. bayrischen Regiments im Februar scheinen zweitausend Mann, darunter sechzehn Offiziere, zu erreichen. Ein Bataillon soll auf 87 Mann reduziert sein. Als das 4. bayrische Regiment abgelöst wurde, erhielten die Truppen, die es zu ersetzen hatten, die Weisung, sich um jeden Preis in den Schützengräben zu halten, die auf den Anhöhen noch im Besitz der Deutschen geblieben waren. Ein Soldat erzählt, die Offiziere hätten erklärt, daß der General seine Division und sogar ein Armeekorps von hunderttausend Mann opfern würde, wenn es nötig sein sollte. Nach dem Angriff vom Februar errichteten die Deutschen sehr tiefe Zufluchtshöhlen. Sodann gruben die Mineure acht Meter unter der Erde mit Holz verschalte Gänge aus. Im Augenblick unseres Angriffes waren die deutschen Mineure auf dem Boden eines unterirdischen Ganges; die durch unsere Geschosse bewirkte Luftverdrängung löschte ihre Lampen aus, und die ganze Mannschaft wurde dank der Dunkelheit gefangen genommen. Die Deutschen, welche die Schützengräben besetzt hielten, hatten wenig Glück. Die meisten wurden durch die Artillerie entweder getötet oder verwundet. Die Gefangenen sagen aus, daß das Feuer unserer Artillerie schrecklich war. Eine mit Eifer und Nachdruck geführte Infanterieaktion vervollständigte das Werk der Artillerie. Wieder einmal hatte sich durch alle Grade hindurch der Wille zum Sieg bekundet mit einer Energie, die unserer glorreichen militärischen Ueberlieferung würdig ist. Aehnliche Glanzleistungen waren häufig.

Abendmeldung: Während des Tages Nebel und Regen auf der ganzen Front. Im Gehölz von Ailly südöstlich von Saint-Mihiel nahmen wir drei hintereinanderliegende Schützengrabenlinien; wir faßten gleichfalls Fuß in einem Teil der feindlichen Stellungen südöstlich von Régneville.

6. April 1915.

Nachmittagsmeldung: Dem Communiqué von gestern abend ist nichts Wichtiges beizufügen. Südöstlich von Vauquois haben wir in einem feindlichen Werk Fuß gefaßt. In dem Gefecht im Walde von Ailly südöstlich von Saint-Mihiel haben wir zahlreiche Gefangene gemacht, ein Maschinengewehr und einen Bombenwerfer erbeutet. Wir sind im Bois Brulé östlich des Waldes von Ailly vorgerückt. Das eroberte Gelände nordöstlich von Régneville wurde gehalten.

Abendmeldung: Der Tag war gekennzeichnet durch merkliche Fortschritte unserseits. Oestlich von Verdun haben wir die Ortschaft Gussainville und die Kämme, die den Ornepaß beherrschen, besetzt. Weiter südlich machten wir Fortschritte in der Richtung auf Maizeray und Bois d'Ailly und im Bois Brûlé haben wir unsere Gewinne behauptet und neue Gräben erobert. Im Priesterwalde wurden neue Fortschritte erzielt.

7. April 1915.

Nachmittagsmeldung: Im Osten von Verdun machte uns ein Angriff in der Richtung Etain zu Herren der Punkte 219 und 221 und der Gehöfte Haut-Bois und Hôpital. Bei Les Eparges haben wir Terrain gewonnen und unsere Gewinne be-

hauptet. Wir haben 60 Gefangene gemacht, darunter drei Offiziere. Im Walde von Ailly und im Bois Brulé haben wir einen Gegenangriff zurückgeschlagen und neuerdings einige Fortschritte erzielt, ebenso im Priesterwalde. Im Ban-de-Sapt haben wir bei Sentinelle ein feindliches Werk durch eine Mine gesprengt.

Abendmeldung: Das Wetter ist fortgesetzt sehr schlecht; nichtsdestoweniger herrscht lebhafte Tätigkeit zwischen Maas und Mosel, wo wir alle unsere Gewinne behauptet und neue Fortschritte erzielt haben. Im Osten von Verdun haben wir zwei Linien von Schützengräben genommen. Bei Les Eparges haben wir in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch vom 6. auf den 7. April einen bedeutenden Sprung vorwärts getan; den ganzen Tag über haben die Deutschen heftige Gegenangriffe unternommen, jedoch nichts ausgerichtet. Ein letzter besonders heftiger Angriff wurde durch unser Feuer niedergeworfen. Ebenso bleiben wir im Walde von Ailly, nach mehreren Gegenangriffen, die wir alle zurückschlugen, Herren der gewonnenen Stellungen. Auf diesem Teil der Front haben wir zahlreiche Gefangene gemacht.

8. April.

Nachmittagsmeldung: Die zwischen der Maas und Mosel erlangten Ergebnisse, die gestern gemeldet wurden, werden bestätigt. Unsere Truppen befestigten die am Tage vorher gemachten Fortschritte. Wir behaupten alle unsere Gewinne trotz außerordentlich heftiger Gegenangriffe. In Les Eparges erlitt der letzte deutsche, von anderthalb Regimentern unternommene Gegenangriff enorme Verluste. Die Leichen bedecken das Gelände. 300 Mann, die für einen Augenblick vor die deutschen Linien vorgerückt waren, wurden durch unsere Maschinengewehre niedergemäht. Keiner entkam. Im Bois Brulé nahmen wir einen feindlichen Schützengraben.

Abendmeldung: Trotz des schlechten Wetters neue Erfolge zwischen der Maas und der Mosel. In der Nacht vom 7. zum 8. April und am Tage des 8. April ermöglichte uns ein Nachtangriff in Les Eparges einen neuen Sprung vorwärts zu tun; wir behaupteten unsere Fortschritte trotz sehr heftiger Gegenangriffe. Wir haben auf dem Gelände schon über 1000 deutsche Leichen gezählt. Weiter südlich, im Bois Morville, nördlich von Flirey, vernichteten wir in einer lebhaften Infanterieaktion eine deutsche Kompagnie, von der nur zehn Ueberlebende blieben, die wir zu Gefangenen machten. Wir faßten Fuß in den Verteidigungsstellungen des Feindes und behaupteten uns trotz der Anstrengungen, die gemacht wurden, jene wieder zu erobern. Im Gehölz von Ailly nahmen wir neue Schützengräben und schlugen zwei Angriffe zurück. Im Nordosten beim Gehölz in Phannes wurde durch eine unserer Granaten das Tau eines deutschen Fesselballons zerrissen, der dann in unsere Linien gegen Südosten abgetrieben wurde.

Zusammengefaßt brachten uns die Offensiv-Rekognoszierungen und die Angriffe, die wir seit dem 4. April zwischen Maas und Mosel unternahmen, schon jetzt die folgenden Ergebnisse: 1) Auf der Front nordöstlich und östlich von Verdun gewannen wir bei einer Front von 20 Kilometern Länge bis drei Kilometer in die Tiefe. Wir besetzten die Höhen, welche den Lauf der Orne beherrschen, und nahmen die Dörfer Gussainville und Fromezey; 2) Auf den Maashöhen in Les Eparges eroberten wir fast die gesamte Stellung, die vom Feinde auf der Hochebene, die Combres beherrscht, besetzt gehalten wird. Wir hielten das Gelände, trotz zahlreicher und heftiger Gegenangriffe; 3) Weiter südlich bemächtigten wir uns des ganzen südwestlichen Teiles des Gehölzes von Ailly, woselbst sich die Deutschen kräftig festgesetzt hatten, und den sie trotz wiederholter Gegenangriffe nicht wieder nehmen konnten; 4) In der südlichen Woëvre eroberten wir zwischen dem Bois Mortmare und dem Priesterwalde auf einer Front von sieben bis acht Kilometern Länge drei Kilometer in die Tiefe und nahmen dem Feinde



Uebersichtskarte über die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.
Vgl. die Karten Band III, S. 75 sowie Band I, S. 241 und Band II, S. 123.

die Dörfer Fey-en-Haye und Régneville weg. Auf allen diesen Punkten erlitten die Deutschen furchtbare Verluste, deren Bedeutung die in Les Eparges gefundenen Leichen erkennen läßt.

9. April 1915.

Nachmittagsmeldung: Wir haben Fortschritte erzielt an der Maas und an der Mosel und haben bei Les Eparges Gelände gewonnen. Wir sind vor dem Feind in die deutschen Schützengräben zurückgekehrt, die mit Leichen ausgefüllt sind. Wir haben am Ende des Tages zwei Angriffe zurückgewiesen. Wir haben sechs Maschinengewehre und zwei Bombenwerfer im Walde von Ailly erbeutet, wo der Feind seit gestern mittag keinen Gegenangriff mehr unternommen hat. In dem Walde von Mortmare wurden unsere Fortschritte trotz eines um 7 Uhr abends ausgeführten sehr heftigen Gegenangriffes behauptet.

Abendmeldung: Nach einem neuen und glänzenden Angriff ist die wichtige Stellung bei Eparges, die die Woëvre-Ebene beherrscht und die der Feind hartnäckig verteidigte, ganz in unserer Macht. Wir hatten gestern mehr als 1500 Meter Schützengraben genommen, und diesen Morgen behielten die Deutschen auf dem Plateau nur zwei isolierte, einige Meter breite und stark gehaltene Plätze. Wir haben uns deren

am Nachmittag bemächtigt, wobei wir 150 Gefangene machten. Wir haben so einen der Hauptzielpunkte der Operationen der letzten Tage erreicht.

Weiter südlich im Walde von Ailly haben wir unsern ganzen Gewinn (200 Meter Tiefe auf eine Front von 400 Meter) behauptet und drei Gegenangriffe zurückgeschlagen. Im Bois Mortmare haben die Deutschen fünfzehn Angriffe unternommen, um Schützengräben zurückzuerobern, die wir ihnen gestern genommen hatten; sie wurden fünfzehnmal zurückgeschlagen. Es lagen Haufen von deutschen Leichen auf dem Gelände.

10. April 1915.

Nachmittagsmeldung: Dem Communiqué von gestern abend ist nur beizufügen, daß zwei Angriffe, die uns zu Herren der letzten deutschen Schützengräben bei Les Eparges machten, Anlaß gaben zu hartnäckigen Bajonettkämpfen.

Abendmeldung: Zwischen Maas und Mosel haben wir allen gewonnenen Boden gehalten und neue Fortschritte gemacht. Zwischen Orne und Maas kein Gefecht. Bei Les Eparges hat der Feind sich nicht gerührt, weder mit seiner Infanterie noch mit seiner Artillerie. Der Tag war ruhig. Die Stellung ist in ihrer Gesamtheit in unserer Gewalt.

Die Erklärungen der Gefangenen heben die Wichtigkeit unseres Erfolges hervor. Seit Ende Februar hatten die Deutschen auf diesem Teile der Front ihre ganze dreißigste Reservedivision eingesetzt, dann gegen Ende März, als diese Division erschöpft war, die zehnte Aktivdivision des fünften Armeekorps, die aus den besten Truppen ihrer Armee gebildet ist. Diese Division ist es, die jetzt die wahre Festung verloren hat, die auf dem Bergvorsprung von Eparges errichtet worden war. Die Truppen hatten wiederholt Befehl erhalten, sich um jeden Preis zu halten. Es war ihnen besonders angegeben worden, daß die Stellung von der höchsten Wichtigkeit sei. Ihr General hatte gesagt, daß er, um sie zu behalten, eine Division, ein Armeekorps, ja 100000 Mann opfern würde, wenn es nötig sein sollte. Die von den Deutschen bei Les Eparges erlittenen Verluste während der letzten zwei Monate belaufen sich auf 30000 Mann.

Im Bois Mortmare haben wir eine neue Schützengrabenlinie genommen und einen Gegenangriff abgeschlagen. Nördlich von Régneville haben wir unsere Stellung verstärkt und etwas erweitert.

11. April.

Nachmittagsmeldung: Die gestern abend gemeldeten Fortschritte zwischen Maas und Mosel werden bestätigt. Im Gehölz Mortmare haben wir die gewonnene Front durch die Wegnahme neuer Gräben gegen Osten ausgedehnt. Wir haben mehrere Gegenangriffe zurückgeschlagen. Im Priesterwalde haben wir einen Fortschritt am Westrand erzielt, am Orte genannt Quart-à-Réserve. Wir haben ein deutsches Maschinengewehr erbeutet. Den ganzen Tag wüteten Schnee, Regen und Wind.

Abendmeldung: Zwischen Maas und Mosel wird kein Infanteriekampf gemeldet. In der Gegend von Les Eparges und Combres bleibt unser Erfolg vom 9. April. Im Aillywalde hat uns ein Angriff am Abend des 10. April zu Herren einer neuen Grabenlinie gemacht. Im Bois de Mortmare gelang es den Deutschen in der Nacht, die von ihnen im Laufe des Tages verlorenen Gräben wieder zu gewinnen. Die von uns am 8. April gewonnenen Stellungen bleiben gänzlich in unsern Händen. Am Westrande des Priesterwalds, am Orte genannt „Carte-en-Réserve", scheiterten zwei heftige feindliche Gegenangriffe in unserem Artillerie- und Infanteriefeuer.

12. April 1915.

Nachmittagsmeldung: Zwischen der Maas und der Mosel haben wir uns auf den im Laufe der vorhergegangenen Kämpfe eroberten Stellungen organisiert. Der

Feind hat keine Angriffe unternommen. Im Walde von Ailly und in dem Priesterwalde wurden am 10. April fünf Maschinengewehre und ein Bombenwerfer erbeutet.

Abendmeldung: Bei Les Eparges während der Nacht vom 11. und 12. April ziemlich lebhafte Kanonade und Füsillade. Die Deutschen haben um 4 Uhr 30 morgens einen Gegenangriff unternommen und wurden zurückgewiesen. Im Walde von Ailly und in der Gegend von Flirey heftige Artillerieaktionen ohne Infanteriegefecht. Im Priesterwalde wurde am 11. April gegen 8 Uhr abends ein Angriffsversuch des Feindes, der nordwestlich vom Quart-en-Reserve ausging, leicht gehemmt. Im Laufe des 12. April haben wir die Deutschen aus einem Schützengrabenteil einer kürzlich eroberten Linie verjagt, in welcher es ihnen gelungen war, sich zu behaupten.

13. April 1915.

Abendmeldung: Der Tag war auf der gesamten Front ruhig. Wir befestigten unsere Stellungen dort, wo wir seit acht Tagen Fortschritte gemacht hatten.

Unsere Flugzeuge beschossen mit Erfolg die militärischen Unterstände von Vigneulles-en-Woëvre und zerstreuten nicht weit von dort ein auf Marsch befindliches Bataillon.

14. April.

Abendmeldung: In Les Eparges brach gestern abend ein Angriff aus Combres vor; er wurde unverzüglich durch unsere Artillerie aufgehalten. Im Walde von Ailly haben wir unsere Front verbreitert und einen Gegenangriff abgewiesen. Im Bois Mortmare haben wir westlich unserer Linie Fortschritte gemacht und Gegenangriffe zurückgeschlagen. Gefangene, ein 37-Millimetergeschütz und viele Gewehre und Munition blieben in unseren Händen.

15. April.

Nachmittagsmeldung: Bei Les Eparges hat der Feind unsere Stellungen bombardiert, jedoch nicht angegriffen. Im Walde von Ailly haben uns unsere letzten Fortschritte zu Herren eines Teiles des Hauptschützengrabens der Deutschen und nördlich dieses Schützengrabens eines Landstreifens von 400 Metern Länge und 100 Metern Tiefe gemacht. In der Nähe der Straße Essey—Flirey, im Bois Mortmare, ist der neue, von uns eroberte Schützengraben stets in unserer Gewalt. Bei Fey-en-Haye Bombardement ohne Infanterieangriff. Im Priesterwalde haben wir, nachdem wir am 13. April einen Teil der feindlichen Linie erobert hatten, gestern unsere Gewinne behauptet und einen Gegenangriff aufgehalten.

Abendmeldung: Bei Les Eparges hat der Feind in der Nacht vom 14. auf den 15. April dreimal einen Gegenangriff unternommen, um uns den östlichen Gebirgsvorsprung wieder zu nehmen. Er wurde zurückgeschlagen und erlitt starke Verluste. Mittags hat er die Stellung heftig beschossen, jedoch nicht angegriffen. Im Bois Mortmare haben wir einen Gegenangriff zurückgewiesen und unsere Arbeiten auf dem am 13. April eroberten Gelände fortgesetzt. Unsere Beute beläuft sich auf zwei Revolverkanonen, zwei Bombenwerfer, ein Maschinengewehr, mehrere hundert Gewehre, und Tausende von Patronen und Granaten. Im Priesterwalde haben wir einen Angriff zurückgewiesen und Gefangene gemacht.

16. April.

Abendmeldung: Die Deutschen haben vergangene Nacht auch bei einem Angriffsversuch auf Les Eparges eine Schlappe erlitten. Im Gehölz von Mortmare Artilleriekampf. Wir haben drei Batterien zum Schweigen gebracht und ein Munitionsdepot in die Luft gesprengt.

17. April 1915.

Nachmittagsmeldung: In der Woëvre Artilleriekampf, namentlich in der Gegend des Bois Mortmare. Keine Infanterieaktionen, weder gestern noch heute.

22. April 1915.

Zusammenfassender amtlicher Bericht über die Kämpfe im Walde von Ailly: „Die ganze Stellung ist zurzeit in unseren Händen. Sie war von den Deutschen aufs Beste hergerichtet. Die deutschen Schützengräben der Stellung, unterstützt von Vorgräben, umfaßten aufeinanderfolgende Linien und wurden von bayerischen Truppenteilen und durch Zuzug schwerer Artillerie aus Metz verteidigt. Unser Angriff setzte am 5. April 1915 mit dem Feuer der 7,5-Zentimetergeschütze und der schweren Artillerie ein, das unter den Verteidigern Schrecken verbreitete. Gleichzeitig brachten wir fünf Minenkammern unter den Vorwerken zur Explosion und vernichteten deren Besatzung. Gegen Mittag ging die Infanterie mit dem Bajonett vor, warf Handgranaten und Bomben; trotz erbitterter Verteidigung waren wir beim Einbruch der Nacht Herren dreier Linien von Schützengräben. Die Verluste des Feindes waren beträchtlich. In einem Graben fanden wir die Leichen in drei Reihen übereinander, in einem andern Graben zählten wir dreihundert Leichen. Am 7. und 8. April griff der Feind sechsmal an, unterstützt durch die ganze Artillerie in der Gegend von Saint-Mihiel. Alle diese Gegenangriffe wurden trotz eines höllischen Geschützfeuers abgeschlagen. Der Wald von Ailly ist heute ein Feld der Verzweiflung, ausgeebnet durch die Granaten, ein Chaos von Steinen, Baumstücken, Bäumen, Leichen und zerbrochenen Waffen. In dieser Hölle halten sich unsere durch ihre Führer aufgemunterten Mannschaften mit Hilfe von Geschützfeuer. An diesen beiden Tagen wurden noch sechs deutsche Kompagnien vernichtet. Am 9. April setzten wir die eroberten Gräben in Stand und wiesen einen neuen Gegenangriff zurück. Am 10. April brach endgültig ein letzter Bajonettangriff den Widerstand, und am 13. April herrschte auf der ganzen Linie Ruhe und besiegelte unseren Sieg. Wir haben in einer Tiefe von 50 bis 100 Metern und einer Breite von ungefähr 400 Metern an Boden gewonnen. Erbeutet haben wir fünf Maschinengewehre, fünf Bombenwerfer, Handgranaten und eine Anzahl Waffen und Ausrüstungsgegenstände, Ventilatoren, Säcke mit Lebensmitteln und Atmungsmasken für Minenarbeiten. Am 15. April zog eines der Regimenter, das an der Aktion teilgenommen hatte, mit klingendem Spiel in sein Quartier. Als der Oberst die Schwerverwundeten besuchte und sie tröstete, antworteten sie: „Wir bedauern nichts, denn wir haben sie tüchtig hergenommen."

Richtigstellung des deutschen Großen Hauptquartiers.

Bereits am 10. April 1915, sofort nach der Bekanntgabe der Berichtes des französischen Generalstabs über die Erfolge seiner Offensive erfolgte aus dem deutschen Großen Hauptquartier folgende Richtigstellung: Der französische Bericht (Eiffelturm) vom 9. April nachmittags (vgl. S. 76) zählt am Schluß in einer Zusammenfassung die angeblichen Erfolge der französischen Truppen in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel auf. Diese französische Darstellung verdient näher beleuchtet zu werden, denn die fliegende Phantasie der Verfasser dieser Berichte erreicht in ihr eine ungewöhnliche Höhe. Jede der vier Behauptungen der Zusammenfassung soll daher im einzelnen betrachtet werden.

1) Die westlich der Orne gelegenen, diesen Fluß beherrschenden Höhen, ebenso wie die Dörfer Gussainville und Fromezey waren niemals in deutschem Besitz. Die aus diesem Geländestreifen gegen die deutschen Truppen angesetzten französischen Angriffe brachen aber ohne Ausnahme unter schweren Verlusten in unserem Feuer zusammen. Dieses mißlungene Vorbrechen aus der genannten, von uns nie besessenen Linie scheinen sich die Franzosen als Eroberung anzurechnen.

2) Auf das Wort beinahe, mit dem der Bericht selbst die französische Eroberung der Höhenstellung bei Eparges einschränkt, ist der Schwerpunkt zu legen. In der Tat be-

sitzen die Franzosen keinen Teil der Höhenstellung. Allerdings ist es ihnen gelungen, in einige Grabenstücke am Nordhang unterhalb des Höhenkammes einzudringen.

3) Ebenso wie in 1. rechnen sich die Franzosen als Eroberung an, was nie in deutschem Besitz war, denn das Gelände südwestlich des Aillywaldes lag von jeher innerhalb ihrer eigenen Stellungen. Es sind auch von deutscher Seite nie Versuche unternommen worden, dieses Gebiet zu gewinnen. Die Kämpfe der letzten Woche fanden nur im Aillywalde selbst statt, wo sich vorübergehend kleine Teile der deutschen Gräben in französischen Händen befanden.

4) In den vor unserer Kampffront liegenden Dörfern Régneville und Fey-en-Haye befanden sich stets nur vorgeschobene Horchposten, die bei dem französischen Angriff planmäßig zurückgezogen wurden. Da auf diesem Teil der Kampflinie die beiderseitigen Schützengräben sich auf eine Entfernung von 100 bis 500 Meter gegenüberliegen und wir nichts verloren haben, so ist es eine mathematische Unmöglichkeit, daß die Franzosen einen Streifen von drei Kilometer Tiefe erobert haben.

Die französische Offensive zwischen Maas und Mosel vom 5.–20. April 1915 nach den Berichten aus dem deutschen Großen Hauptquartier

Vergleiche die amtlichen französischen Meldungen und Berichte S. 76 ff.

Bericht vom 7. April 1915

Bereits vor Ostern war zu erkennen, daß die Franzosen zu einer neuen großen Unternehmung gegen die von den Deutschen befestigten Maashöhen, die Côtes Lorraines, schreiten würden. Wie aussichtslos ein bloßer Frontalangriff sein würde, hatten die Erfahrungen des Winters gezeigt. Der neue Versuch wurde deshalb gegen beide Flanken der deutschen Kräfte zwischen Mosel und Maas unternommen, eine neue Armee hierfür — wie Gefangene aussagen — gebildet.

Nach den ersten tastenden Versuchen, den gleichzeitig von unseren Fliegern beobachteten Verschiebungen hinter der französischen Front, den einleitenden Infanteriekämpfen im Priesterwalde und westlich davon, begann am 3. April 1915 eine heftige Tätigkeit der französischen Artillerie im Norden bei dem vielumstrittenen Combres und auf der Südfront zwischen Mosel und Maas. Die deutschen Vorposten gingen, als sich nun die feindliche Infanterie entwickelte, planmäßig von Régneville und Fey-en-Haye auf die Hauptstellung zurück.

Am Ostermontag den 5. April begann der eigentliche Angriff der Franzosen, auf der Südfront zunächst nördlich von Toul, dann auch im Priesterwalde, gleichzeitig am Nordflügel südlich der Orne sowie zwischen Les Eparges und Combres. Erfolg war den Franzosen nirgends beschieden. Wo kleine Trupps an einzelnen Stellen bis an die deutschen Gräben oder selbst in sie hineingelangten, wurden sie überall wieder hinausgeworfen.

Am heftigsten entbrannte der Kampf an zwei Punkten. Zwischen der Maas und Apremont kamen in dem waldigen Gelände die Franzosen nahe an die deutschen Stellungen heran, ehe vernichtendes Feuer sie auf kurze Entfernung empfing. Besonders östlich von Flirey entwickelte sich eine regelrechte Schlacht. Den französischen Schützen, die geschickt jede Geländefalte ausnutzend vorgingen, folgten starke Reserven, um den Angriff nach Norden vorzutragen. Hier fand die deutsche Artillerie große Ziele und gelangte zu gewaltiger Wirkung gegen sie. Nach kurzer Zeit waren die Reserven in wilder Flucht, während der Schützenangriff im deutschen Gewehrfeuer verblutete. Bei Flirey selbst war es nötig, im nächtlichen Kampf zum Bajonett zu greifen, um die deutschen Gräben zu behaupten.

Sobald der Infanterieangriff am 5. April erloschen war, verstärkte sich auf beiden Seiten die Tätigkeit der Artillerie, mit welchem Erfolge für die deutschen Geschütze, geht aus einer Beobachtung hervor, die am 6. April morgens gemacht wurde: Hunderte von Leichen wurden aus den französischen Gräben nach vorwärts hinausgeworfen.

Am 6. April scheiterten bei Flirey drei neue französische Angriffe. Auch im Priesterwalde griff der Feind von neuem an; hier warf sich dem französischen 13. Infanterieregiment ein rheinisches Bataillon, die „Wacht am Rhein" singend, mit der blanken Waffe entgegen und schlug den Feind in die Flucht. Südlich der Orne entwickelte sich am 6. April ein neuer Kampf, der für uns günstig steht. In der Mitte der Stellungen längs der Maas war nur die Artillerie tätig.

Bisher haben die Franzosen nur neue Mißerfolge in dem schon oft umstrittenen Gebiet zu verzeichnen; doch scheint es, als sei ihr Angriff noch nicht zu Ende.

Bericht vom 9. April 1915

Bereits der Bericht vom 7. April zeigte, daß es sich bei den Kämpfen zwischen Maas und Mosel nicht um eine zusammenhängende Schlacht in dem großen, beinahe 100 Kilometer ausgedehnten Abschnitt handelt. Einzelne räumlich getrennte Teile der gesamten Stellung bilden abwechselnd Angriffspunkte der Franzosen und nur der Gedanke einer beiderseitigen Umfassung der deutschen Linie gibt den einzelnen Kämpfen den inneren Zusammenhang. Das Endergebnis des 6. April war, daß alle französischen Angriffe nordöstlich und östlich Verdun, ebenso wie die Vorstöße auf dem Südflügel zusammengebrochen waren. Einen kurzen Erfolg der Franzosen auf der Combres-Höhe glichen die Gegenangriffe unserer Infanterie aus, so daß die Höhe am Abend in deutschem Besitz blieb.

Die Nacht zum 7. April verlief hier nach diesen schweren für den Gegner so verlustreichen Kämpfen ruhig. Dagegen wurden die deutschen Stellungen auf dem Südflügel zwischen Flirey und der Mosel während der ganzen Nacht unter schwerem französischen Artilleriefeuer gehalten, das von unserer Artillerie durch einige erfolgreiche Feuerüberfälle erwidert wurde. Dieses Artilleriefeuer dauerte den ganzen 7. April an. Am frühen Vormittag wurde hier starke Besetzung der Schützengräben und die Versammlung von Reserven dahinter erkannt, und gegen halb 5 Uhr vormittags begannen Angriffe dieser Kräfte gegen das Bois Mortmare. Viermal stürmten die Franzosen gegen unsere Stellungen vor, um jedesmal mit schweren Verlusten zurückgeworfen zu werden. Haufen von Gefallenen türmten sich vor unseren Gräben. Oestlich des Bois Mortmare scheiterten über das offene Gelände unternommene französische Angriffe bereits in der Entstehung an unserem Artilleriefeuer, während sie links davon im Priesterwalde bis an unsere Stellungen gelangten, um hier im Feuer zu enden. Im Bois d'Ailly gelang es einem von Bayern unternommenen Angriff bis in die französischen Stellungen einzudringen und die Gräben zu nehmen. Diese wurden nach ihrer Zerstörung aufgegeben, da ihr Besitz taktischen Wert im Rahmen unserer Stellung nicht hat.

Am Nordflügel wurde die Combres-Höhe am 8. April vom frühen Morgen an mit schwerem Artilleriefeuer belegt. Vormittags entspannen sich auch hier wieder Infanteriekämpfe, zunächst mit wechselndem Ausgang, bis nachmittags als Enderfolg alle Gräben in unserer Hand blieben, worauf die Franzosen von neuem das Artilleriefeuer dorthin lenkten. Im Laufe des Nachmittags dehnten sie das Artilleriefeuer gegen unsere nördlich an die Combres-Höhe anschließenden Stellungen in der Woëvre-Ebene aus. Ein dort auch heute wiederum mit starken Kräften unternommener ausgedehnter französischer Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Tag endete mit einem erneuten Erfolg auf allen Teilen der Front.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der französische Generalissimus Joffre beim Studium der Karte an der Front

Phot. E. Jacobi, Metz

Ein deutscher Infanterie-Stützpunkt im Walde



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Die Berliner Straße in der deutschen Laubenkolonie „Grunewald-en-Woëvre"



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Unterstände in einem Walde zwischen Maas und Mosel

Bericht vom 12. April 1915

Während sich die französischen Angriffe bis zum 7. April ausschließlich gegen beide deutschen Flügel gerichtet hatten, setzte der Gegner nunmehr auch zum Angriff gegen die Mitte an, nachdem er in Gegend von Saint-Mihiel neue starke Kräfte versammelt hatte.

Am Spätnachmittag des 7. April erfolgte der erste Angriff aus dem Walde La Selouse, neun Kilometer nördlich Saint-Mihiel, gegen unsere Stellungen in der ungefähren Linie Seuzey—Lamorville. Es kam zu schweren Kämpfen, in denen der zurückflutende Angreifer zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Kampfplatz ließ; zwei Offiziere, 80 Mann blieben gefangen in unseren Händen.

In der Nacht vom 7. zum 8. April dauerten Artilleriekämpfe an verschiedenen Stellen der Front, besonders an der Combres-Höhe und zwischen Régneville—Fey-en-Haye, mit kurzen Unterbrechungen an. Stellenweise folgten Infanterieangriffe. Südöstlich Verdun, bei Marchéville, brachen zwei Angriffe bereits 100 Meter vor unseren Stellungen zusammen. Im Bois d'Ailly gelang es den Franzosen, in einen Teil der von ihnen am Tage vorher verlorenen Gräben wieder einzudringen. Die im Bois Brulé bei Tagesanbruch begonnenen Angriffe wurden ebenso wie drei nächtliche Vorstöße im westlichen Teil des Priesterwaldes abgewiesen.

Am Nachmittag und am Abend des 8. entfaltete der Gegner zugleich an verschiedenen Teilen der Front eine rege Tätigkeit. Ein aus dem Walde La Selouse unternommener Vorstoß scheiterte ebenso wie der Angriff an derselben Stelle vom Tage vorher. Gleichzeitig entwickelten sich stundenlange schwere Kämpfe am Bois de Mortmare, in denen der Gegner schließlich mit der blanken Waffe zurückgeworfen wurde, und in derselben Weise endeten Angriffe in Gegend Régneville, im Priesterwalde und südlich der Orne.

Der 8. April wie die Nacht zum 9. standen unter dem Zeichen erbitterter Kämpfe um die Combres-Höhe. An diesem Punkt scheinen die Franzosen Verstärkungen aus den oben erwähnten neuen Kräften eingesetzt zu haben. Am 8. April vormittags besetzten sie die von uns in Anbetracht schwersten Artilleriefeuers geräumten Grabenstücke, um die dann den ganzen Tag heiß gekämpft wurde. In der Nacht zum 9. April gelang es unseren Truppen, den Gegner aus einem Teil der Gräben wieder hinauszuwerfen, die ganze Hauptstellung wurde von uns gehalten. Ein neuer bei Tagesanbruch mit überlegenen Kräften angesetzter französischer Angriff zwang indes wieder zur Räumung einiger Grabenstücke.

Gegenüber diesen Ereignissen an der Combres-Höhe treten die Vorgänge auf der übrigen Front in den Hintergrund. Von einigen Feuerüberfällen abgesehen, verlief die Nacht vom 8. zum 9. April im allgemeinen ruhig. Nur am Bois de Mortmare, wo am Nachmittag die Franzosen in stundenlangem Ringen unter schwersten Verlusten zurückgeworfen waren, griffen sie in den Abendstunden von neuem an, ohne ein besseres Ergebnis zu erzielen. Dagegen gelang es unseren in die französische Stellung nachdrängenden Truppen, zwei Maschinengewehre zu nehmen. Trotz dieser Mißerfolge entschloß sich der Feind, am frühesten Morgen des 9. April zur Erneuerung des Angriffs, der aber wiederum unter außerordentlichen Verlusten für ihn zusammenbrach.

Am 9. April legten die Franzosen wieder den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf den Nordflügel zwischen Orne und Combres-Höhe. So griffen sie in der Woëvre-Ebene zwischen Parfondrupt und Marchéville von Mittag bis Mitternacht viermal, jedesmal in einer Breite von etwa sechs Kilometern an, und wurden stets verlustreich zurückgeschlagen. Während der Nacht entfalteten darauf ihre Minenwerfer, zeitweise von Artillerie unterstützt, eine lebhafte Tätigkeit. Am Nachmittag stieß der Gegner auf der ganzen Linie der Combres-Höhe aus seinen Gräben hervor, nachdem er seit dem Vormittag unsere Stellungen unter schwerstem Artilleriefeuer gehalten hatte. Es gelang

ihm, an einer Stelle bis zur Mulde auf der Südseite der Höhe durchzustoßen, ehe der Angriff in dem Feuer unserer zweiten rückwärtigen Stellung verblutete. Unsere Truppen behaupteten nicht nur die Höhe, sondern ein Regimentskommandeur ergriff die Initiative zum Gegenangriff, der uns wieder in Besitz von Teilen unserer Vorstellung brachte. Ein zweiter Angriff scheint geplant gewesen zu sein, seine Ausführung hinderte indessen das wirksame Feuer unserer Artillerie. Der Gegner beschränkte sich in der Nacht auf Beschießung der Höhe und des dahinter liegenden Dorfes Combres.

Auf der übrigen Front brachte der Tag in der Mitte der Kampffront, in der Linie Seuzey—Spada, einen ernsten, aber erfolglosen Angriff des Gegners; wir machten 71 Gefangene. Ein Angriff schwächerer Kräfte im Walde von Ailly wurde leicht abgewiesen, und auch ein Vorstoß über die Linie Régneville—Fey-en-Haye endete unter außerordentlich starken Verlusten bereits in unserem Artilleriefeuer; nördlich Régneville blieben an einer Stelle 500 Leichen liegen.

Der Abend des 9. April brachte am Croix des Carmes im Priesterwalde einen deutschen Angriff, dem es gelang, drei Blockhäuser und zwei Verbindungsgräben dem Gegner zu entreißen, wobei zwei Maschinengewehre und 59 Gefangene in die Hände unserer Truppen fielen.

Am 10. April fanden Artilleriekämpfe auf der ganzen Front statt. Es konnte beobachtet werden, daß die Franzosen eifrig schanzten und ihre stark gelichteten vorderen Reihen durch neue Truppen ergänzten, dies besonders auf dem Nordflügel südlich der Orne, in der Mitte gegenüber der Linie Seuzey—Spada, sowie am Südflügel in Gegend von Régneville. Die Truppenansammlungen wurden mit starkem Feuer belegt, und die dadurch hervorgerufenen Verluste mögen der Grund gewesen sein, daß der Gegner den Entschluß zum Angriff nicht finden konnte. Auch bei Les Eparges am Fuß der Combres-Höhe stellten die Franzosen starke Kräfte bereit, die unser Artilleriefeuer fassen konnte. Nur im Priesterwalde kam es an diesem Tage zu einem französischen Angriff, der ohne Mühe abgewiesen wurde.

So endete auch der 10. April wie alle vorhergegangenen Tage mit einem vollen deutschen Erfolg auf sämtlichen angegriffenen Fronten. An diesem Tage dankte der französische Oberbefehlshaber, General Joffre, der 1. Armee dafür, daß sie die Stellung bei Les Eparges — das ist die Combres-Höhe — den Deutschen entrissen hat. Um diese Stellung wird seit Wochen mit kurzen Unterbrechungen gekämpft, und die Franzosen haben mehrere Male gemeldet, daß sie die Stellungen genommen und fest in der Hand hätten. Die letzten Kämpfe um die viel umstrittene Stellung sind oben geschildert worden. Tatsächlich haben die Franzosen vorübergehend einzelne Gräben der Stellung besetzt gehabt. Bis auf einen kleinen unwesentlichen Teil sind sie aber alle wieder zurückerobert worden.

Bericht vom 16. April 1915

Die Tage vom 10. bis 14. April 1915 kennzeichnen sich durch besonders lebhafte Tätigkeit der Franzosen auf beiden deutschen Flügeln. Nach dem verhältnismäßig ruhigen Verlauf des 10. April nahm der Gegner bereits gegen Abend wieder eine lebhafte Tätigkeit auf. Bei einem französischen Angriff gegen die Linie Seuzey blieben gegen 700 Leichen auf der Waldlichtung zwischen den beiderseitigen Stellungen liegen. Auch bei Flirey brachen abends starke Kräfte zum Angriff vor, wurden aber, nachdem sie in einen Teil unserer Stellungen eingedrungen waren, wieder zurückgeworfen. Dennoch kehrte der Gegner am frühen Morgen des 11. April zurück, wurde erneut abgewiesen und ließ drei Offiziere, 119 Mann gefangen in unseren Händen. In diesem Abschnitt wurde später beobachtet, daß die Franzosen ihre Gefallenen wie Sandsäcke auf die Brustwehr ihrer

Gräben aufpackten und mit Erde bewarfen. Im Ailly- und im westlichen Priesterwalde spielten sich die ganze Nacht Nahkämpfe ab, die für unsere Truppen günstig endeten. Am frühen Morgen des 11. April setzten die Franzosen auch an der Combreshöhe zu einem neuen Angriff an, der aber im Feuer unserer Artillerie nicht zur vollen Entwicklung kam. Am 11. April beschränkte sich die Gefechtstätigkeit im allgemeinen auf beiderseitiges Artilleriefeuer von wechselnder Stärke, in das stellenweise auch die Minenwerfer eingriffen. Nur im Priesterwalde führten zwei französische Angriffe nachmittags und abends erneut zu heftigen Nahkämpfen, in denen unsere Truppen die Oberhand behielten. Auf der Combreshöhe gelang es abends einem zweiten französischen Vorstoß, vorübergehend in Teile unserer Kammstellung einzudringen, aber nach zweistündigem Handgemenge wurde die Stellung vom Gegner wieder gesäubert.

Die beiden am Morgen und Abend abgeschlagenen französischen Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Kamm der Combreshöhe verdienen besondere Beachtung, denn mit ihnen widerlegen die Franzosen selbst die durch den Dank Joffres an die erste Armee der Welt am 10. April verkündete Botschaft von der endgültigen Eroberung der Combresstellung. Hätten die Franzosen dieses Ziel ihrer wochenlangen blutigen Bemühungen erreicht, dann wären die erwähnten Angriffe am 11. April nicht nur überflüssig, sondern ein sinnloses Blutvergießen gewesen. Sie wurden aber unternommen und abgeschlagen. Ein dabei gefangen genommener französischer Unteroffizier erzählte, daß den an der Combreshöhe kämpfenden Truppen erklärt wurde, sie würden erst dann abgelöst werden, wenn sie die Stellung genommen hätten. Die französische Heeresleitung meldet dagegen, daß seit dem 9. April an der Combreshöhe nicht mehr gekämpft würde.

Die Nacht vom 11. zum 12. April verlief auf der ganzen Front im allgemeinen ruhig; nur stellenweise wurde die Ruhe von französischen Artillerie- und Infanteriefeuerüberfällen unterbrochen. Der 12. April brachte am größten Teil der Front von der Combreshöhe bis Richecourt nur Artilleriefeuer von mäßiger Stärke. Dagegen bereitete eine sehr heftige Beschießung unserer Stellungen am Nordflügel zwischen Buzy und Marchéville am Südflügel in dem Abschnitt östlich Richecourt auf Infanterieangriffe vor. Diese begannen mittags gleichzeitig bei Maizeray und Marchéville. Während der Gegner am letzteren Ort nach dem ersten abgeschlagenen Angriff auf eine Wiederholung zunächst verzichtete, ließ er bei Maizeray, wo sämtliche Angreifer im Feuer liegen blieben, in Abständen von je einer Stunde zwei weitere Vorstöße folgen, bei denen die Angriffstruppen auch völlig aufgerieben wurden. Ein Offizier, 40 Mann fielen in Gefangenschaft. Dennoch rannten die Franzosen abends noch einmal bei Marchéville mit drei aufeinanderfolgenden Schützenlinien, dicke Kolonnen dahinter, in unser Feuer, das diesem fünften Angriff ein blutiges Ende bereitete. An diesem Angriff beteiligten sich zwei Panzerautomobile. Um dieselbe Zeit wurde am südlichen Flügel im westlichen Priesterwalde ein Angriff abgeschlagen. Hier wurden schwarze Truppen beim Schanzen beobachtet.

Nach einer im allgemeinen ruhigen Nacht lebte am Morgen des 13. April das Infanteriegefecht auf beiden Flügeln wieder auf. Diesmal brachen die Franzosen ohne Artillerievorbereitung gegen unsere Stellung bei Maizeray und Marchéville vor, aber ihre Erwartung, unsere Truppen zu überraschen, wurde getäuscht und der Angriff abgewiesen. Im Priesterwalde wurde das Gefecht fortgesetzt; nördlich Maizeray unternahm der Gegner am Nachmittag einen neuen vergeblichen Versuch, in unsere Stellungen einzudringen.

In der Nacht zum 14. April unterhielten die Franzosen am Nordflügel heftiges Infanteriefeuer, in das zeitweise schwere Artillerie eingriff, um die Wiederherstellungsarbeiten an unseren Stellungen zu stören. Dennoch brach ein in der zweiten Morgenstunde unternommener starker Infanterieangriff vor unserer Linie zusammen. Dasselbe Schicksal ereilte im Laufe des Tages Infanterieangriffe nördlich Marchéville. In

schmaler Front und großer Tiefe stürmte der Gegner dreimal gegen unsere Stellungen vor, wobei immer frische Kräfte die Zurückflutenden aufnahmen und ihrerseits angriffen. Nach Aussagen Gefangener soll dabei das Infanterieregiment 51 aufgerieben worden sein. Im Walde von Ailly folgten einer wenig wirksamen Sprengung ebenfalls drei Infanterieangriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden. Einen kleinen Erfolg hatten die Franzosen nördlich Flirey, wo sie sich nach starker artilleristischer Vorbereitung in den Besitz eines 100 Meter breiten Teiles unserer vordersten Stellung setzten. Der erbitterte Nahkampf dauerte den ganzen Tag über an und war am Abend noch nicht entschieden. Auf dem westlichen Priesterwalde entspannen sich nachmittags heftige Nahkämpfe, die ebenfalls mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Gegners endeten.

Auf der übrigen Front brachte der 14. April Artilleriekämpfe von wechselnder Stärke und eine stellenweise rege Tätigkeit der Nahkampfmittel. Ein gefangener französischer Offizier sagte aus, daß der feindlichen Artillerie unbegrenzte Mengen amerikanischer Munition zur Verfügung ständen. Bereits im Laufe des 12. April wurde der Vormarsch stärkerer Truppen nördlich Saint-Mihiel über die Maas in östlicher Richtung beobachtet. Dies läßt im Verein mit einer sehr lebhaften französischen Fliegeraufklärung darauf schließen, daß die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dem Abschluß noch nicht nahe sind.

Bericht vom 21. April 1915

Der Stillstand in den Operationen der Franzosen zwischen Maas und Mosel, der sich nach den vorangegangenen schweren und für sie verlustreichen Angriffen bereits gegen Ende der zweiten Aprilwoche fühlbar gemacht hatte, dauert ohne Unterbrechung seit 14. April, dem Tag unseres letzten Berichts, bis heute den 19. April, an. Auf der Front der Armee herrscht Ruhe, wobei unter „Ruhe" das Fehlen größerer zusammenhängender Angriffsunternehmungen zu verstehen ist, nicht aber die Beendigung jeder Kampftätigkeit. Weder Tag noch Nacht verstummt der Geschützdonner völlig. Stellenweise steigert sich das Feuer der schweren Artillerie zu größter Heftigkeit. Die Nahkampfmittel: Minenwerfer, Handgranaten und Sprengminen betätigen sich, und das Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre erlöscht nie ganz. Beide Gegner suchen die Straßen und die Unterkunftsräume hinter den Fronten durch Artilleriefeuer und Fliegerbomben zu beunruhigen. Lebhafte Bewegungen marschierender Truppen, reger Bahn- und Kraftwagenverkehr im Rücken der französischen Armee, besonders am 15. und 16. April, weisen darauf hin, daß der gegenwärtige Zustand verhältnismäßiger Ruhe kaum von Dauer bleiben dürfte.

In den Tagen vom 14. bis 19. April wirkte hauptsächlich die beiderseitige Artillerie, während die französische Infanterie besonders unter dem Eindruck der in den vorhergegangenen Kämpfen erlittenen außerordentlichen Verluste sich auf vereinzelte, stets mißglückte Teilangriffe beschränkte, die im Rahmen der Gesamtlage ohne Bedeutung waren. Diese Unternehmungen wiederholten sich fast ausschließlich in den Abschnitten unserer Front, gegen die sich seit Beginn der Kämpfe die französische Offensive mit besonderem Nachdruck richtete, am Nordflügel gegen unsere Stellungen bei Marchéville, Maizeray und Combres, am Südflügel gegen unsere Linien im Walde von Ailly, im Walde Mortmare, nördlich Régneville—Fey-en-Haye und im westlichen Priesterwald.

In der Nacht vom 14. zum 15. April zeichneten sich die Feuerüberfälle auf die Combreshöhe durch besondere Heftigkeit aus. Hier wandte der Gegner Rauch-, Nebel- und Stinkbomben an, die den Zweck haben, einen Schleier von Rauch und unerträglichen Gasen vor uns an unseren Stellungen zu legen, um den Einblick gegen den Feind zu verhindern und unseren Truppen den Aufenthalt in den Gräben zu erschweren. Ein Vorstoß im Priesterwald setzte in derselben Nacht unsere Truppen in den Besitz eines Teils der französischen Hauptstellung, die hier mit einem stark ausgebauten Stützpunkt

gegen unsere vordersten Gräben vorspringt. Der mit diesem Erfolg eingeleitete Nahkampf im westlichen Priesterwald dauerte die folgenden Tage und Nächte ohne Unterbrechung an. Er schreitet langsam, aber für uns günstig fort. In den Vormittagsstunden des 19. April gelang es hier unseren Truppen, zwei Blockhäuser und die anschließenden Grabenstücke in die Luft zu sprengen, wodurch unsere Stellung weiter vorgeschoben werden konnte. Hierbei erlitten die Franzosen nicht unbeträchtliche Verluste, während uns der gewonnene Erfolg keinen einzigen Mann kostete.

Am 15. April brachen zwei am Abend unternommene französische Angriffe im Aillywald in unserem Feuer zusammen. Ebenso wurden zwei Vorstöße des Gegners nördlich Flirey in der Nacht vom 16. zum 17. April abgewiesen. Wir konnten an diesem Tag an verschiedenen Stellen, so an der Combreshöhe, bei Flirey und gegenüber dem Walde Mortmare beobachten, daß die Franzosen Truppen in den vordersten Gräben bereitstellten. Zu Angriffen kam es nicht. Der Artillerie fiel auf diesen Seiten in den Tagen vom 14. bis 19. April die Hauptkampftätigkeit zu.

Von den Kämpfen um die Combreshöhe und die Côte-Lorraine um Ostern 1915

Wie der englische General Douglas Haig vor der Schlacht von Neuve-Chapelle (vgl. S. 44), so hat auch der französische General Dubail, der Führer der ersten französischen Armee auf dem Kampfgebiete zwischen Maas und Mosel es für nötig erachtet, den Angriffsmut seiner Truppen durch eine Schilderung der seiner Ansicht nach so günstigen Aussichten der geplanten französischen Offensive zu stärken. Der am 5. April 1915 erlassene Armeebefehl hat folgenden Wortlaut: „Seit drei Monaten haben die deutschen Armeekorps zwischen Maas und Mosel ihrerseits durch so zahlreiche und energische Angriffe zu leiden gehabt, daß ihre Widerstandskraft nunmehr beträchtlich vermindert ist. Mehrere Regimenter mußten in letzter Zeit abgelöst werden. Die einen wurden infolge der ihnen von uns zugefügten Verluste zurückgezogen oder haben die Stellung gewechselt (z. B. die bei Les Eparges dezimierten bayrischen Regimenter der 33. Division), die anderen wurden auf andere Teile des Kriegsschauplatzes geschafft, um die fast schon weichende Linie dort zu stützen. Ein Regiment des 5. Armeekorps wurde nach Belgien gebracht. Zwei Regimenter des 5. Armeekorps sind zur russischen Front abgegangen. Die vor drei Monaten so zahlreiche und reichlich mit Munition versehene schwere Artillerie hat sich sowohl in der Zahl verringert wie weniger betätigt. Um unseren letzttägigen Angriffen im Abschnitt Fey-en-Haye—Bois-de-Prêtre die Stirn bieten zu können, sahen sich die Deutschen gezwungen, an diesen Punkt ihre Reserven der benachbarten Abschnitte heranzuziehen. Anscheinend haben sie nicht viel verfügbar. Am 30. März haben wir im Priesterwald und vor Fey-en-Haye die deutschen Stellungen in einer Tiefe von 800 und in einer Ausdehnung von 1000 Metern eingenommen. Am 31. März wurde Fey-en-Haye selbst genommen, am 3. April die Stellungen bei Régneville. Auf einer Front von 40 Kilometern hat die verstärkte 1. Armee eine Sturmstellung auf Sturmentfernung eingerichtet. Morgen werden wir die Zange, in die wir den Gegner zwischen Verdun und Pont-à-Mousson eingeschlossen haben, schließen, die feindlichen Truppen mit beträchtlichen Kräften von vorn und im Rücken angreifen und zwischen Metz und Saint-Mihiel vernichten. Jeder Mitkämpfer muß folgendes wissen: Die Kanonen, die er vor sich hört, sind die französischen Geschütze, die in den Rücken des Gegners feuern. Zur Abwehr dieses furchtbaren Angriffs scheinen die Deutschen gegenwärtig nur über örtliche Reserven zu verfügen. Und selbst wenn sie andere herangezogen haben, könnte es sich nur um einige Bataillone handeln."

Die deutsche Linie zieht sich, nach einer Darstellung der „Kölnischen Zeitung", von der Maas im Bogen auf Etain zu um die Nord- und Ostfront von Verdun und läuft

dann östlich der Dörfer Fromezey und Gussainville an der Orne entlang bis gegen Parfond-rupt, dann südlich nach Maizeray und dem drei Kilometer westlich gelegenen Marchéville und wendet sich nach Westen auf Combres. „Hier ist die durch den Einschnitt des Longeaubaches, der im Bogen zur Orne fließt, von dem Hauptzug der Côtes de la Meuse getrennte Höhenstellung das Ziel von Angriffen gewesen, die mit viel stärkeren Kräften und weit größerer Wucht geführt wurden als früher. Trotzdem haben die Franzosen nicht vermocht, sich zu Herren der Höhe zu machen; sie behaupten zwar, Eparges genommen zu haben, das unmittelbar nördlich liegt, nach der kurzen und bündigen Erklärung unseres Generalstabes ist dies aber eine reine Erfindung (vgl. S. 68). Dann wurde vom Gegner mit gesteigertem Nachdruck versucht, in der Front Maizeray—Marchéville durchzubrechen. Sie ist der Knickpunkt der deutschen Linie. Nach Osten führt von Maizeray die große Straße nach dem etwa 32 Kilometer entfernten Metz über die Schlachtfelder von Mars-la-Tour, Vionville und Gravelotte. In ihren Besitz suchen die Franzosen zu gelangen und setzten deshalb, wie es in dem Tagesbefehl vom 5. April 1915 heißt, die Zange an. Der andere Arm sollte aus der Linie Flirey—Pont-à-Mousson wirken, die in der Luftlinie etwa 27 Kilometer südlich liegt. Die deutsche keilförmig mit Saint-Mihiel als Spitze nach Westen an die Maas vorspringende Stellung sollte also von zwei Seiten angepackt und eingedrückt werden, so daß unseren Truppen, wäre das gelungen, nur übrig geblieben wäre, eilig nach Osten zurückzugehen, um sich der Umklammerung zu entziehen."

Ueber die schweren Kämpfe um die Combreshöhe wird der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" von einem Mitkämpfer geschrieben: „Seit dem ersten Ostertage tobt hier ein furchtbarer Kampf, dessen Erbitterung und Härte sich niemand, der nicht dabei war, so recht vorstellen kann. Schon vorher hatten die Franzosen rechts und links von uns versucht, durchzubrechen, was ihnen jedoch nirgends gelungen war. Unsere Division hat einen äußerst harten Stand, denn nach Aussagen von einigen Gefangenen sollen uns hier 24 neue französische Regimenter gegenüberstehen, zu deren Unterstützung noch zwei englische Divisionen herangezogen sein sollen, die jedoch bisher noch nicht in Tätigkeit getreten sind. Es wird mit furchtbarer Erbitterung gekämpft, Pardon wird kaum gegeben, wir haben auch nur sehr wenig Gefangene gemacht; wahre Wunder an Tapferkeit werden von unseren Feldgrauen verrichtet. Ein feindlicher Angriff folgt dem andern, nachdem die französische Artillerie unsere Gräben fast eingeebnet hat, aber jeder wird blutig abgewiesen, und zwar unter den schwersten Verlusten für den Feind. An manchen Stellen mußte unsere Infanterie vor dem furchtbaren feindlichen Artilleriefeuer die vordersten Gräben räumen, jedoch wenn die Franzosen glaubten, sich nun darin festsetzen zu können, so hatten sie sich gründlich getäuscht. Kräftige Gegenangriffe der Unsern, bei denen häufig das Bajonett eine große Rolle spielte, trieben den Gegner schnell wieder hinaus, ja die Unsern kamen sogar in die vordersten feindlichen Gräben, aus denen die Franzosen vertrieben wurden, die jedoch freiwillig wieder geräumt wurden, da wir von den Forts starkes Feuer bekamen. Die Schützengräben sind alle fast völlig eingeebnet und werden nachts nur notdürftig wiederhergestellt, wobei unsere Pioniere viel Arbeit haben. Jetzt sind alle alten Stellungen wieder in unserem unbestrittenen Besitz. Die Verluste der Franzosen sind außerordentlich groß, sie werfen die Toten sogar aus ihren eigenen Schützengräben vor die Front und benutzen sie als Brustwehr, da sie sie wohl nicht beerdigen können. Auch sind sie nicht in der Lage, alle ihre Verwundeten zu bergen, oder tun es wenigstens nicht. Der Raum zwischen den beiderseitigen Schützengräben ist mit Leichen besät. Auch unsere Verluste sind natürlich nicht gering, stehen aber in gar keinem Verhältnis zu denen des Feindes. Unsere Artillerie hat Vorzügliches geleistet und die anrückenden Verstärkungen wirksam beschossen, so daß sie kaum eingreifen konnten, während die Infanterie die Stürmenden mit einem furcht-

baren Geschoßhagel begrüßte. Auch unsere Führung war ausgezeichnet. Rechtzeitig waren Verstärkungen und Munition zur Stelle, alles klappte sehr gut, sämtliche verfügbaren Kolonnen wurden herangezogen und fuhren Tag und Nacht Artilleriemunition, ebenso verschiedene Lastautos. Auch die hinter der Kampffront liegenden Ortschaften wurden von den Franzosen ständig unter Feuer gehalten, wie sie ja überhaupt alle erreichbaren Orte zu beschießen pflegen. Wann die Sache hier zu Ende sein wird, ist noch nicht abzusehen, aber wie bisher, werden sich die Franzosen auch weiter blutige Köpfe holen, denn unsere eisenstarrende lebende Mauer wankt nicht."

Lebendige Schilderungen der Zustände und Stimmungen bei den französischen Truppen enthält das Tagebuch eines gefallenen französischen Offiziers, aus dem die „Leipziger Neuesten Nachrichten" charakteristische Stellen aus den Tagen vom 6. bis 10. April 1915 veröffentlicht haben, Es heißt darin: „Nach einigen ruhigen Tagen im Pfarrhaus des Ortes, in dem ich glücklich war, die ersten Tage des Frühlings verleben zu können, verließ ich mit der Kompagnie den Verteidigungsabschnitt, um in der Senke 280 Aufstellung zu nehmen. Wir befinden uns von jetzt ab im Kampfgelände. Die 6. Kompagnie ist in Reserve. Nichts deutet darauf hin, daß die vier Tage in vorderer Linie besonders unruhig sein werden. Ich empfinde sogar eine fast kindische Freude, wieder auf diesem aufregenden Posten, den ich seit Mitte Dezember 1914 nicht mehr gesehen hatte, zu sein. Er ist einigermaßen geschützt, wenigstens hat der Eisenhagel ihn bisher verschont, obgleich die Geschosse rundherum große Trichter ausgeworfen haben. Selbst unsere kleine, sehr leicht gebaute Villa ist ganz geblieben. Immer wieder ist es mir eine Befriedigung, bei Tage den berüchtigten „Piton"-Finger (mit dieser Bezeichnung ist ein ganz schmaler, nach der französischen Stellung zugehender Rücken gemeint, auf dem viel Blut geflossen ist; er wurde Anfang April 1915 von den Bayern aufgegeben) beobachten zu können, der noch vor vier Monaten unser Schrecken war. Ernst, der Scharfschütze der „Boches", der keinem Allzukühnen erlaubte, seinen Kopf zu zeigen, ist nicht mehr da; — tot, verwundet, vermißt — wer weiß es. Nur noch unsere Graublauen (Alpenjäger) streifen auf dem Gipfel umher. Gerüchte schwirren umher — man flüstert sich zu, es solle angegriffen werden. Die Gerüchte verdichten sich bald, ich bekomme den Befehl, den Bau bombensicherer Unterstände für die Angriffstruppen zu beschleunigen. In der Nacht wird eine Menge Munition herangefahren. Es geht los! Der Angriff ist auf morgen festgesetzt. Um Mitternacht kommen die Bataillone, die in Ruhe waren, heran. Man stopft sie wohl oder übel in die wenigen Unterstände herein, das ist nun einmal im Kriege nicht anders. Das 1. Bataillon greift an, das 2. Bataillon bleibt als Besatzung in den Gräben. Um 4 Uhr früh sind alle Truppen bereit. Meine Kompagnie bleibt im Unterstand bei 280. Ich bekomme Befehl, sobald die Artillerie-Vorbereitung im Gange ist, die Kompagnie in den Sappen 4 und 5 vorzuführen. Um 3 Uhr nachmittags pfeifen unsere „Marmites" (Geschosse der schweren Geschütze) zu den „Boches" hinüber, um diese zu vernichten. Welche Hölle! Indessen, unsere Gegner verlieren nicht den Kopf und ihre Batterie überschüttet uns bald ebenfalls mit Geschossen. Die Stunde, die Unterstände zu verlassen, ist gekommen. Die Bewegung wird zugweise in der Kolonne zu einem in den Verbindungsgräben ausgeführt. Nach einem Augenblick des Zögerns verlassen die Leute, ungeachtet des ununterbrochenen Heulens der Geschosse aller Kaliber, die Unterstände. Die Granaten schlagen dicht bei uns ein, man muß Glück haben. Das Angriffsbataillon, das auf den Augenblick vorzustürzen wartet, hat noch meinen Platz besetzt, und ich bin daher gezwungen, in diesem Höllenfeuer die Kompagnie ohne jeden Schutz in den sehr niedrigen Verbindungsgräben warten zu lassen. Ich glaube, ich stehe unter besonderem Schutz. Die Kompagnie hat einige Verwundete, trotzdem sie sich so gut wie möglich, ihre Tornister auf dem Kopf, gedeckt hatte. Endlich sind wir in

den Sappen. Einen großen Teil des Nachmittags verbringe ich damit, die wenigen Feiglinge vorzutreiben, die Panik verbreitend zurücklaufen und sich in den Unterständen herumdrücken, während ihre Kameraden sich vorn totschießen lassen. Solche Augenblicke sind aufregend. Das Regiment läßt sich aber von diesen Leuten nicht beeinflussen, die alten 106er bleiben auf ihren Posten, die Flüchtlinge sind Ausnahmen. Bald erhalte ich den Befehl, mich zu den Unterständen zu begeben, wo ich meine Leute so gut wie möglich unterbringe. Darauf nehme ich mit großen Schwierigkeiten die Verbindung mit den Nachbartruppen auf, und allmählich kenne ich den Abschnitt wieder. In der Nacht treffe ich meinen Oberst mit einem Pionierhauptmann, in dem ich den Hauptmann Barré, meinen ehemaligen Mathematiklehrer erkenne. Ich freue mich sehr, ihn unter so eigenartigen Umständen wiederzusehen und führe ihn durch den Schmutz und über die ersten Leichen zu dem Gefechtsstand des Bataillonsführers des 1. Bataillons.

Die Nacht verläuft zunächst ziemlich ruhig. Gegen Mitternacht erhalte ich den Befehl, mit meiner Kompagnie den Punkt D anzugreifen. Ich übergehe die Einzelheiten der Vorbereitung. Sobald ich das Gelände links von mir etwas erkennen kann, etwa 3 Uhr 45 vormittags, lasse ich anderthalb Züge sich entwickeln. In diesem Augenblick sehe ich in dem Verbindungsgraben, der mein Angriffsziel ist, eine Masse Helme und Bajonette auftauchen. Ich befehle der Kompagnie, die dem Angriffsbataillon zur Verstärkung beigeben ist, den feindlichen Gegenstoß abzuschlagen. Wirklich scheinen die „Boches“ das ihnen abgewonnene Gelände wieder nehmen zu wollen. Ihren Mut kann man nicht leugnen, schließlich schwächt man dadurch auch das eigene Verdienst. Auf 20 Meter wagt ab und zu einer von ihnen seinen Kopf herauszustecken. Es macht richtigen Spaß, auf diese Quadratschädel, die ein so hervorragendes Ziel bieten, zu schießen. Ihre Kugeln tun uns nur wenig, denn trotz ihres Mutes können sie doch nicht weit genug aus der Deckung heraus, um gut zu zielen. Trotz allem, die Bajonette sind zahlreich! Wollen sie etwa einen Angriff versuchen? Ich glaube es kaum. Immerhin lasse ich die Bajonette aufpflanzen und bewaffne mich vorsichtshalber auch mit einem Gewehr mit Bajonett, da ich sonst keine blanke Waffe habe.

Wir sind immer noch im Schmutz, diesem gelben, zähen Woëvreschmutz, der unsere Kämpfe hier so schwer macht. Eine Menge Gewehre versagen. Wir gleichen lehmigen Figuren, mit Bajonette tragenden Stöcken bewaffnet. Nur wenige Leute schießen, die anderen versuchen nach besten Kräften ihre Patronen zu reinigen, die voller Schmutz sind. Unglücklicherweise haben einige Leute die Dummheit, zu rufen „Patronen“ oder noch schlimmer: „ich kann nicht schießen, mein Gewehr versagt.“ Sofort verbiete ich diese Rufe, aber der Feind wird wohl seinen Nutzen daraus ziehen, ich schieße so meinen Revolver auf die Köpfe einiger „Boches“, die sich immer zeigen, ab; lade dann wieder und warte der Dinge, die da kommen. Ich befehlige augenblicklich einen Zug, der nicht zu meiner Kompagnie gehört, da ich bei der Erkundigung durch den feindlichen Angriff überrascht wurde. Trotzdem bin ich in ständiger Augen- und Rufverbindung mit ihr, und meine Befehle dringen gut durch. Einige Minuten vergehen so. Plötzlich werden wir mit einem Hagel scheußlich knallender Handgranaten überschüttet. An der Spitze ein Offizier, verlassen die Helme ihre Gräben und stürmen mit erhobenen Waffen vor. Bei uns werden einige Schüsse abgegeben, aber ach wie wenige! — Ich schieße noch einmal, ohne zu zielen, meinen Revolver ab, auf 20 Meter trifft man auch so; dann ergreife ich das bereitliegende Gewehr, um vorzustürmen. Gerade in diesem Augenblick sehe ich, daß meine Leute anfangen zu weichen. Die Panik greift rasch um sich. Die Kräfte sind zu ungleich, wir werden durch die Zahl erdrückt. Das alles spielt sich in 30 Sekunden ab, denn der Feind war nur 20 Meter entfernt. Jetzt kann ich begreifen, was es heißt: „Rette sich wer kann.“ Es ist aus! Getötet, ge-



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Franzosen, die im Walde von Ailly gefangen genommen wurden, auf dem Marsch durch Vigneulles



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Deutsche Soldaten in der Kirche eines Dorfes zwischen Maas und Mosel

Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Pioniere in Frankreich bei der Anfertigung von Drahtverhauen, sogenannten „Spanischen Reitern“



Phot. W. Braemer, Berlin

Eine deutsche Feldhaubitze während der Gefechtspause

fangengenommen oder fliehen ist das einzige, was übrigbleibt, letzteres ist das beste. Ich folge den Leuten und nehme als Richtungspunkt einen 200 Meter tiefer liegenden Graben. Daß wir nicht drei Viertel unserer Leute verloren haben, ist mir ein Rätsel. Nur wenige Feinde schießen. Die Mehrzahl befestigt die eben gewonnenen und nur sehr leicht gebauten Unterstände. (Es waren keine Schützengräben, sondern nur Erdlöcher ohne jedes Drahthindernis.) Einige „Boches" rufen: „Ergebt Euch!" Höchstens 7 bis 8 Mann, teils verwundet, teils nicht, folgen dem Ruf. Ich sehe, daß sie aufgenommen werden, die „Boches" schießen nicht auf sie.

Uebel aussehend, oft im Schmutz steckenbleibend, wenigstens zehnmal hinfallend, erreichen wir endlich den Schützengraben. Gerettet — für den Augenblick. Einige Verwundete erreichen auch noch den schützenden Graben. Unglücklicherweise kann er an einigen Punkten flankiert werden und so erleiden wir noch hier Verluste. Aber wir müssen noch weiter im Graben, um unseren von rechts kommenden Kameraden Platz zu machen, die auch Schutz suchen; dabei müssen wir über Leichen und Verwundete. Nur wer dies erlebt hat, weiß, wie furchtbar es ist; aber was hilft's. Ich gehe zum Oberst X. Er teilt meinem Kommandeur mit, daß ich hier etwa 90 Mann gesammelt habe. Auf geschützten Wegen erreiche ich endlich wieder die Senke bei 280 und melde mich beim Regimentsadjutanten. Dort begegne ich einem Kameraden, der auch mit einigen Leuten zurück mußte. Beide sind wir blaß und kaput. Ein guter Kaffee mit etwas Schnaps hilft uns wieder etwas auf. Die Leute waschen ihre Waffen und essen."

Aus den Kämpfen im Priesterwald

Wie vor Verdun die Höhen von Combres der Schauplatz blutigen Ringens war, so bildete vor Toul das Gebiet des Priesterwaldes die Walstatt, auf welcher der Stellungskrieg am heftigsten tobte. Von einem Redaktionskollegen, der als Offizier im Felde steht, erhielt die „Kreuzzeitung" eine anschauliche Schilderung der Kämpfe im Priesterwald, der wir folgendes entnehmen: „Mit dem Ausbau unserer Stellungen wuchsen auch die Angriffe der tapferen Verteidiger von Toul, die zähe das Vorgelände der Festung festhielten; es mehrte sich die Zahl der beiderseits auftretenden Batterien, und es steigerte sich vor allem seit der Zufuhr amerikanischer Munition der Artilleriekampf zu außerordentlicher Heftigkeit. Die Amerikaner müssen in Unmassen geliefert haben, denn mit einer fast sinnlosen Verschwendung, aber außerordentlichen Präzision überschütten sie streuend die Umgegend, pfeffern in Schluchten, wo vielleicht was drinstecken könnte, schießen nach einzelnen Reitern, Autos, selbst auf pflügende Bauern, und suchen dadurch auch beunruhigend zu wirken. Unsere Artillerie bleibt ihnen ja nun nichts schuldig auf lohnende Ziele und wirkt, nach Aussage der Gefangenen, dann so vernichtend, daß schon mancher stark angesetzte Angriff nur durch ihr Feuer zusammenbrach. Im offenen Gelände wagt sich ja die französische Infanterie nicht mit der unsern zu messen; sie wird deshalb auch von der unsrigen so eingeschätzt, wie mir ein Major einmal vorne im Unterstand, der vom Krachen der nahe einschlagenden schweren Granaten der Touler Forts in allen Fugen bebte, sagte: „Hätten wir es nur mit Infanterie zu tun, dann wäre es Kinderspiel."

Darum suchen die Franzosen im Waldgelände vorwärtszukommen mit allen Schlichen und Tücken raffinierter Pioniertechnik. Ein Beispiel nur, „der wandernde Hopfengarten". Anschließend an den Waldrand des jetzt wohl überall bekannten „Priesterwaldes", der viele Tausende von Leichen birgt, stand 400 Meter vor unserer Front ein Hopfengarten, dessen Blätter alles verbargen, was dahinter vorging; in der einen Ecke war ein Posten in einem Loche eingegraben, der damals im Herbst bei den ruhigeren Zeiten von uns nicht weiter belästigt wurde. Unsere Leute schanzten und arbeiteten an ihrer Stellung, um die nachher so viel Blut fließen sollte, und achteten wenig auf den harmlosen

Hopfengarten. Erst einem ablösenden Bataillon, das 14 Tage vorher auch schon in der Stellung gewesen, fiel es auf, daß der Hopfengarten viel näher an der Stellung lag wie früher, und scharf beobachtend erkannte man, daß die Franzosen in der Nacht die vielen hundert Hopfenstangen mit ihrem Laubgewinde um 10 bis 20 Meter vortrugen, einsteckten, das Loch für den Posten gruben, der sich harmlos exponierte, wie wenn noch alles beim alten wäre, und — dahinter mit Sappen sich vorwärtsschanzten. Als nun der Hopfengarten im Feuer unserer Feldartillerie zerfetzt wurde, prasselte ein Hagel von Granaten auf unsere sich deckenden Leute hernieder, aus Wut, weil mal wieder welsche Tücke entdeckt war.

Solange die Franzosen im Priesterwalde noch mit Vorarbeiten beschäftigt waren, hielten sie Ruhe vor ihrer Front, als aber ihre Schanzen und Sappen ebenso wie unsere fertig waren, gingen sie seit Dezember 1914 zu erbitterten Nahkämpfen vor. Und hier setzte nun ein Ringen ein, wie es in seiner Furchtbarkeit noch in keinem Festungskriege bisher auf so lange Dauer sich abgespielt hat. Sonst folgte beim Herangehen bis fünf Meter an die feindliche Stellung mit Sappen und Sprengungen der Sturm, der zur Entscheidung führte. Hier aber liegen sich seit Monaten im Priesterwalde die Gegner auf fünf, zehn, zwanzig Meter gegenüber, bewerfen sich mit Handgranaten, Minenbomben, die geschleudert werden, sprengen sich gegenseitig in die Luft, hören den feindlichen Stollen näher und näher kommen, graben und quetschen ihn ab, stürmen auch wohl den feindlichen Graben und die nächsten dahinter, werden durch furchtbares Artilleriefeuer zerschmettert, das aus einer Entfernung von 6 bis 8000 Metern durch vorne liegende Beobachtungsoffiziere auf 25 Meter genau in die Gräben dirigiert wird, und zermürben sich gegenseitig in grausiger Art. Diese Art von Kriegführung, die uns die Franzosen aufzwingen, weil sie, selbst zu charitativen Zwecken, auf keine Kampfespause eingehen, ist die unmenschlichste, die ein zivilisiertes Volk sich je erlaubt hat. Zu vielen, vielen Tausenden liegen tote Franzosen vor unseren Stellungen, von den Vogesen bis zum Kanal, oft von ihren Kameraden als Schutzwall benutzt gegen die Geschosse des Gegners. Aber auch ihren Leuten suchen sie durch falsche Vorspiegelungen entweder Mut zum Angriff einzuflößen oder sie vom sehr beliebten Ueberlaufen abzuhalten. Wie oft habe ich in meiner Eigenschaft als Kommandeur der Sanitätskompagnie auf dem Verbandplatze die bange Frage gehört, ob man sie erschießen würde; ein schwarzbärtiger französischer Landwehrmann, der mit einem Trupp Gefangener aus dem Schützengraben herangeführt wurde, bat, man solle ihm nicht die Hände abhacken, er habe drei Kinder zu ernähren! Auf meine beruhigende Antwort, daß er jetzt gesund seine Kinder wiedersehen würde, wenn der Krieg vorbei, rollten ihm die Tränen herab. Mit leise geflüstertem „Merci, mon camarade" suchen die schwerverwundeten Franzosen unseren so behutsam transportierenden Sanitätern ihren Dank zu stammeln, und Leichtverwundete legen vertraut ihren Arm um die Schulter der stämmigen Rheinländer, die sie in den schlammigen Waldwegen bergab zum Wagenhalteplatz führen. Die unverwundeten Gefangenen stammten oft aus aktiven Regimentern und zeigten eine vorzügliche militärische Haltung, geradezu kokett mit hochgehaltener Hand am Käppi salutierend. Ueber die wirkliche Kriegslage waren auch die Gebildeten von ihnen falsch unterrichtet; daß Belgien in unseren Händen, Antwerpen seit langem gefallen, die Russen zurückgeschlagen sind, wußten sie nicht. „Man hat uns gesagt, es bedürfe nur noch dieses Sturmes, um die Entscheidung herbeizuführen", klagte einer auf seiner Tragbahre, „und hat uns dazu von Lyon vorgeholt." Wo die Stimmung fehlte, war reichlich Champagner gespendet worden, bis zu zwei Flaschen für den Kopf. Unsere Leute fanden haufenweis Flaschen in den vordersten Schützengräben. Sie ziehen zum Sturm auch immer die hintenstehenden Abteilungen vor und durch, weil sie die

vordersten nicht aus den Gräben herausbringen. Aber trotz allem muß man ihnen einen opferwilligen Schneid zugestehen. Andererseits können wir ruhig zugeben, daß in der listigen Gefechtsart des Schützengrabenkampfes mit Feuer von den Bäumen, Handgranatenwerfen usw. unsere Leute zuerst etwas weniger fix waren; sie haben es aber bald herausgefunden, und mit Handgranaten umgehen wie mit Schneebällen hatten sie bald los.

Bisher konnte man jeweils vierzehntägige Perioden feststellen, innerhalb welcher sie gegen die einzelnen Abschnitte ansetzten. Zwei Tage dauerte gewöhnlich der Kampf, beginnend mit Artilleriefeuer auf die Gräben, Sprengung, Sturm, Gegenstoß von uns, Artilleriekampf. So war es hier am 16. Februar, 1. März, 15. März, doch jetzt auf einmal tobt der Kampf seit dem 30. März ununterbrochen schon neun Tage, Tag und Nacht, und nicht nur von der Mosel bis Saint-Mihiel, sondern von dort auch der ganzen Côte-Lorraine entlang bis Verdun hinauf, so daß man wohl mit Recht von einer großen französischen Frühjahrsoffensive sprechen kann. Aber alle Angriffe sind abgeschlagen worden, unter großen Verlusten für die Franzosen, und sollten sie mit neuen Verstärkungen kommen, so legen wir sie zu den andern."

Das ist das Ergebnis der mit so tönenden Fanfaren eingeleiteten Offensive. Sie fiel zeitlich zusammen mit dem Versuch der Russen, den Widerstand der Verbündeten in den Karpathen zu überrennen. Auf beiden Seiten sind unsere Gegner ohne Erfolg geblieben. Im Osten wie im Westen steht die deutsche Front unerschüttert da.

Episoden

Er geht auf Patroull'!

Der Kriegsberichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung", Oberst Karl Müller, erzählt in einem seiner Berichte aus dem lothringischen Kampfgebiet ein lustiges Geschichtchen, das sich bei einer der vordersten deutschen Feldwachen abspielte. Der feldwachthabende Offizier hatte seine Leute in der Nähe eines alten französischen Schlosses untergebracht, das von den Franzosen eifrig beschossen wurde. Ein Rittmeister besichtigte nun eben die Feldwachen und Unteroffiziersposten, da wurde ihm gemeldet, daß soeben ein Infanterist gegen das nächste, in der französischen Vorpostenstellung liegende Dorf vorgegangen sei und angegeben habe, er gehöre zu einer Patrouille, die den Auftrag habe, auszukundschaften, ob das Dorf von den Franzosen besetzt sei. „Das ist ja toller Unsinn!" ruft der Rittmeister, „am hellichten Tage über das fast offene Gelände eine Patrouille in das Dorf hineinzuschicken; die wird ja todsicher abgeschossen!" Und rasch entschlossen schickt er einige flinke Reiter ab, um die unvorsichtige „Patrouille" zurückzuholen. Die bringen den Infanteristen bald, einen biederen bayrischen Landwehrmann.

„Was wollten Sie da vorne?" fragte ihn der Rittmeister.

„Herr Leitnant" — im Feldgrau sind die Gradabzeichen schwer kenntlich! — „Herr Leitnant, ich wollt' auf Patroull' geh'n und nachschau'n, ob der Ort von den Franzosen besetzt sei, und seh'n, ob nix zu machen wär', daß ich einige Franzosen abschießen könnt'."

Der Rittmeister: „Wer hat Ihnen den Befehl gegeben?"

Der Landwehrmann (der unterdessen gewahr geworden, daß er sich wohl im Grade geirrt): „Herr Oberleitnant, ich bin halt eben auf Patroull' g'wesen."

Der Rittmeister: „Wer hat Ihnen den Befehl gegeben?"

Der Landwehrmann: „Den Befehl? Herr Oberleitnant, just eigentlich niemand, ich bin halt eben auf Patroull' 'gangen."

Der Rittmeister: „Wissen Sie nicht, daß der Soldat nur auf Befehl auf Patroull' geht?"

Der Landwehrmann: „Ja, Herr Oberleitnant, das is ja schon wahr, aber schauen's, Herr Oberleitnant, in diesem Kriege g'schieht so gar nix mehr, das is ja gar kein Krieg nicht mehr, wenn man nicht selber was unternehmen tut."

Der Rittmeister konnte das Lachen kaum mehr verbeißen und schickte den unternehmungslustigen Bayer seiner Truppe zu.

Aus Französisch-Lothringen

Anschauliche Bilder vom Leben unserer Feldgrauen in Französisch-Lothringen zwischen Maas und Mosel enthält ein in der „Kölnischen Volkszeitung" veröffentlichter Brief eines rheinischen Landwehroffiziers. Es heißt darin: Wir liegen im Walde als Ersatzbataillon in Reserve, unter mächtigen Buchen, deren Rinde die Geschosse zersplittern. Wir schaffen Munition nach vorne, zu den Sturmtruppen, die im ersten Anlauf zwei Gräben genommen haben. Um unsere Ohren braust das Pfeifen und Dröhnen der Artillerie-, das Surren und Schwirren der Infanteriegeschosse, die allermodernste Musik, jenes Höllenkonzert, dessen Klang jedem im Ohre bleiben wird, der es einmal gehört hat. Noch streut die schwere Artillerie des Gegners den Wald ab. Bis in die Baumkuppen hinauf sieht man die Rauchsäulen steigen . . .

Am nächsten Morgen lösen wir die ermüdeten Sturmtruppen ab. Wieder in vorderster Linie, etwa 600 Meter vor dem Feind, der sich von neuem verschanzt. Gegen Abend abermals furchtbares Artilleriefeuer. Ein paar schwere Rasenstücke purzeln mir auf den Helm, ein anderes schlägt mir die Nasenspitze blutig, ein Gewehrgeschoß saust mir dicht an der Schläfe vorüber, sengt mir die Haare, setzt mein Trommelfell in schwingende Bewegung. Nach etwa zwei Stunden wird das Artillerie- von Infanteriefeuer abgelöst. Die beiden Linien schießen gegeneinander. Es zischt und prasselt gegen die Baumrinden, die Schutzschilde, die Sandsäcke. Endlich hört's auf . . .

Drei Tage halten wir so den Graben besetzt. Dann kommt die Ablösung. In einer der Ortschaften hinter der Front sollen wir ein paar Tage Ruhe genießen. Lautlos, gebückt verlassen wir den Graben. Im Laufgraben liegen noch die Leichen gefallener Franzosen. Weiter den Berghang hinunter. Der Boden aufgewühlt von Granaten. Ein Erdbeben, sollte man meinen, habe hier gewütet. Mächtige Baumriesen von Granaten zersplittert, der Stumpf ragt noch auf, die Krone liegt am Boden.

Auf den Höhenkämmen glänzt der Schnee. Weich eingebettet im Grunde die Ortschaften. Es ist nicht mehr die Dorfanlage, der man im deutschen Lothringen noch häufig begegnet: Eine breite Straße, an deren Rändern die Misthaufen vor den Häusern liegen. Der Anblick dieser Ortschaften erinnert vielmehr an den Typus des italienischen Gebirgsdorfes, enge Straßen, die Häuser dicht aneinander gerückt, fast flache Dächer, die Front häufig nur von wenig Fenstern durchbrochen. Hier und da ein Dachstuhl, eine Wand, eine Mauer von einer Granate durchlöchert. Erschöpft, durchfroren kommen wir ins Quartier. Deutsche Bezeichnungen an den Straßenecken, irgendwo hat sich sogar ein Soldat eine Friseurstube eingerichtet, wo die struppigen Kriegsbärte reguliert werden. Die Leute sind an die deutsche Herrschaft gewöhnt, freundlich, entgegenkommend. Auch ein alter emeritierter Pfarrer aus Nancy haust hier. Er hatte sich zur Erholung in dies Tal begeben, ist durch den Kriegsausbruch überrascht und festgehalten worden. Er erzählt mir von 1870, wo er als Pfarrer bei Pont-à-Mousson die deutschen Generale bewirtete, als unsere Truppen die Mosel überschritten, um Metz zu umklammern . . .

Stellungskampf! So viel Blut, denkt vielleicht hier und da jemand, um ein paar Gräben, um ein Stückchen Land? Nein! Kampf und Blut für die Existenz unseres Reiches, für Freiheit und Dasein unserer Angehörigen. Die Toten, die unter den Bäumen im Walde ruhen, sind nicht vergebens gestorben."

Die Kämpfe in Lothringen, in den Vogesen und im Sundgau

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

17. Januar 1915.

In den Vogesen liegt hoher Schnee, der unsere Bewegungen verlangsamt.

18. Januar.

In den Vogesen und im Oberelsaß herrschte starkes Schneetreiben und Nebel, die die Gefechtstätigkeit behinderten.

20. Januar.

Im Walde nördlich Sennheim schritt unser Angriff gut fort. Der Hirzenstein wurde genommen, zwei Offiziere, 40 Alpenjäger wurden gefangen genommen.

21. Januar.

In den Vogesen, nordwestlich Sennheim, dauern die Kämpfe noch an.

22. Januar.

In den Vogesen nördlich Sennheim warfen unsere Truppen den Feind von den Höhen des Hartmannsweilerkopfes und machten zwei Offiziere und 125 Mann zu Gefangenen.

23. Januar.

Bei Wisembach wurden Alpenjäger zurückgeworfen. Mehrere nächtliche Angriffe des Feindes auf den Hartmannsweilerkopf blieben erfolglos.

24. Januar.

In den Vogesen am Hartmannsweilerkopf und nordöstlich Steinbach machten wir Fortschritte und nahmen 50 französische Jäger gefangen.

25. Januar.

Die französischen Angriffe auf den Hartmannsweilerkopf wurden sämtlich abgeschlagen. Die Kämpfe im Walde sind für die Franzosen sehr verlustreich. Nicht weniger als 400 französische Jäger wurden tot aufgefunden. Die Zahl der französischen Gefangenen erhöht sich.

26. Januar.

Im Südteil der Vogesen wurden sämtliche Angriffe der Franzosen abgewiesen. Ueber 50 Gefangene fielen in unsere Hände.

28. Januar.

In den Vogesen wurden in der Gegend von Senones und Ban-de-Sapt mehrere französische Angriffe unter erheblichen Verlusten für den Feind abgeschlagen. Ein Offizier und 50 Franzosen wurden gefangen genommen. Unsere Verluste sind ganz gering.

Im Oberelsaß griffen die Franzosen auf der Front Niederaspach—Heidweiler—Hirzbacher Wald unsere Stellungen bei Aspach, Ammerzweiler, Heidweiler und am Hirzbacher Wald an. Ueberall wurden die Angriffe mit schweren Verlusten für den Feind abgewiesen. Besonders stark waren seine Verluste südlich Heidweiler und südlich Ammerzweiler, wo die Franzosen in Auflösung zurückwichen. Fünf französische Maschinengewehre blieben in unserer Hand.

30. Januar.

Nordöstlich Badonviller wurden die Franzosen aus dem Dorf Angomont auf Bréménil geworfen. Angomont wurde von uns besetzt.

4. Februar 1915.

Erwähnenswert ist nur, daß in den Mittelvogesen das erste Gefecht einer Schneeschuhtruppe gegen französische Jäger erfolgreich für uns verlief.

11. Februar 1915.

In den Mittel- und Südvogesen hatten wir einige kleine örtliche Erfolge.

12. Februar.

Am Sudelkopf in den Vogesen gelang es den Franzosen, einen kleinen Vorgraben vor unserer Stellung zu besetzen.

13. Februar.

Am Sudelkopf in den Vogesen versuchte der Gegner erneut anzugreifen, wurde aber überall mühelos abgewiesen.

14. Februar.

In den Vogesen wurden die Ortschaften Hilsen und Ober-Sengern gestürmt. 135 Gefangene fielen in unsere Hand.

15. Februar.

Den Vorgraben, den wir am Sudelkopf am 12. Februar verloren hatten, haben wir wieder genommen; aus Sengern im Lauchtale wurde der Feind geworfen; den Ort Remspach räumte er darauf freiwillig.

19. Februar.

In den Vogesen erstürmten wir die Höhe 600 südlich Lusse und eroberten zwei Maschinengewehre.

20. Februar.

In den Vogesen nahmen wir die feindliche Hauptstellung auf den Höhen östlich Sulzern in einer Breite von zwei Kilometern, sowie den Reichackerkopf westlich Münster im Sturm. Um die Höhen nördlich Mühlbach wird noch gekämpft. Metzeral und Sondernach wurden nach Kämpfen von uns besetzt.

21. Februar.

In den Vogesen schritt unser Angriff weiter vorwärts. In der Gegend südöstlich Sulzern nahmen wir Hohrodberg, die Höhe bei Hohrod und die Gehöfte Bretzel und Widental.

22. Februar.

In den Vogesen wurden die Orte Hohrod und Stoßweier nach Kampf genommen. Sonst nichts Wesentliches.

23. Februar.

In den Vogesen wurde der Sattelkopf nördlich Mühlbach im Sturm genommen. Sonst nichts Wesentliches.

24. Februar.

In den Vogesen machten unsere Angriffe gegen Sulzern und Ampfersbach (westlich Stoßweier) Fortschritte.

In den Gefechten der letzten Tage machten wir 500 Gefangene. Sonst nichts Wesentliches.

28. Februar.

Am Westrand der Vogesen warfen wir nach heftigem Kampf die Franzosen aus ihren Stellungen bei Blamont—Vionville. Unser Angriff erreichte die Linie Verdinal—Brémćnil — östlich Badonviller — östlich Celles; durch ihn wurde der Gegner in einer Breite von 20 Kilometern und einer Tiefe von 6 Kilometern zurückgedrängt. Die Versuche des Gegners, das eroberte Gelände wiederzugewinnen, mißlangen unter schweren Verlusten, ebenso wurden feindliche Vorstöße in den Südvogesen abgewiesen.

1. März 1915.

Die östlich Badonviller von uns genommenen Stellungen wurden auch gestern gegen feindliche Wiedereroberungsversuche gehalten.

2. März 1915.

Die in den Vogesen in den letzten Tagen von uns errungenen Vorteile wurden trotz heftiger Gegenangriffe festgehalten.

Die gestrigen Abendangriffe der Franzosen nordöstlich Celles waren für den Feind besonders verlustreich.

3. März.

Unser Angriff nordöstlich von Badonviller brachte uns wieder beträchtlichen Geländegewinn. Wir schoben unsere Front hier in den letzten Tagen um acht Kilometer vor.

Nordöstlich von Celles machten die Franzosen vergebliche Versuche, den Verlust der letzten Tage wieder auszugleichen.

5. März.

Sämtliche Versuche, uns das in den letzten Tagen in der Gegend von Badonviller eroberte Gelände streitig zu machen, mißlangen. Ein gestern abend noch mit erheblichen Kräften in tiefer Staffelung unternommener Ansturm auf die Höhe nordöstlich von Celles brach unter großen Verlusten für die Franzosen zusammen. Auch mehrere Nachtangriffe waren erfolglos. Ueber 1000 tote Franzosen liegen vor unseren Hindernissen.

6. März.

Ergebnislos verliefen französische Angriffsversuche auf unsere Stellungen östlich Badonviller und nordöstlich Celles.

7. März.

Oestlich von Badonviller wurden feindliche Vorstöße zurückgewiesen.

In den Vogesen kamen gestern eingeleitete Kämpfe westlich von Münster und nördlich von Sennheim noch nicht zum Abschluß.

8. März.

In den Vogesen sind die Kämpfe in der Gegend westlich von Münster und nördlich von Sennheim noch nicht abgeschlossen.

9. März.

In den Vogesen erschwerten Nebel und Schnee die Gefechtstätigkeit. Die Kämpfe westlich von Münster und nördlich Sennheim dauern noch an.

11. März.

Die Kämpfe um den Reichackerkopf wurden gestern wieder aufgenommen.

12. März.

In den Vogesen war wegen heftigen Schneetreibens die Gefechtstätigkeit nur gering.

13. März.

Nebel und Schnee behinderten in den Vogesen die Gefechtstätigkeit.

14. März.

In den Vogesen sind die Kämpfe nach Eintritt besserer Witterung wieder aufgenommen worden.

15. und 16. März.

In den Vogesen wird an einzelnen Stellen noch weiter gekämpft.

17. März.

In den Vogesen fand nur Artilleriekampf statt.

20. März.

Gegen unsere Stellungen am Reichackerkopf und Hartmannsweilerkopf machten die Franzosen mehrere Vorstöße, die schon im Einsetzen unter unserem Feuer mit erheblichen Verlusten zusammenbrachen.

21. März 1915.

Die von zwei Alpenjägerbataillonen tapfer verteidigte Kuppenstellung auf dem Reichackerkopf wurde gestern nachmittag im Sturm genommen; der Feind hatte schwerste

Verluste und ließ drei Offiziere, 250 Mann, drei Maschinengewehre und einen Minenwerfer in unserer Hand. Französische Gegenangriffe wurden abgeschlagen.

22. März 1915.

Alle Bemühungen der Franzosen, die Stellung am Reichackerkopf wieder zu gewinnen, waren erfolglos.

23. März.

Ein Angriff gegen unsere Stellung nordöstlich von Badonviller brach mit schweren Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen.

24. März.

Erneute feindliche Angriffe nordöstlich von Badonviller und am Reichackerkopf brachen in unserm Feuer zusammen. Am Hartmannsweilerkopf wird zurzeit wieder gekämpft.

26. März.

Die Gefechte am Hartmannsweilerkopf dauern noch an.

27. März.

In den Vogesen setzten sich die Franzosen gestern abend in den Besitz der Kuppe des Hartmannsweilerkopfes. Der Kuppenrand wird von unseren Truppen gehalten.

1. April.

Bei Vorpostengefechten nordöstlich und östlich von Lunéville erlitten die Franzosen erhebliche Verluste. In den Vogesen fanden nur Artilleriekämpfe statt.

3. April.

Ein französischer Angriff auf die Höhen bei und südlich von Nieder-Aspach, westlich von Mülhausen, wurde zurückgeschlagen.

7. April.

Am Hartmannsweilerkopf wird seit gestern nachmittag trotz starken Schneesturms gekämpft.

8. April.

Die Kämpfe am Hartmannsweilerkopf dauern noch an.

9. April.

Ein feindlicher Versuch, das von uns besetzte Dorf Bezange-la-Grande südwestlich von Château-Salins zu nehmen, scheiterten.

Am Sudelkopf wurde ein Mann des französischen 334. Regiments gefangen genommen, der Dumdumgeschosse bei sich hatte. Am Hartmannsweilerkopf fanden nur Artilleriekämpfe statt.

10. April.

Einen abermaligen Versuch, uns den Ort Bezange-la-Grande zu entreißen, bezahlten die Franzosen mit dem Verlust einer Kompagnie, die völlig aufgerieben wurde, wobei zwei Offiziere und 108 Mann als Gefangene in unserer Hand blieben.

11. April.

In den Vogesen schloß Schneesturm eine größere Gefechtstätigkeit aus.

Ein infolge zerschossener Trosse abgetriebener deutscher Fesselballon ist nicht, wie die Franzosen angaben, in ihre Linien abgetrieben worden, sondern wohlbehalten bei Mörchingen gelandet und geborgen.

13. April.

Südlich des Hartmannsweilerkopfs wurde gestern abend ein französischer Angriff abgewiesen.

14. April 1915.

In den Vogesen mißglückte ein französischer Vorstoß gegen den Schnepfenriedkopf, südwestlich von Metzeral.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Patrouille in einem Dorfe
in französisch Lothringen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Aus einem französischen Schützengraben
in den Vogesen



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Die Gesamtansicht von Altkirch im Elsaß

Aus Sennheim im Elsaß nach der Beschießung

15. April 1915.

Feindliche Abteilungen, die gegen unsere Stellungen nordöstlich von Manonviller vorgingen, wurden von unseren Sicherungstruppen mit schweren Verlusten zurückgeworfen.

Südlich des Hartmannsweilerkopfes versuchten die Franzosen fünfmal vergeblich unsere Front zu durchbrechen. Im übrigen fanden in den Vogesen nur Artilleriekämpfe statt.

17. April.

Bei einem Erkundungsvorstoß nahmen unsere Truppen die feindliche Stellung nordwestlich von Urbeis (Vogesen), die, für uns ungünstig gelegen, unter Mitnahme einer Anzahl gefangen genommener Alpenjäger, morgens wieder geräumt wurde.

18. April.

In den Vogesen bemächtigten wir uns südwestlich von Stoßweier am Sattel einer vorgeschobenen französischen Stellung.

Südwestlich von Metzeral wurden unsere Vorposten vor überlegenem Feind auf ihre Unterstützungen zurückgenommen.

19. April.

In den Vogesen mißglückten zwei französische Angriffe gegen die von uns genommene Sattelstellung westlich des Reichackerkopfes und ein] Angriff gegen die Höhen nördlich von Steinabruck. Nach starken Verlusten zogen sich die Franzosen zurück.

20. April.

In einem Vorpostengefecht westlich von Avricourt nahmen wir das Dorf Emberménil nach vorübergehender Räumung im Sturm zurück.

In den Vogesen, auf den Sillackerhöhen, nordwestlich von Metzeral, scheiterte ein feindlicher Angriff unter schweren Verlusten für die französischen Alpenjäger. Bei einem Vorstoß auf die Spitze des Hartmannsweilerkopfes gewannen wir am Nordostabhang einige 100 Meter Boden.

21. April.

In den Vogesen griff der Feind vergeblich unsere Stellungen nordwestlich und südwestlich von Metzeral, sowie bei Sondernach an. Auch dort hatten die Franzosen starke Verluste.

22. April.

Am Nordhang des Hartmannsweilerkopfes zerstörten wir gestern einen feindlichen Stützpunkt und wiesen am Abend einen feindlichen Angriff ab.

23. April.

Der von uns genommene Ort Emberménil, westlich von Avricourt, der gestern von den Franzosen in Brand geschossen wurde, ist von unseren Vorposten geräumt worden. Die Höhen nördlich und südlich des Ortes wurden gehalten.

24. April.

In den Vogesen hinderten Nebel und Schnee die Gefechtstätigkeit.

25. April.

In den Vogesen verhinderte auch gestern starker Nebel die Gefechtstätigkeit.

26. April.

In den Vogesen führte unser Angriff zur Wiedereroberung des Hartmannsweilerkopfes. Die Siegesbeute unserer Truppen betrug hier elf Offiziere, 749 Franzosen, sechs Minenwerfer und vier Maschinengewehre.

27. April 1915.

Gegen unsere Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf ging der Feind gestern abend mehrere Male zum Angriff vor. Alle Angriffe mißglückten.

28. April 1915.

Gegen unsere Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf haben die Franzosen nach den mißglückten Vorstößen vom 26. April keine weiteren Angriffe versucht. Bei Altkirch schoß einer unserer Flieger ein französisches Flugzeug ab.

29. April 1915.

In den Vogesen ist die Lage unverändert.

Die Entwicklung der Kämpfe im Oberelsaß

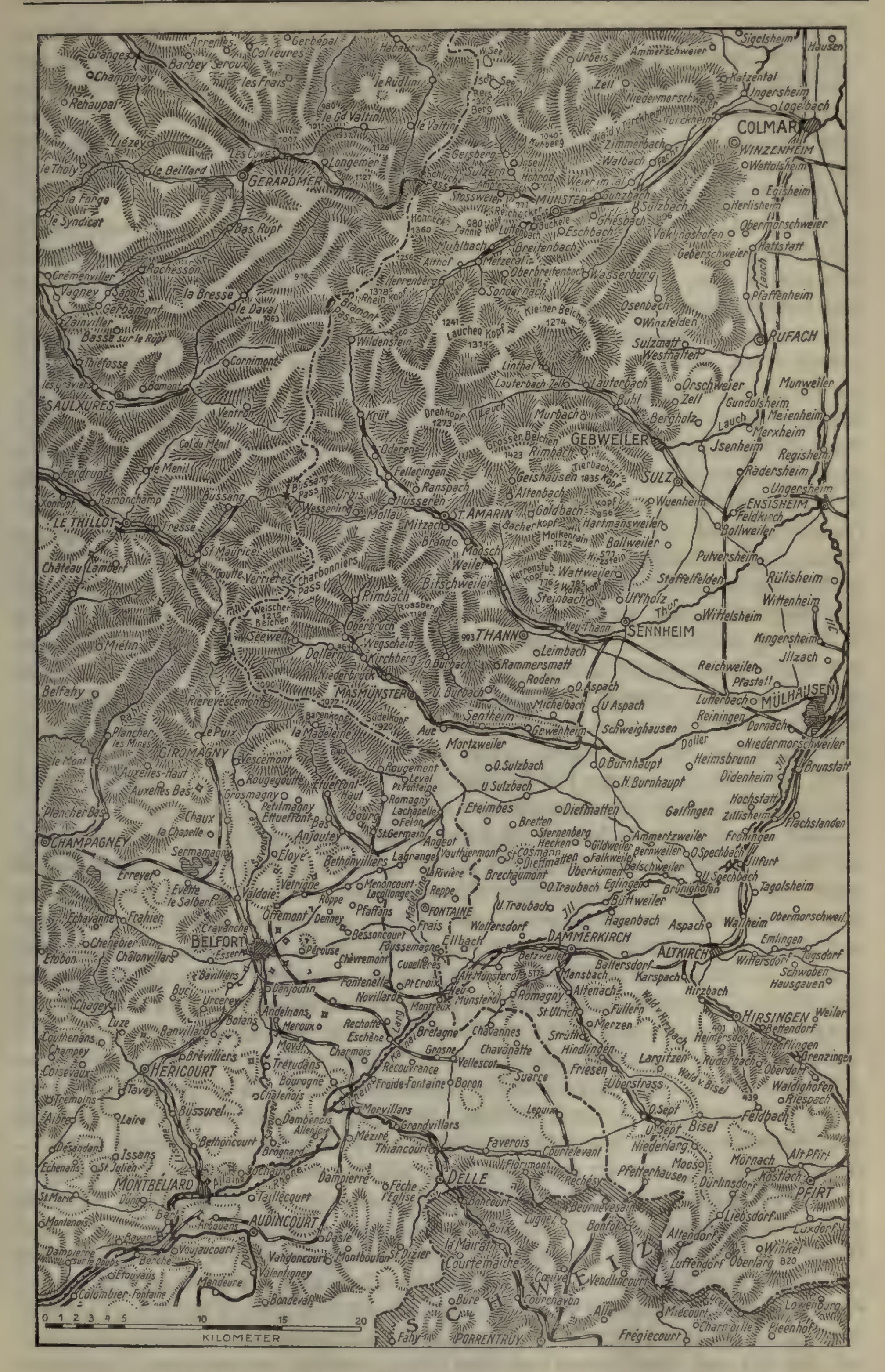
Ein Rückblick

Der Oberbefehlshaber der deutschen Rheinschutztruppen, General der Infanterie Gaede, hat Ende Juli 1915 den Kriegsberichterstattern einen Vortrag über die Geschichte und den Stand der bisherigen Kämpfe im Oberelsaß und in den Südvogesen gehalten, dem die folgenden Ausführungen entnommen sind: Die südliche Vogesengrenze Deutschlands, die 1870 angenommen wurde, ist insofern für uns taktisch ungünstig, weil sie auf dem Gebirgskamm verläuft, ohne daß dafür gesorgt worden war, daß wir den Kamm behaupten konnten, und weil die „Troué de Belfort" offen blieb und dahinter Belfort als äußerst stark ausgebaute Festung lag. Auch ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt, daß der Gegner eine stärkere Offensive nach Süddeutschland hinein unternehmen könnte, wenn das Schwergewicht des Krieges nach hier verschoben werden sollte. Wurde aber andererseits die Offensive durch Belgien nach Norden unternommen, dann konnte sich im Oberelsaß nur ein Nebenkriegsschauplatz entwickeln, bei dem dann der Rhein eine sehr starke Strombarrikade bilden würde.

Es ist ferner bekannt, daß wir nach unserem allgemeinen Kriegsplan bei der für einen Gesamtausgang völligen strategischen Bedeutungslosigkeit des Oberelsaß immer entschlossen waren, den südlichen Teil des Elsaß, den Umständen entsprechend, ganz zu räumen und dann hinter die Rheinlinie zurückzugehen, zumal der Rhein für eine planmäßige Verteidigung vollkommen vorbereitet war.

So der Plan! ... Und somit fiel beim Kriegsbeginn nur wenigen Landwehr-Infanterie-Brigaden, die erst am zehnten Mobilmachungstage marschbereit waren, die Aufgabe zu, die Rheinlinie zu halten. Diese verhältnismäßig nur sehr schwachen Kräfte verteilten sich zur Lösung ihres Auftrages — die Brückenköpfe und Beobachtungsposten zu bewachen — auf einer Strecke von 150 Kilometern. Inzwischen sammelten sich zwischen Vogesen und Rhein einige Korps unter General von Heeringen. Die Franzosen dagegen hatten sofort mit sehr bedeutenden Kräften die Grenze überschritten, unsere schwachen Vortruppen zurückgeworfen und damit begonnen, an geeigneten Punkten starke, Sperrforts ähnliche, Befestigungen anzulegen. So entschloß sich General v. Heeringen zum Angriff auf die französischen Stellungen, worauf es am 9. und 10. August 1914 zur ersten Schlacht bei Mülhausen i. E. kam (vgl. I, S. 113 u. f.). Der hier errungene Sieg brachte leider nicht den erwünschten Erfolg, da die Franzosen weder in die Schweiz noch bis nach Belfort zurückgedrängt werden konnten, wenn auch Mülhausen wiedergenommen wurde. Im Gegenteil, die gewonnenen Vorteile mußten einige Tage später wieder aufgegeben werden, da die Armee Heeringen den Befehl erhielt, auf dem linken Flügel am Vorstoß der Armee des Kronprinzen von Bayern teilzunehmen. So kam es, daß das Elsaß aufs neue von deutschen Truppen entblößt war und die französischen Heeresteile abermals die Pässe überschreiten und eindringen konnten.

In diesem schwierigen Augenblicke erhielt General Gaede den Befehl, mit einigen gemischten Landwehr-Brigaden den Schutz der Rheinlinie zu übernehmen und unter allen Umständen ein Vordringen des Gegners über den Strom zu verhindern. Erhebliche



Uebersichtskarte über die Südvogesen und den Sundgau

Schwierigkeiten waren bei der Ausführung dieses Auftrages zu überwinden. Denn es fehlte der neuen Formation an Kolonnen, an Verpflegung, Sanitätsmitteln und Sanitätsdienst; alles Notwendige mußte erst aus dem Nichts geschaffen werden. In schweren Stunden und sorgenvollen Nächten wurde aber alles vorbereitet, und als dann am 16. und 17. August die „Armee d'Alsace", die eigens zur Eroberung des Elsaß geschaffene französische Armee, unter General Archinad von Belfort aus vorrückte, konnte sie zwar Mülhausen wieder einnehmen, aber sie fand uns gerüstet!

Die zweite Einnahme von Mülhausen war, wie schon gesagt, strategisch völlig ohne Einfluß; aber sie hatte eine desto größere politische Bedeutung, die den Franzosen sehr gelegen war. Selbst wenn die französische Armee bis zum Rhein gelangt wäre, würde dieser Vormarsch militärisch doch ohne Bedeutung gewesen sein, auch sogar ein noch weiteres Vordringen hätte mit einem Luftstoß geendet, der sogar für uns günstig gewesen wäre. Aber für den Charakter einer so weibischen Nation wie der französischen, für ihre Volksstimmung und für spätere Friedensverhandlungen kam der Besitz von Mülhausen in Betracht, immerhin ein Grund, das französische Heer nicht weiter eindringen zu lassen. Deshalb entschloß sich der Oberbefehlshaber, mit seinen schwachen Kräften den Rhein zu überschreiten und die Franzosen anzugreifen. Mit einer zwar dünnen, aber desto breiteren Front griff er den Gegner, der über die wirkliche Stärke der Deutschen vollkommen getäuscht wurde, in der Flanke an und erzielte einen über Erwarten großen Erfolg. Zwar mußten die drei beteiligten Landwehr-Divisionen über den Rhein zurückgehen, als zweieinhalb französische Armeekorps und eine Kavallerie-Division gegen sie einschwenkten, aber eins hatten sie trotzdem erreicht: sie hatten auf den Höhen südlich Mülhausen den bedeutend überlegenen Gegner zwei volle Tage mit solchem Nachdruck und solcher Energie aufgehalten, daß der französische Heerführer nicht den Mut hatte, weiter vorzugehen, obwohl seine Patrouillen schon ihre Fühler weiter ins Elsaß ausgestreckt und bereits Kolmar erreicht hatten. Also ein Erfolg war mit geringen Kräften gegen einen weit stärkeren Gegner erzielt worden, der seine besondere Anerkennung in einem huldvollen Telegramm des Kaisers fand, in dem die Leistungen unserer heldenmütigen Landwehrkämpfer anerkannt und belobt wurden (vgl. I, S. 270).

Selbst bis nach Neubreisach hatten sich Vorpostengefechte entwickelt, Kolmar war gefährdet. Für den, der die Verantwortung trug, waren es bange Tage. Aber die allgemeine Entwicklung der kriegerischen Ereignisse half. Die Armee Heeringen ging jenseits der Vogesen vor, und es gelang, ihr die Hand zu reichen. Die Franzosen wurden gezwungen, ihre zweieinhalb Korps für andere militärische Entscheidungen wegzunehmen und auf ihre politischen Absichten im Oberelsaß zu verzichten. Durch den Rückzug der französischen Truppen wurde das Oberelsaß nun wirklich zu einem Nebenkriegsschauplatz, wie es von Anfang an im deutschen Kriegsplan vorgesehen gewesen war.

General Gaede folgte nach dem Rückzug der Franzosen mit seinen schwachen Kräften und nahm Mülhausen wieder in Besitz. Neubreisach wurde, da es außer Gefahr war, soweit als möglich von Truppen entblößt, man ging bis über Kolmar vor, und jetzt war — nachdem einige bayerische Streitkräfte die Armee-Abteilung verstärkt hatten — der Oberbefehlshaber in der glücklichen Lage, mit der allmählichen Zurückdrängung der französischen Heeresteile beginnen zu können. Hierbei verfolgte er die Absicht, die Franzosen immer weiter vom Rhein weg und nach und nach ganz aus dem Reichsland hinauszutreiben. Dieser Plan ist bis heute noch nicht durchgeführt worden, weil die Franzosen an Truppen stark überlegen waren und es auch heute noch sind, und besonders weil sich zwei wichtige Hindernisse entgegenstellten, — einmal die mit Sperrforts besetzten Vogesenkämme und das andere Mal die starke Festung Belfort, deren Fortgürtel soweit vorgeschoben ist, daß von ihm aus schon Dammerkirch unter Feuer genommen werden kann. Der Gegner

verteidigt seine mit allen nur denkbaren Hilfsmitteln befestigte Linie mit nicht weniger als 35 Kompagnien geschickter Alpenjäger. Es wäre geradezu sinnlos von uns, dagegen zu stürmen; nur langsam, Schritt für Schritt, kann hier vorgegangen werden.

Andererseits hat sich aber auch die Hoffnung der Franzosen, mit ihrer großen Ueberlegenheit die an manchen Stellen dünnen deutschen Linien zu durchbrechen und an den Rhein zu gelangen, nicht erfüllt und wird sich sicherlich auch nicht erfüllen. Anfang Januar 1915 versuchten französische Truppen abermals, das Ziel ihrer sehnsüchtigen Wünsche — Mülhausen — zu nehmen, aber alle ihre Versuche mißlangen, da sie in den Kämpfen bei Sennheim, Ammerzweiler und Burnhaupt geschlagen wurden und trotz ihrer hartnäckigen Angriffe keinen entscheidenden Schritt vorwärtsgekommen sind (vgl. III, S. 174 f.). Dies ist um so mehr zu verwundern, als die Linie Belfort—Mülhausen nur 50 Kilometer, etwa zwei Tagesmärsche, und die Verteidigungslinie vorwärts Mülhausen nur etwa einen Tagesmarsch, 20 Kilometer, beträgt.

Infolge energischer, tatkräftiger und zielbewußter Arbeit hat sich die anfangs taktisch äußerst schwierige Lage der Armeeabteilung Gaede, wie sie seit dem 19. September 1914 genannt wird, dauernd verbessert und befestigt. Aus kleinen und schwierigen Anfängen heraus ist sie zu einem innerlich erstarkten und vom Bewußtsein ihrer Aufgabe und ihrer bisherigen Erfolge erfüllten Heereskörper geworden. Bei der Bewertung ihrer Leistungen darf aber nicht übersehen werden, daß es ein großer Unterschied ist, ob für eine Armee am ersten Mobilmachungstage alles vorbereitet und vorgesehen ist, wie Trainformationen, Kolonnen, Etappen usw., oder aber, ob erst alles aus dem Nichts geschaffen werden muß.

Die treuen Wächter am Rhein und an den Vogesen haben sich, trotz ihrer schwierigen Lage und trotz der großen Gefahr, daß der Gegner aus seinen starken Festungen Belfort und Epinal jederzeit so viel Kanonen als notwendig herausziehen und verwenden kann, tapfer und unüberwindlich gehalten und sich nach jenem bekannten Grundsatz durchgeschlagen: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Die Wacht am Rhein

Von Hermann Kurz

Die dunkle Nacht mit glitzernden Sternen liegt über dem Lande. An der Deutschland-Schweizer-Grenze ist der Menschenstrom, der vom Morgen bis zum Abend hin- und her wogt, verebbt. Nur vereinzelt passiert ein Zivilist, meistens ein Mann im strengen Dienst, selten ein Reisender. Die Lichter der Grenzhäuser flackern hell in die Nacht, schwellen an und ducken sich unter den Windstößen, nur die wenigen elektrischen Lampen leuchten ruhig und still. Am rotweißen Grenzpfahl steht ein Schweizersoldat im Mantel, sein scharfes Bajonett blitzt im Lichte. Sein Kamerad geht in kurzen Schritten hin und her, wie ein Pendel. Der deutsche Mann, das Gewehr am Rücken, macht seine Runde, am Tor des Grenzhauses steht die Wache. Am Astverhau der Barrikade stehen deutsche und schweizer Soldaten zusammen und reden leise, rauchen und lachen. Das ist die Nacht an der Grenze.

Meine Papiere werden scharf nachgesehen — ich bin gut befunden und passiere. Wenige Schritte drüben auf deutschem Boden wartete der Kraftwagen, das Fuhrwerk stößt und zittert ungeduldig, wie ein junges übermütiges Fabelgeschöpf aus Märchenland. Dann fahren wir dahin durch die Nacht wie die wilde Jagd, über die stille Landstraße unter ewigem Sternenhimmel. Das Land scheint in tiefer Ruhe und Sicherheit zu schlafen, wir jagen dahin. Da — hundert Schritte vor uns ein Lichtschwenken, der Fahrer bremst an, zitternd steht der Wagen. Ein bärtiger Unteroffizier mit zwei Mann, die Gewehre im Arm, schauen uns ins Gesicht. „Weiter! Gute Fahrt!“ sagt der Unteroffizier ruhig und grüßt uns.

Wieder sausen wir durch die kühle, dunkle, sternenflimmernde Nacht, immer weiter, weiter nach Norden. Dann nach — wer weiß wie lange, ich saß und staunte, träumte in das vorbeihuschende Land — biegt der Fahrer den Kurs scharf nach Westen um. Die Straße bekommt Leben, wir fahren langsamer. Da huschten wir an einer Marschkolonne vorbei, an Reitern, Radfahrern, dort kreuzen wir eine Kolonne Fuhrwerke, die leer und leicht rasch vom Rheine her ostwärts rattern. „Halt! Kraftwagen Halt!" Der Fahrer bremst. „Auf der Seite ausbiegen, Fahrer!" Der Befehl gilt uns. Schon stehen wir am Straßenbord, der schwere Kraftwagen schneidet tiefe Furchen in den feuchten grünenden Wiesenboden. Ein langer Zug rasselte vorbei im Trab, wie ein Nachtbild. Batterien, Munitionswagen und dann eine endlose Kolonne Train. Die Deckungsmannschaft sichert das Ganze, jagt nebenher, voran, hintendrein. Das rasselt und rollt und tost vorüber, von einem gewaltigen Geist getrieben. Da — der letzte Wagen! Jn der Ferne verliert sich das letzte Geräusch, es ist wieder ruhig und stille.

Wir fahren wenige hundert Meter langsam, denn wir sind nahe am Rhein. Der Fahrer hält, die Brückenwache kommt zum Wagen heran. Peinlich genau, Wort für Wort prüfend und abschätzend, schaut die Wache unsere Papiere durch. Gut wird gesiebt was hier durchgeht. Vor uns, wenig tiefer, rauscht der Rhein sein machtvolles Nachtlied und die Wasser gleißen und fließen wie blauer Stahl unter dem Sternenhimmel dahin dem Meere zu, und erzählen dort vom Kriege und der Wacht am Rhein, die Deutschland hält. Ueber der Brücke drüben verliert sich der letzte Wagen der vorbeifahrenden Kolonne, unter dem flackernden Lichtschein der Brückenwachen, ins tiefe Dunkel der Nacht. „Weiter!"

Langsam dröhnt der Kraftwagen über die Brücke, das reißende Wasser schießt unter uns in schäumenden Wogen vorüber, nordwärts. Drüben halten wir nochmals, doch „weiter!" Der Fahrer biegt nach kurzer Strecke südwärts aus, um der Kolonne vor uns voranzukommen. Wenige Minuten fahren wir eilig dahin.

Da — von der Rheinlinie schießt mit mächtigem weißen blendenden Strahl die Lichtsäule eines Scheinwerfers über uns dahin und spaltet wie ein Riesenschwert die Nacht. Und wie auf ein zaubervolles Machtwort sprüht es in vielen vielen Lichtsäulen durch das Dunkel, grell und forschend.

Soweit das Auge reicht gegen Norden, von der Schweizergrenze an, fährt suchend eine Lichtsäule nach der andern über den Rhein. Das weiße Licht, das alles festhalten kann und sieht, sucht am Himmel, hoch oben, und gleitet nahe dem Erdboden entlang gegen Westen.

Das ist die Wacht am Rhein. Schon rollen dumpf die ersten Kanonendonner durch die Nacht, von weither; wie eine Welle alles weckend. Die Ruhe ist gebrochen. Alarm! Aus allen Häusern rast und rennt die Mannschaft heran zu ihrem Sammelplatz. Wir müssen anhalten, doch sehen wir von unserm überhöhten Ort aus weit ins Land hinein. Da galoppieren Reiter und Fahrer heran, im Laufschritt eilt die andere Mannschaft herbei. Jeder Mann tut seine Handgriffe, und in ein paar Minuten höre ich eine junge helle Stimme kommandieren: „Kolonne marsch — traaab!"

Heftiger rollt das Geschützfeuer, in Lagen und einzeln donnern die Kanonen. Da surrt und schwirrt es über unsern Köpfen, Flieger, feindliche Flieger. Schon hört man nichts mehr. Da schießt eine Lichtsäule durch die Nacht, stoppt, kehrt langsam und — weit voraus, hoch oben ist ein Flieger im Lichte gefangen. Das Licht läßt nicht locker. Der Flieger läßt sich im Gleitflug fallen. Die Lichtsäule fällt mit ihm. Er schraubt sich in die Höhe, im Kreise, höher und klein wie eine Schwalbe nimmt er Kurs nach Westen — er flieht.

Da — linkerhand zerschneidet ein Zischen die Luft, dann ein Donnern und Beben. Feuer springt von der Erde auf, zuckend, flammend. Trübweiß mit Grau vermischt steigt die Rauchsäule empor, das Feuer flackert darin wie der Blitz in der Wolkenwand. Gerade empor steigt die Wolke, hundert Meter, zweihundert, da faßt sie der Wind, treibt sie weg, südwestwärts. Das alles ging rasch vorüber — es war eine Fliegerbombe, die im Feld krepierte. Wieder surrte es über uns — einmal, zweimal, viermal. Ein Geschwader von Flugzeugen streicht nahe über uns hinweg. Wir haben die Lichter unseres Wagens gelöscht, nirgends eine verräterische Helle, das ist der beste Panzer gegen die Fliegerangriffe — tiefe Finsternis.

Da, wieder, uns voraus, vier, acht, zehn Strahlenbündel der Scheinwerfer fassen und halten die Flieger fest. Diese stieben auseinander, der eine hoch, der andere tief, einer dahin, der andere dort. Aber jeder bleibt im Lichte, eine oder zwei Lichtsäulen folgen ihm. Und schon zieht's durch die Sternennacht, irgendwoher, wie Sternschnuppen, ein leichtes Feuerstreifchen, gegen die Flieger. Es sind viele, fünf, zehn, mehr. Da — der fallende Stern zerstiebt, das Feuer springt in die Nacht, eine weiße Wolke leuchtet hell. Irgendwoher tönt ein dumpfes Krachen vom Himmel herab. Wieder und immer wieder zuckt das Feuer des platzenden Schrapnells am Himmel auf und kracht es.

Die Flieger schrauben sich empor, nur hoch, schnell empor zu den Sternen, dort ist Sicherheit. Wahrscheinlich damit sie besser und schneller hochkommen, werfen sie viele Bomben ab, ohne zu schaden. Aber rings um uns kracht minutenlang der Boden, steigt das Feuer auf, dröhnt die Erde von den krepierenden Fliegerbomben. Die schmutzigweißen Rauchsäulen ziehen vor dem Winde dahin. Und immer fort sprühen die Abwehrgeschütze ihr Feuer in den Himmel, die Lichtsäulen fegen mit gleißend weißem Strahl die Nacht rein. Die feindlichen Flieger fliehen.

Aber die Ruhe und Stille kommt nicht wieder nach der Flucht der Feinde. Von der Front her beginnt jetzt die Orgel des Krieges, die Artillerie, ihr Morgenlied anzustimmen. Dumpf grollt es von den Vogesen zum Rhein, trotzig und stark.

Eine Lichtsäule nach der andern wird zumal mit einem Rucke ausgetilgt. Finster ist die Nacht wieder. Aber der Himmel hat Wolken herangejagt, es beginnt zu tropfen, regnet in langen, dicken Faden. Der Sturm beginnt zu rasen und bringt erschreckend, brüllend manchmal, den Donner aus ehernem Schlund der Geschütze in den Vogesen heran. Es wird bittere nasse Kälte — grau, regenschwer beginnt von Osten her der Tag.

Die erste Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes durch die Deutschen am 19. Januar und die Durchbruchsversuche der Franzosen am 27. Januar 1915

Ueber die Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf, bei Ammerzweiler und Aspach hat das deutsche Große Hauptquartier am 9. Februar 1915 einen zusammenfassenden Bericht veröffentlicht, der nach einigen einleitenden Sätzen über die Kriegsereignisse im Oberelsaß bis Januar 1915 folgendermaßen lautet: „Bis Ende Dezember 1914 hatten sich auf dem in 956 Meter Höhe, fast 700 Meter über dem Rheintal gelegenen, dicht bewaldeten Hartmannsweilerkopf, einem beliebten, geologisch und botanisch interessanten Ausflugspunkte nur deutsche und französische Wachen befunden, die einander beobachtend gegenüber lagen. Die Deutschen hielten den östlichen, die Franzosen den westlichen Teil des Kopfes besetzt. Inzwischen hatten die Franzosen eine Reihe von Alpenjäger-Bataillonen in die Südvogesen entsandt und auf den Hartmannsweilerkopf eine ganze Alpenjäger-Kompagnie vorgeschoben, die sich dort eine festungsartige Stellung schuf, die ellipsenförmig den höchsten Punkt umschloß. Die Höhe des Molkenrain (1125 Meter), zu der

man vom Hartmannsweilerkopf über die Jägertanne (Sattelpunkt) gelangt, wurde ebenso wie der Belchen französischerseits stark besetzt (vgl. die Karte Bd. III, S. 179).

Die ersten deutschen Vorstöße gegen die Ringburg auf dem Hartmannsweilerkopf scheiterten an der Stärke jener Stellung. Auch mußte die dem Flachland entstammende Angriffstruppe erst die Schliche des im Gebirge erfahrenen Gegners kennen und bekämpfen lernen, der mit schwarzen Ziegenfellen behangen oder mit Tannenreisig bedeckt, die Gipfel der schneebedeckten Tannen bestieg und von dort aus, in Körben sitzend, aus seinen Verstecken auf unsere Soldaten herabschoß. Bald hatten diese die Ringfestung von außen völlig umschlossen; auch war die Jägertanne besetzt worden, um die vom Molkenrain her erwarteten französischen Entsatzversuche abweisen zu können. Solche erfolgten auch mit mindestens einem Alpenjäger-Bataillon, wurden aber von unsern sich energisch zur Wehr setzenden schwachen Truppen abgewiesen. Zu gleicher Zeit aus dem Ringwalle unternommene Ausfälle der Bergbesatzung scheiterten. Inzwischen hatte man die weiter nötigen Angriffsmittel bereitgestellt, so daß am 19. Januar der Sturm unternommen werden konnte. Die ersten wohlgezielten Schüsse trafen den Offiziersunterstand in der Ringfeste. Zwei Offiziere wurden getötet und einer verwundet. Der letzte Offizier streckte, auf dieses Ereignis hin, die Aussichtslosigkeit weitern Widerstandes einsehend, mit dem Rest der Besatzung die Waffen. Ein Offizier und 150 Alpenjäger wurden so zu Gefangenen gemacht. Zwei Tage später wurde auch der Hirzenstein genommen; dort sind noch zwei Offiziere und 40 Mann gefangen genommen worden. An den Hirzenstein waren unsere Truppen, ohne einen Schuß zu tun, herangekommen. Selbst die gefangenen Offiziere sagten aus, daß die deutschen Vorbereitungen zur Wegnahme der Höhenstellungen vortrefflich gewesen seien.

Unsere Truppen waren während dieser Kämpfe im Gebirge den allergrößten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt. Auf hoher Bergeshöhe kämpfend, wo tiefer Schnee lag, die Tannen hoch zum Himmel ragen und wo dichtes Unterholz den Ausblick auf wenige Meter beschränkt, tagelang ohne warme Nahrung und ohne schützendes Obdach, hatte die Truppe Außerordentliches zu leisten. Erst nachdem der Feind vertrieben war, konnte man sich einigermaßen häuslich einrichten, Wege und Hütten bauen und warmes Essen bereiten. Jetzt finden wir auch Kavallerie hoch oben in den Bergen, aber nicht etwa zu Pferde, sondern angetan mit Rucksack, Bergstock und Eissporen. Stunden-, ja halbe Tage lang gehen die Kavalleristen die längsten und gefahrvollsten Patrouillen und bringen oft die besten Meldungen.

Nachdem der französische Versuch, über Sennheim und Mülhausen durchzustoßen, an dem Widerstande der Deutschen gescheitert war (vgl. III, S. 176 f.), unternahm der Feind am 27. Januar 1915 einen Durchbruchversuch an anderer Stelle. Er hatte sich also Kaisers Geburtstag für seine Angriffe ausgewählt. Ein höherer Stab war gerade in der Kirche, wo der Festgottesdienst abgehalten wurde, als um 11 Uhr vormittags von dem Nachbarverbande die Meldung einlief, daß ein feindlicher Angriff in Richtung Ammerzweiler erfolgt sei und um artilleristische Unterstützung gebeten wurde. Kaum war diese zugesagt, so wurde auch innerhalb des eigenen Abschnittes des betreffenden Truppenverbandes ein französischer Infanterieangriff gegen einen vorgeschobenen Posten am Rhein-Rhonekanal gemeldet. Die in schwierigem, weil sehr unübersichtlichem Gelände stehende deutsche Feldwache wurde von einer weit überlegenen feindlichen Truppenmacht überrannt. Gleichzeitig erfolgte ein dritter französischer Angriff auf Aspach. Dieser Angriff, sowie jener auf Ammerzweiler wurden bis auf Sturmentfernung durchgeführt, brachen dann aber unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Dagegen begann der bis an den Kanal vorgedrungene Feind sich dort einzurichten, indem er die deutsche Feldwachstellung umbaute, mitgebrachte Pfähle einschlug, Drahtrollen entfaltete, auch Maschinengewehre



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Französische Befestigungen auf dem Donon



Phot. Vereenigde Fotobureaux Amsterdam

Französische Alpenjäger in den Vogesen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Bagagewagen mit fußkranken Farbigen hinter der Vogesenfront

Aus einem deutschen Schützengraben in den Vogesen

auf Bäumen sogleich in Stellung brachte. Der deutsche Führer hatte mittlerweile den Gegenangriff befohlen, zu dem, weil die Reserven weiter abstanden, Teile der zunächst zur Hand befindlichen Abschnittsreserven eingesetzt wurden. Eine Landwehr- und eine Landsturm-Kompagnie waren es, die sich um 4 Uhr nachmittags dem Feinde entgegenwarfen, um ihm die verloren gegangene Stellung zu entreißen. Um 7 Uhr abends war die Stellung wiederum in deutscher Hand. Die Sieger, Landwehr und Landsturm, konnten mit berechtigtem Stolz auf die erbeuteten Trophäen — mehrere Maschinengewehre — sowie auf die gemachten Gefangenen sehen.

Um 4 Uhr nachmittags war auch ein neuerlicher französischer Angriff auf die deutschen Stellungen im Hirzbacher Walde erfolgt und abgeschlagen worden. Es war schon Nacht, als der Feind um 9 Uhr 30 Minuten abends endlich einen letzten Versuch machte, um im Hirzbacher Walde die Linie der Deutschen zu durchbrechen und die Kanalstellung wieder zu erobern. Alle diese Angriffe wurden abgewiesen. Am nächsten Tage fand man eine Anzahl toter Franzosen vor den deutschen Stellungen. Im Gegensatz zu den bei Tage unternommenen Angriffen waren die Nachtangriffe der Franzosen sehr matt geführt. Die deutschen Soldaten hörten im Hirzbacher Walde, wie die französischen Offiziere große Mühe hatten, ihre Leute überhaupt vorwärtszubringen."

* * *

Der Hartmannsweilerkopf erhebt sich zwischen Sennheim und Sulz und war schon in grauer Vorzeit eine Höhe, um deren Besitz vielfach gekämpft wurde. Auf dem 956 Meter ü. M. sich erhebenden Gipfel liegt eine alte Verschanzung, die zu der weitverbreiteten Gruppe der „vitrifizierten Burgen" gehört. Es sind das Wallanlagen, bald Ringwälle, wie sie einst die Alemannen als Schutz für Familien und Herden und als feste Schanzen zum letzten Endkampf aufwarfen, bald anders geformte Wallanhäufungen oder Verhaue, deren Steinfüllung durch starke Feuereinwirkung vitrifiziert, d. h. glasartig verschlackt ist. Infolge dieser Verschlackung sind die aufeinander gehäuften Steine oft so stark zusammengebacken, daß es große Anstrengung kostet, den Wall auseinander zu reißen, wenn es gilt, in den Berg Wege zu legen oder den Wall zu untersuchen.

Die Erstürmung des Gipfels gestaltete sich überaus schwierig. Das ganze Gelände war vereist und tief verschneit, dazu von zahlreichen Drahtverhauen durchzogen, die überall den Aufstieg über die Geröllhalden noch mehr erschwerten. Ein mecklenburgisches Jägerbataillon begann den Ansturm, den ein Mitkämpfer in der „Kölnischen Zeitung" folgendermaßen schildert: „Die Alpenjäger, mit denen wir in diesem Kriege schon so manchen Strauß ausgefochten hatten, hielten den Hirzenstein und den Hartmannsweilerkopf besetzt, und wir wußten schon im voraus, daß wir keinen leichten Stand haben würden, denn die Gegner sind ganz verteufelt zäh und ausdauernd. Und so kam es denn auch; lange schwere Stunden hatten wir zu kämpfen, eine endlos lange Nacht krochen wir Schritt für Schritt vor, bis endlich der Morgen des 19. Januar die Entscheidung brachte. Nicht die Entscheidung, die wir gewünscht hatten, denn wir hatten alle auf den letzten Sturm und auf den Kampf mit der blanken Waffe gehofft, zu viel Erbitterung lag in uns aufgespeichert und war durch den 18stündigen Kampf zu hellen Flammen angefacht. Statt dessen streckten die Franzosen schon die Waffen, noch ehe wir die Vorbereitungen zum letzten Sturm vollständig beendigt hatten. Der Kampf war schwer und verlustreich, doch der Erfolg schön, denn die Stellung auf dem Hartmannsweilerkopf ist eine die Gegend beherrschende, und darum für uns sehr wichtig. Hier habe ich zum ersten Male unsere Reiterei mit dem Karabiner in der Hand bei einem Fußgefecht gesehen, und ich muß sagen, unsere schneidigen Reiter, Ulanen waren es, haben sich sehr hervorgetan, und uns Infanteristen allerhand Achtung eingeflößt. Ueberhaupt war das Zusammengehen der verschiedenen hier zusammen-

gezogenen Truppenkörper ganz hervorragend; Rheinländer, Holsteiner, Mecklenburger, Badener und Württemberger, alle von dem einen Wunsche beseelt, den Feind zu schlagen, gingen wie ein Mann vor, und halfen und unterstützten einander gegenseitig, wo sie nur konnten. Wie die Katzen kletterten einige Kompagnien der Rheinländer an den platten Felswänden empor; durch das Feuer der Nachbarverbände gedeckt, kletterten sie ohne einen Schuß zu tun höher und immer höher, bis sie sich an der im voraus bestimmten Stelle festsetzten, und von hier aus den Gegner mit ihrem Feuer überschütteten. Der Hartmannsweilerkopf war eine fast uneinnehmbare Stellung, die zudem noch durch zahlreiche feindliche Artillerie, die bei Kohlschlag stand, aufs beste gedeckt wurde. Und doch haben wir's fertig gebracht, und noch mit verhältnismäßig geringen Opfern, wenigstens weit geringeren als die Franzosen.

Zwei Tage später fiel auch der Hirzenstein in unsere Hände, bei dessen Eroberung unsere schwere Artillerie, die wunderbar vorgearbeitet hatte, hervorragte. So waren die beiden das Tal beherrschenden Höhen in unserem Besitz, und alle Versuche der Franzosen, die verlorenen Stellungen wieder zu erobern, zunächst erfolglos."

Die Kämpfe nordöstlich von Badonviller vom 27. Februar bis März 1915

Der Teil der deutschen Frontlinie, der am Westfuß der Nordvogesen von Blamont nach Celles zieht, war bis Ende Februar 1915 im wesentlichen unverändert geblieben. Die Deutschen hatten auf diesem Nebenkriegsschauplatz eine stark befestigte Verteidigungsstellung errichtet, um vor Ueberraschungen gesichert zu sein, dann aber am 27. Februar in früher vorgetragenem Angriff die Franzosen zwischen den Flüssen Vezouse und Plaine in einer Breite von 20 Kilometern um sechs Kilometer zurückgeworfen und den Geländegewinn trotz hartnäckigster Angriffe zu halten gewußt.

Vom deutschen Großen Hauptquartier ist darüber am 30. März 1915 folgender Bericht veröffentlicht worden: „Das Kampfgebiet vom 27. Februar ist begrenzt im Südwesten durch das Tal der Meurthe bzw. die Eisenbahn Lunéville—Saint-Dié, im Osten durch die mittleren Vogesen, die sich vom Donon in südwestlicher Richtung erstrecken, im Nordosten und Norden durch die Linie Donon—Cirey—La Garde und im Nordwesten durch den Rhein-Marne-Kanal. Dies so begrenzte Gelände ist westlich der Straße Cirey—Raon l'Etape eine stark durchschnittene Hochebene, während sich östlich der Straße die mittleren Vogesen mit ihren Ausläufern erheben.

Der westliche größere Teil (die Hochebene) wird durch die von Osten nach Westen fließende Vezouse — einem Nebenfluß der Meurthe — in zwei Abschnitte, einen südlichen und einen nördlichen, der östliche kleinere Teil durch die Plaine und Rabodeau — Nebenflüsse der Meurthe — in drei sich zu steilen Höhen erhebende Abschnitte geteilt, die wie ein dreifacher Festungswall das Kampfgelände im Südosten abschließen.

Die westlich der Straße Cirey—Raon-l'Etape gelegene Hochebene ist reichlich mit größeren oder kleineren Waldparzellen durchsetzt, in denen sich das Gelände bis zu etwa 300 bis 400 Metern erhebt, während langgestreckte, meistens flachere, unbewaldete Höhenrücken das ganze reichlich mit Ortschaften versehene Gebiet durchziehen und die allgemeine Uebersicht erschweren.

Den östlich der genannten Straße gelegenen Abschnitt bilden hohe, bis 1000 Meter ansteigende Berge, die fast vollständig mit hochstämmigem Laubwald und dichtem Unterholz oder Schwarztannenwald bewachsen sind.

Eine Uebersicht ist fast unmöglich, wenn nicht lichte Stellen oder Täler eine solche gestatten. Nur im Tale der Plaine und der Rabodeau, in welche die von Nordosten nach Südwesten verlaufenden Höhenrücken kulissenartig ihre Ausläufer, mehr oder weniger



Uebersichtskarte des Kampfgebiets nördlich und nordöstlich von Badonviller

nach den Wasserläufen kuppelartig vorschieben, bieten sich oft weitere Fernblicke in breitere Täler, wo sich dann unseren Blicken Ortschaften zeigen, deren Größe sehr verschieden ist. Auf den Höhen selbst befinden sich keine bemerkenswerten Wohnsitze.

Diesem Umstande ist es denn auch zuzuschreiben, daß ein reiches Straßennetz, oft sogar die bekannten napoleonischen geradlinigen Straßen die Hochebene durchziehen und die Ortschaften verbinden, während in den Vogesen nur wenige Talstraßen vorhanden sind und neben Flußpfaden nur eine große Bergstraße — in mühsam sich die Höhen heraufwindenden Serpentinen — das Gelände durchquert, und zwar von Badonviller nach Celles im Plainetal, die in ihrer Fortsetzung in großen Schlangenlinien über die Bergrücken nach Senones im Rabodeautal führt und als Querverbindung nur eine Seitenstraße ins Meurthetal aufweisen kann. Hieraus ergibt sich schon die große Schwierigkeit, die einzelnen, fast kugelförmig sich erhebenden Höhen zu überschreiten.

In dem oben näher geschilderten Gelände nordöstlich der Bahn Lunéville—Saint-Dié fanden am 27. Februar 1915 und an den folgenden Tagen jene bekannten erfolgreichen Kämpfe statt, die allgemein in ihrer Bedeutung und trotz ihrer zu überwindenden Schwierigkeiten wohl weniger gewürdigt worden sind, da sie zeitlich fast mit den siegreichen Schlachten im Osten bekannt wurden. Dennoch ist auch hier Gewaltiges geleistet worden.

Die stattgehabten Kämpfe sind die Frucht langer Erkundungen und reiflicher Vorbereitungen. Unsere bisherige Stellung vor dem 27. Februar in diesem Abschnitt ging etwa von La Garde beginnend über Blamont—Cirey sur Vezouse-Val nach Bionville im Plainetal. Unsere ganze Verteidigungslinie lag demnach in französischem Gebiet.

Demgegenüber erstreckte sich die französische Hauptstellung am Nordrand des Forêt de Mondon entlang und fand im Tal der Verdurette ihre Fortsetzung bis zum Plainetal. Die vorhandenen französischen Reservetruppen standen im Meurthetal. Vorgeschoben vor die Hauptstellung waren die französischen Vorstellungen, die, überaus stark befestigt und mit Hindernissen jeglicher Art versehen, mit allen Mitteln der Feldbefestigung zur Verteidigung eingerichtet waren. Auch die Kronen der Bäume waren besetzt und an geeigneten schwer zugänglichen Stellen Maschinengewehre und Geschütze aufgestellt."

Den Verlauf der erfolgreichen Kampfhandlung und die vergeblichen Versuche der Franzosen, die ihnen entrissenen Stellungen zurückzugewinnen, schildert der Kriegsberichterstatter Oberst Karl Müller in der „Neuen Zürcher Zeitung" besonders anschaulich. Er erzählt: „Am 27. Februar 1915 in früher Morgenstunde stand die zur Durchführung des Angriffes auf die Höhen nordöstlich von Celles bestimmte deutsche Truppenabteilung, aus Infanterie, Feld- und Gebirgs-Artillerie und Maschinengewehren sowie einer Pionierabteilung zusammengesetzt, auf dem in westlicher Richtung verlaufenden Bergkamme nördlich von Bionville—Allarmont, hinter den Vorposten, marschbereit. Ueber den schmalen waldigen Kamm führte nur ein Fußpfad. Etwa zwei Kilometer westlich der damaligen Vorpostenlinie verbreitert sich der Kamm und dacht sich dann nach Süden und Norden längs der Straße aus dem Plainetal nach Badonviller zu einer Hochfläche aus, die zum Teil abgeholzt ist. Aus dem Vorpostendienst und den Patrouillengängen kannte jedermann sozusagen jeden Baum des hochstämmigen Waldes. In zwei Parallelkolonnen, in so großer Breitenausdehnung, als der Kamm es gestattete, ging es über den vereisten Schnee in lautloser Stille durch den dunkeln Wald vorwärts, jede Kolonne mit einer Sicherungsabteilung vor ihrer Spitze. Starke Offizierspatrouillen waren gegen Front und Flanke des Feindes vorgesandt worden.

Gleichzeitig traten die Angriffskolonnen ihren Vormarsch an. Etwa 1500 Meter westlich der äußersten Postierung der deutschen Vorposten auf dem Hochkamme hatten die Franzosen eine starke und breite Wegesperre aus Draht- und Astverhau angelegt. Diese galt es zunächst zu nehmen. 100 bis 150 Meter dahinter war der französische



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Generaloberst Freiherr von Falkenhausen



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Erdhütten in den Vogesen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Alpenjäger mit einem Scheinwerfer in den Vogesen

Phot. A. Grohs, Berlin

Aus einem deutschen Schützengraben in den Vogesen

Schützengraben. Den Zwischenraum zwischen der Wege- und Waldsperre und dem Schützengraben hatten die Franzosen vom Unterholz gesäubert, um das Schußfeld frei zu machen. Bei Tagesgrauen hatte die deutsche Spitzenkompagnie der Kolonne links die feindliche Stellung erreicht. Nach kurzem Feuergefecht wurde die Wegesperre im Sturm genommen. Während des nun folgenden Kampfes gegen den französischen Schützengraben wurde eine Kompagnie nach links gezogen und zum Angriff auf den südlichen Teil des Höhenabschnittes angesetzt. Nach heftiger Gegenwehr ist diese Waldstellung im Sturm genommen worden. Eine dreifache Reihe von Schützengräben, die an steilen Hängen angelegt und stark ausgebaut waren, mußte gestürmt werden. Ein wirksames Verfolgungsfeuer begleitete die in südwestlicher Richtung zurückgehenden Franzosen. Nach zweieinhalb Stunden war der südliche Hochflächenrand im Besitz der deutschen Angriffstruppe. Sogleich, während das Gefecht in den anderen Abschnitten noch fortdauerte, wurden die eroberten Stellungen ausgebaut und zur hartnäckigen Verteidigung eingerichtet, wobei die französischen Schützengräben zum Teil benutzt wurden. Eine vom linken Flügel vorgesandte starke Patrouille vernichtete feindliche Postierungen auf den Hängen und meldete, daß die Franzosen in fluchtartigem Rückzuge über die Straße aus dem Plainetal nach Badonviller in westlicher Richtung zurückfluteten.

Nun wurde — es war mittlerweile 9 Uhr geworden — auch die bis jetzt rechts rückwärts gestaffelte nördliche Kolonne vorgezogen und zum Angriff auf den nördlichen Teil der Höhenstellung entwickelt. Um 9 Uhr 15 war am rechten Flügel dieses Kampfabschnittes bereits der Anschluß an den linken Flügel der Nachbartruppen im Vezouse-Kampfabschnitt hergestellt. Gemeinsam mit diesen Nachbartruppen wurde darauf der Infanterieangriff, unterstützt durch einen Zug Maschinengewehre, gegen die nördliche Hochfläche vorgetragen. Hierbei gerieten die Angreifer sofort in ein heftiges Feuer, das die Franzosen aus ihren sorgfältig ausgebauten und mit starken Drahthindernissen versehenen Stellungen eröffneten. Es gelang im ersten Anlauf nicht, diesen Teil der Höhenstellung zu nehmen. Der Feind mußte erst mit einem mehrstündigen nachhaltigen Feuer niedergekämpft werden. Das wurde, nachdem inzwischen noch Unterstützungen herangezogen worden waren, bis nachmittags 3 Uhr erreicht. Um 3 Uhr 30 ist auch hier gestürmt und die als Stützpunkt vom Feinde ausgebaute, mit Drahthindernissen gesperrte, von dichtem Unterholz bewachsene und mit alpinen Felsbildungen gekrönte, entscheidende Höhe genommen worden. Um 4 Uhr nachmittags war die nördliche Höhenfläche der französischen Stellungen im Besitz der Deutschen und wurde sofort zur Verteidigung eingerichtet, wobei die den Angriffskolonnen zugeteilten Pioniere und Infanteriepioniere wertvolle Dienste leisteten. Der Angriff war von den in verschiedenen Stellungen gedeckt eingebauten Batterien sowie von den Maschinengewehren kräftig unterstützt worden. Das Artilleriefeuer richtete sich hauptsächlich gegen die feindlichen Batterien. Wegen des dichten Waldes boten sich den deutschen Geschützen keine Infanterieziele.

Die Franzosen waren aber nicht willens, die verlorene Stellung ohne weiteres preiszugeben. Von einer gegenüberliegenden Höhe aus überschütteten sie von 5 Uhr ab die ihnen entrissene Stellung, während die Deutschen oben mit Schanzarbeiten beschäftigt waren, mit einem lebhaften Artilleriefeuer, dem sogleich ein heftiger Infanterie-Gegenangriff folgte. Es gelang den Franzosen, einen kleinen Teil der Waldblöße auf der Hochfläche wieder zu nehmen. In einem neuen Sturmangriff wurden sie von den Deutschen wieder zurückgeworfen, so daß um 6 Uhr abends — nach zwölfstündigem Ringen — der ganze Höhenrücken mit Ausnahme eines kleinen Stückes auf dem südlichen Teile, wo sich die Franzosen in einer besonders stark befestigten Stellung halten konnten, im endgültigen Besitz der Deutschen war. Mit allen Kräften gingen die Deutschen nun daran, die Stellung auszubauen. Mit unermüdlichem Fleiß arbeiteten

die Pioniere. Die sofort angelegten Drahthindernisse trugen wesentlich dazu bei, daß die noch während der Nacht unternommenen und in den folgenden Tagen teilweise mit starken Kräften wiederholten Gegenangriffe der Franzosen alle scheiterten. Der gelungene Angriff, der offenbar die Franzosen völlig überrascht hatte, so daß sie nicht rechtzeitig genug ihre Verstärkungen herbeiziehen konnten, brachte dem rechten Flügel der deutschen Plainetruppen einen Geländegewinn von nahezu drei Kilometern Tiefe.

Sogleich nach Abbruch des Gefechtes wurde der Nachschub geordnet: die Verpflegung, der Munitionsersatz, die Herbeischaffung des Materials zum Ausbau der Stellung, der Abtransport der Verwundeten, der sich auf den vereisten, teilweise steilen Bergpfaden besonders schwierig und mühsam gestaltete. Der in diesem Abschnitt befehligende Führer ist des Lobes voll über die liebevolle Sorgfalt, mit der die Krankenträger diesen äußerst anstrengenden Verwundetentransport ausführten. Trotz aller Schwierigkeiten wurde dank der gegenseitigen Unterstützung aller Beteiligten und dem verständnisvollen Ineinandergreifen der Hilfsmittel des Gebirgsetappendienstes die Aufgabe des Nachschubes und Abtransportes glänzend gelöst. Die Verpflegung der Truppe erlitt keinerlei Störung.

Mit einer Zähigkeit und Todesverachtung, der man hohe Achtung zollen muß, versuchten die Franzosen durch zahlreiche Angriffe die ihnen entrissene Stellung zurückzuerobern. Immer und immer wieder stürmte ihre Infanterie, von Artillerie und Maschinengewehren unterstützt, gegen die deutschen eingegrabenen Schützenlinien an, wobei die Sturmtruppe jedesmal wechselte. An der kaltblütigen Haltung und dem treffsicheren Feuer der deutschen Infanteristen prallten alle Stürme unter großen Blutopfern für die Franzosen ab. Die Deutschen zählten vom Abend des 27. Februar, d. h. vom Zeitpunkt der Erstürmung der Stellung ab, bis zum 5. März nicht weniger als 37 erfolglose Angriffe auf ihre Stellungen. Dabei ist selbstverständlich der Begriff „Angriff" nicht im Sinne eines allgemein geplanten Angriffes zu nehmen. Bald hier, bald dort flackerte „kleckerweise" das Gefecht in einem kleinen Unterabschnitt auf oder versuchte ein Zug, eine Kompagnie, in die Stellung einzudringen. Mancher Angriff mag sich aus einem Patrouillenscharmützel entwickelt haben, namentlich bei Nacht. Man weiß, wie nervenaufregend Nachtkämpfe sind. Es fallen einige Schüsse. Die Nebenleute schießen mit, das Feuer dehnt sich rasch auf einen ganzen Abschnitt aus, selbst wenn hüben und drüben kein Ziel sichtbar ist. Die Angriffe entwickelten sich häufig aus der Initiative einzelner Unterführer oder der Mannschaft selbst. Nur einige Male unternahmen die Franzosen einen allgemeinen, einheitlich geleiteten Sturmangriff mit größeren Truppenmassen. Am 1. März abends griff ein ganzes Regiment, unterstützt durch Artillerie und Maschinengewehre, die deutsche Stellung an. Der Sturm brach jedoch unter großen Verlusten für die Franzosen zusammen. In der darauffolgenden Nacht vom 1. zum 2. März wurden die Angriffe fast stündlich wiederholt. Nicht weniger als siebenmal stürmten die Franzosen gegen die entscheidende Höhe an, jedesmal wurden sie leicht abgewiesen. Am Morgen des 2. März lagen mehrere hundert Tote vor den deutschen Drahthindernissen. Es waren alles junge Leute mit neuen Uniformen; viele trugen darüber eine weiße Schneekleidung. Die mit größeren Truppenmassen unternommenen Angriffe der Franzosen hatten als Hauptziel eine den nördlichen Teil der neuen deutschen Stellung bildende Höhe, die als Schlüsselpunkt des ganzen Kampfabschnittes von der Vezouse bis zur Plaine zu betrachten ist.

Einen letzten Angriff mit starken Kräften unternahmen die Franzosen am Nachmittag des 4. März. Nach einer heftigen Artillerievorbereitung griff ihre Infanterie in fünffacher Tiefengliederung unter Hörnerschall und „En avant!"-Rufen an, unterstützt vom Feuer ihrer Maschinengewehre. Mindestens ein Regiment Infanterie und vier Batterien wirkten bei dem Angriff mit, der, wie alle vorhergehenden, abgewiesen wurde. Vor der deutschen Front lagen als Opfer der Kämpfe der letzten sechs Tage tausend tote

Franzosen. Während die Franzosen frühere Versuche der Deutschen, die vor ihrer Front liegenden toten Franzosen zu begraben, durch Feuer verhindert hatten, bargen sie nun, von den Deutschen nicht daran gehindert, nach dem endgültigen Zusammenbruch ihrer Gegenangriffe ihre Toten selbst. Ihre Verwundeten hatten die Franzosen sämtlich selbst abtransportiert. Dagegen fielen den Deutschen vier unverwundete Gefangene in die Hände. Die Deutschen hatten an den beiden Hauptkampftagen vom 27. und 28. Februar einen Verlust von nur 27 Toten und 75 Verwundeten. Ihr Gesamtverlust in den Tagen vom 27. Februar bis 10. März betrug 49 Tote und 167 Verwundete, darunter vier Offiziere."

Sonst ist bis jetzt nur wenig von den Kämpfen dieses Frontabschnitts bekannt geworden. Allein ein Armeetagesbefehl des Oberbefehlshabers, des Generaloberstеn von Falkenhausen, und vereinzelte Feldpostbriefe lassen erkennen, daß deutsche Tapferkeit und Ausdauer auch hier schwierige Aufgaben erfolgreich zu lösen verstanden.

Nach den Kämpfen bei Parroy hat Generaloberst Freiherr von Falkenhausen folgenden Armeetagesbefehl erlassen: „Bei der Wegnahme des Dorfes Parroy durch Teile der 1. bayrischen Landwehrdivision am 27. Februar 1915 hat sich die Batterie v. Düring ausgezeichnet. Ein Geschütz dieser Batterie fuhr unter Leutnant Leising über die Schützenlinie hinaus bis auf 300 Meter an den Feind heran und beschoß ihn so wirksam, daß er den Ortsrand räumte. Mit der inzwischen herangekommenen Infanterie ging das Geschütz noch weiter vor und nahm die durch eine Enge zurückgehenden Franzosen unter Feuer. Das Geschütz stand dabei dauernd in feindlichem Artilleriefeuer. Ich spreche der Batterie v. Düring, insbesondere dem Leutnant Leising, dem Sergeanten Schäfer und der Geschützmannschaft für ihr mutiges Verhalten mein Lob aus. Ihr tapferes Vorgehen hat unserer Infanterie den Weg gebahnt und in besonderem Maße zu unseren Erfolgen beigetragen.

Ebenso tapfer war eine Pionier-Sprengpatrouille der am Angriff auf Parroy beteiligten Landwehr-Pionierkompagnie Amman (Zug Streng). Die Patrouille ging unter Führung des Gefreiten Niedermeier gleichfalls über die Infanterielinie hinaus vor und hat in schneidiger Weise die Sprengung eines Hauses vorgenommen, in dem sich französische Artillerie-Beobachter befanden. Die bei Parroy genommene Stellung wurde vom Landwehr-Infanterieregiment 60 gehalten und ausgebaut. Am 4. März 1915 lag sie unter außerordentlich heftigem französischem Artilleriefeuer. Die Schützengräben wurden zum Teil von den feindlichen Geschossen völlig umgepflügt. Das Regiment hat, wie das selbstverständlich ist, seine Stellung gehalten. Ich spreche ihm, besonders seiner 1. und 4. Kompagnie, meine besondere Zufriedenheit aus."

Von den Feldpostbriefen über die Kämpfe in dieser Gegend Anfang März 1915 sei einer herausgegriffen, den die „Leipziger Neuesten Nachrichten" veröffentlicht haben. Es heißt darin: „Die schönen Tage von Blamont sind zu Ende, mit schwerem Herzen verließ ich die Stadt, die uns im Laufe fast eines halben Jahres eine Heimstätte geworden war. Aber in den letzten Tagen des Februar war es unseren Nebenbataillonen gelungen, den Feind trotz heftiger Gegenwehr aus seiner Stellung zu vertreiben und am 1. März 1915 früh wurden wir eingesetzt, um die gewonnene Stellung auszubauen und zu halten. Die Stellung unserer Kompagnie war wohl mit die schwierigste: Ein Waldzipfel, der sich recht keck den Feinden darbot. Wir bauten Schützengräben und errichteten Unterstände für die Nacht. Die letzteren tief in die Erde, mit starken Bäumen bedeckt, um sie möglichst granatensicher zu machen. So hatten wir tagelang Beschäftigung. Das gegenüberliegende Dorf war noch besetzt, und die Franzosen hielten es für richtig, uns ab und zu einige metallene Grüße herüberzuschicken. Aeußerst gemeingefährlich betrug sich aber die feindliche Artillerie, die uns buchstäblich mit ihren unerwünschten Gaben zuzudecken versuchte.

Am 2. März nachts 11 Uhr versuchten die Franzosen das erstemal, unsere Stellung zu erschüttern; es kam zu einer kleinen Knallerei, und die Gäste verschwanden schnell von der Bildfläche. Wir benützten noch diese Nacht und legten ein Drahtverhau an. Und nicht zu früh. Am 3. März nachmittags meldete ein Flieger, daß von Epinal her größere Truppenmassen unterwegs seien. Wir machten uns bereit, kletterten ins Wasser — nein, wollte sagen Schützengraben — und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Bald belehrte uns ein stark einsetzendes Artilleriefeuer, daß es Ernst wurde. Gegen 5 Uhr nachmittags griffen sie an, und zwar auf drei Stellen. Die ganze Geschichte brach aber gleich in der Entwicklung unter unserem Feuer zusammen. Unser nächster Gedanke war, „die kommen bald wieder". Und wir sollten recht behalten. Gegen 11 Uhr nachts ging die Knallerei wieder los; dazu war's stockfinster; man sah die Hand kaum vor den Augen. Auch jetzt mußte den Herren „Kulturträgern" die Sache zu brenzlich geworden sein, denn sie machten kehrt. Früh um 6 Uhr kam dann der dritte und heftigste Angriff. Es war noch finster, dämmerte aber schon, als unsere verstärkten Posten auf einmal Gestalten am Drahtverhau laufen sahen. Hinlegen und losknallen war das Werk eines Augenblicks. Sofort stürmten die im Unterstande Ruhenden hinaus und griffen mit ein. Komisch wirkte das anfangs durchdringende Hurraschreien der Angreifer. Aber bei einem solchen Feuer konnte das nicht verstanden werden. Wir schossen alles, was nicht ausriß, über den Haufen. Und so gelang ihnen auch dieser Angriff nicht. Wir hatten an jenem Morgen sehr unter Flankenfeuer zu leiden, da, wie gesagt, unsere Stellung eine vorstehende Spitze bildete. Die Verluste der Franzosen waren groß; aber auch von uns hat es einige abberufen zur großen Armee. Wir gruben ihnen ein schönes Grab unter einer weitästigen Buche. Es war eine einfache aber erhebende Feier . . .

Bezeichnend für den Geist, der in vielen französischen Soldaten steckt, ist folgende Tatsache: Bei dem nächtlichen Angriff, dem dritten, nahm die Nachbarkompagnie an dreißig Franzosen gefangen. Sie waren zunächst äußerst erfreut darüber, daß sie gefangen waren und erzählten, sie hätten viel Wein bekommen (einige hatten noch Flaschen im Tournister), und es wäre ihnen gesagt worden: „Vor euch im Walde befindet sich eine stärkere deutsche Patrouille, die nehmt ihr gefangen." Also, besoffen werden sie gemacht, und belogen werden sie, nur damit sie angreifen sollen. Ich habe Mitleid mit den armen Kerls. Sie waren noch ganz neu, feldgrau, gekleidet und größtenteils Ersatzreservisten. Na, wir haben's ihnen einige Male gezeigt, wie leicht es ist, deutsche Patrouillen zu fangen . . . Aber wir müssen auch mächtig auf dem Damme sein. Wir sind jetzt immer zwei bis drei Tage in Stellung und haben dann einen Tag Ruhe. Und so geht das schon den ganzen März. Wenn man nicht wüßte, wofür wir kämpfen, könnte man wütend werden; aber so wird natürlich durchgehalten. Jeder einzelne weiß, worauf es ankommt und stellt seinen Mann. Und die Liebe zu unserem deutschen Vaterlande ist nicht das letzte, was fest wie Eisen schließt."

„Hinter den neuen Stellungen," erzählt Oberst Karl Müller in der „Neuen Zürcher Zeitung", „wird an geschützten Orten im Walde fleißig gebaut an Unterständen, Blockhäusern, Lazaretten, Magazinen. Schon steht eine in acht Tagen erbaute Kaserne aus Holzstämmen da. Vorzügliche Deckungen für die Unterkunftsräume finden sich in diesem Gebirgsgelände hinter Felswänden und Felsköpfen, so daß die neuen Unterkunftsquartiere der Truppen verhältnismäßig nahe bei den Gefechtsstellungen errichtet werden können. Das hat den Vorzug rascher Unterstützung im Falle eines Angriffes und der Schonung der Kräfte. Zu den Schützengräben führen Verbindungsgräben, durch die die Ablösungen gefahrlos hin- und hergehen. Es ist erstaunlich, wie stark und sorgfältig alle diese Arbeiten, teilweise unter dem Feuer des Feindes, im Zeitraume von kaum zwei Wochen ausgebaut worden sind.

Wie überall, so äußert sich auch hier unter den deutschen Soldaten viel Sinn für Humor, für Schmuck und für gesellige Erheiterung. Ein Waldblockhaus heißt „Zur bösen Sieben“, ein anderes „Bei den Falschmünzern“, ein drittes „Zum Drückebergerheim“, über dem Eingang eines anderen prangt die Inschrift „Ein einig Volk — ein starkes Volk“. Bei den Blockhäusern sind häufig reizende Anlagen, hübsche kleine Gärtchen aus Moos, Efeu, Stechpalmen erstellt . . .

Nicht weit davon auf einem Felsvorsprung mit schöner Aussicht ins Tal, steht ein großer halbgeschundener Baum. Auf der geschundenen glatten Fläche haben die französischen Alpenjäger, die bis zum 27. Februar hier gehaust hatten, sich verewigt, mit allerhand Zeichen, Zeichnungen und Versen. Ihr Wahrzeichen, das Waldhorn, prangt als Wappen in der Mitte der glatten Fläche; in den reichlich angebrachten Sprüchen und Versen, mit denen die Fläche über und über bedeckt ist, spielen die fast in jedem Satz wiederkehrenden „Boches“ eine mehr derbe, als geistreiche Rolle. Der beste dieser Sinnsprüche mag hier Platz finden. Er lautet: Les mots et les espoirs partent, les Boches et les écrits restent! Die deutschen Soldaten, die jetzt in der Nähe dieses Baumes lagern, haben den guten Geschmack gehabt, sich über das Geschreibsel nicht zu ärgern und lassen es stehen. Les espoirs partent — les écrits restent! Ein kleiner Kriegsphilosoph steckte wohl in dem Schreiber . . .

Die Erstürmung und Behauptung des Reichackerkopfes von Mitte Februar bis Ende April 1915

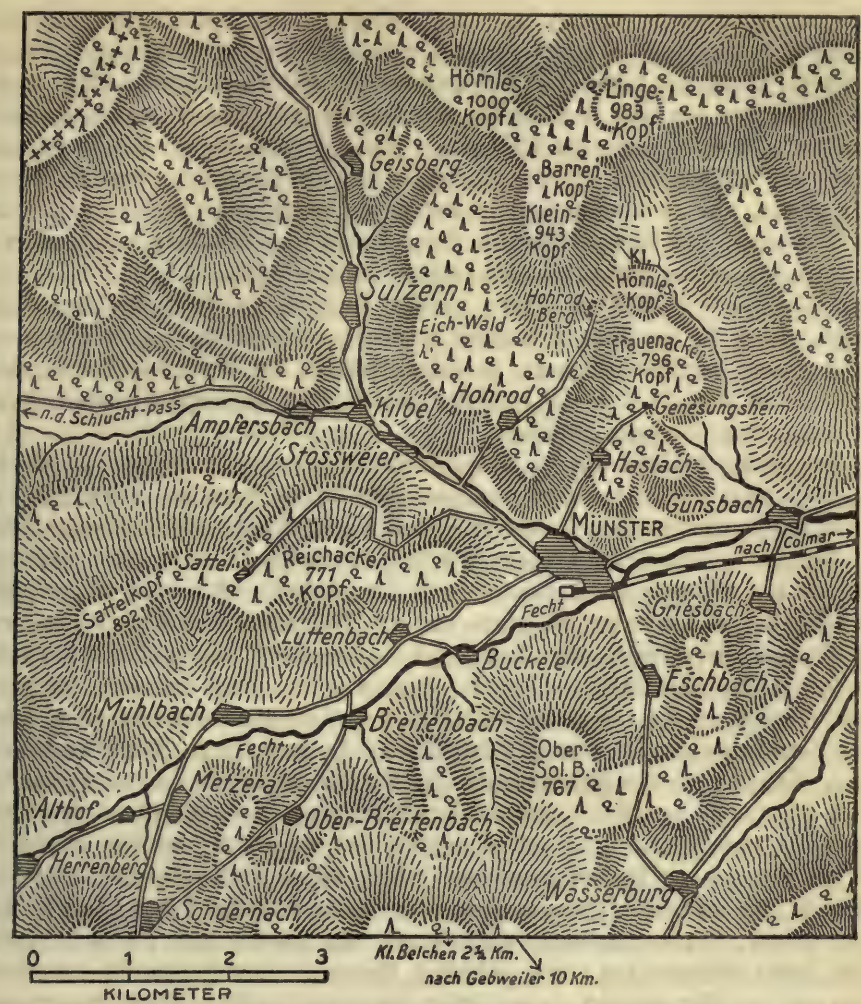
Ueber das Kampfgebiet und den siegreichen Sturm auf den Reichackerkopf hat das deutsche Große Hauptquartier am 10. März 1915 nachstehenden Bericht ausgegeben: „In den Vogesen, dem schönen Bergland auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich stehen unsere Truppen vor schweren Aufgaben, die mit den Bedingungen der Kämpfe in den Karpathen und in Serbien zu vergleichen sind. Es ist ein Gebirgskrieg mit all der Romantik, aber auch mit all den Schwierigkeiten, die die Berge den Truppen entgegenstellen. Von solchem Gelände gibt die Karte, so groß auch der Maßstab sein mag, ein unzureichendes Bild, und nur persönlicher Augenschein an Ort und Stelle kann eine wahre Vorstellung von den erstaunlichen Leistungen unserer Truppen geben, die sich hinter den nüchternen Worten der amtlichen Gefechtsberichte verbergen. Die Karte der Vogesen zeigt zwischen Tal und Gipfel bedeutende Höhenunterschiede; aus einer mittleren Höhe von 200 Metern am Westrande der Rheinebene erhebt sich das Bergland bis über 1400 Meter. Die Einzelheiten des Geländes aber, die im Gebirgskrieg eine bedeutendere Rolle spielen als beim Kampf in der Ebene, lassen sich aus der Karte nicht erkennen. Karte und Wirklichkeit zeigen im Gebirge nicht selten Abweichungen, die für die Führung von entscheidender Bedeutung sein können, und nur unmittelbare Anschauung kann die Grundlage für die Operationen schaffen, die den Erfolg verbürgt. Auf der Karte kann die Besetzung eines Punktes eine taktische Notwendigkeit scheinen, während in Wirklichkeit der Besitz desselben Punktes die allgemeine taktische Lage verschlechtern könnte, so daß die zu bringenden Opfer zu dem Gewonnenen in keinem Verhältnis stehen würden. Die Vogesen sind dem Deutschen weniger bekannt als die übrigen Bergländer innerhalb seiner Heimat, aber sie stehen an Schönheit und Reichtum der Formen, in denen sich der schroffe Charakter des Harzes mit den weichen Formen des Thüringer Waldes verbindet, keinem nach. An dem „Loch von Belfort“, dessen Festungsgebiet die Uebergänge aus dem südlichen Elsaß nach Frankreich sperrt, beginnen die Vogesen. Bereits 20 Kilometer nördlich der Festung gipfelt der Kamm mit 1245 Meter im Welschen Belchen, und nordöstlich vorgelagert überragt der Große Belchen (1423 Meter) seine Umgebung. Von diesem höchsten südlichen Teil, den Oberen Vogesen, senkt sich

das Bergland mählich über die Mittleren und Unteren Vogesen, gleichlaufend mit dem Rheintal zu dem Hügelland der Rheinpfalz.

Größere zusammenhängende Operationen fanden nur in dem offenen Südelsaß statt, in das die Franzosen wiederholt den Einbruch von Belfort her versuchten, ohne dauernde Erfolge erringen zu können. Es ist nur ein ganz schmaler Streifen diesseits der Grenze, den sie zu behaupten vermochten. Nordwestlich Kolmar tritt die deutsche Gefechtslinie auf französisches Gebiet über. Wie auf der ganzen Westfront, so sind auch im Südelsaß und in den Vogesen die Operationen vorübergehend in einen Stellungskampf übergegangen, dessen Einförmigkeit einzelne offensive Unternehmungen unterbrechen. Ihren Schauplatz bildeten in letzter Zeit die Oberen Vogesen, in denen der Gegner Schritt für Schritt gegen den Kamm zurückgedrückt wird. Die Einnahme des Hartmannsweilerkopfes südwestlich Sulz ist noch in Erinnerung, (vgl. S. 107 f.) und dieser Tage meldete die Oberste Heeresleitung siegreiche Kämpfe bei Münster.

Die Leistungen unserer Truppen in diesen Gefechten sind über alles Lob erhaben. Hier ist kein langsames Vorarbeiten unter der Erde mit Laufgraben, Schützengraben, Sappen und Minenstollen in einem Gelände, das Zusammenhang und Uebersicht bietet. Die Oberen Vogesen sind vielmehr ein dicht bewaldetes, zerklüftetes Bergland, in dem nur wenige aus dem Rheintal gegen den Kamm führende Täler durchgehende Verbindungen zur französischen Grenze öffnen. Zahllose Seitentäler und Tälchen zerlegen das Zwischengelände in ein Gewirr vieler Kuppen und „Köpfe", die die Querverbindung erschweren und den militärischen Operationen bisweilen im vollen Sinne des Wortes unübersteigbare Hindernisse in den Weg zu stellen scheinen. Die leichte Verteidigungsfähigkeit der Straßen und Wege zwingt aber den Angreifer, diese zu verlassen und sich über steile Abstürze auf und ab den Weg zu bahnen. Geröll und umgestürzte Bäume, die das Alter oder das Feuer der schweren Artillerie gefällt haben, decken die Hänge, und jeder Stein, der ins Rollen kommt, droht den Hintermann zu erschlagen. Unten am Hang sinkt der Fuß in weichen Schnee, weiter hinauf ist selbst mit Eisstollen nur ein mühsames Vorwärtskommen über gefrorene Hänge. Rein sportlich betrachtet, sind solche Kletterübungen bereits eine gute Leistung. Der deutsche Soldat aber, der den Winterfeldzug in den Vogesen mitmacht, sieht sich einem entschlossenen und gewandten Gegner gegenüber, der ihn nicht nur vom halben Hang aus kunstvoll angelegten Feldkanzeln und hinter sicherer Deckung von der Höhe aufs Korn nimmt, sondern der vorwärts der eigenen Stellung in den dunklen Kronen mächtiger Tannen nistet, über und hinter dem Angreifer unsichtbar lauernd, um den sicheren Schuß abzusenden. Diese „Baumschützen" erklettern die höchsten Wipfel mit Steigeisen, binden sich oben fest und decken sich durch Zweige gegen Sicht von unten; nur wenige von ihnen kommen lebend von ihrem Hochsitz herunter, denn mit Recht findet diese hinterlistige Kampfart keine Gnade vor den Augen unserer Soldaten. Ist der Höhenkamm genommen, dann macht der Felsboden nicht selten den Ausbau der Stellung unmöglich, und eine Mauer aus zusammengetragenen Felsblöcken und Steinen muß notdürftigen Schutz gegen das Feuer des Gegners geben, der sich von neuem auf der nächsten Höhe über dem Tal festgesetzt hat. Solcher Arten waren die Bedingungen, unter denen die Kämpfe nördlich und südlich Münster vom 19. bis 23. Februar 1915 geführt wurden, an denen fast alle deutschen Stämme zum Schutz des Elsaß teilnahmen.

Das Städtchen Münster liegt in dem malerischen Tal der Fecht, durch das Bahn und Straße von Kolmar nach Gérardmer auf der französischen Seite der Vogesen über den bekannten Schluchtpaß, eine der wichtigsten Querverbindungen der Oberen Vogesen, führen. Münster war in deutschem Besitz, aber die Franzosen hielten die Höhen unmittelbar nordwestlich und südwestlich des Ortes, von wo ihre „Baumschützen" eine



Uebersichtskarte über das Kampfgebiet beim Reichackerkopf
(Vgl. auch die Karte S. 103)

unerwünschte Wirkung gegen unsere Schützengräben hatten. Besonders bemerkbar machte sich einer dieser unsichtbaren Freischützen, den unsere Leute „August" tauften. Auf seinem Platze wurden später 30 Konservenbüchsen gefunden, ein Beweis, wie lange sich „Baumschützen" in ihrem Versteck halten können. Die südlich und nördlich an Münster angrenzenden deutschen Stellungen waren von den französischen überhöht, die die talaufwärts gelegenen Ortschaften und die für den Gegner als rückwärtige Verbindung wichtige Schluchtstraße deckten. So erwies sich die Verschiebung der eigenen Stellung als notwendig, um taktisch günstigere Stellungen zu gewinnen. Der Führung war die Schwierigkeit der Aufgabe bewußt, aber sie wußte, daß die Truppen sie lösen würden. Gefangene Franzosen sagten später aus, daß man auf ihrer Seite nicht an die Möglichkeit eines Angriffes geglaubt hätte. Die Geschichte hat um die Kämpfe am Geisberg und an den Spicherer Höhen im August 1870 einen romantischen Schleier gewoben: der Sturm auf den Barren-, den Klein- und Reichackerkopf stellt sich als eine unvergleichlich schwierigere Leistung dar. Bayrische und württembergische Infanterie und Pioniere haben ihn am 19. und 20. Februar 1915 ausgeführt.

Bis zum 19. Februar zog sich die deutsche Stellung im Norden von Münster über Haslach—Genesungsheim—Frauenackerkopf, dann im weiten Bogen zum Lingekopf, während sie südlich des Ortes über den Obersolberg und Kleinbelchen verlief. Das Tal zwischen Münster und dem 1 Kilometer nordwestlich gelegenen Stoßweier trennte den Angriffsraum in zwei natürliche Abschnitte. Es war anzunehmen, daß der lang hingestreckte, das Tal abschließende Ort Stoßweier von den Franzosen hartnäckig verteidigt werden würde, eine Voraussetzung, die Gefangene nachträglich bestätigten. Es wurde daher beschlossen, den Angriff über die Berge seitlich der Straße so vorzutragen, daß Stoßweier, von beiden Seiten umfaßt, geräumt werden mußte.

Den Kämpfen bei Münster waren deutsche Angriffe im Gebweiler Tale vorausgegangen, durch die der Gegner mehrere Kilometer zurückgedrängt worden war. Von dort her erfolgte der Anmarsch gegen das obere Fechttal, der sich infolge der verschneiten Höhen, die sich über 1100 Meter erheben, und über die Schneeschuhtruppen Wege gebahnt hatten, sehr schwierig gestaltete.

In den frühen Stunden des 19. Februar begann der Angriff auf der ganzen Linie; Bayern und Württemberger trugen ihn vor. Bereits im Lauf des Vormittags nahm württembergische Landwehr die Vorberge dicht westlich Münster und den Kleinen Hörnleskopf. Indessen gewannen die Truppen des südlichen Abschnitts im Fechttal nur langsam Raum an den Hängen des Reichacker- und Sattelkopfes. Besonders schwere Kämpfe entwickelten sich im nördlichen Abschnitt, aus dem Barrenkopf und Kleinkopf wie natürliche Festungen hervorragen. Ein bayerisches Regiment und württembergische Landwehr haben hier Außerordentliches geleistet; die Bayern waren junge Truppen, die hier ihre Feuertaufe erhielten, die aber eine Ausdauer und Unerschrockenheit bewiesen, wie die ältesten kampferprobten Bataillone. Den Spaten in einer Hand, das Gewehr in der anderen, Eisstollen an den Füßen, krochen sie die fast senkrechten, glatten Hänge hinan, von der Höhe und von Baumschützen überall umlauert und beschossen. Fünfmal erklommen die Tapferen die steilen Höhen und fünfmal wurden sie von dem übermächtigen Feuer des Gegners zur Umkehr gezwungen. Aber immer wieder sammelten sie sich auf der Straße, die im halben Hang eingeschnitten einige Deckung bot und wo sie in ihre Mäntel gehüllt, eine bange Nacht verbrachten. Am zweiten Tage, dem 20. Februar, gab der sechste Ansturm den blutig erkauften Kamm in ihre Hände. Die Reihen der Führer und der Mannschaften waren lichter geworden; ein Bataillonskommandeur, der seinen Leuten vorausstürmte, fiel, als er eine Handgranate in die französische Stellung warf. In ihr und hinter ihr am jenseitigen Hang war die weiße Erde mit den dunklen Gestalten gefallener Alpenjäger besät; nur wenige entgingen dem Tod durch Flucht. Sie sind in den französischen Alpen zu Hause und der Gebirgskrieg ist ihr eigentliches Element; jeder einzelne ist ein Scharfschütze. Bei diesen ausgezeichneten Eigenschaften des gefährlichen Gegners sind die Leistungen unserer jungen Angriffstruppen, die nicht aus den Bergen stammen, ganz besonders bemerkenswert. Fünf Tage und fünf Nächte lagen sie unter freiem Himmel in den verschneiten Gefechtsstellungen und lebten von dem Brot und den Konserven, die sie mitgenommen hatten. Erst am 23. Februar war die Lage vollkommen geklärt und die ganze Stellung in deutschen Händen.

Eigentümlich hatte sich die Lage bei dem Dorfe Stoßweier entwickelt. Als der Gegner am 21., dem dritten Gefechtstage, den Ort noch nicht geräumt hatte, wurde beschlossen, ihn im Sturm zu nehmen. Bayerische Kavallerie, württembergische Landwehr und badischer Landsturm gingen im Tal gegen die schmale Ostfront des Dorfes vor, das sie im erbitterten Nahkampf von Haus zu Haus nahmen. Die Lage des siegreichen Detachements gestaltete sich indessen recht schwierig, da der hartnäckige Gegner das unmittelbar westlich angrenzende Dorf Kilbel und die südlich und nördlich ansteigenden

Hänge behauptete und von dort die Verbindung nach Münster unter Feuer hielt. Da kam die Artillerie dem bedrängten Detachement zu Hilfe, indem sie den Alpenjägern das Verbleiben in Kilbel unmöglich machte und den Nachbartruppen das Vorgehen über die Stoßweier von beiden Seiten beherrschenden Höhen erleichterte. Kilbel wurde am frühen Morgen des 23. besetzt, und damit war der Zusammenhang der neugewonnenen Linie vom Barren- und Kleinkopf über Eichwald bis zum Reichackerkopf und Sattel hergestellt. Das Ziel fünftägiger schwerer Kämpfe war erreicht, und wieder begann unter Leitung und Beistand der Pioniere die Arbeit mit Beilpicke und Spaten, die in den unübersichtlichen, Ueberraschungen begünstigenden Waldbergen ebenso wichtig wie im Felsboden schwierig ist. Was den Gräben an Tiefe fehlt, muß in der Höhe durch mühsam aufgetürmte, erdbedeckte Steinmauern gewonnen werden; an manchen Stellen kann den fehlenden Laufgraben nur die geschickte Führung des Schützengrabens ersetzen. Mancher sorgsam ausgebaute Unterstand der Alpenjäger leistet gute Dienste, nachdem er an der neuen Front verstärkt und vor allem gründlich gereinigt worden ist.

Das Ergebnis der heißen Gefechtstage waren außer rund 800 gefallenen Franzosen 600 Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Die Beute an sonstigem Material konnte in dem unübersichtlichen Gelände noch nicht abschließend festgestellt werden. Nur wenige von denen, die die knapp gefaßten Mitteilungen der Obersten Heeresleitung über die Kämpfe bei Münster lasen, ahnten wohl etwas von dem stillen Heldentum unserer Jungen und Alten, die Grenzwacht in den Vogesen halten."

Oberst Karl Müller, der im Auftrag der „Neuen Zürcher Zeitung" die Kriegsschauplätze in den Obervogesen und in Lothringen besuchte, hat die erbitterten Kämpfe um den Reichackerkopf in seiner Zeitung in einer Reihe von überaus sachkundigen und übersichtlichen Aufsätzen geschildert, die in vielfacher Hinsicht die Darstellung des Großen Hauptquartiers ergänzen und deswegen hier wiedergegeben werden. Oberst Müller berichtet: „Das Gebiet der Obervogesen war von Mitte Februar bis gegen Ende März der Schauplatz erbitterter Gefechte. Im Mittelpunkt dieser Gebirgskämpfe stand der vielgenannte und vielumstrittene Reichackerkopf (nicht Reichsackerkopf, wie er in den Zeitungsberichten irrigerweise stets genannt wurde), eine von den Franzosen mit allen Mitteln der Feldbefestigung zu einem starken Stützpunkt ausgebaute Waldkuppe, die drei Kilometer westlich von Münster liegt. In dem von der Fecht und dem Kleintalbach gebildeten spitzen Winkel, dessen Scheitelpunkt Münster bildet, beherrscht der sich zu einer Höhe von 771 Metern erhebende Reichackerkopf sowohl das auch Großtal genannte, von der Fecht durchströmte, industriereiche Münstertal oder Fechttal mit den Ortschaften Metzeral, Mühlbach, Luttenbach, Münster, Günsbach, Weier im Tal, als auch das sogenannte Kleintal mit den Dörfern Stoßweier und Sulzern, durch das sich eine der wichtigsten Querverbindungen der Vogesen, der nach Gérardmer führende Schluchtpaß, hinaufwindet.

Am Groß-Hohneck (1361 Meter) verzweigt sich vom Hauptkamm der Vogesen ein in westlicher Richtung stufenweise abfallender Gebirgszug, dessen Gipfel, der Klein-Hohneck (1287 Meter), der Gaschneykopf (1090 Meter), der Tännlekopf (980 Meter), der Sattelkopf (892 Meter) und der Reichackerkopf, in schroffen Hängen nach Norden in die Täler des Schluchtbaches und des Kleintalbaches, nach Süden in das Fechttal abfallen, dessen Talsohle bei Münster ungefähr 380 Meter hoch liegt. Zwischen dem Sattelkopf und dem Reichackerkopf wird die Bergkette von einer Senke durchbrochen, die den treffenden Namen Sattel trägt. Vom Sattel steigt der Kamm wieder an zur Kuppe des Reichackerkopfes. Eine etwas niedrigere, südwestlich vorgelagerte, flachgewölbte Waldhöhe zwischen dem Sattel und dem Reichackerkopf wurde in den französischen Berichten stets als kleiner Reichackerkopf bezeichnet, von der einheimischen Bevölkerung wird sie das Köpfle genannt. In waldigen Terrassen dacht sich der Reichackerkopf nach Osten in dem durch das Groß-

tal und Kleintal gebildeten Dreieck ab. Dieser östliche Ausläufer der Bergkette, der in den Kämpfen um den Reichackerkopf eine gewichtige Rolle spielte, heißt der Mönchberg.

Nördlich und nordöstlich von Münster breitet sich ein zerklüftetes Waldgebiet aus, das gegen Westen durch eine Linie begrenzt wird, in der die höchsten Erhebungen dieses Gebirgsabschnittes, der Hohrodberg, Klein-Hörnleskopf (811 Meter), Barrenkopf, das Schratzmännle, der Combekopf (983 Meter) und der Groß-Hörnleskopf (1002 Meter) liegen. Der schmale Grat, der über diese Gipfel in südnördlicher Richtung ansteigt, fällt nach Osten und Westen in schroffen Steilhängen ab. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Erstürmung des Reichackerkopfes den gleichzeitigen Angriff auf diese starke Flankenstellung der Franzosen bedingte, die „gebunden" werden mußte, wenn der Hauptangriff gelingen sollte. Der gegebene Anmarsch- und Entwicklungsraum für den entscheidenden Angriff auf den Reichackerkopf war das südlich von Münster sich ausdehnende zerklüftete Gebirgsgelände des Kleinen Belchens oder Kahlen Wasens (1268 Meter), in das von Osten her, aus dem vom Krebsbach durchflossenen Tal von Wasserburg-Sulzbach, wenige schmale und steile Wege hinaufführen, die zur Zeit der Operationen gegen den Reichackerkopf, im Februar, tief verschneit und vereist waren . . .

Seit Mitte August 1914 hielten die Franzosen ungefähr die Linie Sondernach—Metzeral—Mühlbach—Reichackerkopf—Mönchberg—Stoßweier—Kleinkopf—Barrenkopf—Groß-Hörnleskopf besetzt. Vorübergehend hatten sie auch Münster im Besitz, das sie jedoch schon am 4. September 1914 wieder räumten. Wiederholt feuerten ihre Batterien seither von den umliegenden beherrschenden Höhen nach Münster hinein, an dessen Westrand mehrere Häuser zu Trümmerhaufen zusammengeschossen sind.

Vorgängig dem Angriff auf den Reichackerkopf und den Gebirgskamm der Hörnlesköpfe nördlich von Münster begannen Anfang Februar 1915 größere Operationen im Lauchtal oder Gebweilertal. Mitte Februar waren die Ortschaften Hilsen, Rimbühl, Obersengern, Remspach von den Deutschen genommen, die Südhänge des Kleinen Belchens und das obere Lauchtal von den Franzosen gesäubert und damit Rücken und linke Flanke des deutschen Hauptangriffs gegen die Stellung am Reichackerkopf gesichert.

Die Linie, hinter der sich der Aufmarsch der Deutschen zum Angriff auf die französischen Stellungen nördlich und westlich von Münster vollzog, zieht sich vom Lingekopf (1500 Meter östlich des Groß-Hörnleskopfs) in südlicher Richtung über den Kuhberg und Frauenackerkopf—Münster—Obersolberg—Klein-Belchen und von da südwestlich abbiegend über den Langenfeldkopf ins hintere Lauchtal. Während im nördlichen Kampfabschnitt die vorderen deutschen Linien auf ein bis zwei Kilometer an die französischen herangeschoben waren, war das Gebiet des Kahlen Wasens zwischen dem Sulzbachtale und dem Fechttalabschnitt Sondernach—Metzeral über den Winter wegen seiner Ungangbarkeit gewissermaßen eine neutrale Zone, die hier und da durch Schneeschuhpatrouillen betreten wurde. Dem Beginn der deutschen Angriffsoperationen ging aber eine sehr sorgfältige Geländeerkundung voraus, die umso notwendiger war, als der Vormarsch aus dem Sulzbachtal und dem oberen Lauchtal über das Bergland des Kleinen Belchens in den Fechttalabschnitt bei Nacht ausgeführt werden mußte, um, wenn möglich, überraschend zum Angriff vorbrechen zu können. Nicht nur wurden vor Antritt des Vormarsches durch vorausgesandte Schneeschuhtruppen die Wege genau erkundet und gebahnt, sondern auch die Artilleriestellungen, aus denen der über den Fechtbachgrund anzusetzende Infanterieangriff vorbereitet und unterstützt werden sollte, zum voraus bestimmt. Für die sofortige Erstellung von Fernsprechleitungen war Vorsorge getroffen. Die Mannschaft trug, da mit sehr großen Schwierigkeiten für den Nachschub gerechnet werden mußte, und die Erstellung einer Etappenlinie von Münster nach Metzeral erst nach Besetzung des Reichackerkopfes gesichert war, Lebensmittel für drei Tage und massenhafte Taschenmunition mit . . .

Der rechte oder nördliche Angriffsflügel stand am 19. Februar 1915 früh in verschiedenen Staffeln oder Gruppen zum Angriff auf die Stellungen an den Hörnlesköpfen bereit. In der Nacht waren Pionier- und Infanteriepatrouillen vorausgesandt worden, um die Hindernisse vor der französischen Front zu zerstören. Bei Tagesanbruch begann der Angriff, unterstützt vom Feuer der Artillerie, unter dessen Schutz sich die Infanterie auf Sturmentfernung heranarbeitete. Schon um 10 Uhr wurde auf der ganzen Linie zum Sturm angetreten. Da jedoch der rechte Flügel Flankenfeuer vom Groß-Hörnleskopf und Barrenkopf her erhielt, kam der Angriff zunächst zum Stehen, und die Truppen gruben sich zum Teil auf halbem Hange, zum Teil dicht vor der feindlichen Stellung in dem hartgefrorenen und überschneiten Boden ein. In stundenlangem Feuerkampfe lagen die Sturmtruppen vor den überhöhenden Stellungen der in Deckungen verborgenen Franzosen. Zwei weitere, im Laufe des Nachmittags unternommene Sturmversuche mißlangen. Die Angreifer verbrachten die kalte Nacht unter freiem Himmel im Schnee. Decken und Mäntel schützten einigermaßen gegen die Kälte. Warme Nahrung in die Gefechtslinien vorzubringen, war nicht möglich.

Mit Handgranaten und Sappenarbeit gewannen die Deutschen am zweiten Kampftage (20. Februar) allmählich weiteren Boden. Nach ausgiebiger Artillerievorbereitung wurde um die Mittagszeit die Mitte der französischen Stellung am Kleinkopf im Sturm genommen und die eroberte Stellung sofort befestigt. Um zwei Uhr nachmittags war sie im festen Besitz der Deutschen.

Noch zwei Tage und zwei Nächte dauerte der Angriff auf die von den Franzosen hartnäckig verteidigten Stellungen. Erst am 23. Februar gelang es, die ganze Linie vom Schratzmännele über den Barrenkopf bis Kleinkopf in Besitz zu nehmen. Der Combekopf und der Groß-Hörnleskopf blieben im Besitze der Franzosen. Die Verluste müssen auf beiden Seiten erheblich gewesen sein. Der Zweck dieses Frontalangriffes, die nördlich Münster stehenden französischen Kräfte zu binden und damit die Eroberung des Reichackerkopfes und Mönchberges zu unterstützen, war erreicht worden.

Am linken oder südlichen deutschen Angriffsflügel wurde am Abend des 18. Februar der Vormarsch zum entscheidenden Angriff, der sich aus dem Fechtbachgrund gegen die Stellung Mönchberg-Reichackerkopf richten sollte, in zwei Kolonnen angetreten. Die Kolonne rechts marschierte von Sulzbach über Wasserburg, nördlich am Kleinen Belchen vorbei, in den Abschnitten Steinlesberg—Breitenbach (im Fechttale), wo sie nächtigte. Die erkundeten Höhenstellungen der Batterien wurden noch in der Nacht bezogen, um am Morgen früh den Infanterieangriff zu unterstützen. Alle Kommandostellen wurden durch den Fernsprechdraht verbunden. Die Kolonne links marschierte aus dem obern Lauchtale, von Lintal südlich am Kleinen Belchen vorbei über Rimbühl—Hilsenfirst nach Sondernach—Landersbach (südlich Metzeral), wo sie ebenfalls eine kurze Nachtruhe hielt. Kleinere Abteilungen wurden auf den Ilsenkopf (815 Meter) westlich von Metzeral, Schnepfenrietkopf (1253 Meter), südlich Metzeral und Hilsenfirst (1270 Meter) südwestlich des Kleinen Belchen vorgeschoben, wo sie sich in Abwehrstellungen zum Schutze der linken Flanke und des Rückens einrichteten.

Beim Morgengrauen des 19. Februar wurde der Fechtbach auf der Linie Tiefenbach —Metzeral überschritten und der Angriff eröffnet. Um 9 Uhr 45 hatte die Kolonne rechts des südlichen Angriffsflügels bereits das Katzenköpfel (564 Meter), eine vom Reichackerkopf bastionsartig gegen das Fechttal bei Tiefenbach vorspringende Höhe, genommen. Fast gleichzeitig fiel der südöstliche Abfall des Mönchberges, des östlichen Ausläufers des Reichackerkopfes, in den Besitz der Deutschen.

Um die Mittagstunde wurde auch die französische Vorstellung am südlichen Hange des Reichackerkopfes genommen. Der Angriff erfolgte aus dem Raume Münster—Frohnzell

(2,5 Kilometer talaufwärts von Münster). Trotz der Erschöpfung der Leute, die fast die ganze Nacht durchmarschiert waren, wurde der Angriff weiter gegen die flankierende Stellung der Franzosen, die sich als geschlossenes Werk um den ganzen Reichackerkopf herumzog, vorgetragen, kam aber zunächst zum Stehen, nachdem die Vorstellung am Hange genommen war. Im Laufe des Nachmittags arbeitete sich die Angriffstruppe durch die „Klängle“ genannte, in ihrem oberen Teil mit Wald bewachsene Mulde, die sich von Tiefenbach gegen den Sattel hinaufzieht, auf 300 Meter an die feindlichen Stellungen am Sattel heran, und bis am Abend gelang es ihren Spitzen, sich beidseitig des Sattels auf 30 bis 40 Meter Entfernung vor der französischen Befestigungslinie festzusetzen und einzugraben.

Im Laufe des Spätnachmittags des 19. Februar wurde auch der Angriff auf den Reichackerkopf aus der Kampfstellung bei Tiefenbach—Katzenköpfel weiter vorgetragen, und gegen 9 Uhr abends der Große Reichackerkopf im Sturm genommen. Sofort richteten sich hier die Sturmtruppen mit einer Maschinengewehrgruppe zur Verteidigung ein, um den Erfolg unter allen Umständen zu sichern.

Noch war aber die größte und blutigste Arbeit zu tun: der Mönchberg und der ganze Abschnitt zwischen Münster und Stoßweier befand sich immer noch in den Händen der Franzosen, die sich wie ein Keil zwischen die beiden Angriffsflügel der Deutschen hineinschoben. In der Nacht vom 19. zum 20. Februar wurde ein Teil der Kräfte der Angriffskolonne links zur Unterstützung des Hauptangriffs nach rechts in die Gegend von Münster verschoben. Diese Kolonne hatte im Laufe des Tages Mühlbach und Metzeral genommen, die befohlenen Abwehrstellen besetzt und eingerichtet und war mit Vortruppen bis auf die Terrassen am Südhange des Gaschneykopfes und des Sattelkopfes vorgekommen. Alle verfügbaren Kräfte wurden nun mehr nach rechts gezogen, um bei dem Angriff auf den Mönchberg und den Kleinen Reichackerkopf, der sich ebenfalls noch im Besitze der Franzosen befand, mitzuwirken. Dieser Angriff wurde am 20. Februar vormittags von Süden und Westen aus gleichzeitig wieder aufgenommen. Starke Hindernisse und flankierendes Maschinengewehrfeuer der Franzosen hemmten zunächst den Fortschritt der Angriffsbewegung. Auch hier machten sich französische Baumschützen empfindlich bemerkbar. Namentlich wurde durch diese Kampfweise auch die Erkundung erschwert. Die Angreifer gewannen daher nur langsam Boden. Am Abend des 20. Februar hatten sie sich auf der ganzen Linie bis hart an die französischen Hindernisse und Befestigungen herangearbeitet. Das geschah in der Weise, daß zunächst einzelne Patrouillen sich in Schützenlöchern hart vor den feindlichen Stellungen in der Dunkelheit eingruben. Diese Schützenlöcher wurden durch Seitengräben verbunden und nach und nach zu einem Schützengraben für einen Zug, dann für eine Kompagnie erweitert und ausgebaut.

Der 21. Februar war hauptsächlich der Artillerievorbereitung des allgemeinen Angriffs gewidmet. Den ganzen Tag wurden die französischen Infanterie- und Artilleriestellungen am Mönchberg, Klein-Reichackerkopf und Sattel wirksam beschossen. Am Nachmittag gelang es, mehrere Vorstellungen am Mönchberg, die mit allen raffinierten Mitteln der französischen Verteidigungskunst eingerichtet waren und verteidigt wurden, zu nehmen. Der französischen Tapferkeit zollen die Deutschen auch hier volle Achtung.

Für die weitere Durchführung des Angriffs wurden drei Gruppen gebildet: eine Gruppe in der Mitte zum Angriff gegen den Abschnitt zwischen Reichackerkopf und Mönchberg mit Front gegen Norden und Nordosten; eine zweite Angriffsgruppe links am „Klängle“, zwischen Reichackerkopf und Sattel; eine dritte Gruppe rechts zum Angriff von Münster gegen Stoßweier im Kleintale. Am 21. Februar abends nach 9 Uhr wurde von der Angriffsgruppe links vom „Klängle“ aus der Kleine Reichackerkopf ge-

nommen. Gleichzeitig wurden die Franzosen aus dem östlichen Teil von Stoßweier herausgeworfen. Am folgenden Tage, den 22. Februar nachmittags 4 Uhr wurde nach gründlicher Vorbereitung des Angriffes durch Artillerie endlich auch der Mönchberg genommen und durch Infanterie mit Maschinengewehren sofort zur Verteidigung eingerichtet. Am 23. Februar wurden die Franzosen auch aus dem westlichen Teil von Stoßweier hinausgeworfen und der Ort ganz von den Deutschen in Besitz genommen. Die neugewonnenen Stellungen wurden verstärkt und zur Verteidigung eingerichtet.

Das Ergebnis der viertägigen, für beide Parteien verlustreichen Kämpfe war, daß die Deutschen die Linie Schratzmännle—Barrenkopf—Kleinkopf—Stoßweier—Mönchberg—Reichackerkopf bis hart an den Sattel, im weitern die Südhänge des Sattel- und Gaschneykopfes sowie das ganze obere Fechttal samt den Ortschaften Mühlbach, Metzeral, Mittlach, Sondernach und Landersbach in ihren Besitz gebracht haben. Die Franzosen halten von größeren Ortschaften des Fechtbachgebiets einzig noch Sulzern im Kleintal und Ampfersbach bei Stoßweier besetzt, wo sich die beiden Kampflinien auf 100—150 Meter Entfernung gegenüberliegen. Da auch diese Orte im Kampfgebiet liegen, sind die Franzosen jetzt für ihre Bezugsquellen vollständig auf den Nachschub aus Frankreich auf dem langen Wege über den Schluchtpaß angewiesen.

Fünf Tage und fünf Nächte, vom Abend des 18. bis zum Abend des 23. Februar, hatten die blutigen Kämpfe um den Reichackerkopf und die nördlich von Münster ansteigende Höhenstellung auf der Kette der Hörnlesköpfe gedauert. Fünf Tage und fünf Nächte Kampf im Schnee und bitterer Kälte, die in den Gefechtslinien stehenden Mannschaften ohne warme Verpflegung. Brot und Konserven waren ihre Nahrung. Ungeheuer waren die Anstrengungen und Entbehrungen der Truppe, mannigfaltig die Gefahren, die ihr auflauerten: die Baumschützen, die Handgranaten, die Minenwerfer, die Granatsplitter und Schrapnellgarben, und fast gefährlicher als alles der harte Frost, der nicht wenige Erfrierungen von Gliedmaßen verursachte. Allen Gefahren und Anstrengungen hatte die Truppe mit unübertrefflicher Ausdauer standgehalten. Sogleich nach der Besetzung der eroberten Stellungen folgte die Arbeit mit dem Spaten und der Axt. Die Schützenlinien gruben sich in dem hartgefrorenen felsigen Boden ein, errichteten Brustwehren, die mit Schutzschilden und Sandsäcken gekrönt wurden, bauten Stützpunkte, Bastionen, Steinmauern, Blockhäuser und Unterstände für die Unterkunft, Verbindungs- und Annäherungsgräben für den gedeckten Verkehr zwischen den Gefechtsstellungen und den Reserven. Nachdem die dringendsten Verteidigungsanstalten hergerichtet waren, begann auch die Bergung und die Bestattung der Gefallenen.

Der aufs äußerste angestrengten Truppe sollte, nachdem die Befestigung der Stellungen ausgeführt war, eine wohlverdiente Erholung gegönnt werden. Die schweren Verluste, die die Franzosen erlitten hatten, schienen ihre Angriffslust erschüttert zu haben, so daß man die Truppen vorderster Linie mit ausgeruhten Reserven glaubte austauschen zu dürfen. Die Ablösung begann am 5. März. Bis auf schwächere Teile, die als Rückhalt noch im Großtale oberhalb Münster zurückbehalten wurden, befanden sich die Hauptkräfte am 6. März auf dem Marsche nach ihren Ruhequartieren im Rheintal.

Die Franzosen nahmen die Ablösung der deutschen Truppen frühzeitig wahr und versuchten sich wieder in den Besitz der verlorenen Stellungen zu setzen. Am 6. März gegen Mittag machten sie mit frischen und starken Kräften, die auf eine ganze Brigade geschätzt wurden, einen Vorstoß gegen den Reichackerkopf und gleichzeitig gegen den Talgrund bei Stoßweier, sowie gegen die deutschen Höhenstellungen an der Kette der Hörnlesköpfe. Der Angriff gegen den Reichackerkopf ging vom Sattel aus, Stoßweier wurde von seinem westlichen Vorort Ampfersbach aus angegriffen, und von Sulzern und dem Combekopf aus versuchten die Franzosen die Stellung Barrenkopf—Hohrodberg—

Kleinkopf wiederzunehmen. Der Vorstoß wurde durch ein heftiges Artilleriefeuer eingeleitet, das sich besonders gegen die Stellung am Reichackerkopf richtete. Während die Angriffe gegen die nördliche Höhenstellung und gegen Stoßweier blutig abgewiesen wurden, gelang es den Franzosen, in die Stellung am Reichackerkopf eine Bresche zu schießen und einzudringen. Bei einer ihrem Artilleriefeuer besonders stark ausgesetzten Kompagnie fielen fast gleichzeitig zwei Offiziere, darunter der Kompagnieführer. Ueberdies wurden zwei in einem Unterstand eingebaute deutsche Maschinengewehre, deren Bedienung bis zum letzten Augenblick im Feuer aushielt, durch den Volltreffer einer französischen Granate unbrauchbar gemacht. In die so entstandene Lücke drang die französische Infanterie ein. So ging der Reichackerkopf den Deutschen wieder verloren und fiel neuerdings den Franzosen in die Hände, welche die wiedergewonnene Stellung alsbald stark besetzten und in ihre befestigte Stellung am Sattel einbezogen. Die im Münstertal zurückgebliebenen Truppen waren zwar sogleich alarmiert worden, hatten aber die Höhe nicht mehr rechtzeitig erreicht.

Noch während des Gefechtes waren die auf dem Marsche nach der Unterkunft befindlichen Truppen von der neuen Lage durch den Draht benachrichtigt worden. Sogleich machten sie Kehrt und wurden noch am Nachmittag des 6. März ins Gefecht eingesetzt. Unter ihrer Mitwirkung wurde der Angriff auf den rechten Flügel und die Mitte der deutschen Stellung am Hohrodberg, bei Sulzern und Stoßweier abgeschlagen.

Die Wiedereroberung des Reichackerkopfes dagegen erforderte einen beträchtlichen Kraft- und Zeitaufwand. Ein noch am Nachmittag und Abend des 6. März aus dem Fechttal unternommener Angriff vermochte den Franzosen die Stellung nicht zu entreißen. Die vor Wut brennenden Leute stürmten zwar mit Todesverachtung den Berghang hinauf, um die ihnen entrissene Stellung wieder zu nehmen, und gelangten am Sattel und Reichackerkopf bis auf 100 Meter an den Feind heran. Sie wollten durchaus stürmen. Es zeigte sich aber, daß die feindliche Stellung so stark besetzt war, daß die Erstürmung erst nach einem wohlvorbereiteten und planmäßig durchgeführten Angriff gelingen könne. So mußten die Leute hart an den feindlichen Linien, vor denen sich fast undurchdringliche Drahthindernisse und durch gefällte Bäume erstellte Verhaue hinzogen, liegen bleiben. Weiter eintreffende Kräfte wurden als Flügelstaffel am Mönchberg eingesetzt, mit dem Auftrag, diesen Teil der Stellung unter allen Umständen zu halten und zu verhindern, daß die deutsche Stellung in der Richtung Stoßweier weiter aufgerollt werde.

In stockdunkler Nacht und auf unbekanntem Wege marschierte eine größere Abteilung in den Mönchberger Wald und stand beim Tagesgrauen des 7. März dicht vor den stärkeren Kräften der Franzosen. Sie grub sich ein und hielt diese Abwehrstellung.

Am frühen Morgen des 7. März wurde nochmals versucht, den Reichackerkopf von Süden und Südwesten her zu nehmen. Die Franzosen hatten ihn aber zu einer geschlossenen Bastion ausgebaut und so stark besetzt, daß der Sturm auch diesmal nicht zum Ziele führte. Vergeblich suchten die Deutschen die Verbindung zwischen Reichackerkopf und Sattel zu durchbrechen und so die Zufuhr der Lebensmittel und der Munition zu hindern.

Beinahe zwei Wochen lang, vom 7. bis 19. März, dauerte nun die Vorbereitung zu dem entscheidenden Angriff der Deutschen. Langsam arbeitete sich in dieser Zeit die Sturmtruppe bei Nacht an die französische Stellung heran. Mann für Mann schob seinen Schutzschild kriechend vor sich her, um einige Schritte an Boden zu gewinnen und sich in Schützenlöchern einzugraben, die nach und nach zu einem Schützengraben ausgebaut wurden. Mit Handgranaten und Minenwerfern trieben die Pioniere Sturmgassen in die Draht-, Baum- und Astverhaue. Immer wieder tauchten neue Baumschützen

vor der Front auf, die zuerst abgeschossen werden mußten, bevor wieder ein Vorrücken der Angriffsfront möglich wurde. Am äußern Rande ihres Hindernisgürtels, der sich etwa 40 bis 50 Meter vor ihrer Front hinzog, hatten die Franzosen Alarmklingeln angebracht, an Drähten oder im Gebüsch angehängte leere Konservenbüchsen, in die einige Steine hineingebracht waren. Stieß nun eine vorschleichende Sturmpatrouille an den Draht oder den Zweig, an dem diese Klingeln befestigt waren, so stießen diese aneinander und verursachten ein Geräusch, worauf die Franzosen aus den eingestellten Gewehren alsbald ein Massen-Nahfeuer auf die Stelle eröffneten. Die Deutschen verloren manche Leute durch Kopfschüsse, die von Baumschützen oder aus den überhöhten französischen Deckungen herrührten. Andere Verluste wurden auch hier durch Erfrierungen von Gliedmaßen herbeigeführt. Die Verpflegung konnte nur unter der größten Gefahr in die Kampflinie gebracht werden, in der die Angriffstruppe im Freien, ohne Unterstände, dem Schnee und der Kälte ausgesetzt war, nur durch Wolldecken und Zeltbahnen einigermaßen geschützt. Man mag sich daraus ein Bild machen, mit welchen Schwierigkeiten der Angriff verbunden war, der nur durch eine so nervenstarke und kampferprobte Truppe durchgeführt werden konnte.

Die französische Verteidigungsstellung zog sich vom Sattel hufeisenförmig, dem Höhenrande des Reichackerkopfes folgend, entlang, wobei die in die deutsche Angriffsfront vordringende Rundung des Hufeisens nach Südosten zeigte. Am 18. März unternahmen die Franzosen, deren Stellung von Tag zu Tag mehr eingeschnürt wurde, nochmals mit zwei beinahe kriegsstarken Kompagnien in vorderer und zwei Kompagnien in hinterer Linie einen kräftigen Vorstoß vom Reichackerkopf in östlicher Richtung gegen die Mönchbergstellung, offenbar in der Absicht, den immer stärker werdenden Ring der Angreifer zu sprengen und alsdann zu einer weiteren Offensive größeren Umfanges auszuholen. Der Angriff wurde abgewiesen und damit schien der Augenblick zum Sturmangriff der Deutschen gekommen zu sein. Am 19. März, um 1 Uhr nachmittags, begann der Sturm, und zwar wurde der entscheidende Einbruch an der Stelle gesucht, wo tags zuvor der französische Sturm abgeschlagen worden war, mit Richtung von Südost nach Nordwest, gegen die höchste Kuppe des Reichackerkopfes. Eine weitere Gruppe ging links davon zur Umklammerung des entgegengesetzten feindlichen Flügels mit der Angriffsrichtung Nordost vor. Der Sturmangriff wurde eingeleitet durch ein ausgiebiges und wirksames Artilleriefeuer, sowohl gegen die Hochfläche des Reichackerkopfes als namentlich auch gegen die rückwärtigen Verbindungen an der Wegespinne und der Häusergruppe am Sattel. Hier wurden die französischen Reserven vermutet. Das heftige Sperrfeuer der Artillerie, mit dem der Angriff nicht nur eingeleitet, sondern während seiner Durchführung begleitet wurde, verhinderte die Verschiebung französischer Truppen vom Sattel her nach der Einbruchstelle hin und hatte einen wesentlichen Anteil am endgültigen Erfolg.

Noch einmal kam der Sturm zum Stehen. Der rechte Angriffsflügel erhielt von der Kuppenstellung am Reichackerkopf Flankenfeuer, so daß er nicht weiter vorkam. Ein Zurück gab es nicht mehr, das wäre sicherer Tod gewesen. Da ertönte der mit lauter Stimme gegebene Befehl des Kompagnieführers: „Eingraben!“ Zwanzig Meter und teilweise auf noch kürzerer Entfernung vor dem Baumverhau warfen sich die Leute nieder, deckten sich, so gut es ging, und während die einen das Feuer fortsetzten, begannen die andern mit dem Spaten zu arbeiten. Noch eine bange kalte Nacht schien bevorzustehen. Da erhob sich plötzlich am äußersten linken Flügel ein bayrischer Füsilier — Lutz hieß der Brave — rief aus voller Kehle „Hurra! Hurra! Hurra!“, riß mit seinem Beispiel die nächsten Kameraden mit sich und im Augenblick pflanzte sich der Ruf und die Vorwärtsbewegung auf die ganze Angriffsgruppe fort. Mit aufgepflanztem Bajonett und unter beständigem Hurrarufen drang die todesmutige Schar durch die

Sturmgassen auf die französischen Deckungen los. Diesem wuchtigen Stoß hielten die sonst so tapferen französischen Alpenjäger nicht mehr stand. Das gefürchtete Bajonett und der bayrische Kolben taten ihre erschütternde Wirkung. Bevor die Sturmkolonnen zum Nahkampfe kamen, nahmen die Franzosen ihre Gewehre herunter und hielten zum Zeichen der Uebergabe die Arme hoch. Durch die Reihen der Deutschen erdröhnte der Siegesjubel. Um 5 Uhr nachmittags des 19. März war die ganze Stellung am Reichackerkopf wieder in den Händen der Deutschen. Drei französische Offiziere, darunter ein Hauptmann, und 250 Alpenjäger fielen gefangen in die Hände der Deutschen. 300 Tote lagen in und vor der französischen Stellung. „Pour moi, la guerre est finie!“ sagte der französische Hauptmann bei seiner Gefangennahme. Wer dem Gewehrfeuer entkommen und nicht in Gefangenschaft geraten war, zog sich unter dem wirksamen Verfolgungsfeuer der deutschen Batterien längs dem Nordhange des Sattelkopfes zurück. Die Stellung am Sattel blieb einstweilen in den Händen der Franzosen. Die schwersten Verluste hatten die Franzosen nach Aussage der Gefangenen durch das Artilleriefeuer, durch Minenwerfer und Handgranaten erlitten. Als ich einige Tage nach dem Sturm die Stellung am Reichackerkopfe besuchte, waren die deutschen Beerdigungskolonnen allenthalben noch mit dem Aufsuchen, Bergen und Begraben der Toten beschäftigt.

Die Kämpfe um den Reichackerkopf weisen Züge fast übermenschlicher Anspannung, nicht zu überbietender Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit auf. Der endgültige Erfolg der Deutschen in diesen Kämpfen ist der vortrefflichen gründlichen Vorbereitung des Angriffs, der siegessicheren, kaltblütigen Entschlossenheit von Führern und Truppe, dem mustergültigen Zusammenwirken der Artillerie mit der Infanterie zu danken. Die Kämpfe um den Reichackerkopf werden ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Gebirgskrieges füllen.

„Der Drang nach vorwärts muß dauernd die einzelnen Glieder der Kampftruppe beseelen.“ So lautet eine Vorschrift des Exerzierreglements für die deutsche Infanterie über den Angriff auf eine befestigte Stellung. Und an anderer Stelle sagt das Reglement: „Hat die vordere Linie den Eindruck gewonnen, daß die Entscheidung herangereift ist, so darf sie nicht zögern, den Sturm zu wagen.“ Die Truppe, die am Reichackerkopf ruhmvoll gekämpft, und insonderheit der Füsilier, der sie durch sein Beispiel an der entscheidenden Stelle und im entscheidenden Augenblick zum Sturme mitriß, waren von dem Geiste durchdrungen, der diese Grundsätze aufgestellt hat.“

Mitte April mehrten sich die Anzeichen einer neuen französischen Offensive. Seit am 20. Februar die beiden Ortschaften Metzeral und Sondernach von deutschen Truppen besetzt worden waren, haben die Franzosen im hintersten Fechttal, am Rothenbacherkopf und auf dem Schweiselwasen ständig einen nachdrücklich fühlbaren Druck von Osten auszuhalten, das umsomehr, als sich die Deutschen auch auf dem 1254 Meter hohen Schnepfenrietkopf haben festsetzen können. Der deutsche Druck drängt gegen das hintere St. Amarintal auf die Linie Wildenstein—Krüt und in südwestlicher Richtung gegen den Lauchenkopf (1314 Meter), Drehkopf (1266 Meter) auf Oderen zu, das ebenfalls im St. Amarintal liegt. Der Verlust des hinteren St. Amarintales wäre deswegen für die Franzosen außerordentlich empfindlich, weil sie die Ventron- und Bramontstraße zur Verbindung mit den Truppen an der Meurthe verlören, ihre letzte rückwärtige Verbindung über den Col de Bussang würde schwer bedroht, und auch die französischen Truppen im Massiv des Großen Belchen, zu dem auch der Molkenrain gehört, würden Gefahr laufen, abgeschnitten zu werden. Nachdem bereits am 13. April ein in der Richtung gegen den Hirzenstein vorgetragener Angriff von den Deutschen mit Erfolg abgewiesen worden war, versuchten die Franzosen in der zweiten Hälfte des April südlich von Metzeral abermals Vorstöße, die jedoch alle ergebnislos verliefen.



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Gesamtansicht der Stadt Münster im Elsaß

Deutsche Unterstände in den Vogesen



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Die feierliche Beerdigung eines deutschen Soldaten in Feindesland



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein französisches Soldaten-Begräbnis in französisch Lothringen

Der Verlust und die Wiederbesetzung des Hartmannsweilerkopfes von Ende Februar bis Ende April 1915

Die französische Heeresleitung empfand die Besetzung des Hirzensteines und des Hartmannsweilerkopfes durch die Deutschen als eine erhebliche Schwächung ihrer Stellung und setzte daher alles daran, die deutschen Truppen wieder von den Berghöhen zu vertreiben. Schon am 27. Februar 1915 holten die Franzosen zu einem energischen, aber erfolglosen Sturmangriff aus. Tag für Tag darnach bewarfen sie die deutschen Schützengräben mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells, mit Minen und Handgranaten, bis es endlich den energischen Vorstößen des an Zahl weit überlegenen Gegners gelang, die deutschen Verteidiger nach erbitterten Kämpfen am 25. und 26. März 1915 über den östlichen Kuppenrand des Hartmannsweilerkopfes hinauszudrängen.

Der amtliche französische Bericht vom 4. April 1915 schildert die Wiedereinnahme der Feldschanze des Gipfels des Hartmannsweilerkopfes, in der ein kleiner französischer Posten am 23. Januar 1915 Hungers gestorben war, folgendermaßen: „Da unsere Alpenjäger es als eine Ehrenschuld betrachteten, ihre Kameraden zu rächen, wurde der Sturm auf den Hartmannsweilerkopf, der, beträchtlich befestigt, die Ebene um 600 Meter überragt und durch einen Wald, sowie durch dichten und häufigen Nebel geschützt ist, geduldig vorbereitet. So ist z. B. ein Telephonnetz von 90 Kilometern mit unglaublichen Schwierigkeiten erstellt worden. Unsere Truppen griffen am 26. Februar an und gewannen etwa 100 Meter auf dem steilen Abhange, woselbst sie sich festsetzten. Neue Erkundigungen ermittelten die Lage des gut verdeckten Blockhauses, in dem der Feind Stellung hatte. Der entscheidende Angriff erfolgte am 5. März. Nach einer regen Vorbereitung durch die Artillerie stürzten die Alpenjäger vor und nahmen das wichtigste deutsche Blockhaus. Der aufgebrachte Feind unternahm einen Gegenangriff, wurde jedoch beim Verlassen seiner Schützengräben niedergemäht. Die so erlangte moralische Ueberlegenheit bereitete den tatsächlichen Sieg vor, und das Eintreffen von Infanterie spornte allen Eifer an. Am 20. März überschüttete die sorgfältig über ihr Ziel aufgeklärte Artillerie die feindlichen Schützengräben vier Stunden lang mit einem höllischen Feuer. Die Infanteristen und die Alpenjäger sprangen aus ihren Schützengräben heraus. Ein heftiges Feuer ging ihnen voraus. Sie nahmen zwei Schützengrabenlinien, eine Feldschanze und machten 200 Gefangene. Der erschöpfte Feind versuchte umsonst, Gegenangriffe zu machen.

Es blieb uns eine letzte Anstrengung zu machen übrig, um den Gipfel zu erobern. Am 26. März ist alles bereit. Ein strahlender Morgen verheißt der Artillerie ein genaues Schießen. Die natürlichen und künstlichen Verteidigungsmittel um das Blockhaus werden dem Erdboden gleichgemacht und das mit Baumstämmen und Aesten bedeckte Gelände verwüstet. Nach diesem unerbittlichen Zerstörungswerke springt die Infanterie auf und erreicht den Gipfel in einem glänzenden Massensturm und pflanzt das Fähnchen auf, das der Artillerie den erlangten Erfolg anzeigt. Die Artillerie überschüttet sodann den östlichen Abhang, über den die Deutschen fliehen, von allen Seiten gehetzt.

So verlief der Kampf um den Hartmannsweilerkopf, der dem Feind eine wunderbare Beobachtungsstelle raubte, von der wir nun künftig Nutzen ziehen werden. Die ganze Ebene im Osten ist unter unserem Feuer. Der Sieg brachte eine große Menge feindliches Material und mehr als 400 Gefangene, darunter mehrere Offiziere, in unsere Hände. Am 31. März zählten wir trotz der Schneedecke 700 deutsche Leichen auf dem Gelände. Dieser Erfolg rächt mit Glanz unsere Toten von Ende Januar, die Opfer einer Ueberraschung und des Hungers."

Da mit dem Besitz der Höhe auch die Herrschaft über die wichtige Bahnlinie Mülhausen—Kolmar verbunden ist, mußte die deutsche Heeresleitung mit allen Kräften bemüht sein, die strategisch wertvolle Höhenstellung zurückzuerobern, umsomehr, als es den

Franzosen am 7. April 1915 nach zähem Ringen geglückt war, auch noch die südöstliche Ausrundung der Kuppe in ihre Gewalt zu bekommen. Es lag nun die Gefahr nahe, daß durch Zuzug namhafter Kräfte aus dem hintern St. Amarintal und aus der Gegend des Rothenbacherkopfes eine verstärkte Bedrängung der deutschen Kräfte herbeigeführt werden könnte; es mußten daher „in beschleunigtem Verfahren" die französischen Abteilungen zwischen Oderen und dem Fechttal durch eine deutsche Aktion gebunden werden. Während die deutsche Artillerie am Hirzenstein und am Hartmannsweilerkopf ihr möglichstes leistete, um die Franzosen auf der Kuppe in steter Spannung zu halten, griffen die Deutschen im Fechttal und auf den Höhen des Schnepfenriedkopfes nach Westen aus; es kam zu den Kämpfen am Schnepfenried und am Burgköpfle, die zu einer Zurücknahme der deutschen Vorposten südlich und nördlich der Fecht führten, aber mit dem 21. April wieder zum Stehen kamen. Zu gleicher Zeit eröffneten die Deutschen heftige Angriffe auf den Hartmannsweilerkopf, die anfänglich von den Franzosen zurückgewiesen wurden, jedoch schon am 20. April am nordöstlichen Abhang des Berges einige hundert Meter Boden gewannen. Aber die Gegenwehr der Franzosen war erbittert, und am 21. April wurde ein durch heftiges Artilleriefeuer gut vorbereiteter deutscher Angriff zum Stehen gebracht. Dann traten wiederum Schneetreiben und dicker Nebel ein und hinderten den Fortgang der Kriegshandlung. Während dieser Ruhepause von einigen Tagen bereiteten die Deutschen mit großer Umsicht einen allgemeinen Angriff vor.

Am 25. April ist dann der Sturm auf den Hartmannsweilerkopf zum zweitenmal unternommen worden. Nach einem sorgfältig vorbereiteten und geleiteten Artilleriefeuer wurde die französische Verteidigungsstellung, die sich etwa 100 Meter unterhalb des Gipfels um den Berg herumzog, von Osten her eingedrückt und der Ostrand der flachen Kuppe besetzt. Am 26. April wurde der Sturmangriff zu Ende geführt. Er brachte den ganzen Hartmannsweilerkopf wiederum in den Besitz der Deutschen, die dadurch den östlichen Vogesenhang und die wichtige Bahnstrecke Kolmar—Bollweiler—Mülhausen wieder vollständig beherrschen. Die französische Heeresleitung vermochte es nicht über sich zu bringen, den bedeutenden Erfolg der deutschen Waffen einzugestehen. Sie fälschte den Bericht und täuschte dem französischen Volk einen neuen Sturmangriff vor, der zur Besitznahme des Gipfels geführt haben sollte. Die Wahrheit war, daß die Franzosen sich mit vorgeschobenen Postierungen am Westrand und am Westhang der Gipfelhöhe 956,5 Meter gegen Jägertanne—Molkenrain hielten. Die Deutschen hatten, wie auch die neutralen Kriegsberichterstatter bestätigen konnten, alle für sie taktisch wichtigen Stellungen und Beobachtungspunkte am Hartmannsweilerkopf fest in der Hand.

Wie die Kämpfe Berg und Wald gewandelt, schildert W. Scheuermann, der den Hartmannsweilerkopf bald nach der Wiederbesetzung besucht hat, in den „Leipziger Neuesten Nachrichten": „Der Wald, wenn man seine spärlichen Reste noch so nennen darf, macht einen unwirklichen, gespenstischen Eindruck. Alle Bäume sind aufrechte Leichen. Kein Blatt mehr, keine Nadel, kein Zweig. Alles haben Granaten und Minen weggefegt. Bei Nacht muß man den vollkommenen Eindruck eines versteinerten Waldes aus der Steinkohlenzeit haben. Da ist kein Stamm, der nicht von Geschossen gespalten, aufgerissen, geknickt, zersplittert, durchlöchert wäre. Und unaufhörlich, als wären ringsum tausend unsichtbare Spechte am Werke, tönt das Penk—Pang der französischen Flintenkugeleinschläge aus dem getroffenen Holze wieder. Dazwischen ein grellerer, heiserer Klang, wenn eine Kugel, statt in das Holz, auf einen der glasharten Felsen aufprallt.

In diesen Felsen, einem rötlichen, außen schwarz verwitterten Porphyr, sind die Schützengräben eingehauen und eingebohrt. Erleichtert wird der Ueberblick über die wunderbar durchdachte Festung dadurch, daß die Hauptwege nach den Siegen der hier liegenden Truppen benannt sind, da ist der Donon-Weg, der Celles-Weg, der Sengern-Weg usw."

Auch Max Osborn hat den Hartmannsweilerkopf besucht und in der „Vossischen Zeitung" erzählt, wie unsere tapferen Krieger auf dieser Bergfeste leben und kämpfen. Er erzählt: „Gewühl und Gewirr ringsum. Steinhaufen, Holzstücke, verbogene Drahtzaunreste. Dazwischen die Krater der Granatlöcher. Blindgänger französischer Minen, mit ihren kleinen eisernen Flügeln oder Propellern, die dem Wurf die Richtung wahren sollen, wie märchenhafte Urweltfische aussehend. Schutt und Geröll, mit dürrem Laub überstreut — „da liegen noch viele Tote drunter," sagt mein rheinischer Oberjäger, „wo man hier gräbt, stößt man auf Leichen." Aber der Hauptmann, der uns hier oben empfangen hat und geleitet, legt den Finger auf den Mund: Kein lautes Wort! Höchstens Flüstern! Und ganz leise gehen. Denn wir sind hier fünf Meter vom Feinde.

Es ist eine tolle Situation, wie sie ähnlich wohl kaum an einer andern Stelle der Kriegsschauplätze zu finden ist. Als könnten die Gegner sich mit den Fäusten an die Gurgel fahren! Als könnte jede Sekunde der entsetzlichste Nahkampf ausbrechen! Die Kuppe des Berges bildet ein Plateau von etwa zwölf Metern Durchmesser. Fünf Meter Tiefe davon, nach Ost und Nord, haben wir. Zwei Meter Tiefe, nach Süd und West, haben die Franzosen, die also auch behaupten dürfen, am Kuppenrand zu sitzen, allerdings an dem Teil des Randes, der dem Gebirge zu liegt, nicht an dem, der das Gelände und die Ebene bis zum Rhein beherrscht.

Bleiben fünf Meter Zwischenraum! Es ist ein furchtbares Lauern aufeinander hier oben. In stark befestigten und verschanzten Felsengräben liegt man sich gegenüber. Und nun geht hin und her, ohne Unterlaß, der schrecklichste Kampf, den der Stellungskrieg erzeugte: der mit Handgranaten. Wo sich etwas Verdächtiges regt, klatscht mit gellendem Knall eins dieser Mordinstrumente über den schmalen Zwischenraum. Wir hören sie explodieren, bald rechts, bald links, bald unter uns. Aber auch die Infanteriegewehre ruhen nicht. Peng! schlägt ein Schuß herein, und meinem Nebenmann rollt ein heißer kleiner Splitter vom Geschoßmantel vor die Füße. Peng! Und mir selbst sickern ein paar Sandkörner auf die Schulter. „Das ist Emil!" sagt der fidele Unteroffizier von den Pionieren, der uns soeben seine Werkstatt gezeigt hat. „Wer ist das: Emil?" frage ich. „Das ist drüben der französische Infanterist, der immer hier auf diese Sandsäcke schießt. Dicht daneben steht August. Passen Sie auf, der wird jetzt eifersüchtig und knattert ebenfalls los." Peng —! geht es durch die Luft. „Sehen Sie, ich hab's Ihnen gleich gesagt. Das war August!"

So leben diese Leute hier! Seit Monaten! Unaufhörlich zwischen Leben und Tod hängend. Alle Nerven gespannt. Geduckt und flüsternd (wenn sie nicht doch, aus Gewöhnung, leichtsinnig werden). Der Heroismus dieses Ausharrens ist mit Worten nicht zu preisen. Ich sehe durch einen Guckkastenspiegel die vordersten Stellungen der Franzosen — sie sind so unmittelbar nahe, daß ich glaube, es sind unsere eigenen, die sich hier wunderlich spiegeln. „Nein," lächelt der Hauptmann — im Frieden Professor der Mathematik an einer westdeutschen Universität — „das ist der Feind!" Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß mich's ein wenig überschauerte.

Wir wandern weithin durch die Gassen und Winkel des Grabenlabyrinths. Militärische deutsche Sorgfalt hat hier oben aus dem Chaos einen Kosmos gemacht. So Brust an Brust mit dem Gegner — und alles blinkt vor Ordnung. Papierkörbe aus Draht sind angebracht! Briefkästen! Andere Kästen für Brot und Fleisch, um gegen die Fliegen Schutz zu geben! Auf sauber gemalten Schildern stehen die Namen der Gassen. Mit der höchsten Ausbildung der technischen Künste, die dieser Krieg mit sich brachte, sind Beobachtungsstellen und Schutzvorrichtungen, Wehren und Schießstände, Ruhe- und Zufluchtswinkel hergerichtet. Alles bis ins Letzte durchdacht und ausgeführt und täglich neu verbessert. . . ."

Die zweite Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes am 25. April 1915

Von Hermann Kurz

Schon die ganze Nacht durch hatte die vorbereitende Arbeit für den kommenden heißen Tag gedauert, die größten Truppenverschiebungen waren im Dunkel der Nacht vor sich gegangen. Aber noch vom frühen Morgen an rasten die Meldefahrer über die Landstraßen den Vogesen zu, vom Rheine her, von Ensisheim, von Mülhausen, hin und zurück, unermüdlich, sie bedeuteten sozusagen die Weberschifflein dieses Tages im sausenden Webstuhl unserer eisernen Zeit. Da und dort, in Orten hinter der Front sauste ein Fahrer an, übergab bei irgend einem Kommando, großen und kleinen, die Meldung, und wie der Wind ging's wieder zurück. Leben kam in die Dörfer und Städtchen des Oberelsaß, Signale schrillten durch die Ruhe und den ersten zagen Frühlingssonnenschein. Kolonnen bildeten sich, Truppenabteilungen setzten sich in Bewegung, die Fahrparke wurden lichter, das Geschirr der guten tapferen Pferde rasselte, alles Militär im Lande lebte und bewegte sich, und ahnend schaute die Bevölkerung aus. Dazwischen wirbelten über die Landstraßen lange Staubsäulen auf, oft Kilometer lang, und schwebend, bis nur noch ein dünner Schleier verblieb. Vorn an der dahineilenden Spitze der Staubwolke aber sauste ein dunkler Punkt, der Kraftwagen eines Kommandos oder von hohen Stabsoffizieren. Oben am Himmel zogen Flieger ihre Kreise, keine Feinde, das Kreuz unter den Tragflächen zeigte, daß hoch oben fürsorglich scharfe Augen wachten. Und bald zog da und dort eine Marschkolonne im schweren harten Schritt, der deutschen Truppen eigen ist, dahin, dorthin, wo klar gegen den Westhimmel in scharfem Umriß die ersten Ketten der Vogesen standen und dahinter die blauen Berge, wie ein gleißendes, lockendes Traumgebilde des kommenden Frühlings. Die klare warme Sonne am blauen Himmel ging wie immer ihre einsame Bahn, und der Frühling trieb mit Macht. Weiß wie Duft hingen viele Bäume voller Blüten, und aus dem ersten neuen dunkelsamtenen Grün der Wiesen sprießten die Blumen. Der Mai stand vor der Tür, und die Natur zog zu seinem Empfang ihr Festkleid an.

Fröhlich sangen die marschierenden Truppen, scherzend riefen die Fahrer von den Fahrkolonnen den Leuten zu, und die Vögel der Felder und Wälder taten mit — still und friedlich war die Ruhe. Auf den Aeckern schafften die Bauersleute wie im tiefen Frieden. Eine Abteilung Pioniere — es waren Norddeutsche — zogen daher, Gewehr am Rücken, und eine helle Stimme sang, während die anderen lauschten und vielleicht an die brausenden Wasser ihrer Heimat dachten: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen." So zog eine Kraft an Männern und jungem, gesundestem Leben von der Ebene dem Gebirge zu, über alle Straßen zerstreut.

Da rollte es zumal erschreckend tief und mahnend durch den stillen Tag. Einmal — zweimal — viermal — Batteriefeuer — grollend und wuchtig; schweres Geschütz ist's, das seine Stimme erhebt — der Reigen beginnt. Denn sofort kommt es aus der Ferne, heller und schwirrender, metallenhart irgend woher, aus den Bergen — die französische Antwort. Nochmals rollen einige Lagen durch die Ebene, brechen sich am Gebirge und echoen zurück. Dann wird's wieder eine Weile still.

Und währenddem geht der Zug der mannigfachen Kolonnen weiter. Je näher sie den Bergen kommen, um so dichter, länger werden die Truppenmassen. Wie ein Strom schwillt es an, der auf ein bestimmtes Gebiet zufließt und dem Ersatz und Kraft von da und dort, von links und rechts zuströmt, in mannigfachen Läufen. Da, wo sich scharf umrissen die Massive trennen und zum Tale werden, flutet es an — gegen das Gebweiler Tal. Das geht aber alles so folgesicher, so richtig in Zeit und Raum, das trifft zusammen wie die Räder eines Uhrwerkes. Welche gewaltige Arbeit und Organisation verlangte der Aufmarsch, welche Kleinarbeit und Energie, ihn richtig beweglich zu machen.



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Deutsche Schneeschuhtruppen im Gefecht in den Vogesen



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin

Halt einer deutschen Bagage-Kolonne bei einer Etappenstation



Phot. W. Braemer, Berlin

Ein deutscher Badezug: Wasserwagen, Badewagen, An- und Auskleidewagen und Wohnwagen



Phot. W. Braemer, Berlin

Blick in das Innere des Badewagens eines deutschen Badezugs. Jeder Wagen enthält 16 Brausen; der dritte Wagen nur 10 Brausen und ein Wannenbad

Noch während die neuen Kräfte ankommen, setzt das Donnern der Geschütze wieder ein. In den Schluchten und Tälern des Gebirges wettern diese ehernen Stimmen furchtbar, beängstigend vielfältig. Langsam mit dem Auftakt einer schweren Batterie begann es und steigert sich vom dumpfen, rollenden Grollen bis zum Pochen und Wüten der kleinen Kaliber, echoend gesteigert. Ohne Ruhe saust nun der Granatenregen durch den Frühlingstag, vernichtend, todbringend. Es liegt etwas Gewaltiges in dem Wüten und Wettern der Artilleriekämpfe.

Hoch oben am Himmel schwebt es heran von Westen her, blinkend im Strahlen des Sonnenlichtes, ein Menschenvogel gaukelt, klein wie eine Kinderhand zum Schauen, inmitten der kleinen weißen Wölklein, die alsbald um ihn herum erblühen, harmlos und lieblich anzusehen und dennoch toternst. Kläffend wie gereizte Tiere schleudern nun auch von den Vogesenhöhen die Maschinengewehre ihren Stahlhagel in den Himmel hinauf. Wo es aber nur irgendwie anging, suchte die anrückende Mannschaft sofort bei Sicht des feindlichen Fliegers Deckung auf. Sie verbergen sich vor den Späheraugen, die der Feind am Himmel hat. Und die Abwehrkanonen stampfen und pochen, zu Dutzenden blühen die weißen Wölklein auf am hellblauen Himmel, und rasselnd und prasselnd krachen die Explosionen ununterbrochen hernieder. Aber von alledem unberührt orgeln die schwersten Register, die großkalibrigen Haubitzbatterien, ihr Lied ohne Unterbrechung weiter in den Tag hinaus. Was kümmert sie in ihren geschickt verborgenen Stellungen das feindliche Späherauge, das vom Himmel herniederlauert. Die Pioniere, der Stolz des Heeres, sorgten ja für gute Masken, irgendwo, an einem Hang bei einem Baum oder Waldrand, so scheinbar in Deckung, dennoch prächtig zu sehen von hoch oben, drohen auf alten Bauernkarrenrädern oder gar auf Balken nur verschiedene ausgediente alte Fässer jeden Kalibers in den Tag hinein. Aber auch die Franzosen geizen nicht mit ihrem Geschoßregen, und so wird der schönste Frühlingstag zur Hölle.

Der Flieger kann wegen des heftigen Feuers in der Gutsichtzone nicht tiefer gehen, einmal versucht er einen tollkühnen Gleitflug und saust vornüber zur Erde herab, zum Fürchten schnell. Aber schon kommen ihm die kleinen, so harmlos anzusehenden Wölklein näher und näher, da — nicht weit von ihm blüht ein neues auf, — da reißt sich das Flugzeug zusammen und nach kurzem Flug schraubt es sich höher und höher und verschwindet im Westen.

Sofort wird es überall wieder lebendig. Besonders aber schafft die Drahtseilbahn am Hartmannsweilerkopf Gewaltiges. Diese Drahtseilbahn ist eine großartige Leistung. Vor Monaten wurde sie erbaut, unter unsäglichen Mühen, in böser Witterung. Tausende von Landsturmarbeitern und aufgebotenen Landleuten legten Hand dabei an. In der Gegend um den Hartmannsweilerkopf waren es oft bis fünftausend Männer außer den Heerespionieren, die bei Geniearbeiten helfen mußten. Und zähe, gegen wer weiß wieviele französische Angriffe, hatten die Truppen oben am Nord-, Ost- und Südrand die Station und Flanken dieser Bahn zu decken. Doch gelang dies auch, und die Franzosen verrannten ihre Kraft umsonst an diese Stellung in vielen Angriffen. Nun mußte diese zähe Verteidigung Früchte tragen. Lasten nach Lasten von Munition und Material schaffte die Bahn in die Höhe. Batterien wurden am Rand der Kuppe dadurch in Stellung gebracht. Starke Truppenteile schoben sich in die Mannschaften der Stellungen als Verstärkung für den kommenden Angriff ein. Das war frontal zur Kuppe so und so war's auf den Flanken; groß war der Sturm angesetzt. Die Pioniere richteten von Abschnitt zu Abschnitt Gelegenheiten her zur Aufstellung der Minenwerfer; Reserven lagen hinter den Sturm- und Deckungskolonnen oben in Sicherheit, wartend, bis auch sie zum Kampfe kamen.

Dies alles war bereits geordnet und im Gange, als das Artillerieduell anhob. Und unter den über die Köpfe der Deutschen sausenden, heulenden Geschossen wurde das letzte Ding gerichtet und geordnet. Stundenlang lagen die Infanterietruppen in Deckung und warteten; die Sturmkolonne harrte gefechtsbereit in Ruhe in den Unterständen. Sie lagen und schwiegen zumeist, andere erzählten Erlebnisse und dazu rauchten sie, leise löste sich dann und wann ein Lachen los. Doch alle waren bereit und — warteten, warteten, bis ihre Zeit kam. Dieses Warten ist eine Marter der Seele und verlangt Nerven von Eisen. Und währenddem sausten die Geschosse weiter über die droben hinweg und schleuderten Vernichtung in die französischen Stellungen. Aber immer noch war es einigermaßen ruhig von Graben zu Graben. Nur dann und wann ratterten ein paar Gewehrschüsse hinüber und herüber.

Da — ein Zischen und Sausen, und drüben sprüht dunkler Rauch Erde und Eisen im Chaos auf. Der erste Minenwurf der deutschen Pioniere tat dies. Und alsbald zischte es von hier, bald von dort — immer wo anders her, zwei, drei Mal vom gleichen Ort, und rasch wie das Verderben rissen die Pioniere ihre Minenwerfer aus der alten Stellung und von neuem Ort heulte mit erschreckendem Getöse sausend dieses fürchterliche Geschoß durch die Luft.

Wütend und kesselnd, unzählbar hämmerte nun sofort von drüben als Antwort das Kleingewehrfeuer. Ununterbrochen rasend. Es prasselten die Bronzegeschosse wie Hagelschlossen auf die Stahlblenden der Gräben. Und die deutschen Truppen schossen, wo der Minenwurf eine Lücke riß, auf jeden Mann. Auch das Tacken der Maschinengewehre pochte und zischte unbarmherzig, wo der Feind sich zeigte. Eine Hölle, tosend, rasend, voller Pulverdampf und Rauch, Geheul und Schreien war losgebrochen. Und fortwährend im selben, sichern, wohlgeleiteten Rhythmus zischten und surrten die schweren Granaten vom Hirzenstein her und aus anderen versteckten Batterien, durch die Luft, über die Köpfe der Kämpfenden hinweg.

Die französische Artillerie, aus der Senke gegen die Herrenfluh heraus, und von drüben aus dem Westen, von den Batterien am Molkenrain warf nun einen Schauer von Granaten gegen die vorderste deutsche Randstellung. Bald hier, bald dort, oft zur selben Zeit schlugen mehrere Geschosse gegen die festen, geschützten deutschen Gräben. Tosend waren die Explosionen, und Eisensplitter, Steine und Erde rasselten gegen die Stahlblenden. Ein Volltreffer zerstörte und zerriß die Deckung. Aus dem Rauch heraus kam das Stöhnen der Verletzten. Ambulanzen eilten herbei. Bahre nach Bahre füllte sich mit einer wehen Last. Vor Augenblicken noch blühendes Leben, jetzt elend und zermalmt. Tote wurden zur Seite gelegt, der Mantel über die verstörten Gesichter geworfen. Aber wo eine Lücke gerissen war, stellte sich eine neue Mannschaft hinein. Die Pioniere richteten eilig und kaltblütig mitten im Feuer die zerstörte Stellung wieder her. Und weiter, immer weiter rollte das Donnern von unten, sausten die Granaten, knatterten das Maschinengewehrfeuer und die Kleingewehre. Und immer aufs neue heulten die durch die Luft sausenden Minen, dröhnten die Explosionen. Weiter, weiter ging der Kampf.

Die Sonne neigte sich gegen Abend, und lange Schatten lagen schon nach Osten. Durch die Gräben eilten rasch die Adjutanten und Ordonnanzen. Neues Leben löste sich los vom Grabenhintergrund. Sturmkolonnen traten an und rasch bezogen sie dicht gedrängt ihre Ausfallstellungen. Dies war so im Zentrum und auf den Flanken.

Ehe der Sturm einsetzte, rasten eine Weile voller ungeheurer Wucht zum äußersten und letzten Wirken angestrengt die Geschütze. Wie ein Orkan brauste der Granathagel von Osten her gegen die französischen Stellungen, und zu gleicher Zeit heulte Mine auf Mine hinüber, Vernichtung und Verwirrung schaffend.

Da — das kurze Kommando für die Sturmkolonne: Gewehre entladen, Seitengewehr pflanzt auf, das Bajonett fällt. Dann — Ruhe! Abgeschnitten war auf diesem Teil alles Feuer, nur gegen die französische Artillerie donnerte es immerfort weiter. Marsch Marsch — Hurra! Linie um Linie, Schar um Schar löste sich aus den Gräben heraus los gegen die feindlichen Stellungen. Einen Hagel von Schrapnells streute die französische Batterie auf die Stürmenden, rasend flog das Rafale — ein furchtbares Schnellfeuer. Aber so viele niedersanken, so weite Lücken das Feuer riß, wie eine unhaltbare Woge brauste der deutsche Sturm auf die Kuppe und darüber hin. Immer neue Stürmerreihen lösten sich aus der deutschen Randstellung, und nach atemberaubenden Augenblicken begann an den französischen Stellungen ein rasches Gewoge und Kämpfen. Nur kurze Zeit dauerte das. Dann schallte das Hurra von neuem, und über die erste Linie stürmten die Sieger gegen die zweite. Von vorne und von den Seiten drangen die Stürmer ein, und in kurzer Zeit brauste das Kriegshurra aus Tausenden von Kehlen über die Kuppe.

Der Hartmannsweilerkopf war wieder in deutschen Händen bis zur Senke. In einem Stoß war der Sturm durchgerast. Trümmer der Verteidiger, Tote und Verwundete, das war, was von den Franzosen verblieb, Wehklagen, Stöhnen und Jammern. Viele, Freund und Feind, lagen stille und ruhig, sie hatten ausgestritten. Blutrot versank die Sonne, und goldene Purpurwölklein zogen am Himmel still als glänzende Lichtgebilde ihre Bahn.

Während die Ambulanzen die Verwundeten bargen, gingen die bereit gehaltenen frischen Truppen in die neuen Linien vor. Starke Deckungstruppen hielten Wache und sicherten die Arbeit, Mannschaften und Pioniere bauten sich sofort fest ein.

Als der neue Tag anbrach, war die deutsche Stellung stark armiert und sicher, und der französische Angriff war ohne Erfolg. Das war der zweite Sturm auf die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes.

Die Vogesenwacht der deutschen Schneeschuhtruppe

Von Eugen Kalkschmidt

Blendend weiß leuchtet die Schneehaube des kahlen Vogesenberges im Licht der aufgehenden Sonne. Große Schneefelder glänzen auf, wie wenn sie vergletschert wären. Dort, wo der Nadelwald beginnt, stehen die Bäume unter ihrer Schneelast in einem fast rosigen Licht. Ueber der weiten Rheinebene liegt ein dichter Nebelschleier. Die bewaldeten Vorberge schwimmen, Halbinseln gleich, in diesem Nebelmeer, und jenseits steigt wuchtig breit die blaue Wand des Schwarzwaldes auf. Im Süden — in langer Kette — die Schweizer Alpen, zerklüftet, zackig zerrissen, unendlich menschenfern wie ein Traumland und auch unwirklich wie ein Traum, denn die Morgensonne taucht alles in ein zartes Licht, das alle Farben in sich trägt und keine einzige herrschen läßt.

Der Wintermorgen, der allgemach in die Dämmerung der Täler niedersteigt, hat einen kalten Atem. Der französische Wachtposten auf der runden Kuppe des Schneeberges hüllt sich zusammenschauernd fester in seinen langen Mantel. Er tritt ungeduldig von einem Bein aufs andere, der kleine Soldat, er reibt die Hände, er schlägt die Arme zusammen, aber er friert doch, da ist nichts zu machen. Seufzend setzt er sich in Trab, den ausgetretenen Weg im Halbkreise herum und wieder zurück. Kommt denn die Ablösung nicht bald? Will man ihn auf diesem gottverdammten Berg jämmerlich erfrieren lassen? Ihn, den die jungen Mädchen von Arles den schönen Maurice nennen? Oh, wenn ihn seine reizende kleine Freundin hier sehen könnte, mit roter Nase, triefenden Augen, erfrorenen Fingern und steifen Beinen! Ein Hundeleben ist dieser Krieg. Und an allem sind die Deutschen schuld, diese Barbaren da drüben — der schöne Moritz stockt plötzlich

in seinem Lauf, besinnt sich, daß er die Pflicht hat, unausgesetzt nach dem Feinde zu spähen, und blinzelt angestrengt in die Sonne, zum andern Berge hinüber. Aber er sieht nichts Verdächtiges dort drüben. Er sieht überhaupt keinen Menschen in dem schwarzen, kahlen Gipfelgestein, wo, wie man ihm gesagt hat, diese Deutschen stehen sollen. Er läuft wieder Trab, der frierende kleine Franzose, und er denkt nur noch an seine Ablösung und gar nicht mehr an den bösen Feind.

Zwischen den verwitterten Granitblöcken des Berges gegenüber lagert eine deutsche Patrouille. Auf Skiern ist sie in dunkler Morgenfrühe hinaus, behutsam und schweigend, und nun beobachtet sie, nach stundenlangem Marsche, in guter Deckung die feindlichen Stellungen. Der ungeduldige kleine Alpenjäger, der eine so vortreffliche Figur gegen den blauen Morgenhimmel macht, ahnt nicht, daß der Winter seines Mißvergnügens den deutschen Schneeschuhfahrern drüben einen Nordspaß bereitet. Die französische Wachablösung, die sich schwerfällig stapfend im Dorfe drunten in Bewegung setzt, ahnt ebensowenig, daß sie von der verschneiten Höhe dort genau abgezählt und registriert wird. Und wahrscheinlich wird ihr das Unglück widerfahren, eines Abends oder Morgens den deutschen Feind so rasch vor und hinter sich zu spüren, daß ihr jeder weitere Aufstieg zu den unwirtlichen Postenständen auf den ungesunden Vogesenbergen erspart bleibt ...

Die deutschen Skifahrer in den Vogesen waren anfänglich militärisches Geheimnis — jetzt darf man von ihnen sprechen. Der Leser ist vernünftig genug, um nicht gleich einen Bericht über ihre Zahl und Art von mir zu verlangen. Sie können u. a. auch Vorpostendienste leisten, unsere Kompagnie weiß ein Lied davon zu singen, und das klingt einigermaßen mit Schneesturmbegleitung und Nebeltreiben; wir singen es in 1200 Meter Höhe, soweit wir unsere edlen Tenorstimmen von der zähen Heiserkeit bewahrt haben, die hier oben auch den Soldaten gar zu leicht überfällt.

Wir kommen uns manchmal fast wie Nordpolfahrer vor, wenn der Schneesturm in wilden Stößen gegen unsere Hütte poltert oder uns mitsamt unseren Hölzern von der Höhe hinunter ins Tal jagen möchte. Solange aber noch die Post an jedem Tage bis zu uns getragen wird und der Telephondraht uns berichtet, was unsere Unterseeboote den großen Herren drüben für Leibweh verursachen — so lange sind wir nicht von der Welt geschieden, auch wenn es manchmal so scheinen könnte. Da steht der Nebel dick und zäh wie eine Mauer, man sieht bei Tage keine fünfzig und bei Nacht keine fünf Schritt weit. Der Rauhreif setzt sich in wunderhübschen Kristallen wie ein Panzer um uns fest, und die Patrouillen kommen hereingeschneit wie die leibhaftigen Eisheiligen. So sorgt die Natur selbst dafür, uns den feindlichen Fernstechern unkenntlich zu machen. Die Kälte stört keinen rechten Skifahrer, so lange er die Glieder regen darf. Muß er stillhalten, um zu beobachten, stundenlang oft, so hilft ihm das Feuer der Erwartung über die nassen Füße hinweg. Und kann er wirklich was Gewisses melden, so ist er reich für alle Mühsale belohnt.

Wir hatten allerhand Wunderdinge von der Fixigkeit der französischen Alpenjäger und ihrer Ausbildung auf Skiern gehört — gesehen habe ich persönlich davon noch nicht viel. Es scheint fast, daß die starken Verluste der Alpenjäger auch ihre Ski-Abteilungen getroffen haben. Ebenso scheinen die englischen Sportsleute, die sonst um diese Jahreszeit das Engadin auf Schneeschuhen unsicher machen, den Aufruf jenes Colonels nicht befolgt zu haben, der zur Gründung eines freiwilligen Skikorps aufforderte. Wir würden gerade mit den englischen Sportbrüdern ungemein gern einen kleinen Wettlauf veranstalten. Vielleicht sind sie uns im Hoch- und Weitsprung bedeutend über. Und vielleicht treffen wir sie doch noch! Auch vereinzelte Musterexemplare dürfen auf guten Empfang rechnen.

Die Vogesen wären auf ihrer deutschen Seite als Skigelände prachtvoll, wenn sie Dauerschnee hätten. Aber der fehlt ihnen leider, weil die starke ozeanische Luftzufuhr

wohl reiche Niederschläge, aber zugleich häufige Erwärmung bringt. Dann pappt der Schnee, die zahlreich verstreuten Blöcke — ohnehin kein Vergnügen bei der Abfahrt — strecken rasch wieder die kaum bedeckten Köpfe heraus, das geduckte Wacholdergesträuch erhebt sich, und das üppige Gras tritt namentlich auf den Westhängen rasch zu Tage. Da heißt es dann, seine Stemmbogen mit aller Kunst anwenden, und oft bewahren alle Kunst und Vorsicht nicht vor einem verzerrten Gelenk oder einem gebrochenen Fuß. An und für sich sind die Abfahrten für den, der alpines Gelände gewöhnt ist, mild und bei genügend Schnee ein wirklicher Genuß. Wenn aber der Harscht die Hänge verkrustet, dann ist jeder froh, wenn er Glieder, Gewehr und Gepäck am Schlusse der Fahrt leidlich beisammen findet.

Ueber die militärische Brauchbarkeit der jüngsten technischen Truppe Deutschlands möchte ich mir heute kein Urteil erlauben. Die Zukunft und die Herren Generäle mögen darüber entscheiden, ob wir die vielleicht etwas überhoch gespannten Erwartungen, die man in gewissen Sportkreisen auf die Schneeschuhleute gesetzt hat, einigermaßen gerechtfertigt haben oder nicht. Die Zusammensetzung der Truppe ist so deutsch wie möglich: es gibt zum Beispiel kaum einen deutschen Gau, der nicht in unserer Kompagnie seinen Vertreter hätte. Nord und Süd, Ost und West vereinigen sich kameradschaftlich bei uns in dem erhöhten Bewußtsein, um wieviel schöner es ist, den Krieg auf den geliebten Brettern zu führen, trotz Schnee, Nebel und eisigem Sturm, als geduldig in irgend einem nassen Schützengraben abwarten zu müssen, bis die Stunde der Entscheidung geschlagen hat. In diesem Sinne rufen wir alle ein zwar unmilitärisches aber einmütiges Ski-Heil!

Vom Luftkampf im Oberelsaß

In dem schwierigen und unübersichtlichen Kampfgebiet der Vogesen fiel den Fliegern und Luftschiffern eine bedeutsame Aufgabe zu. Es galt, die Truppenverschiebungen und Artilleriestellungen des Gegners ausfindig zu machen, den Aufmarsch der herannahenden Truppenverstärkungen zu stören, Bahnhöfe und Eisenbahnstrecken für den Betrieb unbrauchbar zu machen. Dieser Tätigkeit der Flieger stellte sich als größtes Hindernis der Winternebel entgegen, der an manchen Tagen nur für wenige Stunden wich und für die tapferen Kämpfer im Luftmeer eine stete Gefahr bedeutete. Trotzdem kreisten unentwegt deutsche und französische Flieger über der Rheinebene und den Vogesen.

Ueber die besonders rege Tätigkeit der französischen Flieger in der Zeit vom 27. Januar bis 6. Februar 1915 berichtete die französische Heeresleitung amtlich folgendes: „Selbst an nebligen Tagen unternahmen unsere Flieger kühne Flüge über die Stellungen der Deutschen und am 31. Januar 1915 hat sogar einer, der über dem Wolkenmeer hinflog, den Augenblick, da die Wolken auseinander gingen, benutzt, um den Bahnhof von Lutterbach östlich von Mülhausen mit einer Bombe zu bewerfen. Am Tage vorher wurden vier Bomben auf das Schloß Homburg, 8 Kilometer nördlich vom Kembs, geworfen, weil dort das deutsche Generalquartier Gaede untergebracht war. Acht weitere Bomben wurden auf die durch den Nonnenbruchwald laufende Bahnlinie geworfen. Am 1. Februar wurde sodann nochmals der Bahnhof Lutterbach heftig beschossen und am 2. Februar wurde durch die Flieger ein größeres Transformatorenhaus bei Mülhausen zerstört. Am 5. Februar galten die Fliegerbomben den Schuppen auf dem Habsheimer Flugplatz. Wenn es klar und windstill ist, begegnen die französischen Flieger öfters deutschen Tauben im Oberelsaß, die aber gewöhnlich die Flucht ergreifen (?). Am 2. Februar gerieten über Sennheim ein deutscher und ein französischer Flieger miteinander in einen Kampf und beschossen sich. Unser Flieger trieb den deutschen Flieger zweimal in die Flucht und verfolgte ihn in einer Entfernung von 150 Metern bis in die Gegend von Mülhausen, wo er den deutschen Flieger zur vorzeitigen Landung ver-

anlaßte. Auf ihren Kundschafterflügen haben die französischen Flieger öfters Gewehrsalven zu bestehen, mehrere Apparate kamen mit durchschossenen Tragflächen zurück. Am 31. Januar 1915 mußte ein französischer Flieger wegen eines Motordefekts die deutschen Stellungen in einer Höhe von 150 Metern überfliegen und zwar am Hartmannsweilerkopf, aber trotz der heftigen Beschießung gelang es ihm, das Thurtal zu erreichen und hinter der französischen Linie niederzugehen." Hierzu bemerkte der Berner „Démocrate", daß das Schloß Homburg nicht in Brand gesteckt worden sei, weil die Bomben der Belforter Flieger etwa 40 Meter vom Schlosse entfernt herabfielen.

Je lichter die Tage desto lebhafter ward die Tätigkeit der feindlichen und deutschen Flieger im oberelsässischen Operationsgebiet. Was sich z. B. am Morgen des 20. April in der Luft ereignete, schildert höchst anschaulich ein Basler in der „Neuen Zürcher Zeitung": Von meinem Standort an der baslerisch-elsässischen Grenze aus hatte ich — soweit die etwas dunstige, von Fabrikrauch durchsetzte Atmosphäre es zuließ — freien Ausblick über die neutrale Zone und die badische Rheingegend. Den blauen Himmel bedeckte stellenweise weißes Gewölk. Plötzlich krachte gegen Istein zu ein Schuß und schon erschien auch oben am blauen Himmel das charakteristische weiße Wölklein eines platzenden Schrapnells; Schuß um Schuß folgte, immer weiter gegen den Rhein zu stiegen die Schrapnells, die Richtung des verfolgten Flugzeugs markierend, empor, bis schließlich das äußerste Wölklein sich mit dem weißen Gewölk des Himmels vermischte. Der oder die Flieger selbst waren von der Grenze aus auch dem bewaffneten Auge nicht sichtbar. Allmählich erstarb das Feuer der Abwehrgeschütze in weiter Ferne. Etwa eine halbe Stunde verrann, da sichteten die schweizerischen Wachtposten in der Richtung Oetlingen einen Zweidecker; unter weißem Gewölk steuerte er in etwa 1500 Meter Höhe nach Westen. Kaum daß wir ihn erblickt hatten, setzte auch schon ein heftiges Schrapnellfeuer ein und dazwischen hörte man von Hüningen her rasendes Schnellgewehrfeuer, das wie fernes Geklapper tönte. Der Flieger änderte seinen Kurs und entschwand bald in nordwestlicher Richtung den Blicken. Wieder verging etwa eine halbe Stunde, da sah man von Weil jenseits des Rheins hoch oben im blauen Aether ein zweites Flugzeug heranschweben, allem Anschein nach ein deutsches Flugzeug, wenigstens wurde von deutscher Seite nicht darauf geschossen. Zu gleicher Zeit vernahm man vom Oberelsaß her, also aus entgegengesetzter Richtung, das näher und näher kommende Surren des Propellers eines weiteren Flugzeuges; Schrapnell um Schrapnell fuhr gegen Nordwesten in die Luft; deutlich war das unheimliche Pfeifen und Zischen der Geschosse zu hören. Bald kam auch das Flugzeug, ein riesiger Zweidecker, in Sicht. Er steuerte gegen den Rhein und stieg über Neudorf fast senkrecht in die Wolken empor, in denen inzwischen auch das vorgenannte Flugzeug verschwunden war. Etwa 20 Minuten bis eine halbe Stunde später erschien der Zweidecker wiederum in unserem Gesichtsfeld. Näher und näher kam der Riesenvogel; silbern schimmerten sein weißer Leib und die gewaltigen Tragflächen in der Sonne. Unter fortwährendem Schrapnellfeuer und dem Geklapper der Maschinengewehre nahm er hart an der Schweizergrenze entlang Kurs nach Westen. Das verfolgende Feuer vermochte ihm nichts anzuhaben. Nach 10 Uhr flog noch ein weiteres Flugzeug von Westen her über den Sundgau dem Schwarzwald zu. Es war ein aufregendes Schauspiel, das sich da dem Beschauer innerhalb zweier Stunden bot."

Besondere Aufmerksamkeit ist der Festung Belfort von den deutschen Fliegern geschenkt worden. Fortwährend zogen sie ihre Kreise über den ausgedehnten Festungsbereich, wie über Remiremont und Montbéliard. So wurden am 20. Februar 1915 der Bahnhof und das Fort Méziré bei Novillard bombardiert und die Festungswerke am Karfreitag den 2. April 1915 von sechs deutschen Tauben überflogen, die erfolgreich eine größere Anzahl Bomben herabwarfen. Am 24. April nachts halb elf

Uhr warf der zur deutschen Armee übergetretene ehemalige französische Flieger Warnier, der von früher her die Verhältnisse in Belfort kennt, nach schweizerischen Meldungen, auf das Arsenal in Belfort vier Bomben, die beträchtlichen Schaden anrichteten. Auch am Morgen des 20. April 1915 überflogen nach einer Meldung aus Pruntrut sieben oder acht deutsche Flugapparate die Festung Belfort und warfen, von den Festungsbatterien lebhaft beschossen, eine Anzahl Bomben und Brandgranaten ab.

Episoden

Kameradschaft

An einem Wintermorgen erhielt eine Patrouille von fünf Mann den Auftrag, die französische Stellung in der Nähe eines Vogesendorfes zu erkunden. Der dichte Nebel verhinderte jede Aussicht, so daß sich die fünf Mann, als eine bessere Beobachtung möglich wurde, in unmittelbarer Nähe eines vom Feinde besetzten Schützengrabens befanden. Der Befehl war ausgeführt, aber die Patrouille in einer äußerst gefährlichen Lage, da das Gelände nur geringe Deckung bot. Unter heftigem Feuer ging es zurück, der Führer als letzter eine Strecke hinter seinen Leuten. Er brach sehr bald durch einen Schuß in den Unterleib schwer verwundet zusammen und wäre unrettbar verloren gewesen, wenn ihm nicht sein Kamerad, Sebastian Schöll, aus Winden bei Gaden (Bayern), zu Hilfe gekommen wäre. Der lief im dichtesten Kugelregen zurück und versuchte, den Verwundeten kriechend hinter sich her zu schleifen, bis er schließlich ganz erschöpft Halt machen mußte. Beide schienen verloren. Diesen Vorgang bemerkte der an der Patrouille unbeteiligte Unteroffizier Johann Reingruber aus Roth bei Nürnberg; ohne Zögern verließ er seine Deckung, lief im feindlichen Schützenfeuer über eine kahle Wiese und erreichte die beiden. Mit vereinten Kräften gelang es, obwohl fortgesetzt beschossen, den Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Diese schöne Tat kameradschaftlicher Treue ist durch Verleihung der Militärverdienstmedaille anerkannt worden, wie die „Kölnische Zeitung" berichtet.

Schritt für Schritt

Wie in den Vogesen um jeden Fußbreit Boden gerungen wird, zeigt eine Schilderung des Kampfes um einen Stein irgendwo in einem Vogesental in der „Vossischen Zeitung": „Die Franzosen hatten sicherlich gemerkt, wie wertvoll uns der Besitz des Steines war. Der tollkühn seitwärts des Steines vorkriechende Gefreite Schnellbäcker sah plötzlich in geringer Entfernung vor sich eifrig an einem Laufgraben arbeitende Franzosen. Der Graben hatte ebenfalls die Richtung auf den Stein. Dem Feinde waren offenbar die schwierigen Bodenverhältnisse auf unserer Seite bekannt, während er durch dichteres Unterholz und lockeren Boden begünstigt war. Nun begann ein wahres Wettgraben. Denn wer den Stein zuerst in sicherem Besitz hatte, war Herr der Höhe. Da mit Gewehrschüssen den Arbeitenden nicht beizukommen war, wurden Handgranaten bereit gelegt; aber die Franzosen kamen zuvor. Glücklicherweise explodierte von den drei schlecht gezielten Granaten nur eine, ohne Schaden zu tun. Unsere Antwort ließ nicht auf sich warten und wirkte besser. Die Granaten hatten gesessen; denn die Alpenjäger rannten unter Geschrei ins Gebüsch zurück, wobei sie noch kräftig beschossen wurden. Bis auf neun Meter war unser Graben an den Stein herangediehen, als der Feind wieder mit Handgranaten zu operieren begann. Um diese ins Ziel zu bringen, warfen die Franzosen zunächst gleich schwere Steine herüber. Um einen dieser Steine war eine Nummer des „Matin" gewickelt, die natürlich von deutschen Niederlagen strotzte.

Aber die Franzosen hatten wieder mit ihren Granaten kein Glück; diese krepierten zum geringsten Teil, und diejenigen, bei denen es soweit kam, platzten, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten. Dagegen wirkten unsere mit großem Schneid und großer

Treffsicherheit geschleuderten Granaten so gut, daß den Franzosen für längere Zeit die Lust an der Weiterarbeit verging. Und so war endlich das Ziel erreicht. Der Laufgraben war bis zum Stein vorgeführt. Mit Sandsäcken und Schießblenden, an denen die feindlichen Geschosse machtlos abprallten (unsere Geschosse durchschlagen die feindlichen Blenden glatt), wurde die Felsgruppe zu einer regelrechten Bastion ausgebaut und stets stark besetzt gehalten. Als nunmehr unsere Schießposten von diesem sicheren Stand aus ihre Tätigkeit begannen und unsere wackeren Pioniere mit einigen gut gezielten Handgranaten nachhalfen, ließen die Franzosen im Laufgraben alles stehen und liegen, verschwanden im Dickicht und begannen etwa 50 Meter weiter zurück einen neuen Schützengraben. Der unvollendete französische Laufgraben mit den darin zurückgelassenen Ausrüstungsgegenständen war zu verlockend für einige Wagehälse. Während unsere Schießposten den Feind möglichst in Schach hielten, holten jene nacheinander drei Gewehre, die zerschossenen Stahlblenden, ein Käppi, das noch deutlich die Wirkung unserer Granaten zeigte, und anderes herbei. Auch der herübergeworfene „Matin" ließ den Ehrgeiz unserer Leute nicht ruhen. Durch den Laufgraben schlichen sich wiederholt ein paar kühne Leute bis in den französischen Schützengraben und warfen Zeitungsbündel mit der Kunde unserer Siege den französischen Posten möglichst auf den Kopf, kamen auch, dank der Verblüffung der feindlichen Posten, stets unversehrt zurück.

Die verirrte Kugel

Von Eugen Kalkschmidt

Der Tag hatte ein kleines Gefecht gebracht. Die Franzosen waren mit vielem Geknatter vorgegangen, um eine schwach besetzte deutsche Vorpostenstellung zu nehmen. Doch die württembergische Landwehr ließ sich nicht verblüffen und hielt aus, bis die Verstärkung da war. Nun hatten auch die Rothosen kein Vergnügen mehr an der Sache und zogen sich wieder in achtungsvolle Entfernung hinter ihre Drahtverhaue zurück.

Ein kleiner Korporal, der noch eine Kugel im Lauf hatte, ärgerte sich über den Rückzug. Er drehte sich mit plötzlichem Entschluß um und schoß. Tausend Meter entfernt am Walde waren die deutschen Posten. Blindlings feuerte der kleine Korporal seine letzte Kugel dorthin ab, ohne zu zielen. Er wollte einfach die Kugel aus dem Lauf haben und den „Prussiens" zeigen, daß er böse auf sie war.

Diese blinde Kugel aber bekam unterwegs ein Gesicht; sie ersah sich ein Ziel, das lebendig und ganz ahnungslos sein Schicksal erwartete.

Es war der schwäbische Landsturm-Infanterist Gottfried Spießhofer, der soeben vor den Unterstand getreten war, um einen Brief im letzten Abendschein besser lesen zu können. Babette, sein Weib, hatte ihm geschrieben, und sie schrieb nur alle drei Wochen, denn sie hatte daheim die sechs Kinder, die zwei Kühe, die drei Ziegen und das übrige Viehzeug ganz allein zu besorgen.

Seit dem frühen Morgen schon trug Spießhofer den Brief ungelesen in der Tasche. Während der Schießerei war keine Zeit für solche Dinge gewesen. Aber in jeder Feuerpause hatte der Infanterist Spießhofer bedächtig in die Rocktasche gegriffen, um zu sehen, ob der Brief noch drin war.

Ja, er war noch da. Und jetzt, wo die Franzosen genug hatten, jetzt wollte der Landsturmmann Spießhofer in Ruhe lesen, was Frau Babette von den vier Buben, den beiden Zwillingsmädeln und von der großen Kuh berichtete, die in diesen Tagen gekalbt haben mußte.

Just als der Vater Spießhofer mit stillem Schmunzeln seinen Brief entfaltete, traf ihn die verirrte Kugel des zornigen kleinen Korporals mitten durch die Brust und tötete ihn auf der Stelle.



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Patrouille der deutschen Schneeschuhtruppen in den Vogesen

Phot. R. Sennecke, Berlin

Ein französisches Flugzeug, das von deutschen Abwehrtruppen in den Vogesen heruntergeschossen wurde

Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Ein Sonntag-Nachmittag in den deutschen Unterständen in den Vogesen



Phot. A. Grohs, Berlin

Eine deutsche Munitionskolonne bei einer Rast in den Vogesen

Der flandrische Kriegsschauplatz

Chronologische Uebersicht nach den deutschen Generalstabsmeldungen

Einzelne englische Meldungen sind zur Ergänzung beigegeben.

16. Januar 1915.

In der Gegend von Nieuport fanden nur Artilleriekämpfe statt.

17. Januar.

In Flandern beiderseits nur Artilleriekämpfe.

18. Januar.

In Gegend Nieuport nur Artilleriekämpfe. Feindliche Angriffsbewegungen sind in den letzten Tagen nicht wahrgenommen. An der Küste wurden an mehreren Stellen englische Minen angeschwemmt.

19. Januar.

Auf der ganzen Front fanden, abgesehen von unbedeutenden Scharmützeln, nur Artilleriekämpfe statt.

20. und 21. Januar.

Im Abschnitt zwischen Küste und Lys fanden nur Artilleriekämpfe statt.

22. Januar.

Anhaltender Regen schloß eine größere Gefechtstätigkeit zwischen Küste und La Bassée-Kanal aus.

23. Januar.

Feindliche Flieger warfen gestern ohne Erfolg bei Gent und Zeebrügge Bomben ab.

25. Januar.

In der Gegend Nieuport und Ypern fanden Artilleriekämpfe statt.

26. Januar.

Der Feind nahm gestern wieder wie gewöhnlich Middelkerke und Westende-Bad unter Artilleriefeuer. Eine größere Anzahl Einwohner ist durch dieses Feuer getötet und verletzt worden, darunter der Bürgermeister von Middelkerke. Unsere Verluste gestern waren ganz gering.

27. Januar.

Bei Nieuport und Ypern fanden nur Artilleriekämpfe statt.

28. Januar.

Middelkerke und Slype wurden von feindlicher Artillerie beschossen.

29. Januar.

Ein feindlicher Angriff in den Dünen nordwestlich Nieuport wurde abgewiesen. Der Feind, der an einer Stelle in unsere Stellung eingedrungen war, wurde durch nächtlichen Bajonettangriff zurückgeworfen.

Bei einem nächtlichen Geschwaderflug wurden die englischen Etappenanlagen der Festung Dünkirchen ausgiebig mit Bomben belegt.

30. Januar.

Die französischen Verluste in den Kämpfen nördlich Nieuport am 28. Januar waren groß. Ueber 300 Marokkaner und Algerier liegen tot in den Dünen. Der Feind wurde durch unser Artilleriefeuer auch gestern daran gehindert, sich an die Dünenhöhen östlich des Leuchtturmes mit Sappen heranzuarbeiten.

31. Januar bis 5. Februar.

Auf der Front zwischen Nordsee und Reims fanden nur Artilleriekämpfe statt.

7. Februar 1915.

Südöstlich Ypern nahmen wir einen französischen Schützengraben und erbeuteten dabei zwei englische Maschinengewehre.

12. Februar 1915.

An der Küste erschienen nach langer Pause gestern wieder feindliche Schiffe. Ueber Ostende wurden von Fliegern des Gegners Bomben abgeworfen, die militärischen Schaden nicht anrichteten.

13. Februar.

An der Küste warfen auch gestern wieder feindliche Flieger Bomben, durch die in der Zivilbevölkerung und an deren Besitz sehr beklagenswerter Schaden angerichtet wurde, während wir militärisch nur unerhebliche Verluste hatten.

15. Februar.

Südlich Ypern bei Saint-Eloi entrissen wir dem Feind ein etwa 900 Meter langes Stück seiner Stellung. Gegenangriffe waren erfolglos. Einige Dutzend Gefangene blieben in unseren Händen.

16. Februar.

Feindliche Angriffe gegen die von uns bei Saint-Eloi genommenen englischen Schützengräben wurden abgewiesen. Sonst ist nichts Besonderes zu melden.

21. Februar.

Bei Nieuport stieß ein feindliches Schiff, anscheinend Minensuchschiff, auf eine Mine und sank. Feindliche Torpedoboote verschwanden, als sie beschossen wurden.

An der Straße Gheluvelt—Ypern, sowie am Kanal südöstlich Ypern nahmen wir je einen feindlichen Schützengraben. Einige Gefangene wurden gemacht.

22. Februar.

Oestlich Ypern wurde gestern wieder ein feindlicher Schützengraben genommen. Feindliche Gegenangriffe auf die gewonnenen Stellungen blieben erfolglos.

Die Festung Calais wurde in der Nacht vom 21. zum 22. Februar ausgiebig mit Luftbomben belegt.

3. März.

Bei Saint-Eloi südlich von Ypern wurde ein Angriff zweier englischer Kompagnien nach blutigem Handgemenge zurückgeworfen.

4. März.

Ein französischer Munitionsdampfer, für Nieuport bestimmt, fuhr durch ein Versehen der betrunkenen Besatzung Ostende an, erhielt dort Feuer und sank. Die verwundete Besatzung wurde gerettet.

5. März.

Südlich von Ypern fügten wir den Engländern durch unser Feuer erhebliche Verluste zu.

6. März.

Den Engländern entrissen wir südöstlich von Ypern im Gegenangriff einen Graben.

7. März.

Zwischen der See und der Somme fanden im allgemeinen nur Artilleriekämpfe statt. Nächtliche Versuche des Feindes, südlich von Ypern vorzustoßen, wurden vereitelt.

8. März.

Feindliche Flieger bewarfen Ostende mit Bomben, die drei Belgier töteten.

11. März.

Ein englischer Flieger warf über Menin Bomben ab. Erfolg hatte er nur mit einer Bombe, mit der er sieben Belgier tötete und zehn verwundete.

12. März 1915.

Zwei feindliche Linienschiffe, begleitet von einigen Torpedobooten, feuerten gestern auf Bad Westende mit über 70 Schuß, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Als unsere Batterien in Tätigkeit traten, entfernte sich das feindliche Geschwader.

13. März 1915.

Südlich von Ypern wurden vereinzelte Angriffe der Engländer mühelos abgewiesen.

14. März.

Einige feindliche Schiffe feuerten gestern nachmittag aus der Gegend von La Panne—Nieuport wirkungslos auf unsere Stellungen.

15. März.

Westende-Bad wurde gestern von zwei feindlichen Kanonenbooten wirkungslos beschossen. Ein Angriff auf eine von Engländern besetzte Höhe südlich Ypern machte gute Fortschritte.

16. März.

Die englische Höhenstellung bei Saint-Eloi, südlich von Ypern, um die seit vorgestern gekämpft wurde, ist in unseren Händen.

20. März.

An der Straße Wytschaete—Ypern bei Saint-Eloi nahmen wir den Engländern eine Häusergruppe fort.

21. März.

Südöstlich von Ypern wurde ein englisches Flugzeug heruntergeschossen. Die Insassen wurden gefangen genommen.

23. März.

Auf Ostende warfen feindliche Flieger wieder mehrere Bomben ab, durch die kein militärischer Schaden angerichtet, dagegen mehrere Belgier getötet und verletzt wurden.

27. März.

Wir belegten Calais mit einigen Bomben.

30. März.

Es fanden nur Artillerie- und Sappenkämpfe statt.

31. März.

Feindliche Flieger bewarfen gestern die belgischen Orte Brügge, Ghistelle und Courtrai mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Courtrai wurde durch eine Bombe in der Nähe eines Lazaretts ein Belgier getötet, einer verletzt.

1. April.

Bei Fortnahme des von Belgiern besetzten Kloster Hoek-Gehöftes und eines Stützpunktes bei Dixmuiden nahmen wir einen Offizier und 44 Belgier gefangen.

3. April.

Ein Versuch der Belgier, das ihnen am 31. März entrissene Kloster Hoek-Gehöft wieder zu nehmen, scheiterte.

4. April.

Am Yserkanal, südlich Dixmuiden, besetzten unsere Truppen den von Belgiern besetzten Ort Drie Grachten, auf dem westlichen Ufer.

5. April.

Nach dem Orte Drie Grachten, der sich seit dem 3. April bis auf einzelne Häuser am Nordrande in unserem Besitz befindet, suchten die Belgier Verstärkungen heranzuziehen. Sie wurden jedoch durch unser Artilleriefeuer zurückgetrieben.

7. April.

Die von uns besetzten Gehöfte Drie Grachten, die der Feind mit schwerstem Artillerie- und Minenwurffeuer zusammenschoß, wurden deshalb gestern abend aufgegeben.

9. April 1915.

Aus dem völlig zusammengeschossenen Orte Drie Grachten an der Yser wurden die Belgier wiederholt vertrieben. Zwei belgische Offiziere, 100 Mann und zwei Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

10. April 1915.

Die Beute von Drie Grachten erhöhte sich auf fünf belgische Offiziere, 122 Mann und fünf Maschinengewehre.

11. April.

Am Yserkanal bei Poesele, südlich von Drie Grachten nahmen wir drei von Belgiern besetzte Gehöfte und machten dabei einen Offizier und 40 Mann zu Gefangenen.

13. April.

Die Franzosen behaupten, 150 Bomben auf Seebahnhof und Gießerei Brügge abgeworfen zu haben. In Wirklichkeit fielen neun Bomben in der Umgebung von Ostende und zwei bei Brügge nieder, ohne Schaden anzurichten. Wir bewarfen dafür heute nacht ausgiebig die von den Engländern belegten Orte Poperinghe, Hazebrouck und Cassel.

16. April.

Vor Ostende—Nieuport beteiligten sich gestern am Artilleriekampf einige feindliche Torpedoboote, deren Feuer schnell zum Schweigen gebracht wurde.

Am Südende von Saint-Eloi besetzten wir nach Sprengung zwei Häuser.

17. April.

Gestern brachten auch die Engländer östlich Ypern Granaten und Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung zur Anwendung.

Einer unserer Flieger belegte vorgestern Calais mit Bomben.

18. April.

Nach Vornahme von Sprengungen drangen die Engländer gestern abend südöstlich von Ypern in unsere Höhenstellung bis nördlich des Kanals ein, wurden aber im Gegenangriff sofort wieder zurückgeworfen. Nur an drei von den Engländern besetzten Sprengtrichtern wird noch gekämpft.

19. April.

Südöstlich von Ypern wurden die Engländer aus den noch gehaltenen kleinen Teilen unserer Stellung vertrieben. Mit starkem Angriff längs der Bahn Ypern—Comines versuchten sie gestern abend sich erneut in den Besitz der Höhenstellung zu setzen. Der Angriff brach unter schwersten Verlusten zusammen.

Bei Ingelmunster ist der französische Fliegerleutnant Garros zur Landung gezwungen und gefangen genommen worden.

21. April 1915.

Aus der Meldung des Generals French: Am Abend des 17. April brachten wir auf der Höhe 60, auf der Linie Ypern—Comines eine Mine zur Explosion. Unverzüglich darauf gingen wir zu einem Angriff über, der uns zu Herren von Schützengräben machte, die der Feind auf diesem Bergrücken hergestellt hatte. Bei der Explosion unserer Minen erlitten die Deutschen starke Verluste. Wir machten zwei Offiziere und fünfzehn Mann zu Gefangenen. Trotz einer heftigen Beschießung, die uns starke Verluste verursachte, wurden die den Deutschen abgenommenen Schützengräben während der Nacht in Verteidigungszustand gesetzt. Am folgenden Morgen erneuerte der Feind das Bombardement, dem er um 6 Uhr 30 einen hartnäckigen Gegenangriff folgen ließ und ihn bis zu unsern Linien fortführte, wo ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann stattfand. Unserer Infanterie, die mit größter Tapferkeit und Entschlossenheit kämpfte, gelang es, unter der Mitwirkung der Artillerie den Feind vollständig zurückzuschlagen. Unsere Verluste waren sehr erheblich, aber diejenigen der Deutschen waren noch schwerer. Sie wurden hauptsächlich durch das Feuer unserer Maschinengewehre verursacht, das die in unbedecktem Gelände vorrückenden gedrängten Reihen niedermähte. Am 18. April erneuerte der Feind während des ganzen Tages seine Gegenangriffe, indem er verzweifelte Anstrengungen machte, den verlorenen Boden zurück-

zugewinnen, dessen strategische Bedeutung groß ist. Einmal vermochten es die Deutschen, auf dem Südhange der Höhe Fuß zu fassen, aber sie wurden rasch wieder zurückgeworfen. Beim Einbrechen der Nacht war die ganze Höhe in unsern Händen und das gewonnene Gelände befestigt. Im Verlaufe des letzten Kampfes wurden zwei Offiziere und dreißig Mann zu Gefangenen gemacht, so daß wir insgesamt vier Offiziere und 45 Mann in diesen Kämpfen gefangen genommen haben.

Die vor kurzem in der deutschen Meldung (vom 17. April) aufgestellte Behauptung, nach der wir erstickende Gase in Anwendung gebracht haben sollen, entspricht nicht der Wahrheit. Sie hat wahrscheinlich den Zweck, die häufige Anwendung dieser Gase, die der Feind selbst auch in seinen Angriffen gegen die Höhe 60 verwandte, zu rechtfertigen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Deutschland eine Klausel der Haager Konvention unterzeichnete, die die Anwendung erstickender Gase verbietet.

23. April 1915.

In den gestrigen Abendstunden stießen wir aus unserer Front Steenstraate — östlich Langemarck — gegen die feindlichen Stellungen nördlich und nordöstlich von Ypern vor. In einem Anlauf drangen unsere Truppen in 9 km Breite bis auf die Höhen südlich von Pilkem und östlich davon vor. Gleichzeitig erzwangen sie sich in hartnäckigem Kampf den Uebergang über den Ypernkanal bei Steenstraate und Het Sas, wo sie sich auf dem Westufer festsetzten. Die Orte Langemarck, Steenstraate, Het Sas und Pilkem wurden genommen. Mindestens 1600 Franzosen und Engländer und 30 Geschütze, darunter vier schwere englische, fielen in unsere Hände.

Meldung des Generals French: Am Abend des 22. April entwickelte der Feind einen Angriff auf die französischen Truppen an unserer Linken in der Nachbarschaft von Bixschoote und Langemarck nördlich von Ypern. Diesem Angriff ging ein schweres Bombardement voraus.

Der Feind benutzte zahlreiche Vorrichtungen zur Erzeugung vergiftender Gase, wodurch er die von ihm selbst unterzeichnete Haager Konvention verletzt hat. Die falschen Meldungen des Feindes aus der letzten Woche, die besagten, daß wir derartige Gase benutzten, erklären sich nun als durchsichtige Manöver, um einer Kritik der Neutralen zuvorzukommen. Während der Nacht waren die Franzosen genötigt, sich aus der Gaszone zurückzuziehen, weil diese ganz mit Dämpfen gesättigt war; sie zogen sich an den Kanal bis in die Gegend Boesinghe zurück. Unsere Front blieb fest und gab den Franzosen die Möglichkeit, die Gegenangriffe zur Wiedereinnahme ihrer ursprünglichen Linie auszuführen. Zwei Nachtangriffe, die der Feind unseren Gräben östlich von Ypern lieferte, wurden zurückgewiesen. Das Gefecht in der Gegend nördlich von Ypern dauert weiter an.

Heute morgen beschädigte einer unserer Flieger einen feindlichen Aeroplan und zwang ihn niederzugehen. Unser Fliegerkorps brachte über Messines eine andere deutsche Maschine zum Niedergang.

24. April 1915.

Alle Versuche des Feindes, uns das nördlich und nordöstlich von Ypern gewonnene Gelände streitig zu machen, mißlangen. Nördlich von Ypern brach ein starker französischer, nordöstlich von Ypern bei Saint-Julien ein englischer Angriff unter schweren Verlusten zusammen. Ein weiterer feindlicher Angriff an und östlich der Straße Ypern—Bixschoote hatte heute früh dasselbe Schicksal. Westlich des Kanals wurde nachts der Ort Lizerne von unseren Truppen gestürmt. Die Zahl der gefangenen Franzosen, Engländer und Belgier hat sich auf 2470 erhöht. Außer im ganzen 35 Geschütze mit Munition fielen eine große Anzahl von Maschinengewehren, viele Gewehre und sonstiges Material in unsere Hände.

25. April 1915.

Bei Ypern errangen wir weitere Erfolge. Das am 23. April eroberte Gelände nördlich von Ypern wurde auch gestern gegen feindliche Angriffe behauptet. Weiter östlich setzten wir unseren Angriff fort, stürmten die Ferme Solaert südlich von Saint-Julien sowie die Orte Saint-Julien und Kersselaere und drangen siegreich gegen Gravenstafel vor. Bei diesen Kämpfen wurden etwa 1000 Engländer gefangen genommen und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Ein englischer Gegenangriff gegen unsere Stellung westlich von Saint-Julien wurde heute früh unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

26. April.

Bei Ypern dauerten die Kämpfe an. Auf dem westlichen Kanalufer ist Lizerne, das die Franzosen wieder genommen zu haben behaupten, in unserm Besitz. Auch östlich des Kanals wurde das eroberte Gelände behauptet. Die Zahl der eroberten Geschütze stieg auf 45, worunter sich nach wie vor die vier schweren englischen Geschütze befinden (vorübergehend hatten wir sie wieder verloren. D. H.). Nordwestlich Zonnebeke setzten wir unsere Angriffe fort und machten dabei mehr als 1000 Kanadier zu Gefangenen. Die Gesamtzahl der Gefangenen erhöht sich damit auf 5000. Ein sonderbares Völkergemisch: Senegalneger, Engländer, Turkos, Inder, Franzosen, Kanadier, Zuaven, Algerier fanden sich hier auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammen.

27. April.

In Flandern griffen die Engländer mit sehr starken Kräften die neue Linie unserer Stellungen nördlich und nordöstlich von Ypern an, die drei bis vier Kilometer südlich der bisherigen von dicht nördlich der d'Houdt Ferme am Yserkanal über Saint-Julien in Richtung auf Gravenstafel verläuft. Die Angriffe, die von der deutschen Artillerie südöstlich von Ypern teilweise im Rücken gefaßt wurden, brachen unter außergewöhnlich schweren Verlusten schon im Feuer völlig zusammen. Die durch die feindliche Artillerie gänzlich zusammengeschossenen Häuser von Lizerne sind von uns in der letzten Nacht geräumt worden. Der unmittelbar östlich davon auf dem linken Kanalufer gelegene Brückenkopf wird gehalten. In den bisherigen Kämpfen bei Ypern haben unsere Truppen 50 Maschinengewehre erbeutet.

Den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und Etappenhauptort Poperinghe, etwa 12 Kilometer westlich von Ypern haben wir mit sichtlichem Erfolg zu beschießen begonnen.

28. April.

In Flandern versuchten die Engländer gestern das verlorene Gelände wieder zu erobern. Nachmittags setzten sie beiderseits der Straße Ypern—Pilkem zum Angriff ein, der 200 Meter vor unserer Stellung vollkommen zusammenbrach. Das gleiche Ergebnis hatte in den Abendstunden ein weiterer englischer Vorstoß weiter östlich. Auch hier hatte der Feind starke Verluste. Auf dem westlichen Kanalufer griff der Feind nicht an.

29. April.

Unsere auf dem westlichen Kanalufer befindlichen Stellungen nördlich von Ypern am Yperlébach bei Steenstraate und Het Sas werden seit gestern nachmittag ununterbrochen, aber vergeblich angegriffen. Oestlich des Kanals scheiterte ein gegen unseren rechten Flügel von Franzosen, Algeriern und Engländern gestern abend gemeinsam unternommener Angriff unter sehr starken Verlusten für die Feinde. Die Zahl der von uns in den Kämpfen nördlich von Ypern erbeuteten feindlichen Geschütze hat sich auf 63 erhöht.

30. April 1915.

In Flandern verlief der Tag ohne besondere Ereignisse. Nachts griff der Feind zwischen Steenstraate und Het Sas an, das Gefecht dauert noch an.



Uebersichtskarte über das Kampfgebiet bei Ypern

Die Brückenköpfe auf dem westlichen Kanalufer bei den Orten Steenstraate und Het Sas sind von uns ausgebaut und fest in unserer Hand. Oestlich des Kanals nördlich von Ypern versuchten Zuaven und Turkos unseren rechten Flügel anzugreifen. Ihr Angriff brach in unserem Feuer zusammen.

Die Festung Dünkirchen wurde gestern von uns unter Artilleriefeuer genommen.

An der Küste herrschte rege feindliche Fliegertätigkeit. Fliegerbomben richteten in Ostende nur erheblichen Schaden an Häusern an.

1. Mai 1915.

Die gestern gemeldeten Kämpfe auf dem westlichen Kanalufer nordwestlich von Ypern endeten mit einem sehr verlustreichen Mißerfolge des Feindes. Oestlich des Kanals, nördlich von Ypern, stieß der Feind mehreremale vergeblich vor.

Die Festung Dünkirchen wurde weiter unter Artilleriefeuer gehalten.

Der Feind verlor gestern wieder zwei Flugzeuge. Ein englisches Flugzeug wurde südwestlich von Thielt heruntergeschossen. Ein anderes Flugzeug wurde bei Wieltje nordöstlich von Ypern zum Absturz gebracht und zusammengeschossen.

2. Mai 1915.

In Flandern versuchte der Gegner nach sehr starker Artillerievorbereitung wiederum gegen unsere neue Stellung nordwestlich von Ypern anzurennen, und zwar griffen die Franzosen zwischen dem Kanal und der Straße von Ypern nach Saint-Julien energisch, die Engländer östlich davon matt an. Die Bemühungen waren namentlich infolge unseres sehr wirksamen Flanken- und Rückenfeuers aus der Gegend von Broodseinde und Veldhoek gänzlich erfolglos. Drei Maschinengewehre blieben in unserer Hand.

3. Mai.

In Flandern griffen wir gestern nordöstlich von Ypern beiderseits der Straße Poelcapelle—Ypern mit Erfolg an und nahmen die Gehöfte von Fortuin südöstlich von Saint-Julien.

4. Mai.

In Flandern setzten wir unsere Angriffe von Norden und Osten mit großem Erfolge fort. Heute morgen fielen Zevenkot, Zonnebeke, Westhoek, der Polygoneveldwald, Nonne Bosschen — alles seit vielen Monaten heißumstrittene Orte — in unsere Hand. Der abziehende Feind steht unter dem Flankenfeuer unserer Batterien nördlich und südlich von Ypern.

Meldung des Generals French: Der durch die unerwartete Verwendung vergiftender Gase von seiten des Feindes bewirkte Geländeverlust der letzten Woche hat eine Wiederherstellung der englischen Linie in der Front von Ypern nötig gemacht. Diese Retablierung, die während der letzten paar Tage im Gange war, ist in der letzten Nacht erfolgreich beendet worden. Die neue Linie geht westlich von Zonnebeke. Während der letzten 24 Stunden war die Lage auf der ganzen Front normal mit Ausnahme eines Angriffs nordöstlich von Ypern, der leicht zurückgeschlagen wurde.

5. Mai.

Mit schwersten Verlusten weichen die Engländer weiter in Richtung auf den hart östlich von Ypern gelegenen Brückenkopf zurück. Die Ferme von Vanheule, Eksternest, der Schloßpark von Herenthage und Het Pappotje-Ferme wurde von uns genommen.

6. Mai.

Fast auf der ganzen Front fanden heftige Artilleriekämpfe statt.

Bei Ypern wurden weitere Fortschritte, so durch Einnahme der Ferme Vanheule und an der Bahn Messines—Ypern gemacht. Es wurden einige Hunderte Gefangene und 15 Maschinengewehre erbeutet.

7. Mai.

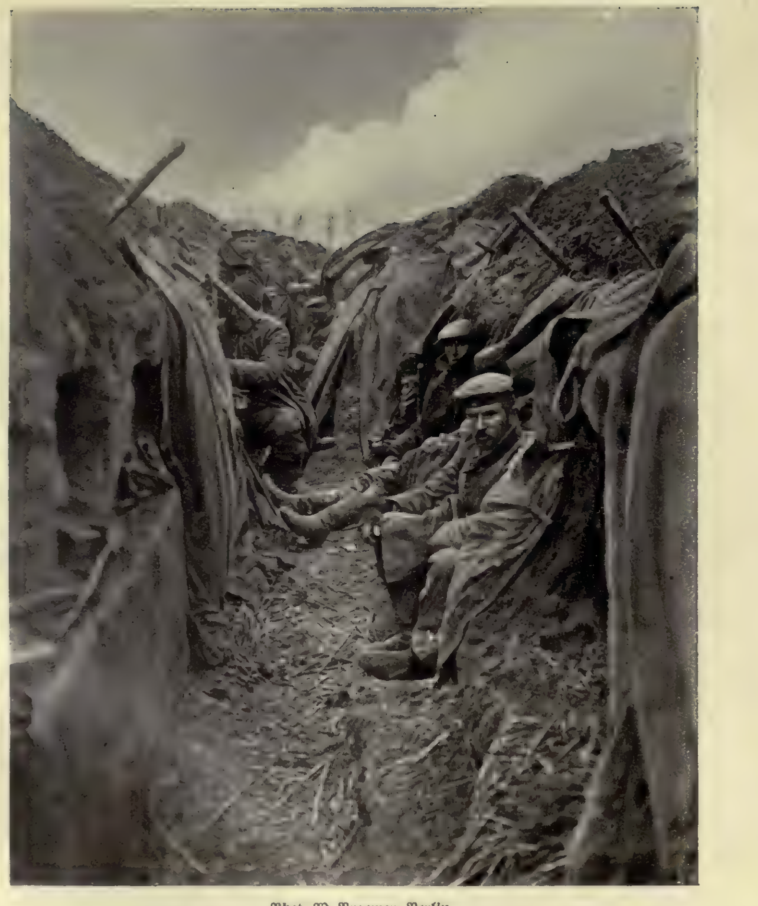
Bei Ypern wurden alle Versuche der Engländer, uns die seit 17. April einen Brennpunkt des Kampfes bildende Höhe 60, südöstlich von Zillebeke, zu entreißen, vereitelt. Wir gewannen dort weiter Gelände auf Ypern. Der Feind verlor bei diesen Kämpfen gestern sieben Maschinengewehre, einen Minenwerfer und eine große Anzahl von Gewehren mit Munition. Bei Fortsetzung ihrer Angriffe erlitten heute die Engländer weitere große Verluste.

8. Mai.

Vor Zeebrügge brachten unsere Küstenbatterien gestern abend einen feindlichen Zerstörer zum Sinken. Auf dem größten Teil der Front fanden die üblichen Artilleriekämpfe statt, die sich an einzelnen Stellen — so bei Ypern, nördlich Arras, in den Argonnen und an den Maashöhen zeitweise steigerten.

9. Mai 1915.

Bei der Fortsetzung unserer Angriffe auf Ypern warfen wir den Gegner aus seiner stark befestigten Stellung zwischen den Straßen Fortuin—Wieltje und Gheluvelt—



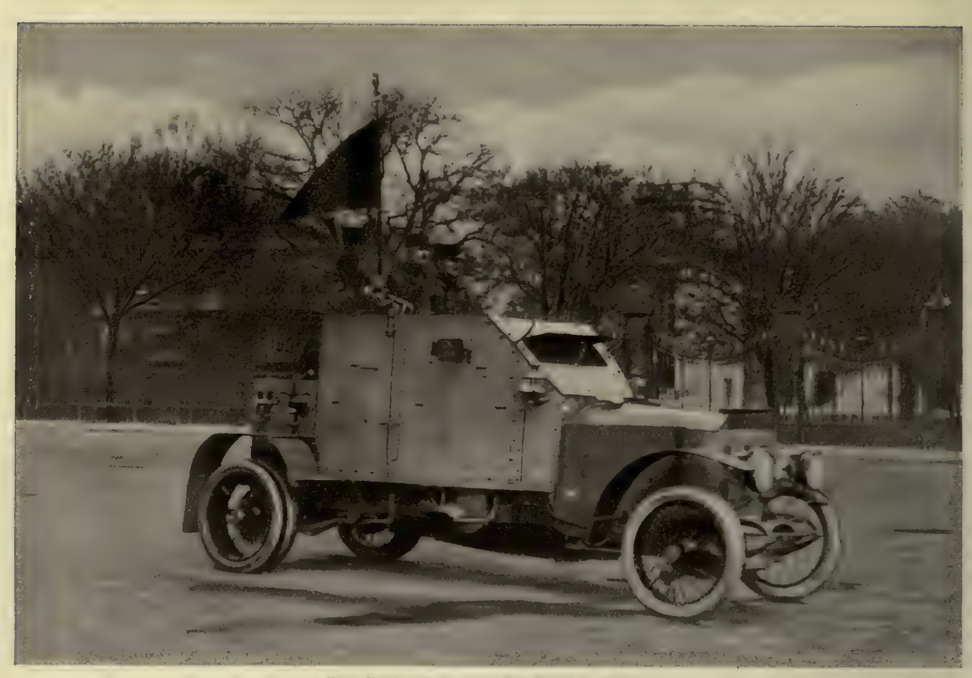
Phot. W. Braemer, Berlin

Blick in einen deutschen Schützengraben
Rechts Höhlen zur Ruhe während des Tages
links Hohlräume zur Aufbewahrung von Ausrüstungsstücken



Phot. W. Braemer, Berlin

Sorgfältig ausgebauter deutscher Schützengraben
mit Holzrosten am Boden, bombensicheren Unterständen und
stufenartigen Auftritten für die Schützen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein belgisches Panzerautomobil auf der Fahrt zur Front



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ermüdete Turkos auf der Rast in den Dünen

Ypern heraus, nahmen die Orte Frezenberg und Verlorenhoek und setzten uns hierdurch in den Besitz wichtiger, die Umgegend von Ypern im Osten beherrschender Höhenzüge. 800 Engländer, darunter 16 Offiziere, wurden bisher gefangen genommen.

10. Mai 1915.

An der Küste machten wir in den Dünen Fortschritte in der Richtung auf Nieuport, nahmen mehrere feindliche Gräben und Maschinengewehre. Ein Gegenstoß des Feindes während der letzten Nacht gelangte bis an Lombartzyde heran, wurde aber dann völlig zurückgeworfen. Auch in Flandern wurde wieder nach vorwärts Gelände gewonnen. Bei Verlorenhoek machten wir 162 Engländer zu Gefangenen.

11. Mai.

Gestern vormittag wurde vor Westende ein englisches Linienschiff durch unser Feuer vertrieben. Oestlich Ypern machten wir Fortschritte und erbeuteten sechs Maschinengewehre.

12. Mai.

Oestlich von Ypern nahmen wir eine wichtige, von schottischen Hochländern verteidigte Höhe. Dünkirchen wurde weiter von uns unter Feuer gehalten. Oestlich von Dixmuiden schossen wir ein englisches Flugzeug ab.

Feindliche Flieger bewarfen gestern die belgische Stadt Brügge mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten.

13. Mai.

Oestlich Ypern nahmen wir einen weiteren feindlichen Stützpunkt.

14. Mai.

Starke englische Angriffe gegen unsere vor Ypern neu gewonnene Front scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind. An der Straße Menin—Ypern gewannen wir in Richtung Hooge weiter Gelände.

15. Mai.

Bei Steenstraate am Ypernkanal wiesen wir einen nächtlichen feindlichen Angriff ab. An der Straße Saint-Julien—Ypern griffen wir weiter an und machten Fortschritte. Drei englische Offiziere mit 60 Mann und einem Maschinengewehr fielen in unsere Hand. Die Zahl der seit dem 22. April bei Ypern von uns gemachten unverwundeten Gefangenen ist auf 110 Offiziere und 5450 Mann gestiegen, wozu noch über 500 verwundete Gefangene kommen.

16. Mai.

Nördlich von Ypern greifen schwarze Truppen seit gestern nachmittag ohne jede Rücksicht auf eigene Verluste unsere Stellungen westlich des Kanals bei Steenstraate und Het Sas an. Bei Het Sas wurden alle Angriffe abgewiesen; bei Steenstraate dauert der Kampf noch an.

17. Mai 1915.

Nördlich von Ypern, westlich des Kanals bei Steenstraate und Het Sas, gaben wir unsere vorgeschobenen Stellungen auf und zogen die dort stehenden schwachen Kräfte, um Verluste durch starkes feindliches Artilleriefeuer zu verhindern, in unsere Hauptstellungen am östlichen Kanalufer zurück.

Unsere Luftschiffe machten erfolgreiche Angriffe auf den Kriegshafen Calais.

Der zusammenfassende Bericht aus dem deutschen Großen Hauptquartier über die Kämpfe bei Ypern Ende April bis Anfang Mai 1915

Nach den schweren Kämpfen des Oktober 1914 (vgl. III, S. 74 f.) waren in Westflandern am Yserkanal ebenso wie auf der übrigen Westfront die Operationen in einen zähen Stellungskrieg übergegangen, der nur zeitweilig von kleinen Offensivunternehmungen auf beiden Seiten

unterbrochen wurde, ohne daß die allgemeine Lage eine wesentliche Aenderung erfuhr. Von der Nordsee folgten die beiderseitigen Stellungen bis Steenstraate (acht Kilometer nördlich von Ypern) im allgemeinen dem Lauf des Yserkanals, dessen westliches Ufer zwischen der See und Dixmuiden an zahlreichen Stellen, zwischen Dixmuiden und Ypern nur bei Drie Grachten von unseren Truppen gewonnen worden war. Zwischen Steenstraate und Oosthoek (4 Kilometer südlich Ypern) sprang die Stellung des Gegners keilförmig über den Kanalabschnitt nach Osten bis zur Straße Passchendaele—Becelaere vor und umschloß in weitem Bogen ein Gebiet, dessen Hauptverbindungen konzentrisch in Ypern zusammenlaufen. Im einzelnen erstreckte sich die Linie des Gegners von Steenstraate nach Osten über Langemarck bis Poelcapelle, das in deutschem Besitz war, nahm westlich dieses Dorfes eine südöstliche Richtung und bog zwischen Wallemolen und Passchendaele nach Süden um; weiter folgte sie der Straße Mosselmart—Broodseinde —Becelaere, von der sie sich 2 Kilometer südöstlich Zonnebeke nach Südosten wandte, um bei Oosthoek auf das Westufer des Kanals zurückzutreten. Dieser von den Franzosen, Engländern und Kolonialtruppen jeder Färbung besetzten Linie lagen die deutschen Stellungen in wechselndem Abstand, im allgemeinen aber sehr nahe, gegenüber.

Das von ihnen umschlossene Gebiet ist, wie die ganze westflandrische Ebene, von flachen Erhebungen und Mulden durchsetzt und mit zahlreichen weitläufigen Ortschaften, Einzelhöfen, Waldstücken, Parks und Hecken so dicht bedeckt, daß die Unübersichtlichkeit des Geländes die Truppenführung und einheitliche Gefechtsleitung schwierig gestaltete. Artilleriebeobachtung ist meist nur von erhöhten Punkten, Kirchtürmen, Windmühlen und ähnlichem möglich, aber auch hier beschränkt die dichte Bodenbewachsung und die feuchte, silbergraue Luft, die die Fernen verschleiert, die Aussicht. Diese Schwierigkeiten des Geländes sind zum Teil der Grund, daß sich der Gegner monatelang in der taktisch ungünstigen Stellung, aus der er jetzt geworfen ist, behaupten und der im April begonnenen deutschen Offensive einen nachhaltigen, nur langsam weichenden Widerstand bieten konnte. Es lag seit langem in der Absicht des deutschen Armeeführers, die taktisch ungünstige Lage des Gegners zum Angriff östlich Ypern auszunutzen. Die Zurückdrängung des Gegners aus seiner vorspringenden Stellung gegen oder über den Yserabschnitt würde die Frontbreite der Armee verringern und den noch in Feindeshand befindlichen Teil Belgiens verkleinern. Auch die moralische Wirkung eines groß angelegten Angriffs auf die Truppen mußte nach dem langen Stellungskampf von Bedeutung sein.

Die Armee Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Albrecht von Württemberg, die an der Yser liegt, konnte an die Verwirklichung dieser Absicht aber erst gehen, nachdem sie über die ihr so nötigen Kräfte verfügte. Der von Norden, Osten und Süden umfaßte Gegner konnte auf die Dauer einem mit ausreichenden Kräften geführten Angriff nicht widerstehen, die deutschen Truppen standen im Norden und Süden von Ypern den dortigen Yserübergängen näher als die am weitesten nach Osten vorgeschobenen Teile des Feindes. Aus dieser Lage ergab sich die Art der Durchführung des Angriffs. Der Hauptangriff mußte nach der Basis der feindlichen Stellung, die der Yserkanal bildete, angesetzt werden, um den Ausgang des Sackes, in dem sich der Gegner östlich Ypern befand, allmählich zuzuschnüren und damit die rückwärtigen Verbindungen zu bedrohen. Da die deutschen Stellungen südlich Ypern bereits auf vier Kilometer gegen die Stadt vorgeschoben, im Norden aber um die doppelte Entfernung von hier entfernt waren, schien der Angriff aus dieser Richtung geboten. Es war anzustreben, daß der Gegner im östlichen Teil des Sackes möglichst lange festgehalten wurde. Der Hauptangriff durfte daher nicht zu weit nach Osten ausgedehnt werden, während den übrigen Teilen der Einschließungsfront die Aufgabe zufiel, den gegenüberstehenden Gegner zu fesseln. Diese Gedanken leiteten die am 22. April 1915 beginnende Offensive.

An diesem Tage waren die Vorbereitungen beendet, die der schwierige Angriff gegen eine seit Monaten ausgebaute, von einem zähen Verteidiger besetzte Stellung forderte. Sechs Uhr abends brachen unsere Truppen aus der Linie Steenstraate—Langemarck vor. Der vollkommen überraschte Feind überließ ihnen seine erste und zweite Stellung, die 30 bis 500 Meter vor unserer Front lagen, und floh in westlicher Richtung über den Kanal und nach Süden, während seine Artillerie die nachdrängenden Deutschen aufzuhalten suchte. Als aber die Nacht herabsank, standen die Angriffstruppen in einer Linie, die dem Kanal von Steenstraate über Het Sas bis zwei Kilometer südwestlich Pilkem folgte und, von hier nach Osten umbiegend, in Richtung Kersselaere die alten Stellungen des nächsten Abschnittes erreichte. Nur bei Steenstraate hatte der Feind heftigen Widerstand geleistet, aber dennoch war es gelungen, den Ort abends zu nehmen und hier, ebenso wie bei Het Sas mit Teilen das linke Kanalufer zu gewinnen. Das taktische Ergebnis des ersten Kampftages war, daß Gelände in einer Breite von neun Kilometern und in einer Tiefe von drei Kilometern gewonnen, der Ausgang des Sackes somit wesentlich verengert worden war; außerdem war in zwei neuen Stellungen westlich des Kanals fester Fuß gefaßt. Gleichzeitig mit dem Hauptangriff wurde der Gegner auf der ganzen übrigen Front beschäftigt.

Es war vorauszusehen, daß die Verbündeten, nachdem sie ihren Verlust in vollem Umfange erkannt hatten, versuchen würden, das Verlorene wiederzugewinnen. Die am 23. April 1915 beginnenden Kämpfe stellen auf seiten des Gegners eine fast ununterbrochene Reihe von Versuchen dar, die Deutschen aus ihren neuen Stellungen zurückzudrängen, um sich von dem Druck auf die rückwärtigen Verbindungen zu befreien und das westliche Kanalufer dann in die Hand zu bekommen, um von hier den deutschen Hauptangriff im Rücken zu bedrohen. Die Aufgabe der deutschen Truppen war, die gewonnenen Stellungen nicht nur zu behaupten, sondern unter Ausnutzung jeder günstigen Gelegenheit weitere Fortschritte in südlicher Richtung zu machen und den Ring um den Feind immer enger zu schließen. Bis zum 2. Mai 1915 spielten sich die Kämpfe am Kanal und zwischen ihm und der Straße Passchendaele—Broodseinde ab. Bereits am 23. April setzten die feindlichen Gegenangriffe ein, aber an diesem Tage verfügte der Gegner anscheinend nur über geringe Menschenkräfte. Zwei Angriffe, von zwei französischen Regimentern und einem englischen Bataillon getrennt unternommen, brachen vor den schnell ausgebauten Stellungen zusammen. Die Angriffe waren gegen den westlichen Abschnitt unserer Front angesetzt, in der Erkenntnis, daß aus dieser Richtung die größte Gefahr drohte. An den folgenden Tagen dehnten sich die Kämpfe weiter nach Osten aus, aber die stärksten Angriffe richteten sich immer wieder gegen den Westabschnitt, gegen den auch die Artillerie des Gegners vom linken Kanalufer flankierend wirken konnte. Die erbitterten Kämpfe, bei denen beide Seiten abwechselnd Angreifer und Verteidiger waren, kennzeichnen sich meist als Einzelgefechte auf der in dem unübersichtlichen Gelände vielfach gebrochenen Front.

Es erübrigt sich, den Kämpfen in den Tagen bis zum 2. Mai 1915 im einzelnen nachzugehen. Es ist ein zähes Ringen, in dem die Stärke der angreifenden Truppen bedeutend schwankt, größere zusammenhängende Angriffe des Gegners aber selten sind. Ueber Ypern zieht er Verstärkungen heran, die auf etwa zwei englische und ein bis zwei französische Divisionen zu schätzen sind. Am 24. April wird der Angriff einer englischen Division unter schwersten Verlusten für diese abgeschlagen. Am 25. werden fünf englische Bataillone westlich Saint-Julien durch flankierendes Maschinengewehrfeuer fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Den stärksten Angriff brachte der 26. April, als etwa ein Armeekorps zwischen den Straßen von Pilkem nach Ypern und Saint-Julien sowie weiter östlich vorging; er wurde blutig abgewiesen, 3000 tote Engländer blieben

liegen. Denselben Mißerfolg hatte ein an dem Kanal angelegter breiter Angriff am folgenden Tag. Auch aus dem östlichen Punkt ihrer Stellung bei Broodseinde versuchten die Engländer einen Vorstoß. Ein starker, aber erfolgloser französischer Angriff am 1. Mai in unserem Westabschnitt stellte den letzten Versuch des Gegners dar, seine Stellung, in die er am 23. April gedrängt war und die er am 3. Mai ebenfalls aufgeben mußte, wieder vorzutragen. Die außerordentlich großen Verlusten in diesen Kämpfen — vom 23. April bis 1. Mai 1915 — außer tausenden Toten und Verwundeten — etwa 5000 Gefangene, 65 Geschütze, darunter vier schwere englische lange Kanonen und anderes Kriegsmaterial — hatten den Verbündeten kein Stück des am 22. April verlorenen Geländes zurückgebracht. Dagegen war es unseren Truppen gelungen, die eigenen Linien langsam in Gegend Saint-Julien — nordwestlich s' Gravenstafel — vorzuschieben. Von großer Wirkung war das Feuer der deutschen Artillerie, das sich Tag und Nacht, auch auf die feindliche Front, gegen die rückwärtigen Verbindungen, sowie Ypern richtete und sogar den zwölf Kilometer westlich dieser Stadt gelegenen Etappenhauptort Poperinghe erreichte. Die Batterien unseres Südflügels konnten nach dem Erfolg des 22. April die Angriffe gegen unseren Nordflügel im Rücken wirkungsvoll unter Feuer nehmen. Der ganze Raum, den die Stellung des Gegners umschloß, war von drei Seiten durch unser Feuer beherrscht, dessen verheerende Wirkung zahlreiche Brände bekundeten. Ypern brannte.

Der Gegner hatte den Ernst seiner Lage erkannt; das bewiesen seine verzweifelnden, Verluste nicht achtenden Angriffe. Die Meldungen über das Herausziehen schwerer Artillerie aus dem Sack und der Bau eines Brückenkopfes, dicht östlich Ypern, sprachen dafür, daß die Verbündeten mit dem schließlichen Verluste ihrer vorgeschobenen Stellungen, vielleicht mit dem Verlust des ganzen östlichen Yserufers rechneten. Am Kanal zwischen Steenstraate und Het Sas hatten sich selbständige Kämpfe, unabhängig von den bisher geschilderten, entwickelt, mit denen sie nur durch gegenseitige artilleristische Unterstützung der benachbarten Abschnitte gegen die flankierenden Batterien des Gegners auf dem Westufer des Kanals verbunden waren. Nach der Festsetzung unserer Truppen auf dem linken Kanalufer in der Nacht vom 22. zum 23. April war es ihre nächste Aufgabe, die gewonnenen Stellungen in zusammenhängender Linie unter Gewinnung von Raum nach vorwärts auszubauen. Diesem Bestreben setzte der Gegner heftigen Widerstand entgegen. In der Nacht vom 23. zum 24. April entwickelten sich schwere Kämpfe, besonders westlich Steenstraate, in denen unsere Truppen das Dorf Lizerne vor dem rechten Flügel der Front stürmten. In erbittertem Nahkampf mußte Haus für Haus genommen werden und auf beiden Seiten waren die Verluste schwer. Ein Vorgehen über das Kanalhindernis in Gegend Boesinghe, um eine breite Basis auf dem Westufer zu gewinnen, war unausführbar, weil der Gegner die Brücken gesprengt hatte. Der Vorstoß über den Kanal veranlaßte aber den Gegner in den folgenden Tagen, gegen diese verhältnismäßig schmale deutsche Front bedeutende Verstärkungen heranzuziehen, die für die entscheidenden Kämpfe in dem Sack östlich Ypern verloren gingen. Gegen die energischen Angriffe des Gegners, die am 26. April begannen, hatten unsere Truppen einen schweren Stand. Den Brennpunkt bildete das Dorf Lizerne, dessen vorgeschobene Lage es den feindlichen Batterien ermöglichte, den Ort durch konzentrisches Feuer so völlig zuzudecken, daß der Entschluß gefaßt wurde, diesen in der Nacht vom 26. zum 27. freiwillig zu räumen und die Besatzung in den rückwärts gelegenen, stark ausgebauten Brückenkopf auf dasselbe Kanalufer zurückzunehmen. Am 28. April gelang es dem Gegner, in einen kleinen Teil unserer Front bei Het Sas vorübergehend mit schwachen Kräften einzudringen, die indessen bald durch voreilende Reserven zurückgeworfen wurden. Bei einer Wiederholung dieses Angriffs suchte der Gegner vergeblich durch einen gleichzeitigen

Vorstoß durch Turkos und Zuaven auf dem östlichen Ufer längs des Kanals den Frontalangriff zu erleichtern. In den ersten Maitagen nahm die lebhafte Tätigkeit der französischen Infanterie gegen unsere Kanalstellungen ab; der Gegner beschränkte sich hier in der Hauptsache auf Artilleriekämpfe, denn die Entwicklung der Lage in dem Sack östlich Ypern zog seine ganze Aufmerksamkeit dorthin.

Die Schilderung der dortigen Kämpfe bis zum 2. Mai hat gezeigt, daß in ihnen im allgemeinen dem Gegner die Rolle des Angreifers überlassen wurde, und die vergeblichen, in ihrer Gesamtheit blutig abgewiesenen Angriffe mußten ihn schwächen und seinen inneren Halt erschüttern, wodurch die Fortsetzung des deutschen Angriffs günstig vorbereitet wurde. Der Entschluß hierzu wurde am 2. Mai gefaßt. Am Abend dieses Tages begann der Angriff auf der ganzen Nord- und Nordostfront; im Westen kam er in der Mitte, südlich Saint-Julien, in dem Abschnitt zwischen dem westlich des Dorfes gelegenen Wäldchen und der Straße Langemarck—Zonnebeke, vorwärts. Noch vor Einbruch der Nacht war hier Gelände in einer Tiefe von $1/2$ bis 1 Kilometer gewonnen, und die Straße Mosselmart—Fortuin erreicht; der Häuserkampf in dem letztgenannten Orte endete mit dem deutschen Sieg. Zu beiden Seiten dieses Angriffsstreifens entwickelten sich ebenfalls hartnäckige Kämpfe, in denen unsere Truppen nur sehr langsam Boden gewannen. Trotz heftiger feindlicher Gegenangriffe schob sich aber unsere Linie am 3. Mai weiter vor. In kühnem Sturm entrissen württembergische und sächsische Bataillone den Engländern das als Stützpunkt stark ausgebaute Wäldchen nördlich s' Gravenstafel, den Eckpfeiler im Schnittpunkt der feindlichen Nord- und Ostfront. Die die Gräben füllenden englischen Leichen bezeugten den tapferen Widerstand des Gegners.

Der starke Druck des von der gesamten Artillerie gestützten deutschen Angriffs verfehlte nicht seine Wirkung auf die Entschlüsse des Gegners. Wieder war der Sack, in dem er sich befand, enger geworden und mit dem weiteren Fortschreiten des deutschen Angriffs wuchs die Gefahr, daß die am weitesten nach Osten vorgeschobenen Teile nicht mehr rechtzeitig zurückgenommen werden konnten. Schon am Abend des 2. Mai hatten Flieger den Rückmarsch kleinerer Abteilungen in westlicher Richtung und die Fertigstellung des feindlichen Brückenkopfes dicht östlich Ypern gemeldet. Im Rücken der feindlichen Front war auffallend wenig Bewegung festzustellen.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai baute der Gegner ab. Seine ganze Nord-, Ost- und Südfront zwischen Fortuin, Broodseinde, Klein-Zillebeke gab er in einer Breite von 15 Kilometern auf und überließ unseren überall sofort nachdrängenden Truppen Gelände in einer Tiefe von $1/2$ bis 3 Kilometern. Es waren seit langem nicht mehr gesehene Bilder des Bewegungskrieges, als unsere Schützenlinien, von geschlossenen Abteilungen gefolgt, die flandrische Landschaft belebten, lange Artillerie- und Munitionskolonnen im Trabe nachgezogen wurden und Reserven in grünen Wiesen und verlassenen englischen Stellungen lagen. Ueberall in dem vernichteten Landstrich waren die gewaltigen Wirkungen unserer Kampfmittel zu sehen. Im westlichen und mittleren Abschnitt ihrer Nordfront, wie in den westlichsten Teilen ihrer Südfront behaupteten die Verbündeten ihre Stellungen mit zähem Widerstand; um den Rückzug der übrigen Teile zu decken. Diese setzten sich erneut in der ungefähren Linie 700 Meter südwestlich Fortuin—Frezenberg—Eksterneft — Ostrand des Waldes östlich Zillebeke — fest, und hiermit beginnt ein neuer Abschnitt der Kämpfe.

Das vom Gegner behauptete Gebiet östlich des Kanals, das bis zum 22. April eine Frontbreite von 25 Kilometern und eine größte Tiefe von neun Kilometern hatte, ist auf 13 Kilometer Breite und fünf Kilometer Tiefe zusammengeschrumpft. Der Sack ist so bedeutend enger geworden und der konzentrischen Wirkung der deutschen Artillerie noch mehr als bisher ausgesetzt.

Der zusammenfassende Bericht des Generals French über die Kämpfe bei Ypern Ende April bis Mitte Mai 1915

Feldmarschall Sir John French hat einen ausführlichen Bericht über die Ypernkämpfe von Ende April und Anfang Mai 1915 erstattet, der allerdings erst Mitte Juni 1915 veröffentlicht werden durfte. Darin schildert er nach der „Frankfurter Zeitung" die Kämpfe folgendermaßen: „Ich bedauere lebhaft, daß die Gefechte auf feindlicher Seite durch zynische und barbarische Mißachtung der zivilisierten Kriegsgebräuche und Bestimmungen der Haager Konvention befleckt worden sind. Anscheinend sind alle wissenschaftlichen Hilfsmittel Deutschlands aufgeboten worden, um ein solch giftiges Gas herzustellen, daß alle menschlichen Wesen, die in seinen Bereich kommen, erst gelähmt und dann einem qualvollen Tode ausgesetzt werden. Die günstigen Wetterverhältnisse, die die Verwendung dieses Mittels gestatteten, waren gerade in der Umgegend von Ypern vorhanden; zweifellos haben die giftigen Dämpfe denn auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes die Operationen entscheidend beeinflußt, bis sie durch Gegenmittel unwirksam gemacht wurden. Als Soldat kann ich nur das tiefste Bedauern darüber aussprechen, daß eine Armee, die bisher den Anspruch erhob, als Bannerträgerin der Ritterlichkeit zu gelten, zu solchen Mitteln hinabsteigen konnte.

Am 17. April 1915 wurde die als Hügel 60 bekannte Anhöhe, die dem Feinde als ausgezeichneter Beobachtungsposten diente, erfolgreich miniert und erobert, aber am frühen Morgen des folgenden Tages gelang es dem Feinde, unsere Truppen vom rechten Abhang zurückzudrängen. Am 1. Mai erfolgte ein neuer Versuch der Feinde, den Hügel zurückzuerobern, unter Hilfe von betäubenden Gasen, die die Leute auf einer Front von etwa 400 Metern hinwarfen; ein zweiter und noch heftigerer Gasangriff, der von vorteilhafteren Windverhältnissen begünstigt war, ermöglichte es dem Feinde am 5. Mai, den Hügel in seinem ganzen Umfange zurückzuerobern. Ende Februar hatte ich auf Wunsch des Generals Joffre einige französische Gräben von unseren Truppen besetzen lassen, und am Abend des 22. April standen die Linien östlich von Ypern wie folgt: von Steenstraate bis östlich Langemarck, an der Straße nach Poelcapelle, eine französische Division, von dort ab in südöstlicher Richtung die Straße Paschendaele—Becelaere zu, eine kanadische Division, eine weitere Division hielt die Linien östlich von Zonnebeke bis zu einem Punkte im Westen von Becelaere und eine vierte Division setzte die Front in südöstlicher Richtung bis zur nördlichen Flanke des anschließenden Korps fort."

General French schildert dann die panikartige Flucht der französischen Division, die natürlich nur dem Gas zuzuschreiben war. Die Empörung über die Dämpfe, die ohne vorherige Warnung losgelassen wurden, hinderten ihn nicht, die Schuld der Franzosen an dem Unglück recht deutlich hervorzuheben. Die erwähnte französische Division wurde zu jeder Aktion unfähig gemacht. Innerhalb einer Stunde mußte die gesamte Linie, nebst fünfzig Kanonen, preisgegeben werden. „Die linke Flanke der kanadischen Division," so heißt es weiter, „war infolge des französischen Rückzuges in gefahrdrohender Weise einem schweren Flankenangriff ausgesetzt, aber die Kanadier hielten sich mit großartiger Hartnäckigkeit und Tapferkeit. Die hervorragenden Truppen wandten eine Katastrophe ab, die von den ernstesten Folgen begleitet gewesen wäre. Während der ganzen Nacht wurden die feindlichen Angriffe zurückgeschlagen und schließlich die Verbindung mit der französischen Rechten auf einer neuen Linie wiederhergestellt. Die zweite schwere Londoner Batterie, die der kanadischen Division zugeteilt war, befand sich bei Beginn der Kämpfe hinter dem Rücken der französischen Rechten und fiel, da sie in den Rückzug der Franzosen mit hineingezogen wurde, in die Hände des Feindes. Die Kanadier nahmen die Geschütze zwar in einem Gegenangriff wieder, mußten sie aber zurücklassen, als sie gezwungen waren, von neuem zu weichen.

Nachdem der Feind sich am Westufer des Ypernkanals festgesetzt hatte, befürchtete ich, daß ein Keil zwischen die französischen und belgischen Truppen getrieben werden könnte. Ich ordnete deshalb an, daß ein Teil der nordwärts gesandten Verstärkungen zur Unterstützung des Generals Pulz verwendet werden sollte, dem es sonst schwergefallen wäre, ein weiteres Vordringen der Deutschen am Westufer zu verhindern.

Am Morgen des 23. April besuchte ich General Foch, der mir mitteilte, daß es seine Absicht sei, die ursprüngliche Linie wiederherzustellen und die Gräben zurückzugewinnen, die die französische Division verloren hatte. Er sprach den Wunsch aus, daß ich meine jetzige Linie beibehalten möchte, wobei er mir die Versicherung gab, daß die ursprüngliche Stellung in wenigen Tagen wiedergewonnen sein werde. Er teilte mir auch mit, daß bedeutende Verstärkungen unterwegs wären, um General Pulz zu stützen. Ich war mit dem klugen Wunsch des Generals, die alte Linie wiederherzustellen, einig und versprach, mit ihm zusammenzuwirken unter der Bedingung, daß die Position innerhalb einer bestimmten Frist wiederhergestellt sein müßte, andernfalls könnte ich die britischen Truppen nicht in einer solch entblößten und gefährlichen Lage belassen. Am 23. April war die deutsche Artillerie während des ganzen Tages sehr tätig, und der Verlust unserer Geschütze, der uns verhinderte, wirksam zu begegnen, erschwerte unsere Lage bedeutend. Die Lage östlich des Kanals war in den folgenden zwei bis drei Tagen äußerst kritisch. Die Verwirrung, die durch den plötzlichen Rückzug der französischen Division entstand, führte zu einem Durcheinander der Verbände und zu einer Verschiebung in den Kommandoverhältnissen, die kaum zu vermeiden war. All das führte zu schweren Verlusten, aber erst am 25. April gelang es dem Feinde, den linken Flügel der kanadischen Division von dem Punkte zurückzutreiben, an dem er die Verbindung mit der französischen Linie bewerkstelligt hatte. Den Franzosen war es gelungen, Lizerne zurückzugewinnen und bei Steenstraate und Het Sas einige Vorteile zu gewinnen, aber bis zum 28. April war die Wiedereroberung der ursprünglichen Stellung um keinen Schritt weiter gediehen, und ich gab deshalb Sir Herbert Plumer, der die Operationen leitete, Anweisungen, den Rückzug auf die festgesetzte neue Linie vorzubereiten. Am Morgen des 29. April beschwor mich General Foch, den Rückzug noch hinauszuschieben und den Angriff abzuwarten, der am 30. April nach Eintreffen namhafter Verstärkungen erfolgen sollte. Ich willigte in den Aufschub ein. Da die Franzosen aber keine nennenswerten Fortschritte machen konnten, befahl ich, den Rückzug zur neuen Linie am 1. Mai zu beginnen. Die neue Linie wurde dementsprechend am 4. Mai bezogen. Während des ganzen Zeitraumes, von dem Tag ab, an dem der erste Durchbruch erfolgte, waren alle Truppen im Kampfgebiete einer ständigen, überaus heftigen Artilleriebeschießung ausgesetzt, zu der anscheinend eine riesige Zahl von Geschützen und ein unbegrenzter Munitionsvorrat zur Verfügung stand. Unter einem derartig überlegenen Feuer war es unmöglich, wirksame Verschanzungen zu graben und die Linie gehörig auszubauen, zumal sich Verwirrung und Demoralisation nach der ersten großen Gasüberraschung und den folgenden Gasangriffen geltend machten. Am 8. Mai begann ein rasendes Bombardement gegen die gesamte Front des 5. Korps, das sich allmählich auf die Front der Division vor Frezenberg konzentrierte. Dieses Feuer ebnete unsere Gräben vollständig ein und verursachte uns ungeheure Verluste. Der Beschießung folgte ein schwerer Infanterieangriff, vor dem die unseren weichen mußten. Wie General Plumer berichtet, wurde die rechte Flanke einer Brigade um 10 Uhr 15 Minuten gebrochen, dann das Zentrum, dann ein Teil der linken bei der südlich anschließenden Brigade. Um 12 Uhr 25 Min. wurde das Zentrum einer Brigade zur Linken durchbrochen, ihr rechtes Bataillon, die 1. Suffolks, hielten aus und wurden anscheinend umzingelt und überwältigt. Um 3 Uhr 30 Minuten nachmittags unternahmen wir einen Gegenangriff, der bis Frezenberg kam,

aber schließlich zurückgeschlagen und trotz wiederholter Versuche auf einer Linie nördlich und südlich von Verlorenhoek aufgehalten wurde. Dem 12. London-Regiment gelang es unter großen Opfern, die ursprüngliche Linie zu gewinnen. Am 9. Mai setzten die Deutschen die Beschießung fort. Sie konzentrierten ihr schweres Granatenfeuer auf die Gräben der Gloucestershires und der Cameron-Hochländer, und ließen einen Infanterieangriff folgen, der zurückgeschlagen werden konnte. Ein erneuter Angriff führte zur Eroberung eines 150 Yards breiten Grabenstückes. Die Gloucestershires wagten einen Gegenangriff, erlitten jedoch schwere Verluste und mußten den Versuch aufgeben. Um 3 Uhr nachmittags beschoß der Feind die gesamte Front der im Zentrum befindlichen Division; es wurde gemeldet, daß die rechte Brigade dieser Division schwere Verluste hätte, sich aber noch halten könne.

Am 10. Mai waren die Gräben auf beiden Seiten des Weges von Menin nach Ypern einer schweren Beschießung ausgesetzt. Nachdem die Gräben vollständig zerstört, und größere Teile der Besatzung unter den Trümmern begraben waren, gingen die King's Royal Rifles und die 4. Schützenbrigade auf die Gräben westlich vom Bellegarder Walde zurück. Die Beschießung war so heftig, daß der Versuch, eine Verbindung mit dem Wald zu schaffen, aufgegeben werden mußte, weil die gefällten Bäume ein undurchdringliches Hindernis bildeten. Am 11. Mai konzentrierte die feindliche Artillerie ihr Feuer auf die Stellung der 2. Cameron-Hochländer und der 1. Argyll- und Sutherland-Hochländer. Die Deutschen griffen dann mit großer Macht an, und es gelang ihnen, in die Gräben einzudringen. Zweimal wurden sie vertrieben, kamen aber immer wieder. Schließlich mußte das Grabenstück, das inzwischen vollständig eingeebnet und durch das schwere Granatenfeuer des Feindes unhaltbar geworden war, geräumt werden. Die Stellung wurde nur durch die überlegene Artillerie des Feindes bewältigt. Wir fügten ihm aber schwere Verluste zu, außerdem dürfte die gewonnene Stellung für ihn nicht von großem Werte sein.

In der Nacht vom 12. zum 13. Mai wurde die Linie reorganisiert und die Division im Zentrum durch zwei Kavalleriedivisionen ersetzt. Am 13. Mai um 4 Uhr 30 Min. morgens brach das schwerste Bombardement aus, das jemals zu verzeichnen war, und dauerte ohne Unterbrechung den ganzen Tag hindurch. Gegen 8 Uhr abends mußte die Kavalleriebrigade zu beiden Seiten der Bahnlinie, nachdem sie schwere Verluste erlitten hatte und ihre Gräben so gut wie verschwunden waren, um etwa 800 Yards zurückweichen."

Zum Schlusse berichtet French, daß er von den verlorenen Kilometern etwa 600 Yards zurückgewonnen habe.

Ueber die Berechtigung der Verwendung von betäubenden Gasen im Kriege

Nachdem die Franzosen und Engländer systematisch seit vielen Monaten Geschosse mit betäubenden Gasen zur Anwendung gebracht hatten, sah sich die deutsche Heeresleitung gezwungen, auch ihrerseits diese neuen Kampfmittel zu benutzen. Sofort erhob sich ein Sturm der Entrüstung bei den Verbündeten, der zu einer wohl offiziösen Erklärung des Wolffschen Telegraphenbureaus über die Berechtigung der Verwendung von betäubenden Gasen bei Kriegshandlungen veranlaßte, die folgenden Wortlaut hat: „Im Auslande wird die deutsche Armee wegen der kriegsmäßigen Verwendung von betäubenden Gasen noch immer mit Vorwürfen überhäuft. Soweit dem nicht völlige Unkenntnis der tatsächlichen und der rechtlichen Verhältnisse zugrunde liegt, kann es sich nur um eine geheuchelte Entrüstung handeln. Man will die deutsche Kriegführung mit allen Mitteln verächtlich machen, um die Augen der Welt von den zahlreichen Verletzungen des Kriegsrechts abzulenken, die unsere Feinde sich zu schulden kommen lassen.

Die wahre Sachlage ergibt sich aus der folgenden Erklärung des Großen Hauptquartiers, die am 22. April 1915 bekannt gegeben wurde:

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein englisches Militärautomobil hinter der Front



Phot. A. Grohs, Berlin

Eine englische Feldküche hinter der Front



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Französische Infanterie auf dem Wege zur Front durch die Dünen Flanderns



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Englische Infanterie auf dem Marsche in Flandern

„In einer Veröffentlichung vom 21. April 1915 (vgl. S. 145) beklagte sich die englische Heeresleitung darüber, daß deutscherseits entgegen allen Gesetzen zivilisierter Kriegführung bei der Wiedereinnahme der Höhe 60 südöstlich Ypern Geschosse, die beim Platzen erstickende Gase entwickeln, verwendet worden seien. Wie aus den deutschen amtlichen Bekanntmachungen hervorgeht, gebrauchen unsere Gegner seit vielen Monaten dieses Kriegsmittel. Sie sind also augenscheinlich der Meinung, daß das, was ihnen erlaubt sei, uns nicht zugestanden werden könne. Eine solche Auffassung, die in diesem Kriege ja nicht den Reiz der Neuheit hat, begreifen wir, besonders im Hinblick darauf, daß die Entwicklung der deutschen Chemiewissenschaft es natürlich gestattet, viel wirksamere Mittel einzusetzen als die Feinde — können sie aber nicht teilen. Im übrigen trifft die Berufung auf die Gesetze der Kriegführung nicht zu.

Die deutschen Truppen verfeuern keine „Geschosse, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten" (Erklärung im Haag vom 29. Juli 1899), und die beim Platzen der deutschen Geschosse entwickelten Gase sind, obschon sie sehr viel unangenehmer empfunden werden als die Gase der gewöhnlichen französischen, russischen oder englischen Artilleriegeschosse, doch nicht so gefährlich wie diese. Auch die im Nahkampf von uns verwendeten Rauchentwickler stehen in keiner Weise mit den „Gesetzen der Kriegführung" im Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als die Potenzierung der Wirkung, die man durch ein angezündetes Stroh- oder Holzbündel erzielen kann. Da der erzeugte Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen.

Diese kurze, den Tatbestand eigentlich erschöpfende Erklärung konnte jeden Unvoreingenommenen überzeugen. Wenn trotzdem unsere Feinde die Anschuldigungen weiter verbreiten, so ist dagegen im wesentlichen nur noch der ausführliche Nachweis zu führen, daß die Franzosen und Engländer tatsächlich lange vor uns Stickgase zur Anwendung gebracht haben. Auch wird man etwas näher auf die Geschichte und den Sinn der Haager Erklärung von 1890 eingehen können, um die „Entrüstung" unserer Gegner ins rechte Licht zu setzen.

Seit vielen Monaten gebrauchten die Franzosen und die Engländer Geschosse, die beim Platzen erstickende Gase entwickeln, und es ist festzustellen, daß auf ihrer Seite die Verwendung von Stickgasen nicht etwa ab-, sondern erheblich zunahm, ja: daß umfassende, systematische Vorbereitungen dafür getroffen wurden. Wir erinnern zunächst an die deutschen Hauptquartierberichte vom 13., 14., 16. und 17. April (vgl. S. 13, 69, 70, 144), in denen amtlich gemeldet wird, daß die Franzosen bei Suippes und bei Verdun, die Engländer bei Ypern wieder Geschosse, Minen und Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung angewendet haben. Der Bericht vom 16. April 1915 sagt ausdrücklich: „die Verwendung von Bomben mit erstickend wirkender Gasentwicklung und von Infanterieexplosivgeschossen seitens der Franzosen nimmt zu."

Für jedermann, der sich ein unbefangenes Urteil bewahrt hat, werden diese amtlichen Feststellungen der durch strenge Wahrhaftigkeit ausgezeichneten deutschen Heeresleitung schon genügen, um die Verwendung von Stickgasen seitens unserer Gegner als bewiesen anzusehen. Wer trotzdem noch an der Tatsache zweifelt, der entnehme den Nachweis für die planmäßige Vorbereitung dieser Kampfart durch die Franzosen der nachfolgenden Mitteilung des französischen Kriegsministeriums, geschrieben am 21. Februar (!) 1915. Sie lautet in deutscher Ueberſetzung:

Bemerkungen über Geschosse mit betäubenden Gasen.

Die sogenannten Geschosse mit betäubenden Gasen, die von unserer Zentralwerkstätte hergestellt werden, enthalten eine Flüssigkeit, die nach der Explosion Dämpfe ausströmt, die Augen, Nase und Kehle reizen.

Es gibt zwei Arten: Handgranaten und Patronen.

Handgranaten.

Die Granaten haben die Form eines Eies, ihr Durchmesser beträgt in der Mitte sechs Zentimeter, ihre Höhe zwölf Zentimeter, ihr Gewicht 400 Gramm. Sie sind für kleine Entfernungen bestimmt und haben eine Vorrichtung, um mit der Hand geworfen zu werden.

Sie sind mit einer Aufschrift versehen, auf der die Gebrauchsanweisung steht. Angezündet werden sie mit einem kleinen, an die Gebrauchsanweisung angeklebten Reibstoff, worauf sie fortgeworfen werden müssen.

Die Explosion erfolgt sieben Sekunden nach der Zündung. Ein kleiner Deckel aus Messing und ein angeschraubter Pfropfen sichern die Zündmasse nach außen. Ihr (der Handgranaten) Zweck ist, die Umgebung der Stelle, an der sie platzen, unhaltbar zu machen. Ihre Wirksamkeit wird durch starken Wind erheblich beschränkt.

Patronen.

Die Patronen haben eine zylindrische Form. Ihr Durchmesser beträgt 28 Millimeter, ihre Höhe zehn Zentimeter, ihr Gewicht 200 Gramm. Sie sind zur Verwendung auf eine größere Entfernung bestimmt, als mit Handgranaten erreicht werden kann. Unter einem Abgangswinkel von 25 Grad gehen sie 230 Meter weit. Sie haben Zentralzündung und werden mit dem Leuchtkugelgewehr abgefeuert.

Das Pulver entzündet eine kleine inwendige Zündmasse, durch welche die Patrone fünf Sekunden nach Verlassen des Laufes zur Entzündung gebracht wird.

Die Patronen haben den gleichen Zweck, wie die Handgranaten, aber infolge der ganz geringen Flüssigkeitsmengen muß man sie in größerer Anzahl gleichzeitig abfeuern.

Anzuwendende Vorsichtsmaßregeln bei Angriffen auf Schützengräben, in die man solche Geschosse mit Erstickungsgasen geworfen hat.

Die durch die Geschosse mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, wenigstens nicht bei geringen Mengen, und ihre Wirkung ist nur augenblicklich, die Dauer der Wirkung hängt von den Luftverhältnissen ab.

Es empfiehlt sich daher, die Schützengräben, in die solche Handgranaten geworfen wurden, und die der Feind trotzdem nicht geräumt hat, anzugreifen, bevor die Dämpfe vollständig verschwunden sind. Die Sturmtruppen müssen ferner mit Schutzbrillen versehen und außerdem darüber belehrt werden, daß die unangenehme Empfindung in Nase und Kehle ungefährlich ist und keine dauernde Störung zur Folge hat."

Hier haben wir den bündigen Beweis dafür, daß die Franzosen schon vor mindestens einem halben Jahr Geschosse mit Stickgasen in staatlichen Werkstätten hergestellt haben. Die Anzahl muß so groß gewesen sein, daß sich das französische Kriegsministerium schließlich veranlaßt sah, schriftliche Anweisungen über die Benutzung dieser Kampfmittel auszugeben. Welche Heuchelei, wenn dieselben Leute sich darüber „entrüsten", daß die Deutschen viel später auf dem vorgezeichneten Wege nachgefolgt sind! Sehr bezeichnend ist die Wendung in der amtlichen französischen Anweisung: „Die durch die Geschosse mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, wenigstens bei geringen Mengen." Gerade diese Einschränkung enthält das unzweideutige Eingeständnis, daß die französischen Stickgase tödlich wirken, wenn sie in größerem Umfange angewendet werden.

Wir erinnern ferner daran, daß in amerikanischen Blättern — dem „Cincinnati Enquirer" — und später sogar in der „New York Times" die Behauptung eines als maßgebende Persönlichkeit bezeichneten amerikanischen Chemikers veröffentlicht worden ist, wonach sich auf der „Lusitania" 250 000 Pfund Zinntetrachlorid befunden haben, die zur Herstellung von Stickgasen dienen sollten. Die Sendung war nach der Angabe des amerikanischen Gewährsmannes für die französische Regierung bestimmt! Diese hat also nicht nur vor Monaten in Amerika große Bestellungen auf Chemikalien zur Herstellung

von Stickgasen gemacht, sondern sie hat auch die Verantwortung für den Tod der „Lusitania"-Passagiere mit zu tragen, von denen viele durch die bei der Torpedierung freigewordenen Dämpfe des Zinntetrachlorids umgekommen sein sollen.

Ganz neu ist übrigens die Verwendung von Stickstoffgasen im Kriege nicht. Schon die Buren haben sich bitter über die scheußlichen Gase der englischen Lydditgranaten beschwert und sie als völkerrechtswidrig bezeichnet. Das waren sie ja wohl nun freilich nicht. Verbietet doch die Haager Erklärung von 1899 nur die Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck es ist, erstickende und giftige Gase zu verbreiten. Da die Lydditgranaten außerdem auch eine Sprengwirkung ausübten, muß man sie mithin als erlaubtes Kriegsmaterial ansehen. Aber die Giftigkeit ihrer Gase wird durch die sicher festgestellte Tatsache bewiesen, daß Geier, die von den durch Lydditbomben getöteten Pferden fraßen, daran starben. Die Engländer können sich also um so weniger über unsere Anwendung von betäubenden Gasen beklagen, als sie die Haager Erklärung über die Verwendung solcher Gase erst unterschrieben haben, nachdem sie selber hinreichenden Vorteil aus der Anwendung dieses Kriegsmittels gezogen hatten.

In der Plenarsitzung der Haager Friedenskonferenz vom 21. Juli 1899 wurde jene Erklärung gegen die Stimmen Englands und der Vereinigten Staaten angenommen. Wenn unsere Feinde jetzt versuchen, auch in Amerika Stimmung gegen uns wegen der Verwendung von betäubenden Gasen zu machen, so ist nicht nur auf die amerikanischen Lieferungen giftiger, zur Erzeugung solcher Gase bestimmter Chemikalien an unsere Gegner hinzuweisen, sondern vor allem auch auf den entschiedenen Widerspruch der amerikanischen Delegierten von 1899 gegen das Verbot dieses Kampfmittels. In der Marine-Unterkommission, in der die Erklärung über die Stickgase verfaßt wurde, wandte sich der bekannte amerikanische Kapitän zur See Mahan gegen sie. Geschosse mit Stickgasen könnten, so sagte er, menschlicher wirken als andere, die den Körper mit Metallstücken zerfetzen. Eine nutzlose Grausamkeit liege bei jenen nicht vor, und man könne nicht wohl von einem verbotenen Kriegsmittel reden. Von demselben Standpunkt ging dann auch die folgende Erklärung aus, die in der Hauptkommission der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten abgab, um sein ablehnendes Votum zu begründen:

„1. Den Einwand, daß eine Kriegsmaschine barbarisch sei, hat man immer gegen die neuen Waffen erhoben, die nichtsdestoweniger schließlich angenommen worden sind. Im Mittelalter sind es die Feuerwaffen gewesen, denen man den Vorwurf der Grausamkeit gemacht hat. Später sind die Granaten und vor kurzem die Torpedos an die Reihe gekommen. Es erscheint mir nicht bewiesen zu sein, daß Geschosse mit erstickenden Gasen unmenschliche oder unnütz grausame Kriegsmaschinen sind und kein entscheidendes Ergebnis herbeiführen werden.

2. Ich bin der Vertreter eines Volkes, das von dem lebhaften Wunsche beseelt ist, den Krieg menschlicher zu gestalten, das sich aber gezwungen sehen kann, Krieg zu führen. Deshalb handelt es sich darum, sich nicht durch hastig gefaßte Beschlüsse der Mittel zu berauben, deren man sich später mit Erfolg wird bedienen können."

Man ersieht hieraus, daß die Meinungen über die Haager Erklärung von Anfang an geteilt waren, und wird bei ruhiger Ueberlegung dem Standpunkt der Amerikaner eine gewisse Berechtigung nicht absprechen mögen. Kapitän Mahan ging von der Feststellung aus, daß ja in engen Schiffsräumen die Gase aller Explosivgeschosse eine erstickende Wirkung ausüben. In der Tat ist das Kohlenoxyd, das sich bei der Explosion der früher allgemein üblichen Pulverladung bildete, ein außerordentlich giftiges Gas, das in geschlossenen Räumen betäubend, ja tödlich wirkt. Es handelt sich also um die Frage, ob man diese Erscheinung des See- wie des Festungskrieges auch in den Feldkrieg verpflanzen darf. Das Gefühl wird sich dagegen sträuben, wenn eine Massen-

tötung beabsichtigt ist, der niemand entrinnen kann. Und das ist ja auch der Grundgedanke der Haager Abmachungen: unnötige Grausamkeit und unnötiges Töten zu verhindern, wenn ein milderes Außergefechtsetzen des Feindes genügt und möglich ist.

Von diesem Standpunkt aus ist das Entwickeln von Rauchwolken, die sich bei schwachem Winde ganz langsam auf den Feind hin bewegen, ein nicht nur völkerrechtlich erlaubtes, sondern außerordentlich mildes Kampfmittel. Gibt es dem Gegner doch die Möglichkeit, sich der Rauchwirkung zu entziehen.

Wer die Zumutung, daß der Feind diesen Ausweg einschlagen solle, vom militärischen Standpunkt aus anstößig findet, dem sei entgegengehalten, daß es zu allen Zeiten als ein erlaubtes Kriegsmittel gegolten hat, den Feind durch künstlich verursachte Ueberschwemmung seiner Stellungen zu deren Räumung zu zwingen. Was für ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser kriegsmäßigen Anwendung des flüssigen Elements und der des gasförmigen bestehen soll, ist wirklich nicht recht einzusehen. Wer sich nicht entrüstet, ja nicht einmal gewundert hat, als unsere Gegner in Flandern die Gewalt des Wassers gegen uns zu Hilfe riefen, der hat auch keinen Grund, empört zu sein, wenn wir uns statt dessen die Luft zum Bundesgenossen machen und sie benutzen, um unseren Feinden betäubende Gase entgegenzutragen.

Man wende nicht ein, daß dies dasselbe sei wie die Anwendung von Geschossen mit ausschließlicher Betäubungswirkung, die der Haager Konvention widerstreite. Was die Konvention verhüten wollte, war die unentrinnbare Massenvernichtung von Menschenleben, die zustandekommen würde, wenn man Geschosse mit giftiger Gaswirkung in Menge über den wehrlosen Feind herniederhageln ließe, der sie nicht kommen sähe und ihnen deshalb auch rettungslos preisgegeben wäre. Die bloße Ausübung eines Zwanges zum Verlassen der Kampfstellung, wie sie unseren Gasentwicklern eigen ist, läßt sich damit gar nicht vergleichen."

In seinem Blatt „La Guerre Sociale" macht sich selbst Gustave Hervé über die Entrüstung seiner Landsleute wegen der Verwendung von Gasbomben durch die deutschen Truppen lustig und schreibt: „Es liegt ein Stück Heuchelei in der tugendhaften Entrüstung, die man gegen die Verwendung dieser Rauchgase zur Schau trägt. Als im August 1914 die Deutschen auf Paris marschierten und die tollsten Nachrichten durcheinander wirbelten, erinnert man sich nicht, welch unglaubliche Geschichten da über Turpinpulver umliefen? Man erzählte sich mit Entzücken die mörderischen Wirkungen, welche die Erstickungsgeschosse des berühmten Erfinders erzielt hätten. „Ja, mein Verehrter, 70000 Deutsche sind einfach erstickt worden; ganze Regimenter blieben infolge Erstickung auf der Strecke!" Welche Strafe wäre auch zu schrecklich gegen Leute, die euch plötzlich überfallen. Ich erinnere mich dessen sehr wohl: niemand erhob damals Einspruch. Es war jedoch nur eine unheilvolle Riesenente. Als man aber an die Wunder des Erstickungspulvers Turpin glaubte, da war Turpin der Retter. Weshalb will man also das törichte Geschrei oder die Heuchelei soweit treiben, es niederträchtig zu finden, daß die Deutschen mit einem neuen Pulver herauskommen, das im Vergleich mit dem Turpin, das wir in der Stunde höchster Angst für uns zu Hilfe riefen, harmlos wie der heilige Johannes zu sein scheint? In meinen Augen hatte das Turpin nur einen Fehler, den nämlich, daß es nur in den wahnwitzigen Einbildungen bestand, die durch den niederschmetternden Einfall vom August 1914 hervorgerufen worden waren. Anstatt den Deutschen die Verwendung erstickender Rauchgase zum Vorwurf zu machen, sollten wir lieber uns selber den Vorwurf machen, daß wir uns in diesem Kriege wieder einmal von dem Erfinder- und Organisationsgenie unseres Feindes überflügeln ließen. Es ist immer dieselbe Geschichte mit den Erstickungsgasen wie mit allem übrigen: Sie sind es, die Neues bringen, während wir und unsere Verbündeten uns im alten Schlendrian weiterschleppen."



General d. Inf. Freiherr v. Hügel



Phot. Presse-Photo-Betrieb, Berlin

Ein von den Deutschen erobertes Gehöft bei Zonnebecke, das stark befestigt war



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine Ruhepause in einem englischen Schützengraben



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche Truppen beim Bau von Unterständen

Aus den Kämpfen bei Ypern von Ende April bis Mitte Mai 1915

Das monatelange Ringen um die feindlichen Stellungen bei Ypern ist der gewaltigste Stellungskrieg, den die Welt bisher erlebte. An Furchtbarkeit der Waffen, an Spannung in der Kampfhandlung und an Zahl der Opfer hat die Kriegsgeschichte nichts ähnliches aufzuweisen. Die Schlachten, die hier im April und Mai 1915 auf dem ursprünglichen Kampfgebiet der Engländer geschlagen wurden, führten zu einer Niederlage des verantwortlichen Oberkommandierenden des britischen Feldheeres, General French, und bedeuteten für das deutsche Heer einen glänzenden Sieg auf blutgetränktem Boden. Die wichtige Stellung von Langemarck, jener Höhenzug, der die Stadt Ypern wie ein natürlicher Wall umschließt, wurde an verschiedenen Stellen erstürmt und auch der Uebergang über den Yserkanal erzwungen. Die Engländer mußten zurück und, wie General French am 4. Mai meldete, eine Retablierung der englischen Linien westlich von Zonnebeke vornehmen. Ein englischer Generalstabsoffizier, Oberst Thomson, der als Vermittler zwischen Frenchs und Joffres Hauptquartier eine bedeutsame Stellung einnimmt, sagt bei der Schilderung seiner persönlichen Eindrücke von den Kämpfen bei Ypern: „Das war ein furchtbares Ringen. Oft mußten die englischen Soldaten trotz ihrer starken Nerven die Hände vor die Augen halten, um dem Anblick der blutigen und zerfetzten Gefallenen zu entgehen. Viele fielen in Ohnmacht."

„Im Frühjahr 1915," heißt es in einem vom Württembergischen Kriegerbund veröffentlichten Bericht, „mit dem Eintritt trockener Witterung, wurden alsbald unter Leitung des Armeeoberbefehlshabers Herzog Albrecht von Württemberg die Angriffspläne wieder aufgenommen und erweitert, das Erreichen der Höhen bei und südlich Pilkem, sowie ein Vordringen auf Saint-Julien als Ziel ins Auge gefaßt. Am Abend des 22. April 1915 konnte der Plan nach eingehendster Vorbereitung verwirklicht werden. 6.20 Uhr abends brach das Korps des kommandierenden Generals Freiherrn von Hügel, Präsident des Württembergischen Kriegerbundes, in einer Frontbreite von sechs Kilometern gleichzeitig wie aus einer Versenkung aus den Schützengräben zum Angriff hervor. Die der rechten Flügeldivision, Rheinländern und Badenern, gegenüber befindlichen weißen und schwarzen Franzosen verließen, von panischem Schrecken erfaßt, in eiliger Flucht ihre Schützengräben und rissen die zu ihrer Unterstützung heraneilenden Reserven in die allgemeine rückgängige Bewegung mit hinein. Dagegen hielt die feindliche Artillerie, französische wie englische, tapfer aus. Mit eisernen Grüßen empfing sie unsere braven Feldgrauen. Trotzdem drang die rechte Division ungestüm vorwärts. Jeder Widerstand wurde mit dem Bajonett gebrochen. Eine feuernde Batterie nach der andern wurde im Sturm genommen, bevor die von rückwärts heranjagenden Gespanne, die unter unserem Feuer meist zusammenbrachen, die Geschütze abfahren konnten. Im Walde, 1000 Meter westlich Saint-Julien, fiel uns eine schwere englische Batterie, die noch feuerte, in die Hände. Um 6.40 Uhr abends waren die Höhen bei Pilkem in unserem Besitz. Feld- und schwere Batterien waren sofort nachgezogen worden, um den zurückgehenden Gegner unter Feuer zu nehmen und um die Infanterie bei dem Halten der gewonnenen Stellung zu stützen.

Schwieriger gestaltete sich der Angriff der über Langemarck östlich davon vorgehenden linken Division. Hier hielten Teile der kanadischen Division standhaft ihre in mehreren Linien hintereinander angelegten Stellungen beiderseits der Straße Poelcapelle—Saint-Julien. Alle verfügbaren Reserven warfen sie unseren über Langemarck vordringenden Jungen, meist Kriegsfreiwilligen aus Kurhessen und Thüringen, entgegen, um diesen in der Linie Haenebekefluß und Nordrand des Waldes, einen Kilometer westlich Saint-Julien, vorläufig Halt zu gebieten. Nach wirksamer Artillerievorbereitung gelang

es aber dieser Division, mit einbrechender Dunkelheit beiderseits der Straße Langemarck—Kerſſelaere über den Haenebekefluß bis dicht an Kerſſelaere heran vorzudringen. Noch in der Nacht und besonders vom 23. April morgens ab versuchten, wie eine englische Zeitung sagt, die „heldenhaft kämpfenden Kanadier", durch wiederholte, mit großem Schneid ausgeführte Gegenangriffe, unterstützt durch schweres Artilleriefeuer, hauptsächlich vom westlichen Ufer des Yserkanals, das verloren gegangene Gelände wiederzugewinnen. Mit besonderer Heftigkeit wurden die Angriffe gegen das Waldstück einen Kilometer westlich Saint-Julien ausgeführt, wo sich die von uns eroberten vier schweren englischen Geschütze noch befanden. Nicht minder heldenhaft hielten unsere Truppen den heftigen feindlichen Angriffen stand. Berge von Leichen türmten sich vor unseren Stellungen auf. Im Laufe des 23. April und der folgenden Tage gelang es der linken Division, sich nach hartnäckigen Häuserkämpfen in den Besitz von Kerſſelaere, Saint-Julien und Fortuin sowie der Soelaert- und de Roode Karriere-Ferme zu setzen."

Auch die benachbarten Heereskörper setzten sich von Poelcapelle gegen 's Gravenstafel in Bewegung. Ein starkes Erdwerk bei Wallemolen wurde erstürmt und alles drängte nun gegen den Weg vor, der von Wieltje nach Mosselmark führt und der auch in unablässigem scharfem Kampfe am 25. April erreicht wurde. Durch diesen in glänzendster Weise vorgetragenen Angriff war aber die durch so lange Monate gehaltene Stellung der Engländer, Becelaere—Paschendaele, unhaltbar geworden. In der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1915 räumten die Engländer diese Linie und gingen in eine vier Kilometer weiter westlich vorbereitete Stellung in der Front Eksterneſt—Frezenberg zurück, ein bedeutungsvoller Erfolg, den der Armeeoberbefehlshaber Herzog Albrecht von Württemberg am 4. Mai in folgendem Telegramm dem König von Sachsen mitgeteilt hat: „Ich eile, Dir untertänigst zu melden, daß Deine 53. Reservedivision unter der vortrefflichen Führung des Generals v. Watzdorf mit herrlicher Tapferkeit gestern und heute gefochten und den Gegner zurückgeworfen hat. Major v. Metzsch, Kommandeur des Reserve-Feldartillerieregiments Nr. 53 hat durch vorzügliche Leitung des Feuers in hervortretendem Maße zum Erfolge beigetragen." König August von Sachsen hat darauf in einem Telegramm an Generalleutnant von Watzdorf der Division ganz besondere Anerkennung und wärmsten Dank ausgesprochen.

„Der Druck der von Norden vorstoßenden deutschen Truppen ließ aber nicht nach", schreibt Walter Oertel in der „Frankfurter Zeitung", „sie schoben sich nun gegen Schloß Wieltje vor, das nordwestlich des gleichnamigen Ortes gelegen, zu einem starken Stützpunkt ausgebaut worden war. Auch die Natur kam hier unseren Gegnern zu Hilfe, da Schloß Wieltje von einem drei Meter breiten Wassergraben umgeben ist. Am 8. Mai glückte ein Vorstoß, der uns 500, stellenweise sogar 1000 Meter Geländegewinn brachte, trotz schärfsten Flankenfeuers, mit dem die Batterien auf dem Westufer der Yser die Deutschen überschütteten. Nach sorgfältigster Artillerievorbereitung wurde am 13. Mai der Sturm auf Schloß Wieltje befohlen. Zwei Stürme wurden abgeschlagen, da rafften die tapferen Truppen noch einmal alle Kraft zusammen. Ein Jägerbataillon vorauf, setzten sie am Mittag zum drittenmale an. Der Sturm gelang, und Schloß Wieltje wurde nach erbittertem Nahkampfe, in dem Haus für Haus mit dem Bajonett genommen werden mußte, erobert. Alle Gegenstöße, welche die Engländer hierher richteten, wurden unter schweren Verlusten für den Gegner zurückgewiesen.

Sobald die Nachbargruppen in der Nacht vom 3. zum 4. Mai das Zurückgehen des Gegners vor ihrer Front erkannt hatten, drängten sie ungestüm nach, bis die Höhe von Frezenberg, die stark ausgebaut und besetzt war, ihrer Verfolgung Einhalt gebot. Vom 5. bis 7. Mai arbeiteten sich die Deutschen, unterstützt von einem mörderischen Feuer unserer Artillerie, womit diese Höhe belegt wurde, an sie heran. Am 8. Mai wurde

nach schwerem Kampfe die Höhe von Frezenberg genommen und damit ein neuer wichtiger Schritt nach vorwärts getan. Am 9. Mai wurde eine Höhe westlich von Eksternest erobert, gleichzeitig bis zu dem etwa 400 Quadratmeter großen See von Bellewaarde durchgestoßen und auch hier ein Keil in die feindlichen Stellungen getrieben. . . .

Auch bei den anderen, östlich und südöstlich kämpfenden deutschen Truppen war man nicht untätig gewesen. Sobald das durch den so ausgezeichnet gelungenen Vorstoß der Nordgruppe herbeigeführte Zurückgehen der Engländer in der Nacht vom 3. zum 4. Mai erkannt wurde, ging auch hier alles vor. Dieses Vorgehen mußte jedoch in diesem Teile des Kampffeldes sehr vorsichtig geschehen, da einesteils englische Minenfelder durchschritten werden mußten, andererseits die zu passierenden Waldstücke, wie der Polygonwald und der Park von Heerenthage, ein geradezu unentwirrbares Durcheinander von zerschossenen Bäumen, Gestrüpp und Drahtdurchzug und vielen hintereinander liegenden Grabenlinien bildeten. Immerhin kam man langsam in die Linie Westrand des Parkes von Heerenthage, Het Pappotje und Ferme Faerbek vor. Es ging dann noch ein Stückchen weiter bis in das kleine Waldstück westlich Heerenthage, in dem ein kleines Schloß liegt, das nach scharfem Kampfe genommen wurde. So drang man allmählich, den Hauptangriff immer längs der Straße Gheluvelt—Ypern führend, in unablässigem harten Kampfe bis an das am See von Bellewaarde gelegene Schloß Hooge heran. Die Besatzung bestand aus Hochländern, die über eine beträchtliche Anzahl Maschinengewehre verfügten. Nachdem sich unsere braven Truppen sowohl an beiden Seiten der Straße Gheluvelt—Ypern, wie auch von Norden an das Schloß herangearbeitet hatten, wurde diese ausgezeichnete und von den Schotten zähe verteidigte Stellung Mitte Mai mit Sturm genommen, eine Anzahl Gefangener gemacht und Maschinengewehre erobert. Ein Gegenstoß, den die Engländer sofort zur Wiedererstürmung dieses wichtigen Stützpunktes einleiteten, brach unter schweren Verlusten für den Angreifer zusammen. . . ."

Die beispiellos erbitterten und blutigen Kämpfe, die durch die Verwendung betäubender Gase durch die Deutschen, Engländer und Franzosen noch besonders furchtbar wurden, sind in zahlreichen Briefen anschaulich geschildert worden. Einige besonders charakteristische Auszüge aus diesen Erzählungen mögen hier folgen. Ein Deutscher schreibt der „Kölnischen Zeitung": „Seit Monaten lagen wir einander gegenüber, fest verbissen mit eisernen Zähnen. Kein Ziehen und Zerren, kein Drücken und Schieben konnte die stählerne Umklammerung lockern. Jeder Angriff von unserer Seite mußte ebenso im Feuer zusammenbrechen, wie die Angriffe es taten, in die die Piou-Pious mit ihrer Farbenkarte von verzweifelnden Führern gehetzt wurden. Die zähe Hartnäckigkeit auf beiden Seiten ließ größere Unternehmungen in absehbarer Zeit nicht zu. Da begann auf feindlicher Seite eine neue Waffe mitzutun: die Chemie. Die platzenden Geschosse der französischen, besonders aber der englischen Artillerie verbreiteten Dünste, die unsere oberste Heeresleitung sehr milde als „betäubende Dämpfe" bezeichnete. Die Anwendung dieser Gase, die bekanntlich auch in Gewehrgeschossen zur Verwendung gelangten, hatte den Zorn unserer Feldgrauen zur Siedehitze gebracht. Mit grimmigem Lächeln raunte einer dem andern zu, daß die Stunde der Rache herannahe. Und da kam der große, lang ersehnte Augenblick. Es ist unmöglich, die Stimmung unserer Truppen zu schildern. Jeder einzelne wollte der erste sein, der die feindliche Stellung erreichen sollte. Ganze Kompagnien meldeten sich freiwillig als erste Sturmkolonnen, und die, denen die Rolle zugedacht war, vermochten kaum, ihre Ungeduld zu zügeln. So viele Meteorologen wie in den letzten vierzehn Tagen vor dem Sturm hat es noch niemals gegeben . . .

So kam denn der 21. April heran. Unser Bataillon befand sich in Ruhe und war daher zu der nicht sehr beneidenswerten Rolle der „Divisionsreserve" verurteilt. In der Nacht vom 21. zum 22. April hatten wir uns unmittelbar vor unserer schweren Artillerie

in einem Gehölz eingebuddelt und harrten mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Am 22. gegen 5 Uhr nachmittags wurde endlich der Befehl: „Erhöhte Alarmbereitschaft“ durchgegeben. . . .

Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, als wir unsere Reservestellung verließen und dem neuen Bataillonsgefechtsstand zueilten. Mit ganz eigenartigen Gefühlen durchschritten wir die Felder und Dörfer, die wir bisher nur bei tiefer Nacht und unter Beobachtung des größten Stillschweigens betreten hatten, da sie im wirksamsten Feuerbereich lagen. Im Eiltempo geht es vorwärts. Auf einer Höhe, auf einer von unzähligen Granatlöchern zerrissenen Wiese, wo Tierkadaver und Reste von Ausrüstungsstücken alte Kampfplätze bezeichnen, ist eine schwere Batterie — kaum 200 Meter hinter den Gräben! — aufgefahren und wartet auf den Augenblick, da sie auch mit eingreifen kann in den Kampf, und ihr Viktoriagebrüll mit dem ihrer Nachbarn vermischen darf . . . Das Ohr fängt das Kleingewehrgeknatter und das Donnern der Geschütze auf. Wie Wehklagen klingt es unheimlich in den Lüften. Da steigen in der Ferne Leuchtkugeln auf. Weiße und rote, in kurzen Abständen und in bestimmter Zahl. Das war das Zeichen: Unsere Truppen sind durch! Der Feind ist geworfen. Im selben Augenblick summte auch der Fernsprecher. Eine Minute später jage ich atemlos über eine sumpfige Wiese in den Wald, in dem sich das Bataillon gerade einbuddeln will, und wieder kurz nachher wälzen sich die vier Kompagnien nach vorne, dem lodernden Feuerschein und dem Schlachtlärm entgegen. „Vorwärts“ ist die Losung, und unter Anspannung aller Kräfte geht es nach vorne. In wenigen Minuten haben wir unsere bisherigen Schützengräben erreicht. Da, wo sie die Landstraße durchschneiden, sind sie überbrückt, und ohne Aufenthalt geht es in das feindliche Gebiet. Nur 150 bis 200 Meter trennten unsere Stellungen hier voneinander. Die feindlichen Gräben laufen zum Teil längs der Straße. Sie sind teilweise mit Wasser gefüllt. Am Rande der Straße liegen die ersten Toten. In und zwischen den Gräben huschen die Lichter der Sanitätsmannschaften, die ihres traurigen Amtes walten. Die ersten Gefangenen begegnen uns. Alte Leute, mit vergrämten Gesichtern, keine stolzen Söhne der „Grande Nation“. Zwischen ihnen Schwarze in bunter Affenkleidung, mit frechem Grinsen auf den wulstigen Lippen. Auf Wagen und Karren hocken Frauen und Kinder von belgischen Zivilisten, die von unseren Truppen hinter die Front gebracht werden. Struppige Hunde umspringen den traurigen Zug, den das Flackern brennender Gehöfte gespenstig erleuchtet. Kaleidoskopartig ziehen alle diese Bilder an uns vorbei, während wir durch die Nacht marschieren, marschieren . . . Artillerie- und Munitionskolonnen überholen uns. Ein Regimentsstab hastet auf hohen Gäulen nach vorne. Uns entgegen quillt das Elend. Die Gefangenen, Zivilisten und Militärs, mehren sich. Eine Herde Rindvieh wird brüllend vorbeigetrieben. Ueber uns weg feuert die schwere Artillerie Schuß auf Schuß auf einen Punkt: „Ypern“ heißt ihr Ziel. Und unsere Losung heißt: „Vorwärts“, „Gott strafe England“!“

Von der überraschenden Furchtbarkeit des deutschen Angriffs mit betäubenden Gasen erzählt nach der „Frankfurter Zeitung“ ein Mitkämpfer in der „Times“: „Am Donnerstag, den 22. April, nachmittags ungefähr halb fünf Uhr meldete unsere Aufklärungspatrouille eine plötzlich zurückgehende Bewegung unserer französischen Verbündeten am linken Flügel der kanadischen Division am Weg von Ypern nach Langemarck. Der scharfe Nordostwind, der von der feindlichen Linie in der Richtung der französischen Laufgräben wehte, führte einen erstickenden und Uebelkeit erregenden Geruch mit sich, der offenbar von irgend einer Art giftigen Gases herstammte. Der Rauch bewegte sich wie eine große lebende grüne Mauer ungefähr vier Fuß hoch und verbreitete sich auf etwa 180 Meter vom äußersten linken Flügel. Der Rauch stieg dann höher und benahm die Aussicht längs der ganzen Fläche. Das Gewehrfeuer, das bis jetzt nur unbedeutend



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Blockhäuser der Kanadier im Polygonwald



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eigenartig angelegte englische Schützengräben in Flandern



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Engländer, die von den Deutschen bei Ypern gefangen genommen wurden



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Ein bei Ypern von den Deutschen heruntergeschossenes englisches Flugzeug mit eingebautem Maschinengewehr

war, nahm an Stärke zu, breitete sich aber allmählich immer mehr aus, wie dies immer der Fall ist bei Soldaten, die ohne besonderes Ziel und auf gut Glück schießen. Bald hörte man eigenartige Schreie, die aus dem grünen Nebel kamen und dann schwächer und unzusammenhängender wurden. Eine Masse von taumelnden Soldaten kam heran, die, als sie in unseren Reihen angelangt waren, niederfielen. Die meisten waren nicht verwundet, aber auf ihren Gesichtern zeichnete sich tödliche Angst ab. Die zurückziehenden Soldaten gehörten zu den besten der Welt, deren Kaltblütigkeit und Mut im ganzen Krieg geradezu sprichwörtlich geworden waren. Jetzt schwankten sie wie Betrunkene.

Inzwischen rückte der Feind heran. Wir zogen uns nach unserer Basis zurück, wo mein Bataillon gerade zwei der üblichen Ruhetage genommen hatte. Es war eben kurz nach 5 Uhr, und die Deutschen, die ohne Widerstand ihren Vormarsch fortsetzten, waren fieberhaft damit beschäftigt, sich auf ihrer Linie in einem Abstand von 800 Metern und parallel zwischen dem Weg von Poelcapelle einzugraben. Gegen 6 Uhr ging ich zu meinem Bataillon, aber später hörte ich, daß bei Saint-Julien scharf gefochten wurde, wo das 14. kanadische Bataillon dem Feinde hartnäckig Widerstand bot. Einige von uns, die ein paar Stunden Urlaub hatten, kamen aus Ypern und sagten, daß sie gerade ein Bad nahmen, als das Artilleriefeuer der Deutschen zu stark wurde, um es auszuhalten. Wir liefen auf die Straße und entdeckten, daß die Stadt wütend beschossen wurde oder besser, daß die Deutschen den Weg längs des östlichen Ufers des Kanals mit Projektilen überschütteten; er lag voll mit toten und sterbenden Pferden und vernichteten Wagen. Der Zweck des Feindes war offenbar, zu verhindern, daß Verstärkungen an Munition herangebracht wurden. Die erschreckten Frauen und Kinder von Ypern flohen auf die Felder, wo viele ihr Leben verloren."

Ueber die späteren Kämpfe meldet der Korrespondent der „Times": „Der Feind erneuerte seine Angriffe gegen Ypern am Sonnabend den 24. April 1915 mit verdoppelter Energie. Er wurde mit ernsten Verlusten, aber auch unter schweren Opfern unserseits zurückgeworfen. Das Artilleriefeuer, womit die Deutschen den Angriff auf unsere Stellungen östlich Ypern einleiteten, war so heftig und schrecklich, wie wir es noch nie erlebt hatten. Vor einigen Tagen hatten strategische Rücksichten uns zum Rückzug aus den gut eingerichteten Laufgräben bei Zonnebeke gezwungen. Weiter im Westen, an einem vor unserer Stellung hervorspringenden Teil des Geländes hatte der Feind Geschütze angehäuft, womit er einen Orkan von Granaten und Sprengstoffen gegen uns schleuderte. Jeder Quadratmeter des Bodens wurde umgewühlt und zermalmt. Die Laufgräben wurden eine formlose Erdmasse; sie waren mit Leichen vieler englischer Soldaten bedeckt. Die Engländer behaupteten sich mit wunderbarer Tapferkeit und Hartnäckigkeit. Aber in einer derart mit Geschossen zugedeckten Zone konnten sich die Truppen nicht dauernd halten. Ein Rückzug war unvermeidlich, aber kaum weniger hoffnungslos als der Aufenthalt in den Laufgräben selbst, denn ein Regen von Schrapnellen peitschte jeden Zoll des Bodens hinter der englischen Front. Unsere Verluste waren schwer, gleichwohl ist der Rückzug auf die zweite Linie mit Erfolg durchgeführt worden."

Wie es im Polygonwald aussah, der dann in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai 1915 von den Engländern geräumt werden mußte, beschreibt ein württembergischer Sanitätler in einem Feldpostbrief, den das „Stuttgarter Neue Tagblatt" veröffentlicht hat: „Es war ein herrlicher, ziemlich heißer Morgen, an dem uns ein zweistündiger Marsch in den damals noch beinahe sagenhaft umwobenen Polygonwald führte. Mit seinen vielen Erhöhungen und Senkungen war dieser Wald für unsere Gegner eine ganz besonders geeignete, außerordentlich starke Verteidigungsstellung, und es läßt sich damit vielleicht zum Teil erklären, daß es den Engländern möglich war, diesen wichtigen Frontabschnitt den ganzen Winter über gegen uns zu halten. Aber dessen ungeachtet

muß gesagt werden, daß die Engländer — denn von diesen war der Polygonwald fast immer und von den Franzosen nur selten besetzt — so viel wie nichts getan haben, um diese ausgedehnte natürliche Hinderníslinie durch geeignete Maßnahmen kriegstechnischer Art weiter auszubauen. Außer den üblichen Drahtverhauen, Unterständen, Lauf- und Schützengräben war an keiner Stelle des großen Waldes irgend etwas festzustellen, das auf vorgesehene besondere Verteidigungsmittel hätte schließen lassen. Interessant waren nur die an einem Waldrande sich befindenden eigenartigen Blockhäuser, deren Erbauer wohl Kanadier oder farbige Engländer gewesen sein dürften. Auch die in der Mitte des Polygonwaldes gelegene Rennbahn, die durch internationale Offizierspferderennen weiteren Kreisen bekannt ist, wies außer unzähligen Granatlöchern keine besonderen Kriegsmerkmale auf, obschon hier lange Zeit einbetonierte, schwere englische Schiffsgeschütze vermutet worden waren . . . .

Der nächtliche Rückzug der Engländer scheint wohl vorbereitet und in Ordnung vor sich gegangen zu sein; außer einigen Kisten Infanteriemunition und Handgranaten fanden wir an den verschiedensten Stellen des Waldes nur Corned-Beef-Büchsen. Diese waren meist in größerer Anzahl in der Nähe von englischen Unterständen oft bis zu einem Meter tief in die Erde eingegraben und deshalb der Inhalt in tadellosem Zustand. Wir ließen uns denn auch das wohl etwas herbe, aber saftige Fleisch bestens munden.

Daß die über fünf Monate währende Verteidigung des Polygonwaldes unseren Gegnern ziemlich viel Blut gekostet hat, davon zeugen die zahlreichen Friedhöfe gefallener Engländer und Franzosen, die an vielen Stellen anzutreffen sind."

Einen späteren **Sturmangriff gegen schottische Hochländer** schildert ein Angestellter eines Berliner Verlags, der wenige Tage darauf den Heldentod vor Ypern fand, in einem im „Berliner Tageblatt" veröffentlichten Feldpostbrief. Er schreibt: „Ich sitze jetzt auf einer bequemen Ruhebank, die ich mir gestern mit viel Mühe und wenig Kunst in die Lehmwand meines Grabens eingebaut habe. Handgerecht zu meiner Linken habe ich eine Kredenz in den Lehm gebildhauert und dort einen Becher Kaffee, einige Kakes, ein Kistchen Zigarren und einige Rahmen Patronen zu einem friedlichen, aber schußgerechten Stilleben vereinigt. Säßest Du an meiner Stelle, so sähest Du nichts als zwei Meter hohe Lehmwände, die zerschossenen hohen Parkbäume, blauen Himmel und meine Berliner Landsturmgruppe, die vor ihren Schießlöchern steht und nach einer Katze schießt, die sich in den eingefallenen Häusern des Dorfes herumtreibt und uns durch ihr blödes Nachtgeschrei mehr ärgert als die Schotten und farbigen Engländer. Stellst Du Dich auf die Deckung, so siehst Du, sofern Du nicht vorher abgeschossen bist, die Dorfstraße und das total zusammengeschossene Schlößchen. Auf folgende Weise nun sind wir an diesen idyllischen Ort gelangt:

Anfang Mai 1915 gingen wir aus unserer alten Stellung vor und richteten uns hier ein. Einrichten heißt „graben". Könntet Ihr uns nur mal dabei bewundern. Dies Labyrinth von Gräben, die sich viele Stunden weit kreuz und quer durch Hügel und Wälder hinziehen, durch Felder und Dörfer, ist das zehnte Wunder der Welt. Es beherbergt an vielen Stellen ganze Regimenter in einer unterirdischen Stadt. Wir graben häufig des Nachts vor den feindlichen Linien, eilig, mit fliegendem Atem, im Schrapnellfeuer. Wenn die Leuchtkugeln das Feld erhellen, sieht man eine lange Kette geduckter Gestalten, die knieend sich in die Erde wühlen, als gälte es das Leben. Und es gilt das Leben. Nach einer halben Stunde zieht sich ein langer Erdwall im Zickzack durch das Gelände, hinter dem nun weiter gegraben wird, bis jeder Mann aufrecht stehend bis zum Kopf gedeckt ist. Wenn der Morgen graut, ist das Werk getan. Ein paar Stunden Schlaf während des Vormittags müssen uns für die fehlende Nachtruhe entschädigen. Und sie fehlt uns nun schon seit Wochen. Die Nervenanspannung ist ungeheuer.

So kommt man allmählich in günstige Stellung an den Feind heran. Am 10. Mai ging das Regiment zum Angriff vor. Die Gräben stecken voll von Reserven. Drei Tage lang speien Hunderte von Geschützen ein mörderisches Feuer in die englischen Linien. Die Zweiundzwanziger und schwere Minen reißen Erde, Steine und Staub haushoch in dicken schwarzen Wolken in die Luft. Das ganze Gelände zittert. Ueber unseren Köpfen zischt, schleift, surrt, brummt und kracht es ohrenbetäubend. Unmöglich, mit dem Nebenmann zu sprechen.

Alle fünf Minuten antworten die Engländer mit 38=Zentimeter=Schiffsgeschützen, mit denen sie die hart an unserer Stellung entlang führende Straße nach Ypern beschießen. Man hört, wie die Geschosse majestätisch furchtbar heransausen und wirft sich im Graben platt zu Boden. Dann ein schrecklicher Krach, als ob die Erde zerreißt. Steine und Eisen, hoch emporgeschleudert, fliegen 400 bis 500 Meter weit. Zwei Minuten hört man sie in der Luft singen und sausen, bis endlich der ganze tödliche Regen mit dumpfen Aufschlägen um uns niedergegangen ist. Englische Schwefelgranaten werfen ringsherum ihren dicken, gelben Qualm auf. In der Luft heult es wie die leibhaftige Hölle.

Endlich geht es vor. Heraus aus dem Graben, kriechend mit weiten Abständen in langer Schützenkette bildet sich in einer Mulde die Sturmkolonne. Dann „Auf, marsch marsch!“, 15, 20 Sätze, rasend vorgestürzt und platt zu Boden. Eine Atempause, zwei bis fünf Minuten. Geduckt wie Raubtiere blicken wir mit tausend Augen nach dem Waldrand vor uns. Wieder: „Sprung auf“. Nur zehn Schritt. Und wieder hinein in die Erde. Die englischen Maschinengewehre knattern und senden Tod und Blut. Von uns fällt kein Schuß. Die Geschütze dröhnen. Die Erde scheint zu brennen. Der Atem pfeift. Man sieht nicht, wer fällt. Nun zum letzten Sprung! Man stützt die Arme auf. Ein Vorwärtsrasen, mit weit aufgerissenen Augen, den Mund geöffnet zu einem Hurra; plötzlich ein Jauchzen aus tausend Kehlen: wir sehen die Engländer aus dem Graben kriechen und in den Wald verschwinden. Der dumpfe Druck löst sich von Herz und Kopf. Mit blitzendem Bajonett stürzen wir hinterher. Kein Schuß fällt. Mit einem Satz springen wir über den englischen Graben hinein in den Wald, 60, 80 Meter weit bis an den jenseitigen Rand. Wir sehen den Feind die Dorfstraße überqueren und sich in den Häusern festsetzen. Hinlegen, eingraben. In fünf Minuten ist ein kleiner Erdhaufe als Deckung da. Nun ein Gewehrfeuer ohne Ende. Jeder zweite Mann gräbt weiter. Nach einer Stunde ist der Graben in mäßiger Tiefe fertig. Wir sind gedeckt, das Feuer schweigt.

Kurze Ruhe! Dann die Leichen, meist schottische Hochländer, zur Seite gewälzt. Und dann wird zwei Tage und zwei Nächte fieberhaft gearbeitet. Unsere Stellung ist gut, soll gehalten werden. Pioniere kommen uns zu Hilfe. Nach drei Tagen ist der Graben zwei Meter tief ausgebaut. Laufgräben nach rückwärts werden angelegt. Die Reserven schleppen in endlosem Zuge Sandsäcke, Stahlblenden, Bohlen, Patronen heran. In den Arbeitspausen kaut man ein Stück Brot und Speck. Am dritten Tage kann Essen geholt werden. Stundenweit während der Nacht unter Granatfeuer. Kalter Kaffee, kaltes Essen. Man kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Die Hälfte lehnt an den Schießscharten, hält mit größter Anstrengung die Augen auf, die andere Hälfte liegt hingestreckt im Graben, im Morast, wie tot, im Schlaf der Erschöpfung.

Am dritten Tage nachts 11 Uhr endlich Ablösung. Todmüde, kotbeschmiert, vollständig erschöpft, marschieren wir durch endlose Laufgräben zurück in Reservestellung. Gegen Morgen treffen wir vor den Unterständen in den früheren Gräben ein, und jeder läßt sich umfallen, wo er gerade steht. Und doch ist jedem leicht ums Herz: vorwärts gekommen und in Sicherheit . . .“

Ueber die Anlage und den Bau der englischen Stellungen berichtet W. Scheuermann in einem seiner Kriegsbriefe aus dem Westen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ u. a. folgendes: „Die vorderste Grabenreihe der englischen Stellung, die ich vor Ypern besuchte, scheint aus einer Zeit zu stammen, wo auch der Feind die Eigenheiten des flandrischen Bodens noch nicht genügend kannte; denn die Engländer hatten sich hier einfach in den Boden gegraben. Die Folge war, daß der Graben „ersoff“. Dann haben auch die Engländer ihre Deckungen über der Erde aufzubauen begonnen und haben hierzu außer Sandsäcken namentlich kleine, gleichförmige Schanzkörbe verwendet, die sie in unerschöpflicher Menge bereitgehalten haben müssen. Eine Eigenart der englischen Gräben sind die in die Grabensohle eingebauten, aus jenen kleinen Schanzkörben zusammengesetzten Brust- und Seitenwehren für jeden einzelnen Schützen, der darin, völlig gedeckt und von seinen Nachbarn beiderseits abgeschlossen, wie in einer kleinen Festung für sich sitzt. Die Unterstände sind in einiger Entfernung rückwärts der Gräben eingerichtet und mit ziemlich wenig Sorgfalt erbaut. Außer Einzelunterständen errichten die Engländer solche für ganze Abteilungen.

Als wir die englischen Stellungen einnahmen, starrten diese von Schmutz und Unrat, und diejenigen Teile, an die unsere Aufräumungskommandos bisher noch nicht gekommen sind, bieten einen Anblick dar, der jedes Beschreibungsversuches spottet. Von einer von ihren Insassen in kopfloser Flucht verlassenen Erdstellung wird man selbstverständlich nicht erwarten, daß es in ihr aussieht wie in einem Jungfernstüblein nach dem Staubwischen. Aber darum handelt es sich hier jetzt nicht. Der Augenschein beweist vielmehr, daß die Engländer die ganze Zeit über in ihren Gräben zwischen allen Abfällen, verfaulenden Speiseresten und ihrem eigenen Kot gelebt haben wie die Ratten in einem Müllabfuhrplatze; in einer Umgebung, von der man bisher angenommen hat, daß sie für den Geruchsinn eines Europäers unerträglich sein müsse. Denn zu den Atemkrämpfe verursachenden Verwesungsdüften kommt der pestartige Leichengeruch, der von den Plätzen ausströmt, wo die unbeerdigten Toten sich aufgelöst haben, bis die Leichname von unseren Truppen beerdigt wurden. In den Gräben selbst haben die Engländer ihre Toten flach verscharrt, an Plätzen, wo die Tritte der Lebenden fortwährend über die Leiber der Gefallenen gehen mußten. Man hat sie sogar als Schanzmaterial verwendet und, mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, zur Erhöhung der Brustwehr benutzt, so daß die Leichname als Kugelfänge dienten. Unsere Aufräumungskommandos haben diese Stellungen mit Chlorkalk bestreut, aber der Leichengeruch dringt durch, und man hat das Empfinden, daß nie wieder Gras und Blumen auf diesem schrecklichen mit Leichensäften vergifteten Boden wachsen können. Ich sah am gleichen Tage die ehemaligen Stellungen schwarzer Franzosen, die dem Geruchssinn auch einiges zumuten, aber mit dem entsetzlichen Zustande der englischen Gräben können sie nicht verglichen werden. Dieser läßt einen Rückschluß darauf zu, aus welchen Elementen der Londoner Großstadthefe bei den letzten englischen Rekrutierungsanstrengungen die Söldner zusammengebracht worden sind, was ja durch die Art der Gefangenen vollständig bestätigt wird. Mehr als einer hat ausgesagt, daß er sich nur habe anwerben lassen, weil die Fabriken still stehen, und weil er in seiner Verzweiflung die deutsche Kugel dem langsamen Verkommen und Verhungern vorzog.

Das Bild der Unordnung wird dann zu den letzten Möglichkeiten durch die Ausrüstungsstücke gesteigert, die von den Fliehenden zurückgelassen und weggeworfen worden sind, Gewehre, Seitengewehre, Tornister, Patronengehänge, Kleidungsstücke und Verbandzeug. Aufmerksamkeit verdiente auch die in unerschöpflichen Massen überall in den Gräben und hinter den Stellungen herumliegende englische Infanteriemunition, denn sie bestand durchweg und ganz ausschließlich aus Dumdumgeschossen.“

Die Kanadier bei Ypern

In ganz Kanada, von der Ost- bis zur Westküste, wurden die Flaggen auf Halbmast gesetzt beim Eintreffen der Nachricht, daß in den Kämpfen um Ypern eine so große Anzahl von Kanadiern gefallen sei. Noch niemals war eine so tiefe Erschütterung durch das ganze Dominion Kanada gegangen. Erst jetzt gingen den Kanadiern die Augen auf: Sie begriffen nun, wie entsetzlich dieser Krieg ist und wie große Opfer er noch fordern wird bis zur Entscheidung.

Nachdem der Generalissimus French seine amtliche Schilderung der Niederlage bei Ypern mit mehrwöchiger Verspätung veröffentlicht hatte (vgl. S. 154 f.), durfte auch der offenbar lange zurückgehaltene Bericht des bekannten Kriegsberichterstatters Percival Landon vom „Daily Telegraph" erscheinen. „Es muß gesagt werden," schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", „daß die packende Darstellung Landons ein weit klareres Bild von den Maikämpfen gibt als der Frenchbericht, und daß sie vieles bringt, was der General vergessen hat.

Nach einer Einleitung, in der die berühmt gewordene Premiere der deutschen Gaszylinder einen großen Raum einnimmt, fährt Landon fort: „Der Rückzug der Franzosen dauerte fort, auch zwei Drittel der linken kanadischen Brigade wurden zurückgezogen und zugleich erhielt Oberst Geddes den Befehl, auf irgendeine Weise Leute zusammen zu bekommen, um den Feind im offenen Raum zwischen dem Kanal und dem Walde westlich von Saint-Julien im Schach zu halten, d. h. an der Verbindungsstelle zwischen den unbegasten Franzosen und den Kanadiern. Die Brigade, die hier zusammengetrommelt wurde, war eine der buntscheckigsten, die es jemals gegeben hat. Sie bestand aus zwei Bataillonen Kanadiern, die bei Wieltje in Reserve gelegen hatten, und Abteilungen aus verschiedenen englischen Bataillonen. Nach Einbruch der Nacht wurde der Vormarsch angetreten, und der Wald, der zur äußersten Linken der neuen kanadischen Linie lag, gestürmt. Hier befanden sich vier 4,7 Zoll-Geschütze, die wir der französischen Rechten zur Verfügung gestellt hatten. Trotz aller Tapferkeit war es unmöglich, den Gegenangriff durch Fortbringen dieser Geschütze zu krönen.

Am 23. April war die Lage äußerst kritisch. Ein französisches Armeekorps eilte zu unserer Hilfe herbei und das Kavalleriekorps nahte von Westen und Norden. Aber die Linie war nun einmal gebrochen, und die schwachen Kräfte des Obersten Geddes waren die einzigen, die zwischen dem zurückgegangenen linken Flügel der Kanadier und dem Kanal standen. Zudem hatte alle Tapferkeit der Kanadier und East Yorks den Verlust des Waldes nicht verhindern können, in dem der Feind seine Stellung verstärkte. Noch stand allerdings die kanadische Linie ungebrochen; doch die Deutschen waren nach den günstigen Erfahrungen mit dem Gas entschlossen, es nochmals anzuwenden. Und lange brauchten die Kanadier nicht darauf zu warten . . .

Am Freitagmorgen gegen vier Uhr erhob sich eine grünliche Wolke aus den deutschen Gräben, die nur etwa 150 Meter von den kanadischen entfernt waren. Diese waren, wie erwähnt, zurückgebogen und boten daher eine ausgezeichnete Zielscheibe für Flankenfeuer, was sich die Deutschen sofort zunutze machten, als die Gaswolke die Kolonialen erreicht hatte. Die Wirkung war furchtbar. Die 48er Hochländer und die Royalhochländer von Montreal bekamen die ganze Wucht des Angriffs zu spüren. Die ersteren zogen sich auf einige Entfernung zurück, versuchten aber mutig, die Gräben zurückzugewinnen. Die Royalhochländer blieben dagegen fest und hielten sich, obwohl krank und betäubt, den ganzen Morgen. Das feindliche Feuer war aber zu heftig, und obwohl die Wiederherstellung des linken Flügels die Lage zeitweilig gerettet hatte, mußte die Brigade am Nachmittag langsam den Wald räumen. Sie deckte aber immer noch das Dorf Saint-Julien.

Im Westen hielt Oberst Geddes, der dann am 26. April fiel, tapfer stand, obwohl die wiederholten Anstürme auserlesener deutscher Brigaden oft in gefährlicher Weise nahe daran waren, seine dünnen Linien zu durchbrechen. Die Kavallerie kam am Abend zu seiner Hilfe, und eine frische Brigade nahm zwischen dem Kanal und der Straße Ypern—Pilkem Aufstellung.

Die Franzosen hatten inzwischen ihre Linke ebenfalls wiederhergestellt, so daß sie den größten Teil des Kanals am rechten Ufer halten konnten. Het Sas war bald wiedergewonnen, und schon näherte sich die französische Linie, an der Eisenbahnbrücke vorbei, über den Kanal kommend, der linken Flanke von Oberst Geddes Truppen.

Die Morgendämmerung des 24. April war Zeuge einer neuen heftigen Beschießung, die mit tödlicher Präzision erfolgte. Kurz darauf folgte ein zweiter Gasangriff, worauf die kanadische Brigade den Befehl erhielt, sich von neuem zurückzuziehen. Diesmal räumte sie Saint-Julien und bezog eine neue Linie zwischen diesem Ort und Fortuin, wo sie bald durch eine gemischte Brigade aus schottischen und irischen Bataillonen verstärkt wurde. Der Rückzug der linken kanadischen Brigade von Saint-Julien brachte die benachbarte Schwesterbrigade in die gleiche Lage, in die die erstere vordem durch den Rückzug der Franzosen geraten war. Ihr Brigadier befolgte die gleiche Taktik und ließ ein linkes Bataillon, den „Kreuzwegwald" preisgebend, zurückschwenken, so daß es links rückwärts an die Brigade anschloß. Dadurch wurde der Kopf der vorgeschobenen Stellung noch spitzer, und es wurde klar, daß die weitere Behauptung des Höhenrückens von s'Gravenstafel, der uns bisher als Schild für unsere Verstärkungsoperationen gedient hatte, nur zur Quelle sicherer Verluste werden mußte. In der Nacht des 24. April wurde deshalb der Rückzug befohlen, und am Nachmittag des 25. April führten die Kanadier einen geordneten Rückzug zum Haenebekefluß aus. Am 26. April ist dann die ganze Division zurückgezogen und durch die B-Division und die Nordterritorialen ersetzt worden. Kanada und das Reich hatten schwer geblutet, aber auf dem Schlachtfelde von Ypern mehr gewonnen(?) als verloren.

An die Stelle der zurückgenommenen Truppen traten die erwähnten Divisionen, die die britische Linie von Fortuin nach dem Osten zu fortsetzten und zahlreiche verzweifelte Versuche, Saint-Julien zurückzuerobern, machten. Inzwischen aber hatte die zentrale Division, der Schulter an Schulter mit den Kanadiern die Hauptwucht der Angriffe zugefallen war, vom südöstlichen Abhang des Gravenstafelrückens weichen müssen. Sie hielt einige Stunden hindurch den Kreuzpfadwald. Nach dessen Räumung hielt sie die Deutschen eine Zeitlang in einem improvisierten Graben in Schach, der von der Ypernstraße bis zur Straße nach Zonnebeke lief. Die Linie mußte aber, da es nicht gelang, Saint-Julien zurückzuerobern, gestreckt werden, und am Spätnachmittage des 26. zog sich die B-Division auf das südliche Ufer des Haenebekeflusses zurück. Unsere Linie lief nun von einem Punkte westlich und östlich von der Chaussee Ypern—Pilkem bis Zonnebeke und blieb so bis zum Abend des 2. Mai. Die Zentraldivision behielt ihre Linie nahezu bei, abgesehen von Broodseinde, das in die Hände des Feindes fiel; ihre äußerste Linie zog sich um Zonnebeke herum nach dem Westen.

Es ist unmöglich, die Dienste, die die kanadische Division in den unaufhörlichen Kämpfen geleistet hat, zu hoch zu preisen. Die Bataillone dieser Division waren stets in den vordersten Reihen und ihre Verluste waren sehr schwer. Als sie am 13. Mai von der Kavalleriedivision abgelöst wurden, war nur ein einziger Bataillonsführer übriggeblieben: Oberst Marden vom Walliser Regiment. Alle anderen Bataillone waren von Hauptleuten befehligt. Das Suffolkregiment, das 500 bis 600 Mann stark in den Kampf gezogen war, war auf sieben Mann zusammengeschmolzen. Auch die leichte Yorkshire-Infanterie hatte schwer gelitten.

Am 2. Mai nahm der Feind die Offensive wieder auf, aber das Gas wirkte nicht mehr, da inzwischen eine halbe Million Respiratoren aus England gekommen waren. Dennoch erwies sich der ungünstige vorspringende Keil bei Zonnebeke immer mehr als schwacher Punkt und am folgenden Tage wurde daher der weitere Rückzug auf vorbereitete Stellungen angeordnet. Um diese Operation zu decken, zog sich die B-Division zurück, und die A-Division trat an ihre Stelle. An einer Stelle, die mit Recht die „Granatenfalle" genannt wurde, opferte sich in Scheinangriffen, die den Rückzug verschleiern sollten, der Rest des 2. Essexbataillons, bis die gesamte Linie unter dem Schutze der Nacht den Rückzug durchgeführt hatte."

Die furchtbar blutigen Kämpfe selbst beschreibt ein englischer Offizier, der der kanadischen Division zugeteilt war, nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in der „Times" folgendermaßen: „Nachdem die französischen Truppen gezwungen worden waren, sich zurückzuziehen, mußte auch die 3. Kanadische Division, unter Brigadegeneral Turner, weichen. Vier britische Kanonen wurden dabei in einem Walde bei Saint-Julien verloren. Dieser Wald wurde in der Nacht zum 23. April unter schwerstem Maschinengewehrfeuer von den kanadischen Schotten, und zwar der 3. Brigade des 16. Bataillons und der 2. Brigade des 10. Bataillons angegriffen. Nach einem äußerst heftigen Kampf, den ein leicht umwölkter Mond beschien, wurde die Stellung im Bajonettkampf erobert. Ringsum mich fielen alle Leute unter dem entsetzlichen Feuer der Maschinengewehre, die, Gießkannen gleich, ihre Kugeln über die Angreifer sprühten. Sobald ein Mann gefallen war, nahm der nächste seinen Platz ein, und mit einem letzten Hurra warfen sich die Ueberlebenden der beiden Bataillone in den Wald. Der wütende Ansturm der Kanadier brachte sie bis an den jenseitigen Rand des Waldes, den sie so teuer erkauft hatten. Später, im Laufe der Nacht, machte eine ungeheure Konzentrierung von Artilleriefeuer, die gleich einem tropischen Sturm über die Bäume hinwegfegte, das Ausharren in der Stellung, die so viele blutige Opfer gekostet hatte, unmöglich.

Das 4. kanadische Bataillon kam einen Augenblick unter besonders verheerendes Feuer und geriet vorübergehend ins Wanken. Sein tapferer Führer, Oberstleutnant Burchill, der nach alter Gewohnheit einen leichten Rohrstock in der Hand trug, feuerte seine Leute kaltblütig an. In dem Augenblick, da sein Beispiel die Soldaten mitzureißen begann, fiel er an der Spitze seines Bataillons. Mit einem heiseren Wutschrei sprangen die Kanadier vor und eroberten im Bajonettkampf einen deutschen Graben.

Mehrere Offiziere der 3. Brigade starben gleichfalls den Heldentod. Major Norsworth von den Montreal-Hochländern wurde von einem Bajonett durchbohrt und getötet. Kapitän McCraig, vom gleichen Bataillon, weigerte sich, obwohl schwer verwundet, seinen Graben zu verlassen. Die anderen, die abziehen mußten, bestanden darauf, ihn mitzunehmen; er wollte sie jedoch mit der Last eines schwerverwundeten Menschen nicht beschweren. Er ließ sich zwei weitere Revolver geben und blieb allein in dem verlassenen Graben zurück, die Feinde erwartend. Bei dem Rückzuge mußte eine Abteilung Royal Highlanders und ein Bataillon vom Royal Montreal Regiment schweren Herzens zurückgelassen werden."

Die auch von den Deutschen anerkannte Tapferkeit der kanadischen Division hinderte die „Daily Mail" nicht, ihrem Aerger über den deutschen Erfolg bei Ypern mit folgenden Worten Luft zu machen: „Die Kanadier haben auch am Yserkanal ihre vornehmste Eigenschaft — die Schnelligkeit — bewiesen. Vor allem war ihr Rückzug ein sehr schneller. Als sie fanden, daß ihre Linie in der Luft schwebte, nachdem die Nachbartruppen gewichen waren, hatten sie keine Zeit, ihre 4,7 Zoll-Kanonen über das Wasser zu bringen. Die Geschütze waren eben auch ungewöhnlich weit entfernt, und der deutsche Angriff ging allzu rasch und mit allzu großer Kraft vor sich."

Der Uebergang über den Yserkanal am 22. April 1915

Das strategisch überaus wichtige Ereignis der Ueberschreitung des Yserkanals, die gleichzeitig mit den Kämpfen bei Langemarck und Pilkem erfolgte, wird in einem Feldpostbrief, den die „Kölnische Volkszeitung" veröffentlicht hat, anschaulich geschildert. Wir entnehmen dem Brief, der auch für die Stimmung unserer ausdauernden Truppen charakteristisch ist, folgende Stellen: „Was wir schon lange gewünscht und von Tag zu Tag mehr herbeigesehnt haben, endlich ist's zur Wahrheit geworden, endlich ist's uns gelungen. Wir haben den verwünschten Yserkanal überschritten und uns auf dem anderen Ufer eingenistet, weit genug von dem unglückseligen Wasserweg ab, der uns im Laufe der Monate so oft fast zur Verzweiflung gebracht hatte. Nur den Kanal nicht mehr sehen, nur nicht mehr das Plätschern der gelbbraunen Lehmgruben hören zu müssen, die uns bei nur mäßiger Windstärke gar oft im Schützengraben besuchten und uns bis auf die Haut durchnäßten. ... Schon seit Tagen klang rechts von uns anhaltender rollender Kanonendonner, dessen Stärke uns auf eine dort tobende große Schlacht schließen ließ. Bei uns war alles ruhig, nur die Tätigkeit der Pioniere war eine größere als sonst. Pontons wurden herbeigeschafft, Balken und Bohlen türmten sich in unserer Nähe, und mit geheimnisvollen Gesichtern drückten sich die Pionieroffiziere an uns vorüber. Was war da im Werk? Doch dann erfuhren wir's, und ich muß sagen, die Nachricht wurde mit einer Begeisterung aufgenommen, die alle Schrecken, die uns bevorstanden, vergessen ließ. Eifrig wurden die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen getroffen, und wir alle konnten kaum die Stunde erwarten, die uns Sieg oder Tod bringen sollte.

Unsere Artillerie schaffte diesmal besonders gut. Wie ein einziges großes Feuermeer mutete mich die ganze feindliche Stellung an. Unaufhörlich platzten unsere Granaten über und in den englischen Gräben, ein grauenvolles Chaos der Zerstörung dort anrichtend. Ich weiß tatsächlich nicht mehr, wie lange die Schießerei dauerte, war's kurze, war's lange Zeit. Auf die Uhr gesehen hat wohl keiner von uns, die wir im vordersten Schützengraben standen, auf das grausig-schöne Schauspiel starrten und die Augen nicht von dem abwenden konnten, was wir sahen. Von dem beizenden Rauch, der in dichten Schwaden sogar bis in unsere Stellungen getrieben wurde, schmerzten uns die Augen, würgte es uns in der Kehle; kaum vermochten wir noch dem Qualm standzuhalten, von dem wir doch nur den kleinsten Bruchteil zu kosten bekamen. Dennoch verließ keiner den Platz. Wir alle standen und starrten. Als dann, wie mit einem Schlag, unsere Geschütze schwiegen, und eine fast feierliche Stille um uns herrschte, faßte sich wohl mancher an den Kopf, der von den furchtbaren Detonationen nicht wenig brummte, sah seine Kameraden an und deutete wohl schweigend hinüber, wo noch immer dichte Rauchwolken den Himmel verdüsterten. War's ein Traum, war's Wirklichkeit? ... Doch als dann das Kommando kam zum Vorrücken, war die ganze Stimmung wie weggeblasen. Die Kompagnie kletterte wie ein Mann aus dem Graben heraus, das Gewehr fest in der Hand, und stürmte vorwärts, bis — — verwünscht der Kanal! Den hatten wir ganz vergessen, da konnten wir doch nicht hinüber! Doch o Wunder, eine regelrechte Brücke war über den Kanal geschlagen, Dutzende von Kähnen standen bereit zur Ueberfahrt, und im Wasser wimmelte es schon von Schwimmern, die, das Gewehr hoch in der Hand, hinüberschwammen. ...

In wenigen Minuten waren wir drüben — hinlegen und das Feuer eröffnen war eins. Die Engländer hatten Lunte gerochen, was nicht durch die Beschießung vernichtet war, feuerte wie besessen. Minen, Handbomben und Handgranaten flogen hinüber, herüber. Wir sprangen auf, und mit wenigen Sätzen waren wir im feindlichen Schützengraben drin, alles zusammenhauend, was sich noch zur Wehr setzte. Immer neue Kolonnen der Unseren setzten über den Yserkanal. Immer weiter drangen wir vor, die



Phot. A. Grohs, Berlin

Aus einem deutschen Schützengraben in Flandern



Phot. W. Braemer, Berlin

Aus einem deutschen Schützengraben in Flandern. Die Schlafstätten der Mannschaften sind unter der vorderen Brüstung eingegraben und werden durch Zeltbahnen gegen Regen und Kälte geschützt



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Eine englische Reparaturwerkstätte unmittelbar hinter der Front



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Deutsche Truppen in Laufgräben an der flandrischen Küste

erste, zweite und dritte Schützengrabenstellung wurde überrannt. Jetzt waren wir in der Hauptstellung drin! Hurra, da sind ja Geschütze! Wer hätte das gedacht, daß wir heute noch Geschütze erobern würden! Denn sie wurden unser, neun an der Zahl, und zwar funkelnagelneue englische Geschütze. . . . Den Widerstand des Gegners hatten wir uns ganz anders vorgestellt und sahen nun zu unserer größten Freude, daß wir nur verhältnismäßig geringe Verluste zu beklagen hatten. Unsere Artillerie hatte zu gut vorgearbeitet, die Franzmänner und Engländer mürbe zu machen.

In den eroberten Stellungen sah es toll genug aus. Riesige Trichter hatten unsere schweren Geschosse in den Boden gewühlt, Deckungen und Unterstände zerstört und auseinandergerissen, und zwischendurch lagen die zerfetzten Körper und Gliedmaßen der Franzosen und Engländer. Doch was sage ich! Es waren nicht nur Weiße, die da in Todesgrauen erstarrt lagen, nein, auch Schwarze, Braune, Gelbe und Rote fanden wir, ein ganzes Völkergemisch, in dem der Tod eine furchtbare Ernte gehalten hatte. Sie alle lagen da, stumm, starr, die meisten grauenhaft zerfetzt und zerrissen — sie alle ein Zeichen von Englands gemeiner Gesinnung, das die Aermsten einem sicheren Tode entgegengeführt hatte. Auch unter den Gefangenen, die wir machten, fanden sich viele Farbige vor, die sichtlich froh waren, mit dem Leben davongekommen und in deutsche Gefangenschaft geraten zu sein. Wir staunten, denn wir hatten gedacht, nur Engländer uns gegenüber zu haben und nun sahen wir, daß wir gegen Angehörige einer ganzen Reihe von Völkerschaften gekämpft hatten. Wir hatten gesiegt, und die so heiß ersehnten feindlichen Stellungen waren in unseren Besitz gekommen. Jetzt sollten die Kerle kommen, um sie wiederzuholen, wir würden sie schon empfangen!"

Auch hier zeichneten sich die Kanadier durch besondere Tapferkeit aus, wie sich aus einem ausführlichen Bericht der „Daily Mail" über den erfolgreichen deutschen Vorstoß über den Kanal ergibt: „Man konnte sich nichts Schneidigeres denken, als den ersten und endgültigen Erfolg der Deutschen bei der Ueberquerung des Kanals. Hinter der Wolke von grau-grünem Rauch, der die Gräben vor ihnen leerte und die Franzosen verwirrte, trugen sie fertige Brücken von 25 bis 30 Fuß Länge herbei. Mit bewundernswertem Mut brachten sie, trotz der Zerstörung der ersten Brücke, zwei Reservebrücken in Stellung und überschritten schließlich den Kanal, besetzten Lizerne und mehrere Vorpostenstellungen. All das geschah links von den Kanadiern, deren Stellung dadurch unhaltbar wurde; sie mußten die 4,7er Zoll-Kanonen im Stich lassen. Aber nach vier Stunden kehrten sie wieder um und gingen vor. Sie kämpften gegen die unglaublichsten Schwierigkeiten. Sie trafen entsetzlich kranke, halb blinde Leute mit zitternden Knien, die von den losgelassenen Gasen betäubt waren. Sie waren auf einem gänzlich unverteidigten flachen Gelände Schrapnells, Gewehrfeuer und Maschinengewehren preisgegeben. Sie wurden durch alle möglichen Mittel getroffen, durch Bajonette, Gase, durch Metallstücke in jeder Form und Größe. Aber sie schlugen tapfer drauf ein . . .

Es scheint, daß die Deutschen zu viel Vertrauen in ihre Mittel setzten. Sie wußten, daß ein gewaltiges Aufgebot von Artillerie hinter ihnen stand, daß ihre Ingenieure und Chemiker eine Menge neuer Erfindungen ausgeheckt hatten, daß frische Truppen mit den ermüdeten vermischt waren. Bei ihrem Vormarsch hatten sie so gut wie gar keine Verluste erlitten und einen Feind zersprengt, der durch die Gase verwirrt und in den künstlichen Wolken um seine Sinne gekommen war. Niemals waren deutsche Kriegslist und Taktik erfolgreicher gewesen. Aber gerade die Siegessicherheit der Deutschen half den Kanadiern den Angriff durchzuführen und die kostbaren Geschütze zurückzugewinnen.

Als der deutsche Angriff erfolgte, war den Franzosen nichts übrig geblieben, als zurückzugehen. Die betäubenden Gase bewegten sich über die feuchte, ungewöhnlich flache Ebene gleich Zigarrendämpfen, die über ein Tischtuch streichen. Viele Leute, die von

den Dämpfen betäubt waren, verfielen nach der Einlieferung in das Lazarett einem tiefen und lange andauernden Schlaf; bis auf die Augen, die schmerzten, hatten sie keine ernstlichen Beschwerden."

Ein anderer Korrespondent der „Daily Mail" verrät, daß Belgier und Franzosen schon vor der Anwendung der Gase gewichen waren. „Am 22. April 1915 am Morgen," so berichtet er, „eröffneten die Deutschen ein heftiges Feuer auf die französischen und belgischen Gräben bei Zuydschoote, einige Meilen nördlich von Ypern, auf dem Wege nach Dixmuiden. Die Franzosen und Belgier waren durch die furchtbare Beschießung gezwungen, ein wenig zurückzugehen. Darauf zündeten die Deutschen ein chemisches Mittel, das für Schwefelchlor gehalten wird, an und kamen gleichzeitig aus den Gräben heraus. Die Franzosen in der Meinung, daß der Feind seine Stellungen räumen wollte, griffen nun an, gerieten aber bald in eine dicke Wolke von gelblichem Rauch. Während die Deutschen vorgingen, feuerte nun ihre Artillerie Granaten ab, die die gleichen giftigen Gase entwickelten. So kamen die Franzosen und Belgier zwischen zwei Rauchwolken. Niemand konnte im dichten Rauch sehen, was vorging, und zugleich ergoß sich ein unbarmherziges Feuer aus Gewehren und Maschinengewehren auf die hilflose Masse. Glücklicherweise konnte ein französischer Sergeant aus dem Menschenknäuel entfliehen und den belgischen Kommandeur verständigen, der dann seine Truppen in guter Ordnung zurückzog, um nicht abgeschnitten zu werden."

Aus dem zerstörten Flandern

Flandern, das friedliche fruchtbare Land mit seinen ehrwürdigen Städten und wohlhabenden Dörfern, hat durch den Krieg furchtbar gelitten. Der Dichter Bernhard Kellermann, der die Gegend um Ypern bald nach den heftigen Kämpfen Ende April 1915 besuchte, hat im „Berliner Tageblatt" geschildert, wie er das Land sah. In einem der von den Deutschen besetzten Dörfer hinter der Front hat er den Kirchturm erstiegen und Ausschau gehalten: „Unten liegt winzig und verwinkelt das Dorf. Ein paar Häuser sind zerschossen. Soldaten hantieren vor den Häusern. Eine Radfahrerabteilung — braune Marinesoldaten, das Gewehr auf dem Rücken — schlängelt sich über den Marktplatz. Ein großes Postauto tutet und überholt sie. Karren, trottende Pferde, die roten Gesichter der Fuhrleute sind alle nach oben gerichtet. Zwei Flugzeuge kreuzen unter den grauen Wolken. Rasch und klein wie eine Maus läuft das entferntere am Himmel entlang. Hinter dem kleinen Dorf aber breitet sich das Land. Flandern. Es ist grün von den Wiesen und gelb von den blühenden Rüben, ganz flach; trübe und resigniert duckt es sich unter dem hängenden Gewölk. Silhouetten von Alleen, die die Landstraßen begleiten, stehen geisterhaft auf dem Lande, eine hinter der anderen, wie Schleier, die herabhängen, und alle scheinen sie parallel quer durch das Land zu laufen bis zum Horizont, wo eine graue Regenwolke Ypern verbirgt. Dazwischen flache graue Wolken, die auf der Erde liegen, Wälder und Wäldchen, die niemand kannte, und die plötzlich einen Namen bekamen: Polygonenwald, das Wäldchen von Saint-Julien. Hier standen die vier großen englischen Geschütze. Hinter den geisterhaften Silhouetten der Alleen Dörfer, Reste von Dörfern, dem Auge kaum erkennbar. Zonnebeke, Saint-Julien, Langemarck. Im Frieden werden Orte berühmt durch ihre Kultur und ihren Geist, im Krieg durch ihr Unglück. Da liegen sie und verstecken sich in der Erde. Still und verzweifelt liegt das Land, und der Donner der Geschütze rollt darüber weg.

Heute, Flandern, mit deinen geisterhaften Alleen, die still stehen und sich nicht bewegen, erscheinst du mir wie ein großer Friedhof.

Die Erde bei den Gräben ist zerrissen. Trichter an Trichter. Der Regen spritzt heute in den kreisrunden Lehmtümpeln. Auch die Allee hat mitgekämpft. Die hohen Bäume

schlugen der Länge nach hin, wie Riesen, von der Granate in den Wurzelbau getroffen und hoch geschleudert. Sie wurden in der Mitte abgerissen. Ihre Kronen stürzten zersplittert in das Feld, und so stehen sie noch. Kein Baum, der nicht seine Wunde hätte, manche von oben bis unten zerfetzt. Die Allee hat sich tapfer geschlagen, die Allee von Poelcapelle nach Saint-Julien. Eine Armee von Krüppeln steht an der Straße.

Die verlassenen Gräben sind mit allerlei Schutt angefüllt. Konservenbüchsen, Waffenteile, zerweichte und unleserlich gewordene Briefe. Ein blutiger Tuchfetzen, den einer an die Wunde preßte, erblassend und zu Tode erschrocken. Sie sprechen eine grauenhafte Sprache, und ihr Flüstern verfolgt mich. Es ist sehr still hier, und es hat den Anschein, als ob die Stille sich über den Gräben verdichtete und über all den Dingen, die einst Menschen gehörten. Ich wünschte wohl, sie kämen hierher, die drei hohen Herrschaften, zu deren Ehren einmal so furchtbar laut geschossen wurde, sie kämen hierher und hörten sich die Stille an. Vielleicht würden sie den süßlichen Geruch spüren, der aus den Gräben steigt, vielleicht würde sich ihr Auge schließen vor all dem Grauenhaften, das der Schutt in den Gräben deckt. Sie würden gehen und nun würden sie stolpern! Bei jedem Schritt würden sie über Gräber stolpern. Gräber hier, Gräber dort. Franzosen, Schottländer, Kanadier, Kolumbier, Farbige und Schwarze. Sie würden die Namen auf den Kreuzen lesen. Sie würden die verstümmelte Allee hinabgehen, und links und rechts würden die Kreuze ihnen folgen. Sie würden bei Saint-Julien die Massengräber sehen. Hier lagen die Kanadier so dicht, daß die Fliegerphotographien aus 2000 Meter Höhe die Leichenhaufen zeigten. Nun würden sie begreifen, daß sie in einen Friedhof geraten sind, der naß ist von Blut und Tränen."

Max Osborn hat das Dorf Langemarck nach den schweren Maikämpfen besichtigt und berichtet darüber in der „Vossischen Zeitung": „In Langemarck selbst ist, vom deutschen Feuer, buchstäblich nicht ein einziges Haus verschont geblieben, nicht ein einziges noch irgendwie bewohnbar, zum Quartier zu benutzen. Es ist ein Ort des Grauens. Mit satanischer Phantasie hat der Krieg hier immer neue Variationen der Zerstörung erfunden. Die Dächer zeigen ihr offenes, zerbrochenes Balkengerippe. Quer und krumm liegen ganze Stockwerke. Ein Meer von Schutt und Geröll schäumt auf. Die Kirche sieht aus wie die Ruinen der Caracalla-Thermen, so merkwürdig haben die Geschütze von den dicken gotischen Gewölben ganze Bahnen herausgerissen und andere stehen gelassen, daß zackige Lücken klaffen. Dicht dabei erzählen die Reste des Schlosses Langemarck vom Besitz des Herrn dieser Gegend. Das kleine Schloß selbst, offenbar einst ein solid gebautes und gut gehaltenes Haus, ist wie von einem Erdbeben in sich zusammengesunken. Zwischen unübersehbarem Gerümpel, das ganze Zimmerräume füllt, liegen die zerfetzten Rechnungsbücher des Besitzers; man erfährt daraus den Namen der alteingesessenen Familie: Cotteau. An eine Türe haben die Franzosen, als sie Ende April 1915 Langemarck räumen mußten, geschrieben: „Nous sommes partis." — Daneben schrieben unsere Leute: „Zu deutsch: wir sind hinausgeworfen worden."

Und zwischen Schloß und Kirche liegt ein alter Park mit hohen Bäumen. Auch er wird von tödlichen Streichen getroffen. Die Bäume aufgeschlitzt, der Boden erbarmungslos aufgerissen und mit riesenhaften Granatlöchern besät, die wie mit einer Monstredrehscheibe ausgehöhlt scheinen; manche tragen noch die ekelhaften gelben Spuren der englischen Schwefelbomben, die hier einschlugen. Noch heute fallen täglich solche Grüße aus feindlichen Kanonenschlünden in das zerschmetterte Dorf.

Denn noch immer glüht und grollt der Kampf. Bei Tag und bei Nacht will der zähe und tapfere Feind das nach monatelanger Vorbereitung Erstrittene den deutschen Siegern streitig machen. Verzweifelt sind seine Anstrengungen —. er beißt sich die Zähne aus. Zu Hunderten und zu Tausenden fallen sie und geraten sie in deutsche

Gefangenschaft, Franzosen und Turkos und Senegalneger, „weiße und farbige Engländer", Australier, Kolumbier, Inder in buntem Gemisch. Umsonst. Sie kommen nicht durch. Die deutsche Mauer um Ypern ist neu gefügt, und sie ist undurchdringlich."

Dixmuiden und Ypern sind fast vom Erdboden verschwunden, die Bevölkerung ist geflohen, die Besatzung hier Engländer und Franzosen, dort Deutsche hausen in Kellern und Ruinen.

„In der Ruinengasse zu Dixmuiden, die zum Rathaus leitet, können Menschen über dem Erdboden nicht mehr wohnen," schreibt Ludwig Ganghofer im „Hamburger Fremdenblatt". Der letzte Einwohner von Dixmuiden ist längst verschwunden. Unsere Reserven, die hier ausharren müssen, hausen in den gewölbten Kellern. Um in dieser Finsternis ein wenig Licht zu haben, holten die Soldaten aus den zerstörten Häusern die noch unzerbrochenen Spiegel, alle blanken Bleche und polierten Holzflächen heraus und befestigten sie in schräger Stellung vor den Kellerlöchern, als Reflektoren der Himmelshelle.

Die Trümmergasse ist leer; nur manchmal sieht man einen Feldgrauen aus einem Kellerloch herausschlüpfen und im anderen verschwinden.

Nun kommt, was im Oktober noch ein feines, prunkvolles gotisches Rathaus war. Was es jetzt ist, weiß ich nicht zu sagen. So sinnlos sieht es aus! In dem vom Sparrenwerk des Daches noch übrig gebliebenen Gerippe steckt — wie ein Kinderpfeil in der Binsenscheibe — ein schlankes, prächtiges Türmchen, mit dem Fuß nach oben, mit der Spitze nach unten. Und nicht weit davon ist ein Rätsel der Mechanik zu sehen. Eine große Granate, zentnerschwer, die einen Dachfirst zerschlug, ohne zu explodieren, ist über den Rest des Daches heruntergekollert und quer auf einer faustdicken Latte im Gleichgewicht liegen geblieben. Macht eine Detonation der Beschießung das zertrümmerte Gemäuer zittern, so schaukelt die Granate eine Weile und schwebt wieder ruhig in der Luft. Das ist so unwahrscheinlich, daß man lange hinsehen muß, bevor man es glauben kann. Ueber den Marktplatz geht ein verlassener Schützengraben, mit einem Wall von Pflastersteinen; und eine Schuttstelle, die früher ein hübsches Haus gewesen, ist verwandelt in den gewaltigen Trichter einer deutschen Brummergranate.

Am verwichenen Abend hatte ich mir in Brügge eine Mappe mit Ansichten von Dixmuiden gekauft, wie es früher war. Und nun sitze ich an der linken Ecke des Marktplatzes auf einem Steinhaufen und vergleiche die Bilder von einst mit den Bildern von jetzt. Sie gleichen einander wie Haus und Grab, wie Leben und Tod. Keine Spur von Aehnlichkeit ist mehr vorhanden. Das Heftchen zeigt mir eine wundervolle gotische Kirche. Wo ist sie? Das aberwitzige Ruinengewirre, das hinter den Trümmern des Rathauses von ehemals hervorragt? Ist das die schöne Kirche gewesen? Eine schmerzende Trauer umklammert mein Herz. Und während ich so sitze, stumm, und immer dieses grauenvolle Bild des Untergangs betrachte, ist hoch aus den Lüften herunter das knatternde Geräusch einer Flugmaschine zu hören. Sonst, wenn ich diesen Ton vernahm, suchten meine Augen immer gleich in der Höhe. Was kümmert mich jetzt der Flieger? Immer muß ich zu diesem grauen, unsagbaren Ding hinüberschauen, das eine Kirche und ein Rathaus und die schmucke Front eines städtischen Platzes war."

Von der Flucht der letzten Bewohner von Ypern erzählt der Brief eines englischen Offiziers, den die „Times" veröffentlicht hat: „Am Sonnabend und Sonntag den 17. und 18. April 1915 brachten die Deutschen schwere Artillerie in Stellung und beschossen die Stadt mit unerhörter Heftigkeit. In dem Maße, wie die Beschießung zunahm, und 17zöllige Granaten in immer größerer Zahl auf die Straßen und Gebäude der einst so lieblichen Stadt niedergingen, wurde es immer klarer, daß die einzige Rettung in sofortiger Flucht lag. Am 23. und 24. April verließen deshalb auch die noch übrig gebliebenen 12000 Einwohner den Ort in der Richtung auf Poperinghe.

Phot. A. Grohs, Berlin

Eine deutsche Küstenbatterie wird auf der Promenade von Ostende eingegraben



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche Marine-Infanterie an der flandrischen Küste



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Blick auf den Hafen von Dünkirchen

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Französische Infanterie auf dem Marsch durch die Dünen Nordfrankreichs

Das Schauspiel, das die Landstraße bot, brachte uns alle Schrecken des Krieges zum Bewußtsein. Das Donnern der Kanonen, das Platzen der Schrapnells, das Rasen der Munitionskolonnen und Motorwagen zur Front gaben ein lebhaftes Bild von den ernsten und leidenschaftlichen Anstrengungen, dem Feinde das eroberte Gebiet wieder zu entreißen. Der Anblick der Verwundeten, die in zahlreichen Ambulanzen vorbeifuhren oder mit verbundenen Gliedern über die Landstraße zogen, war düster genug, erschien aber nur noch als eine vertraute Begleiterscheinung des Krieges. Herzzerreißender schien dagegen das Unglück der Tausende, die mit ihrer geringen Habe fliehen mußten, um das nackte Leben zu retten. Mit Flüchtlingen beladene Wagen, von Pferden oder Kühen gezogen, schleppten sich in traurigem Zuge einher. Nonnen, die aus Klöstern vertrieben waren, in denen sie ihr Leben zu beschließen hofften, waren alten Männern, Frauen und Krüppeln behilflich. Viele Männer trugen kleine Kinder auf ihren Rücken oder keuchten unter der Last von Bettzeug und Kleidungsstücken. Fahrräder, die in beängstigender Weise mit Bündeln und allerlei Hausrat beladen waren, rollten langsam vorbei. . . . Wohin werden sich diese Unglücklichen wenden? Poperinghe, das nur sieben englische Meilen entfernt ist, kann nicht das Ziel ihrer Reise sein. Wo werden sie Zuflucht suchen? Die Furcht vor weiterer Beschießung wird sie immer wieder vorwärts treiben, hinüber über die eigene Grenze, ins Ungewisse, nach Frankreich. . . ."

Die Kämpfe an der flandrischen Küste

Ueber die mißlungenen Angriffe eines englisch-französischen Geschwaders an der flandrischen Küste im Oktober und November 1914, über die bereits früher berichtet wurde (vgl. III, S. 100 f.), ist am 14. April 1915 von der englischen Admiralität ein Bericht des Konteradmirals Hood, des Kommandanten der Flottille an der belgischen Küste, veröffentlicht worden, dem wir zur Ergänzung und Bestätigung der deutschen Meldungen folgendes entnehmen: Die Flottille wurde ausgesandt, um den Vormarsch größerer deutscher Truppenkörper an der Küste von Ostende und Nieuport zu verhindern und um die linke belgische Flanke zu decken. Die Operationen begannen in der Nacht zum 17. Oktober 1914. Man beschoß zunächst die deutschen Stellungen an der Küste, die innerhalb des Bereichs der Schiffskanonen lagen. Am 18. Oktober wurde eine Maschinengewehrabteilung vom Schiff „Severn" bei Nieuport gelandet; während der Gefechte wurde das Schiff „Amazon", das die Flagge des Konteradmirals führte, an der Wasserlinie schwer beschädigt, so daß es nach England geschickt werden mußte. Während der ersten Gefechtstage hatten fast alle Schiffe Verluste, die meist durch das Schrapnellfeuer der deutschen Feldgeschütze verursacht wurden. Die Anwesenheit der Schiffe hatte zur Folge, daß immer weniger deutsche Truppen an der Küste gesehen, dafür immer mehr schwere deutsche Geschütze in Stellung gebracht wurden. Das machte nötig, daß auch schwerer bewaffnete Schiffe herangezogen wurden, unter ihnen das Schlachtschiff „Venerable" und mehrere ältere Kreuzer. Fünf französische Zerstörer wurden unter das Kommando Hoods gestellt, der am 30. Oktober seine Flagge auf der „Intrepid" hißte und die französische Flottille bei Lombartzyde ins Gefecht führte. Mit dem Erscheinen der schweren deutschen Kanonen nahmen auch die Verluste der Flottille zu. Der größte Schaden war die Zerstörung eines Turmes für sechszöllige Kanonen und mehrere Treffer an der Wasserlinie des Flußkanonenboots „Mersey", der Tod des Kommandanten und von acht Mann, sowie die Verwundung von 16 Mann des Torpedobootszerstörers „Falcon", der in schweres Feuer geriet, als er die „Venerable" gegen Unterseeboote schützte. Schwer beschädigt wurden auch der Kreuzer „Brilliant" und die Kanonenboote „Wildfire", „Vestal" und „Rinaldo". Nachdem die Umgebung Nieuports unter Wasser gesetzt worden war, erschien ein weiteres Verbleiben der Flottille an der flandrischen Küste nicht mehr nötig.

Der Kampf um die flandrische Küste und ihr Hinterland dauerte auch zu Beginn des Jahres 1915 an und bestand vornehmlich in heftiger Beschießung der ganzen Küstenlandschaft, die von der englischen Flotte zu dem Zweck eröffnet wurde, die deutsche Besatzung fortdauernd zu beunruhigen. Der Haupterfolg der Engländer bestand aber lediglich in der vollkommenen Verwüstung der Küstenorte. Ueber die Kämpfe zu Anfang des Jahres 1915 berichtet der „Temps“: „Das günstigere Wetter in Flandern gestattete, auch die kriegerischen Operationen längs der Küste wieder zu beginnen. Bekanntlich haben sich die Deutschen in der Umgegend von Ostende stark verschanzt, nicht weil der Besitz dieser Stadt für sie von großer Wichtigkeit ist, sondern weil Ostende Zeebrügge deckt, das der Feind zu einer wichtigen Basis für seine Unterseeboote gemacht hat und das er um jeden Preis zu halten sucht. Man muß sich also auf einen verzweifelten Widerstand in dieser Gegend gefaßt machen, und die wütenden Angriffe, die in den letzten Tagen gegen die Stellungen der Verbündeten in der Gegend der großen Düne unternommen wurden, zeigen die Gewalt des Ansturmes, den der Feind hier zu machen vorbereitet . . . Von anderer Seite wird gemeldet, daß auch die deutschen Motorboote auf den Kanälen in der Gegend von Ostende und Brügge, die alle mit Maschinengewehren ausgerüstet seien, eine lebhafte Tätigkeit entwickeln.“

Am 28. Januar 1915 hat von französischer Seite eine gewaltsame Erkundung stattgefunden, um die feindlichen Verteidigungsmittel zwischen dem Meere und Saint-Georges ausfindig zu machen. Aus dem französischen Gefechtsbericht lassen sich die deutschen Verteidigungsstellen nach der „Neuen Zürcher Zeitung“ wie folgt konstruieren. „Längs der Meeresküste, also zwischen dieser und der von Nieuport nach Middelkerke und weiter nach Ostende führenden Lokalbahn befindet sich eine große Düne, die gegen die kanalisierte Einmündung der Lys in die Nordsee hinstreicht. Diese Düne ist deutscherseits unter Anwendung aller möglichen Mittel, worunter auch Panzerschilde, zu einer starken Verteidigungsstellung ausgebaut worden, die mehrere hintereinanderliegende Reihen von Schützengräben und Werken umfaßt. Ein Teil dieser Anlagen macht nicht nur Front gegen den Yserkanal, sondern auch gegen die See. Gleiche Vorkehrungen bestehen auch bei Lombartzyde und weiter nach Südosten gegen Saint-Georges hin. Die beiden Punkte, große Düne und Lombartzyde, sind zudem durch Zwischenwerke miteinander verbunden, so daß das Ganze eine starke, zusammenhängende Verteidigungslinie bildet. Die Deutschen haben daher hier auf ihrem äußersten rechten Flügel, nur ein bis zwei Kilometer vom Yserkanal entfernt, eine stark befestigte Stellung, die mit einer verhältnismäßig schwachen Besatzung zu verteidigen ist, und die jeden französischen Ausfall über die Yser hinüber schwer bedroht. In der Tat ist es den Franzosen bei dem Angriff Ende Januar 1915 nur gelungen, den äußern Teil der Düne zu behaupten, obgleich die Besatzung der deutschen Werke nur ein Bataillon betragen haben soll.“

Die Versuche der Verbündeten, an der Küste entlang vorzudringen, wiederholten sich in den beiden ersten Februarwochen, kräftig unterstützt von der englischen Flotte, die vor allem die Küstengebiete bei Ostende beschoß. Bei Nieuport hat unter Beteiligung der englischen Flotte ein schweres Gefecht getobt. Während die Verbündeten aus Saint-Georges vorrückten und die Deutschen, die östlich von Lombartzyde stehen, angriffen, gingen sie gleichzeitig auf Westzyde vor, das schon früher wiederholt von Vorposten erreicht werden konnte, aber trotz mehrtägiger Kämpfe von ihnen noch nicht besetzt worden ist. Nach der Besetzung von Westende und Middelkerke wird eifrig gestrebt. Verschiedene englische Schiffe wurden nach Meldungen des „Tyd“ aus Sluis auch mehrere Male von Zeebrügge aus gesichtet und von den deutschen Küstenbatterien beschossen, zu einem eigentlichen Bombardement kam es aber nicht. „In die deutsche Besatzung der Küstenplätze Knocke und Heyst kam dann jedesmal lebhafte Bewegung, im Eiltempo kamen

zahlreiche Abteilungen Infanterie, besonders Matrosen herbei und nahmen ihre Laufgräben und Stellungen bei den Batterien ein. Auch in der Luft wurde der Kampf mit Erbitterung geführt. Mehrmals täglich erschienen feindliche Flugzeuge, und besonders über Zeebrügge wurden Bomben geworfen. Dann erdröhnte die Luft vom Kanonendonner gegen die Flugzeuge. Manchmal erschienen die Aeroplane in Abteilungen von fünf und sechs. Nachts wurden Scheinwerfer nach oben gerichtet, um die unerwünschten Vögel zu entdecken. Die Angriffe wurden alle abgeschlagen. Auch die englischen Schiffsgeschütze vermochten nur ganz geringen militärischen Schaden anzurichten." Dagegen haben sie, wie dem „Tyd" weiterhin berichtet wird, sowohl in Westende wie in Middelkerke und in Mariakerke schwere Beschädigungen an den Häusern verursacht und viele Bürger getötet. „Die Bürgerbevölkerung der Küstenstädte, die teilweise wieder dorthin zurückgekehrt war, ist seit Beginn dieser neuen Kämpfe abermals nach Ostende und Thourout geflüchtet. Die zurückgebliebene Bevölkerung lebt natürlich in großer Unruhe. Dazu kommt noch an den Küstenplätzen die nagende Not. Brot ist nur zu erhalten, wenn die deutsche Militärbehörde etwas von ihren Vorräten abgibt."

Von den zahlreichen Fliegerangriffen, die gegen die deutschen Stellungen an der flandrischen Küste unternommen wurden, seien nur einzelne größere Operationen hervorgehoben.

Schon am 22. Januar 1915 hatten Kommandant Davies und Leutnant Richard im Aeroplan Zeebrügge besucht und 27 Bomben abgeworfen; sie sollen, wie die englische Admiralität meldete, auf zwei Unterseeboote und auf die Kanonen der Mole gefallen sein. Auf dem Flug zum Angriff auf Zeebrügge wurde Kommandant Davies von sieben deutschen Aeroplanen umzingelt; es gelang ihm aber, wenn auch leicht verwundet, zu entkommen und seine Aufgabe zu erfüllen.

Am 13. Februar 1915 unternahmen dann 34 britische Flug- und Wasserflugzeuge kombinierte Angriffe auf Brügge, Blankenberge und Ostende, vor allem aber auf die deutsche Unterseebootstation in Zeebrügge, die alle ergebnislos verliefen. Nach dem „Daily Chronicle" sind sie am 11. Februar bei Tagesanbruch an der Ostküste Englands in Dover aufgestiegen. Die besten und kühnsten Führer wären dazu ausgewählt worden, die wie wilde Enten einer hinter dem andern über den Kanal geflogen seien. Schätzungsweise müßten sie in 20 Minuten den Flug bis zur belgischen Küste vollführt haben. Der Plan sei gewesen, nach dem Angriff auf die Basis der deutschen Unterseeboote einige Zeit in Frankreich zu bleiben, ehe die Flugzeuge nach England zurückkehrten. Während des Angriffs hatten die Flieger mit heftigem Schneetreiben zu kämpfen. Kein einziges deutsches Unterseeboot sei gesehen worden. Der Flieger Graham White ist vor Nieuport mit seinem Apparat ins Wasser gefallen, aber durch ein französisches Schiff gerettet worden. Alle Flieger seien wohlbehalten zurückgekehrt, trotz der heftigen Beschießung durch deutsche Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze.

Der Luftangriff wurde am 16. Februar abermals ohne jeden Erfolg wiederholt. Die englische Admiralität gab darüber amtlich folgendes bekannt: „Vierzig englische Aeroplane und Hydroplane bombardierten Ostende, Ghistelles, Middelkerke und Zeebrügge. Es wurden Bomben auf die östlich und westlich des Hafens von Ostende aufgestellten schweren Batterien geworfen, ferner auf die Geschützstellungen von Middelkerke und auf die Transportwagen der Strecke Ostende—Ghistelles. Die Mole von Zeebrügge, die schon durch die früheren Angriffe beschädigt worden war, die Kohlenschiffe vor Blankenberge und die Schleppschiffe vor Zeebrügge wurden ebenfalls bombardiert. Acht französische Aeroplane unterstützten die Hydroplane, indem sie einen heftigen Angriff auf die Luftschiffhalle von Ghistelles unternahmen und so die deutschen Luftschiffer verhinderten, unseren Apparaten den Weg abzuschneiden."

Die deutschen Luftangriffe auf die französischen Kanalfestungen

Schon Anfang Januar 1915 waren deutsche Flieger am Kanal gesichtet worden; am Sonnabend den 23. Januar erfolgte sodann der erste deutsche Luftangriff auf Dünkirchen, bei dem die Schiffswerft durch vier Bombenwürfe in Brand gesetzt wurde. Nach dem amtlichen Bericht der englischen Admiralität stellten sich belgische, französische und britische Luftschiffe den zwölf oder dreizehn deutschen Aeroplanen entgegen und zwangen einen gerade auf der belgischen Grenze zum Abstieg. Am 29. Januar meldete das deutsche Hauptquartier, daß die englischen Etappenanlagen in Dünkirchen abermals ausgiebig mit Bomben belegt worden seien.

Ueber den Fliegerkampf, der sich bei diesem Angriff über Dünkirchen entwickelte, berichtet die „Times": „Das Wetter war ruhig und kalt. Sechs Flugzeuge wurden zunächst aus der Richtung der belgischen Grenze gesichtet. Sie bewegten sich in dem klaren Himmel sehr hoch. Französische und britische Flieger stiegen unverzüglich auf, um den Feind abzufangen und ihn zum Gefecht zu stellen. Er wechselte den Kurs, verschwand aus dem Gesichtskreis, worauf man vermutete, daß der Anschlag angesichts dieser Vorbereitungen für den Empfang aufgegeben sei. Schon legte sich die Erregung, die das Erscheinen der Flugzeuge verursacht hatte. Gegen 12½ Uhr indes wurde abermals ein feindliches Flugzeug gesichtet, dem alsbald mehrere andere in beträchtlicher Höhe folgten. Sie waren anscheinend über das Meer geflogen, um nicht beobachtet zu werden, und näherten sich jetzt der Stadt aus der Richtung Gravelingen. Sobald sie sich auf Schußweite genähert hatten, eröffneten die Abwehrgeschütze das Feuer auf sie, und britische und französische Flugzeuge machten sich zu ihrer Verfolgung auf. Dreiviertel Stunden lang tobte der Luftkampf, während dessen zwei feindliche Einheiten niedergebracht wurden. Der Himmel war von den weißen Wölkchen platzender Geschosse gesprenkelt, ein fesselndes Schauspiel, das die zahlreichen Einwohner ohne Rücksicht auf die fallenden Sprengkörper in den Straßen gebannt hielt. Trotz des Schnellfeuers unserer Geschütze und des Feuers unserer Flieger streiften die feindlichen Flugzeuge über der Stadt und warfen zahlreiche Geschosse ab. Das erste ging auf den Place de la République nieder und zerstörte die Fassade eines Eisenwarengeschäftes. Andere Geschosse fielen auf die Docks. Einige der Bomben waren Brandgeschosse. Ein Baumwollager geriet in Brand. 30 Geschosse fielen auf die Vororte. Die feindliche Luftflotte verschwand, erschien jedoch um 3 Uhr nachmittags wieder und warf weitere Geschosse ab. Am 30. Januar nachmittags flog wiederum ein deutsches Flugzeug über Dünkirchen und warf vier Brandbomben auf die Chantiers de France."

Auch vom 1. und 3. Februar meldet die „Daily Mail" Besuche deutscher Flieger über Dünkirchen. „Am Mittwoch den 3. Februar um ½8 Uhr näherten sich sechs Flieger von der See her. Niemand ahnte ihren Besuch, bis die erste Bombe platzte. Sofort fingen die Scheinwerfer zu leuchten an, und die Abwehrkanonen eröffneten das Feuer. Zwei Stunden dauerte der Kampf, dann flogen die Deutschen, denen nichts geschehen war, wieder von dannen, nachdem sie nicht weniger als 60 Bomben auf Dünkirchen abgeworfen hatten."

Am 22. Februar 1915 erschien dann zum erstenmal ein Zeppelinluftschiff am Kanal und eröffnete für die Besatzung und Bevölkerung ganz unvermutet in früher Morgenstunde aus luftiger Höhe die Beschießung der von den Engländern sorgsam gehüteten Festung Calais. Aus Paris wurde darüber folgendes gemeldet: „Der Zeppelin, der am 22. Februar 1915 Calais bombardierte, flog in einer Höhe von 500 Metern in der Richtung der Eisenbahnstation Fontinettes. Es war 4 Uhr morgens. Das Luftschiff legte die vier Kilometer von der Küste nach Fontinettes zurück, ohne eine einzige Bombe zu werfen, um sich nicht zu verraten. Sein Hauptziel war, die Eisenbahn nach Dün-

kirchen zu zerstören. Sobald das Luftschiff die Eisenbahnstation erreicht hatte, warf es die erste Bombe auf die Bahnlinie. Der Zeppelin stieg darauf bedeutend höher, und jetzt folgten hintereinander mehrere Bombenwürfe, die in die Nähe der Eisenbahn fielen. Eine Bombe explodierte in einem Hof, zerstörte einen Schuppen und viele Fenster, ohne ein Menschenleben zu vernichten. Die anderen Bomben fielen in einen Garten und auf das Dach eines Hauses in der Rue Doghien und tötete mehrere Menschen. Der Knall, der durch die Explosion verursacht wurde, war gewaltig. Die Häuser bebten wie bei einem Erdbeben. Der Zeppelin hielt sich zehn Minuten über Calais auf, er wurde unaufhörlich beschossen, aber es gelang nicht, ihn zu treffen. Das Luftschiff verschwand in voller Fahrt in der Richtung nach dem Meere."

Am 24. Februar 1915 zeigte sich von neuem ein Zeppelin über der Stadt. Er war in Begleitung zweier Flugzeuge und warf etwa zehn Bomben ab, durch die abermals eine Anzahl Personen getötet und verwundet wurden.

In der Nacht vom 18. März 1915 (vgl. S. 193) erschien zum dritten Male ein Zeppelin über Calais. Gegen Mitternacht wurde die ganze Stadt durch heftiges Geschützfeuer alarmiert. Scheinwerfer spielten nach allen Richtungen, und dazwischen konnte man leichte, von Flammen begleitete Knalle wahrnehmen, die das Platzen von Granaten anzeigten. Drei Bomben fielen auf einen Zug. Zwei Wagen fingen Feuer, wobei sieben Insassen verbrannten. Zwölf andere wurden mehr oder weniger verletzt. Die Bomben fielen in verschiedenen Vierteln nieder. Die Bevölkerung flüchtete in die Keller.

Nach einer Meldung der „Times" betrug die Anzahl der diesmal auf Calais niedergeworfenen Bomben vierzig bis fünfzig. Sie sind alle sehr groß gewesen und enthielten teilweise einen neuen Explosivstoff. Der Zeppelin befand sich mehr als eine halbe Stunde über Calais und führte seine Operationen in Höhe von fünftausend Fuß aus. Er war imstande, die Stadt durch Lichter zu beobachten, die sich an kleinen Ballons befanden, ein ganz neues Kampfmittel im Luftkriege. Jedes dieser Lichter warf einen glänzenden Schein auf die Stadt. Im Laufe einer ganz systematischen Fahrt über wichtige Punkte versuchte der Zeppelin den Zentralbahnhof und den Marinebahnhof, verschiedene Depots, das Fort Neuilly und den Quai zu zerstören. Einige der Bomben fielen in das Hafenbassin. Das Luftschiff kehrte auf demselben Wege, auf dem es gekommen war, zurück, indem es eine Strecke lang der Eisenbahnlinie folgte und in niedriger Höhe über das Dorf Mark hinwegfuhr.

Ein Spezialkorrespondent des „London Echo" in Nordfrankreich sagt, erstaunlich sei die Tatsache, daß ein Luftschiff imstande sei, mit Sicherheit einen Weg durch so dichten Nebel zu finden, wie er am Abend des letzten Zeppelinangriffs geherrscht habe, und daß es mit absoluter Bestimmtheit Punkte unten im Gelände erkennen konnte, obwohl überall tiefste Dunkelheit herrschte."

Die Beschießung von Dünkirchen

Ein militärisches Ereignis von weittragender Bedeutung, die Beschießung der Festung Dünkirchen durch neue, ungeahnt weittragende deutsche Geschütze, meldete das Große Hauptquartier am 30. April 1915 mit dem kurzen Satze: „Die Festung Dünkirchen wurde gestern von uns unter Artilleriefeuer genommen."

Die Bestürzung und Ratlosigkeit in Dünkirchen waren unbeschreiblich. Weit und breit war kein Feind zu sehen. Die zur Aufklärung über den Kanal entsandten Flieger konnten kein deutsches Kriegsschiff entdecken. Jedermann war erstaunt und konnte sich nicht erklären, woher die Granaten kämen. Aber auch die französische und englische Heeresleitung stand zunächst vor einem Rätsel. In einem Leitartikel der „Nieuwes van den Dag" heißt es: „Das Rätsel von Dünkirchen ist noch nicht gelöst. Obschon

keine Nachrichten von einer Seeschlacht kamen, bleibt es doch die wahrscheinlichste Lösung, daß die Beschießung nicht vom Lande aus geschah, sondern durch schwere Schiffsgeschütze." Das Blatt nimmt an, daß die beiden größten und neuesten deutschen Schiffe, Ersatz Kaiser Friedrich III. und Ersatz Wörth, die Beschießung durchgeführt hätten. Daß, wie aus England gemeldet wurde, die Flieger der Alliierten keine feindlichen Schiffe entdecken konnten, schreibt das Blatt dem an der Küste herrschenden Nebel zu.

Und die französische amtliche Mitteilung vom 2. Mai 1915 weiß folgendes zu berichten: „Ein deutscher Deserteur hat mitgeteilt, daß seit nahezu zwei Monaten Ingenieure der Firma Krupp in der Gegend von Dixmuiden in einem Abschnitte, in dem seit Monaten kein Gefecht mehr stattgefunden hat, die Aufstellung eines Marinegeschützes leiteten, mit dem auf sehr große Entfernung geschossen werden kann. Es handelt sich wahrscheinlich um das Geschütz, mit dem Dünkirchen auf eine Entfernung von 38 Kilometern beschossen wurde. Bei der zweiten und letzten Beschießung wurden nur neun Granaten abgegeben; man darf daher annehmen, daß das Geschütz durch das eigene Feuer gelitten hat, oder daß das ständige Kreisen unserer Flieger in dieser Gegend die Einstellung des Feuers bewirkt hat. Unserseits haben wir gestern eines der Südwerke des verschanzten Lagers von Metz beschossen."

Nach späteren Londoner Meldungen war man in englischen Militärkreisen überzeugt, daß in Deutschland die Konstruktion eines neuen Mörsertyps geglückt sei, der eine zielsichere Schußentfernung von 22 englischen Meilen möglich mache. Nach aufgefundenen Granathülsen handle es sich um einen Typ von 15,2 Zoll. Mit ihren 14-Zoll-Kanonen hätte zwar die englische Flotte eine ähnliche Reichweite, doch höre von 15 Meilen ab die Zielfähigkeit fast auf. Die englischen Schiffskanonen größten Typs, die in Dünkirchen aufgestellt seien, hätten das Feuer nur mit 15 Meilen Schußweite beantworten können. Daher sei auch ein Versuch englischer Kriegsschiffe, die deutschen Batterien zu beschießen, erfolglos geblieben. Nach einer Meldung der „Times" fielen bei der Beschießung Dünkirchens 26 große Granaten in die Stadt. Die Festungsbatterien konnten das Feuer nicht erwidern, da sie nicht über Geschütze gleich großen Kalibers verfügten und die deutschen zu weit entfernt aufgestellt waren.

Jedenfalls steht fest, daß die Granaten beim Platzen eine Detonation verursachen, als wenn eine Pulverfabrik in die Luft flöge. Sie haben große Löcher in die Straßendämme geschlagen, 350 Personen getötet und fast 100 militärischen Zwecken dienende Gebäude zerstört. Ein holländisches Preßbureau berichtete darüber nach der „Magdeburger Zeitung" folgendes: „Die ersten wirksamen Granaten von 38 Zentimeter Kaliber fielen am Dienstagvormittag den 27. April 1915 zwischen 7 und 8 Uhr in der Stadt nieder. Von zehn abgefeuerten Granaten schlugen zwei im Militärbahnhof ein und richteten dort große Verwüstung an. Von 10 Uhr bis 11 Uhr 15 Minuten folgten elf weitere Granaten. Das zweite von diesen Geschossen traf wiederum den Militärbahnhof, wo ein gerade aus Calais eingelaufener Munitionszug stand. Der ganze Zug wurde in die Luft gesprengt. Nur noch die Trümmer der Wagen lagen umher. Dann trat eine einstündige Pause in der Beschießung ein. Um 12 Uhr 15 Minuten setzte der Granathagel wieder ein und dauerte diesmal bis 2 Uhr. In diesem Zeitraum wurden zehn Granaten in die Stadt geworfen. Vier davon schlugen in eine Kaserne ein, die nur 100 Meter vom Militärbahnhof entfernt ist. Dort saßen eben 1000 Soldaten beim Mittagessen. Die meisten davon sollen umgekommen sein. Zwei andere Granaten erreichten das Militärhospital, das vollständig auseinander gerissen wurde. Der Militärbahnhof ist ganz vernichtet, der städtische Bahnhof weist starke Beschädigungen auf. Nach der ersten Beschießung verließen 42000 Einwohner die Stadt, später folgten noch 20000, denen der Boden zu heiß wurde, und nur etwa 4000 bis 5000 Zivilpersonen wagten es, in der Stadt zu bleiben."

Die Beschießung wurde in den nächsten Tagen fortgesetzt. Die Schüsse folgten in regelmäßigen Zwischenräumen; das Bombardement erdröhnte über den Kanal. Hin und wieder erzitterten die Häuser in Dover.

Eine lebendige Schilderung dieses zweiten Artillerieangriffes vom 30. April 1915 gab A. F. Powell, der Kriegskorrespondent der „New York World", die wir nach der Uebersetzung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hier folgen lassen: „Wie würden Sie sich fühlen, wenn Sie friedlich in Ihrem Hotelbett schliefen und plötzlich um 6 Uhr morgens durch ein krachendes Etwas geweckt würden, das aus den Wolken niederfällt und in dichter Nähe ein Loch in das Pflaster reißt, in dem man bequem ein Pferd begraben kann? So ungefähr erging es mir in Dünkirchen, und ebenso werden Tag für Tag Tausende von Einwohnern in den Städten Flanderns und Nordfrankreichs in diesen schönen Frühlingstagen aus ihrem Morgenschlummer gerissen. Bis vor kurzem glaubte man sich in Dünkirchen vollkommen sicher; denn die nächsten deutschen Gräben sind etwa 20 Meilen entfernt. Anfangs war auch ganz Frankreich außer sich, als es hörte, daß Dünkirchen beschossen werde. Die Sache war so unglaublich, daß jeder an eine Beschießung durch deutsche Kriegsschiffe dachte, aber schließlich wurde festgestellt, daß die Deutschen einige 15zöllige Schiffskanonen in einem vorgeschobenen Punkte aufgestellt hatten, von wo sie ihre todbringenden Geschosse mitten in den französischen Hafenplatz hineinfeuern konnten. Am Tage nach der Beschießung wurde die Bevölkerung dadurch wieder beruhigt, daß man ihr mitteilte, die Geschütze wären zum Schweigen gebracht worden. Diesem Gefühl der wiedererwachenden Sicherheit hatte auch ich es zu verdanken, daß man mich einlud, im Lazarett von Dünkirchen die an Gasvergiftung darniederliegenden Soldaten zu besuchen, und es wurde mir versichert, daß es nur bei einem Krankenbesuch bleiben würde und daß ich nicht darauf rechnen könne, irgend etwas Aufregendes zu sehen. Nach meiner Ankunft erfuhr ich, daß im obersten Stockwerk des Hotels des Arcades Zimmer für mich reserviert waren, was mich nicht sehr heiter stimmte. Der Gedanke, nur ein Dach zwischen mir und einem herumirrenden deutschen Flugzeug zu haben, hatte für mich etwas Peinliches, denn ich hatte das Bombardement von Antwerpen mitgemacht und lege seitdem Wert darauf, soviel Stockwerke wie möglich zwischen mir und den deutschen Zeppelinen zu wissen. Gegen 6 Uhr morgens wurde ich durch ein Splittern und Krachen geweckt, das die Fenster meiner Zimmer erzittern und die Wände erbeben ließ. Einen Augenblick später erfolgten weitere Detonationen, eine lauter als die andere. Aus allen Türen im Flurgang hörte ich Leute hervorstürzen, die entsetzt fragten, was geschehen sei. Ich wußte aus Erfahrung Bescheid. Ans Fenster eilend, erblickte ich in der Tat eine deutsche Taube, die im klaren Morgenhimmel immer weitere Kreise über der Stadt zog. Deutlich konnte ich das Gestell sehen, dessen Panzerumhüllung wie poliertes Silber in der Frühsonne glänzte. Die Abwehrkanonen eröffneten an allen Ecken und Enden ihr Feuer, und weiße Schrapnellwölkchen platzten rund um den Flieger. Irgendwo im Osten ertönte das höllische hammerartige Geknatter der Pom-Poms. Ein großes gepanzertes Auto, offenbar ein englisches, raste auf den Platz vor dem Hotel, die Mündung einer steilfeuernden kleinen Kanone wurde von den Insassen in fieberhafter Eile eingestellt, und bald darauf eine Granate nach der anderen in die Höhe gefeuert. Von der Wasserseite kam der heisere Ruf der Sirenen, die die Leute einlud, sich in Sicherheit zu bringen. Alle Kirchenglocken läuteten. Sie schienen unaufhörlich zu rufen: „In die Keller! In die Keller! Eilt euch, eilt euch!" Plötzlich wurde der Lärm von Glocken, Hörnern und eiligen Schritten von tiefem, langgezogenem Donner übertönt, der allmählich anwuchs, als käme ein Expreßzug aus einem Tunnel herangerast. Es schien, als ob ein Riese über unseren Häuptern eine ungeheure Leinwand zerrisse, dann folgte eine furchtbare

Explosion, die mir wie der Bruder eines Erdbebens erschien Hinter den Hausdächern in der Gegend des Bahnhofs und der Etappenlazarette erhob sich eine schwammförmige Wolke von bräunlich grünem Rauch, vermischt mit Staub, hoch in die Luft. Draußen stieß eine Frau den hysterischen Ruf aus: „Mein Gott, mein Gott, sie schießen von neuem mit großen Kanonen!" Ich hörte, wie die Leute in den Keller hinuntereilten und zog mich rasch an. Nicht einmal ein Feuerwehrmann nach dem dritten Alarm hätte mit dem Ankleiden rascher fertig werden können als ich. Gerade, als ich in den Rock hineinstürzte, vernahm ich ein pfeifendes Geräusch und eine neue furchtbare Explosion. Oben kreiste die deutsche Taube und teilte auf drahtlosem Wege den deutschen Kanonieren, die mehr als 20 Meilen entfernt waren, mit, wo ihre Granaten eingeschlagen hatten.

Man denke sich: Eine Stadt auf 23 Meilen beschossen und jeder Schuß ein Treffer.

Im Keller angelangt, fand ich dort nur noch Stehplätze vor. Gäste, Portiers, Köche, Kellner, Stubenmädchen, englische Rote Kreuzschwestern und ein französischer Oberst mit dem Abzeichen der Ehrenlegion klapperten mit den Zähnen, eingekeilt zwischen Spinnweben und Weinflaschen. So oft eine Granate platzte, klirrten die Flaschen gegeneinander, als ob sie ebenfalls Angst hätten. Ich blieb nicht lange im Keller, denn ich wußte aus Erfahrung, was dort geschieht, wenn eine Granate in das Haus einschlägt. Ich wollte nicht wie eine Ratte in der Falle zugrunde gehen."

Die Engländer in Calais und Dünkirchen

Kaum hatten die Engländer mit der Entsendung ihres Expeditionskorps nach Frankreich begonnen, als sie anfingen, sich nicht nur häuslich an der französischen Kanalküste einzurichten, sondern auch nach und nach den Herrn Nordfrankreichs zu spielen. Sie bauten in Calais und Dünkirchen Kasernen für ihre Soldaten, Villen für ihre Offiziere, legten Befestigungen an und führten die englische Verwaltung ein, deren Organe sich um die Anordnungen der französischen Behörden überhaupt nicht kümmern. Auf die den Engländern eigene, rücksichtslose Art brachten sie den Franzosen in Erinnerung, daß Calais jahrhundertelang englischer Besitz gewesen ist, und daß auch Dünkirchen die britische Löwenpranke im Bösen jahrzehntelang zu spüren bekommen hatte.

Wie die Engländer in Calais und überhaupt an der französischen Nordseeküste regieren, schildert ein Pariser Kriegskorrespondent, dessen Berichte aus Nordfrankreich auf dem Wege über das neutrale Ausland der französischen Zensur entgangen und in der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht worden sind. Er schreibt unter anderem: „Es gibt nichts zu berichten!" erklärte uns kategorisch der englische Kommandant von Calais, als wir ihm unsere verbrieften Rechte zur Ueberfahrt nach England in corpore vortrugen. Der Herr Kommandant war kurz angebunden. Mit einer vielsagenden Geste gab er zu verstehen, daß jedes weitere Wort überflüssig sei. „Vielleicht nach einigen Tagen ... es können auch Wochen werden." Wir begaben uns vom englischen zum französischen Kommandanten. Bei dem letzteren sahen wir, daß er von dem Verhalten des ersteren nicht immer erbaut ist. Der Dualismus in nordfranzösischen Hafenstädten — das wurde uns schon in Le Havre gesagt —, trägt dazu bei, eine unangenehme Atmosphäre in der Umgebung der befehlenden Häupter zu verbreiten. Und mehr als ein Offizier hatte mir in den letzten vier Tagen, die ich an der Küste in Erwartung einer Ueberfahrtsmöglichkeit verbrachte, mit bitterem Lächeln erklärt, daß die Anmaßungen der Vertreter Englands schwervernarbende Wunden in den Herzen der Franzosen zurücklassen: „Diese Behandlung schreit zum Himmel!" klagte man uns in den Kreisen, die dem französischen Kommandanten nahestehen. „Wir kommen uns nur noch als Exekutivorgane des Willens von John Bull vor. Wir haben nichts mehr zu

sagen, sondern nur noch den Befehlen des Fremden zu gehorchen." Man hört deutlich heraus, daß eine Abhilfe des unerträglich gewordenen Zustandes vielleicht durch eine Klarlegung der Verhältnisse in der Presse möglich wäre. „Aber der Presse ist der Mund geknebelt, und so müssen wir schweigend weiter dulden," belehrte uns ein Franzose, der in Friedenszeiten die Spitze der Hafenbehörde repräsentierte.

In der Organisation haben die Engländer auf französischem Boden Gewaltiges geleistet. Ich bin im Laufe der letzten vier Monate nicht weniger als neunmal von Paris an die Nordsee gekommen, und auf jeder Fahrt konnte ich neue große Fortschritte nach der verkehrstechnischen Seite im Eisenbahndienst, in der Zufuhr der Verpflegung und Bewaffnung und auch nach der sanitären Seite feststellen. England hat da an mehr als einer Stelle mit seiner bekannten Rücksichtslosigkeit durchgegriffen. Es hat sich als Herr und Gebieter in Frankreich gezeigt. Den Boden seines Verbündeten betrachtet es als seine Domäne, weil hier auch seine Truppen kämpfen, für die es mit zu sorgen und zu organisieren hat ... Recht haben aber auch die Franzosen, wenn sie über das englische Regime klagen. Den englischen Maßnahmen haftet das Odium des Bedrückenden und Erniedrigenden an. Der Engländer wägt seine Worte nicht erst, bevor sie dem Gehege seiner Zähne entfliehen. Und diese Worte versteht der empfindsame Franzose in der Regel falsch. Versteht er sie aber einmal richtig, dann begreift er nicht die Zweckmäßigkeit der englischen Anordnungen."

So ist es erklärlich, daß sich in Nordfrankreich die anfangs freundschaftliche Stimmung allmählich in Erbitterung gegen den Eindringling verwandelte. Darüber und über die Gründe der englischen Herrschaft äußert sich ein Franzose in einem Brief, den der „Osmanische Lloyd" veröffentlicht hat und in dem es heißt:

„Aus Eueren Zeitungen gewinnt Ihr nur den Eindruck, daß England uns eine wertvolle militärische Hilfe leistet, die uns allerdings auch einen unbestrittenen Nutzen in unserem Kampf für unsere nationale Existenz bietet. So lange es den Verbündeten nicht gelingt, das Schlachtfeld nach Deutschland zu verlegen, wird es schwer sein, den englischen Hilfstruppen in Frankreich den regelrechten Genuß der Freiheiten zu versagen, die vom Völkerrecht jeder Truppe, wo sie sich auch befinden möge, zugestanden werden. Ihr da unten seid nicht angewidert durch die täglich sich wiederholenden ekelhaften Erscheinungen eines fortwährenden Einmischens einer fremden Macht, die unter dem Schein der Freundschaft in unsere Verteidigungslager, in unseren Küstenschutz, unsere Festungen, Forts, Batterien, Arsenale, Kasernen, Mairien, Archive usw. eindringt. Denn alles das befindet sich augenblicklich tatsächlich in den Händen unserer Verbündeten von drüben. Vor ihnen haben wir hier keine Geheimnisse mehr, und ich frage mich, wie es der liebe Gott machen will, daß wir eines Tages, in nicht allzu ferner Zukunft, wieder welche haben können.

Ich kann es nicht bei diesen bitteren Erwägungen bewenden lassen, die das traurige Schauspiel einer freiwillig übernommenen fremden Herrschaft über einen Teil des französischen Bodens in mir aufsteigen läßt. Die Ereignisse des Jahres 1914 haben deutlich die tiefgehende und unabwendbare Aenderung in der Stellung Englands erkennen lassen, sowohl vom völkerrechtlichen als vom militärischen Gesichtspunkt aus. Das „unverwundbare", vom Meere beschützte und von seinen Schiffen verteidigte England ist plötzlich irgend einem Handstreich, Angriffen, der Hungersnot oder gar der Invasion ausgesetzt.

Gegen den stärksten Rivalen, den es gefunden, verteidigt es sich nur noch mit der Hilfe seiner Erbfeinde. Es sieht, wie der Rivale sich in Antwerpen eingerichtet hat, wo sein weiteres Vorgehen nur durch die Achtung gehindert wird, die er der Neutralität Hollands zollt. Er könnte sich an einem anderen Punkt Belgiens seine Flottenstation

schaffen. Auch könnte er seine militärische Aktion auf den Norden Frankreichs konzentrieren und darauf ausgehen, mit seiner bewährten Methode eine feindliche Küste der englischen gegenüber einzurichten. Hat unter solchen Umständen England noch immer die Möglichkeit, sich die französische Souveränität an dieser Küste Frankreichs mit allen möglichen Folgen gefallen zu lassen? Oder ist diese französische Souveränität nicht schon jetzt mit einer politischen Hypothek belastet, die in dem alles überwiegenden Interesse um die Sicherheit Englands besteht? Hängt die Festsetzung Englands in Calais von einer Erlaubnis Frankreichs ab, die dieses je nach seinen Interessen widerrufen könnte, gerade so, wie es in der richtigen Einschätzung seiner Interessen dieselbe erteilt hat?

Mein lieber Freund! Calais ist auf längere Zeit englisch, als man in Paris und Petersburg glauben will, und unsere Freunde, die Engländer, werden, auch wenn sie es wirklich aufrichtig wollten, weder während des Krieges noch nachher es verlassen können. Derselbe Wert, den der Besitz von Calais im Mittelalter für sie hatte, tritt abermals hervor. Calais ist eine gegen England gerichtete Waffe. Die Engländer haben ihre Hand darauf gelegt, sie werden und können es nicht mehr loslassen."

Episoden

Hinrichtung eines englischen Deserteurs

In der Newyorker „Tribune" schildert deren Londoner Korrespondent die Bestrafung eines englischen Soldaten für Fahnenflucht vor dem Feinde: „Ich habe heute nacht im Hospital einen Kaplan gesprochen, der bei einem vornehmen englischen Regiment im Felde stand; dieses Regiment ist bei den Kämpfen in Nordfrankreich stark beteiligt gewesen und jetzt beinahe vollständig vernichtet. Der Kaplan selbst liegt im Hospital infolge eines Nervenzusammenbruches, der ihn nach den aufregenden Erlebnissen an der Front befallen hat. Als Beispiel der vielen traurigen Pflichten, die er im Felde zu erfüllen hatte, erzählte er mir folgende Geschichte: „Einmal mußte ich die letzte Nacht mit einem englischen Soldaten verbringen, der am nächsten Morgen hingerichtet werden sollte, und diese Nacht werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Der Soldat wurde wegen Fahnenflucht hingerichtet. Er war kein schlechter Mensch, aber seine Nerven waren ihm durchgegangen, und das ist das Schrecklichste an der ganzen Sache, daß niemand ihn deshalb tadeln konnte. Die Soldaten an der Front verstehen es besser als die Aerzte, daß die Nerven dort plötzlich reißen können. Er war einer der Lieblinge im Regiment, und doch lief er mitten im feindlichen Feuer davon. Es war also ein Fluchtversuch vor dem Feinde, und da blieb dem Kriegsgericht nur ein Urteil übrig. Das Schlimmste aber war, er wollte gar nicht glauben, daß er hingerichtet werden sollte. Eine Exekution unter solchen Umständen wird in der englischen Armee weniger als eine Strafe denn als eine Mahnung für die anderen aufgefaßt, und daher sind alle freundlich mit dem Soldaten, der sterben muß. Am Tage wurde das Kriegsgericht abgehalten, und abends um 11 Uhr schickte man nach mir, um dem Verurteilten zu sagen, daß er morgens um 7 Uhr sterben müsse. Der Soldat wollte es gar nicht glauben. Ich mußte es ihm immer und immer wiederholen, daß keine Hoffnung mehr für ihn war, aber er antwortete mir immer aufs neue: „Die Soldaten sind ja alle meine Freunde, es ist keiner im ganzen Regiment, der mich erschießen würde, denn sie alle haben ihre schwache Stunde gehabt und werden mich schon verstehen; übrigens ist der Oberst mir ja gut gesinnt, er ist immer wie ein Vater zu mir gewesen, und er würde niemals zugeben, daß man mich hinrichtet, das ist ja alles Unsinn."

Es wurde 4 Uhr morgens, bis ich ihn wirklich überzeugt hatte, daß es mit der Hinrichtung ernst sei; aber selbst dann noch schien er zu glauben, daß es nur eine Art

schrecklicher Vorstellung werden würde, um ihm einen Schrecken einzujagen, und daß er zum Schluß des Schauspiels wieder frei sein würde. Wenn irgend jemand ein Verbrechen begangen hätte, wäre ja die ganze Hinrichtung nicht so traurig gewesen, oder wenn der Tod eine Strafe bedeutet hätte. Aber so war das Entsetzliche, daß dieser Soldat als Exempel und als Warnung für die anderen sterben mußte. Am nächsten Morgen bekamen sechs seiner Kameraden den Befehl, ihre Gewehre einem höheren Offizier zu übergeben. Sie erhielten die Gewehre geladen zurück; wessen Gewehr scharf und wessen blind geladen, konnten sie nicht wissen. Der Verurteilte wurde herausgeführt. Im selben Augenblick sprang sein Führer beiseite, die sechs Gewehre knallten, und der Mann fiel tot um. Dann wurden die Gewehre dem Offizier wieder eingehändigt, und die Soldaten erhielten diese gereinigt wieder zurück, so daß also keiner von ihnen wußte, wessen Kugel den Kameraden getötet hatte.

Das einzig Gute an dieser ganzen traurigen Sache war, daß man den Soldaten als gefallen im Kampfe in den Listen vermerkte. So bleibt er in der Erinnerung seiner Familie ein Held; auch die Offiziere und Mannschaften des Regiments haben geschworen, seine Geschichte und seinen Namen nicht zu nennen. Seine Kompagnie hat den Makel, der auf ihr ruhte, ausgelöscht, sie hat wie der Teufel gefochten und mehr Mannschaften verloren, als irgend eine andere Kompagnie im Felde. Hinrichtungen wie diese kommen ja in jedem Kriege öfters vor, aber ich kann nun einmal das Gesicht dieses jungen Soldaten nicht mehr vergessen."

Belgische Nonnen und deutsche Soldaten

Ein deutscher Offiziers-Stellvertreter schrieb der „Kölnischen Zeitung": Gegen Anfang des Jahres 1915 kam ich mit meinem Zuge nach Willebroeck, einem Dorfe 1,5 Kilometer östlich des von uns zuletzt eroberten Forts von Breendonck und erhielt vom Bürgermeister des Ortes das dortige Frauenkloster als Quartier angewiesen. Mit diesem war ein Mädchenpensionat verbunden, doch war der größte Teil der Mädchen nach Holland geflüchtet. Wir wurden von den Schwestern bereitwillig aufgenommen und erhielten einen Schulsaal zum Essen und einen großen Schlafsaal, der durch Bretterwände in einzelne Kabinen geteilt war, als Quartier angewiesen. Die Schwestern selbst schleppten uns die nötigen Matratzen heran, und wir waren bald wohnlich eingerichtet. Da es an einem Raum mit Kocheinrichtung fehlte, kochten wir auf offenem Feuer im Hofe. Als andauernder Regen eintrat, konnten unsere Mannschaften das Feuer kaum in Gang halten, und nun kamen die Schwestern und boten uns einen großen Kessel mit Feuerung an, den wir in einem Zimmer des Erdgeschosses aufstellen sollten, damit unsere armen Leute nicht mehr den ganzen Tag im Regen zu stehen brauchten. Ueberhaupt sorgten die Schwestern in jeder Beziehung für unsere Leute, die sich dadurch erkenntlich zeigten, daß sie die Reinigung des Hofes und der Wege und andere kleine Dienste wie Holzspalten usw. für das Kloster übernahmen. Als wir nach einigen Wochen abrückten, standen die Schwestern und Pensionärinnen an allen Türen und Fenstern und riefen uns: Auf Wiedersehen! zu. Wir rückten dann etwa zehn Kilometer weiter nördlich nach Reeth und wurden dort wieder in einem Nonnenkloster untergebracht, und zwar in zwei Schulsälen. Das einzige Bedauern, was die Schwestern äußerten, war, daß wir die Schulbänke heraustragen müßten, die sie später, wenn wir abrückten, nicht wieder selbst hereinschaffen könnten, weil sie zu schwer seien. Ich versprach ihnen, daß wir dies vor dem Abrücken selbst besorgen würden, und wir haben das Versprechen auch gehalten. Auch diese Schwestern haben für unsere Mannschaften rührend gesorgt, und als wir abrückten, kam die Oberin selbst und brachte uns einen ganzen Korb voll Aepfel zur Verteilung unter die Leute. Ich selbst war beim Pastor des Ortes, einem lieben, vornehmen alten Herrn von 74 Jahren,

der schon 49 Jahre Priester war, einquartiert und habe mich mit ihm allabendlich über wissenschaftliche Fragen auf den verschiedensten Gebieten sehr angeregt unterhalten. Daß ich selbst Protestant war, wurde nur am ersten Abend von mir erwähnt und wurde dann in den ganzen acht Wochen unseres Zusammenseins nicht wieder berührt.

Die Gefangennahme des französischen Fliegers Garros

Am 18. April 1915 ist der bekannte französische Fliegerleutnant Garros südlich von Ingelmunster in Flandern durch das Gewehrfeuer einer Bahnschutzwache zur Landung gezwungen und gefangen genommen worden. Die Kriegszeitung der 4. Armee entnahm dem Bericht des Führers der Wache, Feldwebelleutnant Schlenstedt, von der 1. Kompagnie des Landsturm-Infanteriebataillons Wurzen folgende Einzelheiten: „Gegen 7 Uhr abends erschienen zwei feindliche Flieger in großer Höhe über dem Gelände zwischen Sainte-Katherine und Lendelede. Der eine wurde von einer Ballonabwehrkanone beschossen und verschwand in der Richtung auf Menin. Der andere flog in nordöstlicher Richtung über Lendelede hin. In diesem Augenblick näherte sich auf der Bahnlinie Ingelmunster—Kortryk von Norden her ein Eisenbahnzug. Kaum hatte der Flieger diesen gesichtet, als er plötzlich in einem steilen Gleitfluge von fast 60 Grad aus über 2000 Meter Höhe bis auf etwa 40 Meter herunterging. Er beschrieb über dem Eisenbahnzuge eine ganz kurze Schleife mit fast senkrecht stehenden Flügeln und warf eine Bombe, die jedoch ihr Ziel verfehlte und keinen Schaden anrichtete. Sie riß 40 Meter östlich der Bahnlinie ein Loch von einem Meter Tiefe und zwei Metern Durchmesser in den Boden. Der Lokomotivführer hatte inzwischen den Zug zum Stehen gebracht.

Als der Flieger in erreichbare Nähe kam, eröffnete die Bahnschutzwache auf Befehl des Feldwebelleutnants Schlenstedt das Feuer auf ihn. Zeitweise wurde er aus kaum 100 Meter Entfernung beschossen. Er versuchte nach Abwerfen der Bombe zu entkommen, stellte seinen Motor wieder an und stieg unter dem steten Feuer der Landsturmleute steil bis zu ungefähr 700 Meter Höhe auf. Plötzlich schwankte das Flugzeug merklich, das Geräusch des Motors verstummte, der Flieger setzte zum flachen Gleitflug an und ging in der Richtung auf Hulste nieder.

Der Führer der Landsturmwache nahm sofort mit einem Teil seiner Leute die Verfolgung auf. Der Flieger steckte gleich nach der Landung sein Flugzeug in Brand und flüchtete nach dem Gehöft eines Bauern in Hulste. Feldwebelleutnant Schlenstedt kam auf seinem Fahrrad als erster auf der Landungsstelle an. Nach und nach trafen außer den Landsturmleuten und einem Wachtmeister von einer Fuhrparkkolonne noch einige Angehörige einer württembergischen Reserve-Kavallerieabteilung in Hulste ein und halfen nach dem Flieger suchen."

Der Ruhm, Garros gefangen genommen zu haben, wurde dem sächsischen Landsturm von württembergischen Dragonern streitig gemacht. Im „Schwäbischen Merkur" schildert ein württembergischer Sanitätsunteroffizier den Vorgang der Gefangnahme nach seinen Tagebuchaufzeichnungen folgendermaßen: „Als ich mit einem Unteroffizier und einem Gefreiten von den Dragonern die Gräben abschritt, rief der Unteroffizier plötzlich: „Da liegt er ja!" Ich dreh mich herum und springe hinzu, schon zieht der Unteroffizier den Degen. Der Flieger ist schnell aufgestanden, als sich ihm mein anderer Begleiter mit dem Karabiner näherte. Ich rufe: „Levez les bras!" als ich sehe, wie er in die Tasche langt, und: „Hands up!" mehreremale, bis ich vor ihm stehe und er den Befehl befolgt. Darauf untersuchen wir die Taschen, finden aber nur Geldbörse und einen Papierfetzen. Wir packen ihn nun links und rechts am Handgelenk und führen ihn so ab, einen schönen schwarzhaarigen Franzosen mit hoher weißer Stirn, etwas geschweifter Nase und kleinem schwarzem Schnurrbart. Mit aufeinandergepreßten Lippen schaut er uns an aus

seinen vor Staunen weit geöffneten Augen. Doch hat er seine ganze Ruhe bewahrt und sich durchaus nicht kläglich gezeigt. Rechts war er ganz mit Schlamm überzogen, denn er hatte sich fest in den Graben gedrückt und mit gerupftem Gras zugedeckt. Der Dragoner-unteroffizier hatte das Gras sich bewegen sehen und gleich das blaue Tuch seiner Uniform erblickt. Er trug eine blaue Tuchjacke mit niederem Stehkragen, an dem zwei Flügel aus Messing waren, ähnlich wie bei unseren Eisenbahnern, am Aermel ein kleines Stück goldener Tresse und auf der Brust ein rotes Ordensband. Barhäuptig wie er war, klebten ihm seine schwarzen Haare an der Stirn von Schweiß und Blut, doch war keine größere Verletzung zu erkennen. Wahrscheinlich hat er sich gerissen, als er durch eine Dornhecke kroch, mit welcher der Zaun überwachsen war. ... Nach einer Besichtigung rief dann der kommandierende General den Dragoner-Unteroffizier vor die Front und lobte ihn wegen des guten Fangs, indem er ihm mitteilte, daß er Frankreichs besten und verwegensten Offiziersflieger gefangen habe, nämlich Garros, der früher schon aus der Luft zwei deutsche Flugzeuge abgeschossen habe."

Garros war unstreitig einer der unerschrockensten und glänzendsten französischen Flieger. Er war vor allem als zweiter Sieger in den Wettflügen Paris—Madrid und Paris—Rom sowie im westeuropäischen Rundflug 1911 bekannt geworden; im gleichen Jahr stellte er mit 4250 Meter einen neuen Höhenweltrekord auf.

Einquartierung

Von Stijn Streuvels.

Stijn Streuvels, der treffliche flämische Novellist erzählt von seinen Erlebnissen mit der deutschen Einquartierung u. a. folgendes: „Der Vorsicht halber begebe ich mich nochmals nach Hause, um das Hausmädchen zu beruhigen. Kaum bin ich dort, so klopft es an der Haustür. Es zeigt sich ein langer Mensch, der der Meinung ist, beim Bürgermeister zu sein. Er spricht ein leidlich gutes Französisch und fragt, ob ich eine Stube zum Ausruhen hätte. Die Wohnstube gefällt ihm ausgezeichnet. Er erkundigt sich auch, ob Schlafräume vorhanden wären; ich wies ihm deren drei nach. Er fragt weiter, was wir zu essen hätten? Er bestellt zu drei Uhr ein Mittag- und gegen acht Uhr ein Abendessen. Alles wird mit äußerst manierlichem Tone besprochen und geregelt, und so oft eine Zustimmung meinerseits erfolgt, ertönt ein: „Das ist großartig von Ihnen!" Ich finde allerdings, daß der Adjutant allmählich etwas viel verlangt, weil er glaubt nur bestellen zu brauchen. Wagte er es doch auch, sich nach dem Vorhandensein von Sekt zu erkundigen. Er dringt aber nicht weiter in mich, als er vernimmt, daß ich es noch nicht bis zu solchem Luxus gebracht hätte. Inzwischen füllt sich der Hof mit Soldaten, die ihre Pferde selbst im Hühnerstalle und in der Scheune unterzubringen suchen. Es ist eine wahre Ueberrumpelung, und die Magd hat alle Hände voll zu tun, denn der Quartiermeister hat vor allem auf Herrichtung von Suppe, Gemüse und Hühnern gedrungen, alles das Dinge, die für ihre Zubereitung Zeit verlangen ...

Der Adjutant muß wohl seinen Vorgesetzten mitgeteilt haben, was er als Quartiergast bei mir entdeckt hat, denn diese kommen nun ebenfalls ins Haus, reiben sich die Hände und grüßen freundschaftlichst. Sie begeben sich in die Schlafzimmer, um sich zu erfrischen, und kommen dann ohne Stiefel und Mäntel wieder herunter. Sie haben weiße Strümpfe über ihre Reithosen gezogen und Pantoffeln an den Füßen. Sie machen es sich in den Sesseln vor dem Feuer bequem, denn sie frieren, sind durchnäßt und ermüdet. Nach und nach wird man miteinander bekannt, und als sie hören, daß ich Deutsch verstehe, ist auch schnell die Vertraulichkeit da. Die Männer dort fühlen sich wie zu Hause und freuen sich, ausruhen zu können. Seit drei Monaten haben sie zum ersten Male ein ordentliches Bett zum Schlafen. Im Verlaufe des Gespräches stelle ich fest, daß ich

äußerst vornehme und vor allem sympathische Menschen vor mir habe. Da ist ein Hauptmann, ein angenehmer Herr um die Vierzig, der gemütlichen Verkehr gern hat und seine Untergebenen wie Kameraden behandelt. Mit seinem feinen Mädchenstimmchen und einem fortwährend in seinen Bart hineinspielenden Lächeln glaubt man nicht, zu einem das Befehlen gewöhnten Manne zu sprechen. Der Adjutant ist der Typus des jungen deutschen Adligen unserer Tage. Schlank, klug, lang auf den Beinen, mit ausgerecktem Halse und abfallenden Schultern. Glatt geschorener Kopf und bartloses Gesicht. Bis auf das Tüpfelchen gehegt und gepflegt, mit fast frauenhaft vorsichtigen Bewegungen, ein patentes Kerlchen ohne Fehl und Tadel. Auch seine Sprechweise stimmt mit seiner militärischen Haltung wenig überein. Es liegt etwas Schmeichelndes in seiner Stimme, und das Französisch spricht er mit gespitzten Lippen. Ich sehe noch seine Betroffenheit, als er mit seinem Französisch bei der Magd auf völlige Verständnislosigkeit stieß. „Was sprechen Sie denn?" staunte er, als sie auch kein Deutsch begriff. Es schien ihm nicht einzugehen, daß es Menschen gibt, die eben nur Flämisch reden können. Nummer drei ist ein junger Adliger, ein lustiger, sich ungezwungen gebender Leutnant mit einem bösen Denkzettel in der Backe, der sich sofort nach Jagd und Wild erkundigt und der sich einbildet, ich müßte ihm so mir nichts dir nichts erzählen, wie ich Hasen und Fasanen schieße! Als ich ihm auseinandersetzte, er wolle mich wahrscheinlich nur aushorchen, um mir daraus einen Fallstrick zu drehen, brach er in ein herzliches Lachen aus und bedauerte es selbst aufrichtig, daß alle Waffen in Beschlag genommen werden müßten. Es sind dann noch zwei weitere Offiziere und ein Oberarzt zur Stelle. Der Doktor ist ein stiller, insichgekehrter Mann, mit dem man sich auf der Stelle vertraut fühlt, ein Hamlet-Typus mit geschorenem Haar, jung sprossendem Bart und gutmütig nachdenklichen Augen, die durch enorme runde Brillengläser blicken.

Kein einziges Wort und Benehmen läßt merken, daß sie fordern können, was sie genießen oder daß es dem Quartiergeber befohlen ist, seine Gäste gut zu empfangen. Sie benehmen sich im Gegenteil sehr entgegenkommend und dankbar für alles, was ihnen dient. Es war meine Absicht gewesen, sie allein zu lassen, um noch einen Rundgang zu machen, denn nach einer halben Stunde schon glich mein Haus einer Herberge, mit unaufhörlichem Gelaufe von Burschen, Schildwachen und Unteroffizieren, die sich Befehle holten. Der Hauptmann gab indessen den Wunsch zu erkennen, ich möchte mit ihnen speisen und dann den Kaffee vor dem breiten Fenster in meiner Arbeitsstube einnehmen, von wo man die wunderschöne Aussicht genießt . . .

Im Verlaufe des Gesprächs wurde ich auch gewahr, daß sie durchaus auf der Höhe waren, sowohl in der deutschen, wie auch in der französischen Literatur. Der Oberarzt hatte sogar mehrere Jahre in Paris studiert. Mit eifrigen Händen fielen sie über meine Bibliothek her, und jeder suchte sich nach seinem Geschmack etwas aus, um sich Lektüre mit ins Bett zu nehmen. Des Abends vereinigten sie sich wieder in dem Eßzimmer, und als sie dort ein Piano entdeckten, fanden sich unter ihnen auch zwei gute Musiker, denen das Herz ordentlich darüber aufging, Musik machen zu können. Nach beendeter Mahlzeit glich das Zimmer bald einem militärischen Klub, woselbst jeder nach seinem Geschmacke sich unterhielt. Es wurde musiziert, geplaudert und geraucht bis in die späte Nacht . . .

Daß kein Mißtrauen bei den Deutschen mehr besteht, und daß nicht mehr mit Erschießen gedroht wird, ich kann es besser als jeder bezeugen. Neben ihren Mänteln und Helmen hängen an den Riegeln unter der Treppe auch ihre Säbel und Revolver. Es wurde also mir vollkommen überlassen, sie nächtlicher Zeit mit ihren eigenen Waffen zu ermorden! An den beiden Haustüren steht allerdings eine Schildwache, aber außerhalb, von innen ist alles unbewacht . . .

Wir haben einander beim Abschied Glück und Wohlergehen gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen, uns wieder zu begegnen. Wir haben an einander nichts Feindliches entdeckt; und kein Gefühl der Verachtung und des Widerwillens ist zwischen uns aufgekeimt."

Die Verluste der Westmächte

bis Anfang Mai 1915

Ueber die französischen Verluste können sichere Angaben nicht gemacht werden. Doch lassen verschiedene Anhaltspunkte erkennen, daß Frankreich furchtbare Menschenopfer gebracht hat, die einen lähmenden Einfluß auf seine Volkskraft ausüben müssen. In einer vom französischen Kriegsministerium angeordneten, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Zusammenstellung, die sich auf die ersten sechs Kriegsmonate bis Ende Januar 1915 bezieht, wird die Zahl der Gefallenen auf rund 250 000, die der Verwundeten auf 700 000 und die der Gefangenen, Vermißten, Deserteure usw. auf 200 000 angegeben. Von den Verwundeten sind etwa 400 000 leicht verletzt und das Kriegsministerium nimmt an, daß ein großer Teil davon in der Lage sein wird, zur Kampffront zurückzukehren. Der Gesamtverlust der Franzosen in der Zeit vom 1. August 1914 bis 1. Februar 1915 würde sich somit auf nicht weniger als 1 150 000 Mann stellen, also über ein Drittel der überhaupt verfügbaren Streitkräfte der Republik betragen. Auf eine noch höhere Zahl läßt eine Aeußerung des französischen Kriegsministers Millerand schließen. Er sagte Anfang Mai 1915, daß Frankreich schon mehr als den zehnten Teil seiner Gesamtbevölkerung unter die Waffen berufen habe. Die Gesamtbevölkerung beträgt aber rund 40 Millionen, wovon nach jüngsten Berichten 2 800 000 an der Front verblieben sein sollen, was einen Abgang von 1 200 000 voraussetzt.

Nach einer Aufstellung des Genfer Roten Kreuzes, die bis Ende Februar 1915 reicht und im „Journal de Genève" veröffentlicht wurde, betrug der Gesamtverlust Frankreichs sogar: 718 000 Verwundete, 439 000 dauernd Untaugliche, 494 000 Gefangene, 464 000 Tote, mithin insgesamt 2 115 000 Mann. Dazu kommen dann noch die ungeheuren Opfer, die Frankreich bei seiner Frühjahrsoffensive einbüßte.

Es ist daher wohl erklärlich, daß sich die französische Regierung und der Generalissimus Joffre vor der Veröffentlichung von Verlustlisten scheuen. „Ein Grund hierfür," schreibt die in Metz erscheinende „Lothringer Zeitung", „ist wohl darin zu suchen, daß die Verluste der Franzosen erschreckend groß sind. Einen kleinen Anhaltspunkt für die Beurteilung der Größe der französischen Verluste bietet eine Zusammenstellung der in 23 Gemeinden der Kreise Saarburg und Château-Salins begrabenen Gefallenen aus der Schlacht von Lothringen vom 20. und 21. August 1914. Die Zusammenstellung erfolgte zum Teil auf Grund eigener Feststellungen. Es liegen in den 23 Gemeinden begraben 1773 Deutsche und 5722 Franzosen, so daß dort mehr als drei gefallene Franzosen auf einen gefallenen Deutschen kommen."

Die englischen Verluste sind ebenfalls ungeheuer. Nach der schon mehrfach benützten Zusammenstellung des Genfer Roten Kreuzes soll England bis Ende Februar 1915 insgesamt 434 000 Mann verloren haben. Davon seien 116 500 tot, 185 500 verwundet und 49 500 dauernd untauglich; 82 500 befanden sich in Gefangenschaft. Dagegen hat der englische Ministerpräsident Asquith Anfang Juni 1915 im Unterhause mitgeteilt, der englische Gesamtverlust an Gefallenen, Verwundeten und Vermißten beim englischen Heere in Frankreich und im Mittelmeer mit Einschluß der Territorials, der indischen und sonstigen überseeischen Truppen betrage bis 31. Mai 1915 insgesamt 10 945 Offiziere und 247 114 Mann.

Besonders auffallend dabei ist die unverhältnismäßig hohe Verlustzahl der Offiziere. Allein bei Neuve-Chapelle und Saint-Eloi verloren die Engländer fast 750 Offiziere (vgl. S. 44), von denen ungefähr ein Drittel gefallen ist, während die anderen schwer verwundet sind. „Dieser ungeheure Offiziersverlust, der schon an sich ganz ungewöhnlich zu nennen ist und jedes Heer schwächen muß, erhält," wie die „Frankfurter Zeitung" schreibt, „gerade bei dem englischen Heere noch dadurch vermehrte Wichtigkeit, weil hier an und für sich schon von Anfang an großer Offiziersmangel herrschte. Ein Heer ohne Führer ist aber eine hilflose Masse. Es kommt fernerhin dazu, daß auch die früheren Kämpfe den Engländern sehr schwere Verluste an Offizieren gebracht hatten. Bis zum 1. Januar 1915 wiesen die englischen Verlustlisten 4000 Offiziere auf, die tot, verwundet, vermißt oder kriegsgefangen waren. Von ihnen waren acht Generäle, 30 Oberste, 110 Oberstleutnants und Majore und 350 Hauptleute und Rittmeister neben einer großen Anzahl von Leutnants gefallen, insgesamt 1150 Mann. Verwundet wurden mehr als 2000 Offiziere, unter ihnen sieben Generäle, 68 Oberste, 185 Oberstleutnants und Majore, 621 Hauptleute und 1364 Leutnants. Mehr als 600 Offiziere sind vermißt und eine bedeutende Anzahl ist kriegsgefangen.

Diese Verluste erhalten noch eine besondere Bedeutung, wenn man ihnen die Anzahl der aktiven Offiziere des englischen Heeres bei Ausbruch des Krieges gegenüberstellt. Es gab außer den Offizieren des Territorialheeres in England bei Kriegsbeginn 5600 Offiziere. Die Gesamtzahl der Offiziersverluste beträgt bis Mitte Mai rund 5000. Es würden demgemäß nur noch 600 Offiziere von den ersten Truppen übrig geblieben sein. Nun ist allerdings anzunehmen, daß die Offiziere des Territorialheeres für den Feldzug verwendet worden sind; aber auch ihre Zahl ist gegenüber dem großen Bedarf verschwindend klein. Außerdem hat die englische Heeresverwaltung die großen Lücken durch Beförderung von Unteroffizieren zu Offizieren auszufüllen versucht. Schon nach sechswöchentlicher Ausbildung werden Leute zu Unteroffizieren befördert, und diese Unteroffiziere werden dann weiter zu Leutnants gemacht. Es ist jedoch klar, daß der Wert eines derartig improvisierten Offizierkorps den Anforderungen eines schweren Krieges unmöglich entsprechen kann."

Ueber die Verluste der australischen Division läßt sich folgende Berechnung aufstellen: Die Kolonialausgabe des „Standard" vom Mai 1915 enthält die Angabe, daß sich in Kairo 6000, in Malta 2100 und in England 900 verwundete Soldaten der australischen Division befinden. Die Division umfaßt 16 Bataillone zu je 960 Mann, also etwa 15 000 Mann. Da die Toten nach dem üblichen Verhältnis wohl 3000 Mann betragen, ergäbe sich ein Gesamtverlust von 12 000 Mann.

Nach einer Meldung aus Toronto in der „Times" standen Ende April 1915 von den kanadischen Offizieren, die im Herbst 1914 Ottawa verließen, nur noch drei in der Front. Vom leichten Infanterieregiment „Princeß Patricia", dem besten Regiment Kanadas dürfte damals kaum noch ein Viertel übrig gewesen sein.

Die belgischen Verluste betrugen nach der bereits oben erwähnten Zusammenstellung des Genfer Roten Kreuzes bis Ende Februar 1915 62 000 Verwundete, 24 500 dauernd Untaugliche, 49 500 Gefangene, 71 500 Tote. Das ergibt einen Gesamtverlust von 207 500 bei einer Totalstärke der Armee, die 200 000 Kämpfer niemals überstieg. Schon Ende Januar 1915 konnte, entgegen andern Mitteilungen, die von 100 000 und selbst 200 000 neu im Felde stehenden Belgiern sprechen, nach der „Magdeburger Zeitung" festgestellt werden, daß die ganze belgische Armee nur noch die Kriegsstärke eines Armeekorps besitzt, worin die vielen Erschöpften, die zur Erholung nach dem Süden Frankreichs geschickt werden mußten, einbegriffen sind.

Fliegerangriffe auf deutsche Städte und die deutschen Vergeltungsmaßnahmen

Von Ende Januar bis Anfang Mai 1915

Vorbemerkung: Gehört die Zerstörung feindlicher Etappenorte, militärischer Anstalten und Eisenbahnen auch zu den durchaus nötigen Kriegshandlungen, so ist dagegen die Beschießung offener Orte außerhalb der eigentlichen Operationsgebiete eine Verletzung der allgemein anerkannten Kriegsgesetze. Gleichwohl schrecken weder die französische noch die englische Heeresleitung vor solchen brutalen und völkerrechtswidrigen Angriffen gegen die unbewaffnete Zivilbevölkerung zurück, ja sie brüsteten sich noch damit, offene deutsche Städte durch ihre Flugzeuggeschwader angegriffen und wehrlose deutsche Bürger dabei getötet zu haben. Dagegen sind alle militärischen Absichten der feindlichen Flieger vereitelt worden. Weder die Zeppelinwerft in Friedrichshafen, noch die großen Waffen- und Munitionsfabriken oder sonstige militärische Betriebe und Einrichtungen trugen irgendwelchen nennenswerten Schaden davon.

Es liegt in der Natur der Verhältnisse begründet, daß Süddeutschland den Gefahren der Fliegerangriffe am meisten ausgesetzt ist, und so bilden denn auch das Rheintal und besonders das langgestreckte Großherzogtum Baden das bevorzugte Einfallsgebiet der feindlichen Flieger. Nachstehend sind die wichtigsten feindlichen Fliegerangriffe auf deutsche Städte und Ortschaften in zeitlicher Folge aufgezählt.

5. Februar 1915.

Nachmittags 3½ Uhr warf ein feindlicher Flieger Bomben auf die offene Stadt Müllheim i. B., ohne Schaden anzurichten.

17. Februar.

Ein feindlicher Flieger warf nachmittags um ½3 Uhr mehrere Bomben auf die offene Stadt Freiburg i. B., die am katholischen Mädcheninstitut und in der Sedanstraße erheblichen Gebäudeschaden verursachten. Die Flieger wurden in Freiburg heftig beschossen, jedoch ohne Erfolg. Sie verschwanden dann in der Richtung gegen Mülhausen, wo sie aufs neue Bomben abwarfen, die im besonderen auf die Kasernen gerichtet waren. Personen wurden in beiden Städten nicht getroffen.

4. März.

Meldung des stellvertretenden Generalkommandos Stuttgart: Ein feindlicher Flieger, (nach der französischen amtlichen Meldung vom 4. März der Fliegerhauptmann Happt), ist gestern über Rottweil erschienen und hat drei Bomben auf die Pulverfabrik geworfen. Der hierdurch entstandene Schaden ist gering und hat den Betrieb der Fabrik in keiner Weise gestört. Weitere Angriffe des Fliegers sind durch das Schutzkommando verhindert worden.

18. März 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Französische Flieger warfen auf die offene elsässische Stadt Schlettstadt Bomben ab, von denen nur eine Wirkung erzielte, indem sie in das Lehrerinnenseminar einschlug, zwei Kinder tötete und zehn schwer verletzte. Als Antwort darauf wurde heute nacht die Festung Calais mit Bomben schweren Kalibers belegt. (Vgl. S. 181).

Wie dieser Versuch der Franzosen, die Leute im Elsaß einzuschüchtern, von den Betreffenden aufgenommen wurde, geht aus einem Brief hervor, den die Mutter des elsässischen Schriftstellers Arthur Babillotte an ihren in Leipzig lebenden Sohn schrieb und den dieser dann teilweise in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht hat. Aber nicht allein die Stimmung in bezug auf das Attentat zeigt er, sondern die Stimmung im allgemeinen, die Haltung, die die Elsässer gegen die Franzosen einnehmen, und die

Entschlossenheit, mit der jeder von ihnen auf der Scholle sitzen bleibt, so lange er nicht mit Gewalt vertrieben wird. Es heißt darin: „.... Es war ein schrecklicher Nachmittag; ich ging gerade spazieren mit Fräulein St.; wir standen auf der großen Ueberbrückung über die Eisenbahn, als der Flieger gemeldet wurde. Zuerst glaubte man, es wäre ein Deutscher, denn die Posten sagten, er hätte das schwarze Kreuz. Na, auf einmal aber kam jemand gelaufen und schrie: Es ist ein französischer, er hat die Trikolore! Ihr könnt euch denken, daß wir erschraken, er kreuzte noch so schön zuerst über unseren Köpfen. Da hieß es: Nur fort! und überall um uns herum fing es an zu schießen. Ich rannte eben auch, die anderen sah ich nicht mehr, eins schrie: Stehen bleiben! das andere: Nur los! Es war ein kritischer Augenblick, bis ich keuchend das nächste Haus bei der Ueberbrückung erreicht hatte. Nachher schrieen die Leute wieder: Er hat Bomben geworfen, sechs Stück. Ich ging dann auch gucken; es war schrecklich, das Gedröhne und die Verwüstungen! Ueberall alle Fenster kaput, wo die Bomben hinfielen; am Seminar war keine einzige mehr ganz. Ich kam gerade hin, als sie die Schwerverwundete herausbrachten in den Krankenwagen (sie ist dann gestorben), einer anderen müssen sie wahrscheinlich das Bein abnehmen.... In der Salzgasse war's auch arg, ganze Mauerstücke flogen davon, ein Glück, daß nicht mehr Menschen in den Straßen waren; bei Notar Grasser (Kaiser) im Hof war auch Verwüstung. Türen aus den Angeln, Fensterläden entzwei, Zimmerdecken hingen herunter, alle Scheiben kaput. Die Leute waren im Keller, sonst hätte es auch hier Menschenleben gekostet. Ich wollte noch ins Pfarrhaus, das auch von einer Bombe getroffen worden war, da hieß es aber, es käme wieder einer, ja, da mußte ich auch schön nach Hause. Es war aber nicht wahr. Die Gemüter waren alle sehr aufgeregt über das niederträchtige Handeln der Franzosen; man hat keine Worte, um die Empörung auszudrücken, die man empfindet.... Besten Dank, liebe Kinder, für eure herzliche Einladung; aber ich verlasse die Heimat nicht, es sind ja noch viele Menschen da, und Furcht habe ich keine, ich vertraue eben fest auf Gott. Jetzt kommt der Frühling. Ach, wenn nur auch der andere Frühling käme, der Friede mit dem Sieg. Er kommt ja wohl langsam, aber stetig. Das wird einen Jubel abgeben, wenn dann die siegreichen Kämpfer wieder in die Heimat zurückkehren zu ihren Lieben!"

21. März 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Um die Antwort auf die Untaten französischer Flieger in der offenen elsässischen Stadt Schlettstadt eindringlicher zu gestalten, wurden heute nacht auf die Festung Paris und den Eisenbahnknotenpunkt Compiègne durch Luftschiffe einige schwerere Bomben abgeworfen.

Nach französischen Meldungen hat der deutsche Luftangriff, der nachts zwischen 1.15 und 3 Uhr von vier Luftschiffen ausgeführt wurde und sich auf ganz Paris ausdehnte, große Bestürzung hervorgerufen; vor allem wurden die Gemeinden Neuilly, Levallois, Asnières, Colombes und das Batignollesviertel mit Erfolg bombardiert.

22. März 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Ein mit zwei französischen Unteroffizieren besetztes Flugzeug wurde bei Freiburg i. B. zur Landung gezwungen; die Insassen wurden gefangen genommen.

Dazu wird berichtet: Am 21. März nachmittags 4½ Uhr erschienen zwei feindliche Flugzeuge über Freiburg i. B. und warfen am Schloßberg fünf und in Zähringen eine Bombe ab. In Zähringen wurde ein Kirchendiener leicht verletzt. Beim Orte Feldkirch wurde eines der Flugzeuge zum Landen gezwungen. Die Flieger, zwei französische Unteroffiziere, zündeten das Flugzeug an und ließen sich dann, von der nach Hunderten zählenden Menschenmenge umringt, ruhig gefangen nehmen. Das Flugzeug, aus dessen Sitz einige Schriftstücke gerettet werden konnten, wurde abmontiert und fortgeschafft.

Auch Müllheim i. B. wurde am Abend des 21. März von einem feindlichen Flieger mit drei Bomben beworfen, die einen Mann schwer und zwei Mann leicht verletzten.
25. März 1915.

Nach Nachrichten aus Basel wurden am 25. März nachmittags acht Flieger über Mülhausen gesichtet. Als die Flieger über Brunstatt kreisten, fiel der erste Schuß. Von Mülhausen aus wurde dann ein heftiges Feuer auf die Flieger eröffnet, die keine Bomben abwarfen, sondern weiterflogen und bald über Kolmar und Schlettstadt erschienen.
27. März.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Französische Flieger bewarfen Straßburg i. E. mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten.

Ein Flugzeug wurde, wie die „Straßburger Post" berichtet, gegen 5 Uhr abends über der Orangerie gesichtet, schwebte dann nach dem Fünfzehnerwörth und warf mehrere Bomben auf das Festungsgefängnis, die Kaserne des 143. Regiments, das Soldatenheim und den großen Gebäudeblock der Spachhäuser im Mörschhauser-Straßenviertel. Glücklicherweise wurden nur wenige Menschen verletzt, darunter aber einige kleine Kinder, die auf dem inneren Hof der Spachhäuser spielten. Bald nachdem der Flieger über der Stadt erschienen war, eröffneten Geschütze und Befestigung das Feuer auf den Apparat, der jedoch anscheinend nicht getroffen wurde; aber die letzten Schüsse saßen doch so nahe, daß er sich zum Abbiegen nach dem Metzgertorgelände und zum Abflug veranlaßt sah.
5. April.

Feindliche Flieger bewarfen die offene Stadt Müllheim in Baden mit Bomben und töteten drei Frauen.
12. April.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: In Erwiderung des am 5. April 1915 erfolgten Bombenabwurfs durch feindliche Flieger auf die offene, außerhalb des Operationsgebiets liegende Stadt Müllheim, bei dem drei Frauen getötet worden sind, wurde Nanzig, der Hauptort der Befestigungsgruppe gleichen Namens, von uns ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt. Nach Aussage französischer Offiziere sind die Kathedralen Notre-Dame in Paris und Troyes, sowie hervorragende Staatsgebäude, wie Nationalbibliothek, Kunstgebäude, Invalidengebäude, Louvre usw. mit militärischen Einrichtungen, wie Scheinwerfern, drahtlosen Stationen, Maschinengewehren, versehen.
13. April 1915.

Ein französisch-englisches Geschwader von vier oder fünf Flugzeugen überflog das Rheintal und den südlichen Schwarzwald und erkundete über Konstanz bis gegen Friedrichshafen.

Nach der Basler „Nationalzeitung" wurden bei diesem Fluge bei Krozingen mehrere Bomben abgeworfen, die ohne Schaden auf freiem Felde niederfielen; auch die Städte Villingen, Donaueschingen und Singen wurden mit Bomben beworfen, die keinen Schaden anrichteten. Dagegen haben vier Bomben in Stockach i. B. erheblichen Gebäudeschaden verursacht. Zwei der Flugzeuge traten bereits vor Singen die Rückfahrt an; die übrigen erschienen bald nach 11 Uhr Mittags über Konstanz. „Die in Kreuzlingen stationierten schweizerischen Grenzbewachungstruppen wurden," wie die „Neue Zürcher Zeitung" berichtet, „sofort alarmiert und längs der Straße Mann an Mann schußbereit aufgestellt; die Maschinengewehr-Autos rasten nach Münsterlingen hinauf und wieder zurück. Zum Schießen kam man aber diesseits der Grenze nicht, einerseits, weil die Flieger in einer Höhe von 3000 Metern viel zu hoch waren, und zum andern, weil sie nicht über schweizerischem Gebiet erschienen. Mit bloßem Auge fast nur wie Punkte erscheinend, flogen sie am Nordufer des Bodensees in der Richtung nach Friedrichshafen aufwärts;

ungefähr bei Hagenau aber wurde nur noch einer beobachtet, die anderen müssen infolge des auf sie eröffneten heftigen und gut vorbereiteten Schrapnellfeuers, noch höher steigend, umgekehrt sein, und auch der letzte der Verwegenen machte über Hagenau kehrt, ohne daß einer von ihnen das Ziel erreicht hätte."

15. April 1915.

Meldung der obersten deutschen Heeresleitung: Bei dem klaren, sichtigen Wetter war die Fliegertätigkeit wieder sehr rege. Feindliche Flieger bewarfen die Ortschaften hinter unseren Stellungen mit Bomben. Auch Freiburg i. B. wurde wieder heimgesucht, wo mehrere Zivilpersonen, hauptsächlich Kinder, getötet und verletzt wurden.

Dr. Wilhelm Feldmann schreibt über diesen erneuten Fliegerangriff auf Freiburg i. B. im „Berliner Tageblatt": „Seit gestern abend ist Freiburg nun zweimal innerhalb zwölf Stunden von feindlichen Fliegern heimgesucht worden, und die Bewohner der lieblichen Breisgaustadt haben dabei auch den unheimlichen Reiz eines nächtlichen Luftangriffs kennen gelernt. Zum erstenmal donnerten gestern abend bald nach 11 Uhr die Kanonen von den Höhen, die Freiburg fast halbkreisförmig umgeben. Es waren die drei Warnungsschüsse, welche die Bevölkerung mahnten, die Straßen zu verlassen, die Fensterläden zu schließen und sich in die unteren Stockwerke zurückzuziehen. Die Nacht war tiefdunkel trotz des sternenklaren Himmels. Die meisten Straßen lagen wie ausgestorben da. Aber in den Gärten hinter den Häusern sah man die kleinen weißen Lichter elektrischer Taschenlampen hin und her huschen. Hier hatten sich Gruppen von Neugierigen gebildet, die gespannt den Himmel nach leuchtenden Geschoßbahnen und blendenden Scheinwerferkegeln absuchten, ohne indessen ihre Erwartungen ganz erfüllt zu sehen. Nur wenn die Schrapnells hoch in der Luft platzten, waren Lichterscheinungen zu beobachten, die an riesige Leuchtkugeln erinnerten.

Nach wenigen Kanonenschüssen trat wieder Stille ein. Der feindliche Flieger hatte vor dem deutschen Geschützfeuer die Flucht ergriffen, ohne seine Bomben auf die friedliche Stadt fallen zu lassen. Aber gegen halb 12 Uhr, als die aus dem Schlummer Aufgeschreckten sich gerade beruhigt wieder hinlegen wollten, begann es abermals zu schießen. Die ersten Schrapnells waren westlich von Freiburg, in der Richtung nach dem Elsaß, geplatzt. Diesmal sah man die Geschosse östlich der Stadt über dem Dreisamtal leuchtend zerspringen. Nach wenigen Schüssen trat aufs neue Stille ein. Auch der zweite Flieger war durch die deutschen Abwehrkanonen zur Flucht gezwungen worden, ehe er ein Ziel für seine Bomben entdeckt hatte. Wieder eine Viertelstunde später donnerten zum drittenmal Kanonen durch die nächtliche Stille. Und abermals genügten einige Schüsse, den Flieger vor Ausführung seiner bösen Absichten zu vertreiben.

Die Bevölkerung von Freiburg hatte den nächtlichen Schreck mit rheinischer Leichtblütigkeit wohl fast vergessen, als heute vormittag gegen halb 12 Uhr aufs neue Warnungsschüsse erdröhnten. Trotz der wiederholten amtlichen Mahnungen füllten sich Gärten, Fenster, Balkone, ja, selbst die Dachluken sofort mit Neugierigen. Nirgends wurden die Fensterläden geschlossen, und ich bezweifle sehr, daß die Keller viele Flüchtlinge zu sehen bekamen. Nur in den Schulen wurden die Kinder, den Vorschriften entsprechend, in die Keller geführt, was die große Mehrheit der kleinen Schar höchlich belustigte. Abermals genügten wenige Kanonenschüsse und kurzes Maschinengewehrfeuer, den Flieger, der sich fast beständig in Wolken verborgen hielt und nur für kurze Augenblicke sichtbar wurde, zu vertreiben. Einige laute Explosionen taten der Bevölkerung aber vorher kund, daß es dem unerreichbaren Feinde diesmal gelungen war, Bomben zu werfen.

Bald erfuhr man denn auch, daß die Fliegerbomben leider Opfer gefordert hatten. Sie sind alle in den jenseits der Bahnlinie gelegenen Stadtteil „Stühlingen" gefallen. Eine Bombe platzte unmittelbar vor der katholischen Herz-Jesu-Kirche. Ein Arbeiter,



Phot. O. Schulze, Lieberose N.-L

Der württembergische Fliegeroffizier
Leutnant Hellmut Hirth



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Die bayrischen Fliegeroffiziere Hauptmann Stadelmeyer, die Oberleutnants König und Hailer und Leutnant Schlemmer, die für ihre kühnen Erkundigungsflüge das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse erhielten



Phot. A. Grohs, Berlin

Deutsche Abwehrtruppen auf der Wacht gegen feindliche Flieger



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die gepanzerte Gondel eines französischen lenkbaren Luftschiffs

der gerade vorüberging, wurde in die Höhe geschleudert und blieb dann mit zerfleischtem Rücken liegen. Er starb gleich nach der Einlieferung in einem benachbarten Lazarett. Eine zweite Bombe durchschlug das Dach eines Hauses und riß einer Frau den rechten Arm ab. Die dritte Bombe fiel an der Ecke der Stühlinger Straße und der Wenzinger Straße, unmittelbar neben dem Rangierbahnhof, nieder. Ihre Wirkung war entsetzlich, da gerade diese Straßenecke den Kindern des volkreichen Stadtteils als beliebter Spielplatz dient. Eine große Zahl von Kindern wurde durch die Explosion zu Boden geworfen. Drei davon, die gräßliche Verletzungen durch große Bombenstücke erlitten, waren sofort tot. Zwei Kinder starben auf dem Transport zum Krankenhaus. Auf dem Rangierbahnhof wurde ein Fuhrmann mit seinem Pferd getötet. Zwei Männer und sieben weitere Kinder wurden schwer verwundet fortgetragen Die übrigen Kinder kamen mit leichten Abschürfungen oder mit dem Schrecken davon . . ."

16. April 1915.

Meldung des stellvertretenden Generalkommandos Stuttgart: Heute vormittag 9.50 Uhr fand ein Fliegerangriff durch einen französischen Doppeldecker auf die Pulverfabrik in Rottweil statt. Der Flieger, vom Abwehrkommando sofort mit Feuer empfangen, warf einige Bomben ab. Dadurch wurden zwei Zivilpersonen getötet und eine schwer verwundet. Der Materialschaden ist gering; der Betrieb der Fabrik ist nicht gestört. Der Flieger, dessen Maschine durch Treffer Schaden erlitt, flog in südwestlicher Richtung weiter.

Weiter wird aus der Schweiz gemeldet: Französische Flieger unternahmen einen Angriff auf das Gleis der Bahnstrecke Basel—Freiburg und warfen in der Gemarkung Haltingen (Baden) sechs Bomben ab, von denen eine zwei leerstehende D-Zugswagen in Brand steckte. Eine Person wurde lebensgefährlich verletzt. Auf der Strecke Burgfelden—Hegenheim (südwestlich von Hüningen) wurde ein französisches Flugzeug heruntergeschossen. Der Flieger ist tot, der Begleiter wurde gefangen genommen.

Die amtliche französische Mitteilung vom 16. April 1915 besagt: „Unsere Flieger haben sich sehr tätig gezeigt; zehn Bomben wurden auf die Werkstätten, die Bahnlinie und den Bahnhof von Leopoldshöhe östlich von Hüningen abgeworfen. Diese Werkstätten werden zurzeit zur Fabrikation von Geschossen benützt. Zehn Bomben wurden auf die Pulverfabrik von Rottweil abgeworfen, wovon sechs trafen. Eine große rote Flamme, überragt von einer dichten Rauchwolke, stieg auf. Die Flieger erhielten Granaten, kehrten jedoch unbeschädigt zurück. 40 Bomben, von denen die meisten trafen, wurden auf das Elektrizitätswerk von Mézières, 15 Kilometer nördlich von Metz, abgeworfen. Diese Zentrale liefert der Stadt und den Forts von Metz Licht und Kraft. Aus dem Hauptgebäude erhob sich eine dichte Rauchwolke. Bei der Rückkehr stießen unsere Flieger auf drei Aviatikflugzeuge, machten Jagd auf sie und zwangen sie, niederzugehen. Trotz einer heftigen Beschießung aus den Forts von Metz kamen sie unbeschädigt zurück."

Dazu bemerkt die „Frankfurter Zeitung": „Der Bericht des französischen Kriegsministeriums über die Tätigkeit der französischen Flieger am 16. April behauptet, daß zehn Bomben auf den Bahnhof von Leopoldshöhe geworfen worden seien, weil dessen Werkstätten gegenwärtig zur Fabrikation von Geschossen benutzt werden. In Wirklichkeit sind von den französischen Fliegern gestern sechs Bomben über die Station Haltingen abgeworfen worden. Aus der Wurfrichtung dieser Bomben ergibt sich, daß es allerdings auf die Eisenbahnwerkstätte abgesehen war, die jedoch nicht getroffen wurde. Eine der Bomben fiel neben der Schule nieder, in der gerade Unterricht gehalten wurde. Nur eine einzige Bombe hat eine stärkere Wirkung gehabt. Daß die Eisenbahnwerkstätte zur Geschoßfabrikation benutzt werden könnte, ist schon deshalb ausgeschlossen, weil der Betrieb auf der Strecke Leopoldshöhe—Freiburg zurzeit noch stärker ist als im Frieden."

17. April 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Ein französisches Luftschiff erschien heute nacht über Straßburg und warf mehrere Bomben ab. Der Sachschaden, der hauptsächlich Fensterscheiben betrifft, ist unbedeutend. Einige Zivilpersonen sind leider verletzt.

Ueber diesen Luftangriff ist dem „Schwäbischen Merkur" ein ausführlicher Bericht zugegangen, in dem es heißt: „Eine Stunde lang war Straßburgs Bevölkerung in der Nacht auf den 17. April in größter Aufregung wach. Gewaltiges Getöse, Knallen und donnerartiges Dröhnen schreckte sie um ½2 Uhr aus dem Schlaf empor. An dem dunklen, von Sternen übersäten Nachthimmel erscheint plötzlich ein Lichtfleck, aus dem sich ein grünlich leuchtendes Band entwickelt, wie wenn man leuchtendes Wasser zur Erde gösse. Wie das Band die Erde erreicht, ertönt ein mächtiger Knall: „Pang", und schon geht anscheinend dicht daneben ein zweites zur Erde, ein drittes, viertes. Die Strahlenbündel der Scheinwerfer tasten den Himmel ab von Nord und Süd, von Ost und West, um den Störenfried zu erhaschen. Und siehe, da erscheint, von mehreren Strahlenbündeln zugleich umfangen, ein Luftschiff am Nachthimmel; eine hellweiße, stark zugespitzte Zigarre, an unsere Parsevalfahrzeuge erinnernd. Der Feind ist festgestellt, und die Kanonen brüllen donnerähnlich los, langsam, bedächtig. Dazwischen das laute, scharfe Tak, tak, tak der Maschinengewehre, auch gemäßigt, kein sinnloses Schießen. Das Luftschiff stutzt, macht plötzlich eine Wendung, es ist im Dunkel verschwunden, und für eine Weile herrscht Stille, bis die Scheinwerfer das Fahrzeug wieder erhascht haben. Keine halbe Stunde, und das Schauspiel ist vorüber, das Luftschiff im Dunkel verschwunden. Die Fenster sind erleuchtet, alles steht an den Fenstern, mancher geht nun auf die stillen Straßen, um über den Schaden etwas zu hören. Man täuscht sich zu leicht. Jeder, der die Bombenwürfe gesehen, glaubt, es sei in seiner unmittelbaren Nähe, und findet nun, daß es doch recht weit weg war. Von bedeutendem Schaden hört man nichts, keine Toten vor allem, kaum Verwundete . . .

Anscheinend war das Luftschiff dem 1 Uhr 29 Minuten von Mutzig her dem auf dem vierten Bahnsteig einlaufenden Personenzug unbemerkt nachgefolgt und hatte längs des Bahnkörpers, nach der Aussage von Fahrgästen, etwa zehn Bomben fallen lassen, deren Feuerschein rechts und links des Gleises beobachtet wurde. Im Augenblick der Ankunft des Zugs kreuzte das Luftschiff über dem Hauptbahnhof und warf noch einige Bomben ab; durch Glassplitter ist ein Reisender unerheblich verletzt worden . . .

Nach weiteren Bombenwürfen auf den Kellermannstaden wie das Thomannsgäßchen, auf den Kleberplatz und die Krippe in der Kaufhausgasse zog das Luftschiff über Neudorf, Neuhaus davon und entschwand wieder in der Richtung auf das Breuschtal."

21. April 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Gestern früh warf ein feindlicher Flieger über Lörrach i. B. Bomben ab, die eine einem Schweizer gehörige Seidenfabrik und zwei Häuser beschädigten und mehrere Zivilpersonen verletzten.

Auch das garnisonslose Städtchen Kandern in Baden wurde am 20. April vormittags 10 Uhr nach Mitteilungen der „Neuen Zürcher Zeitung," von einem niedrig fliegenden feindlichen Flieger mit fünf Bomben beworfen. Eine platzte auf dem Felde; vier fielen auf die Schule. Die meisten Schulkinder flüchteten in den Keller; ein Kind wurde getötet, ein zweites schwer verletzt, mehrere sind verwundet worden.

Eine weitere Meldung aus Müllheim i. B. berichtet: Am 20. April hat sich in der Gegend von Müllheim ein Fliegerkampf abgespielt, wie man ihn gewaltiger selten zu sehen bekommt. Vier französische Flieger erschienen in beträchtlicher Höhe aus dem Westen kommend. Als sie sich ungefähr über den Tüllinger Höhen befanden, sah man, wie die französischen Flieger plötzlich eine volle Wendung gegen Norden machten, weil

von Osten mehrere deutsche Flieger in Sicht kamen. Diese nahmen alsbald die Verfolgung der feindlichen Flieger auf, die auf ihrem Flug gegen Müllheim von allen Seiten Feuer bekamen. Ueber Müllheim machten die französischen Flieger wieder eine völlige Wendung nach Westen, stetig verfolgt von den beträchtlich höher schwebenden deutschen Fliegern. An demselben Tage abends erschienen nochmals mehrere feindliche Flieger, die bis zum Rhein flogen, dann aber wieder sich nach Westen wandten. Die Verfolgung der abends erschienenen Flieger wurde durch zwei Zeppelinluftschiffe, die aus der Richtung des Schwarzwalds kamen, und durch zwei Doppeldecker besorgt.

27. April 1915.

Meldung des württembergischen Kriegsministeriums: Heute vormittag zwischen 9 und 10 Uhr flog ein französischer Doppeldecker aus westlicher Richtung kommend über Oberndorf, umkreiste mehrmals die Stadt und warf vier Bomben ab. Davon fielen drei beim mittleren, eine in das obere Werk der Waffenfabrik Mauser A.G. Der Flieger wurde schon beim Anflug und dann beim Kreisen über der Stadt mit Geschützen und Maschinengewehren beschossen. Durch Bombensplitter wurden sechs Personen der Zivilbevölkerung, darunter einige Arbeiter getötet, sieben schwer verletzt. Der Gebäude- und Materialschaden ist nur unerheblich. Der Betrieb der Waffenfabrik ist nicht gestört. Der Flieger entkam und flog in westlicher Richtung davon.

28. April.

Meldung des württembergischen Kriegsministeriums: Heute vormittag 10 Uhr 20 Min. kam ein feindlicher Flieger in sehr großer Höhe in westlicher Richtung auf Friedrichshafen zu, wurde sofort beschossen und warf im ganzen sechs Bomben ab, von denen zwei unbedeutenden Sachschaden verursachten. Ein Mann ist an der Hand leicht verletzt. Der Flieger entkam in östlicher Richtung. Er schwankte beim Abflug bedenklich.

Der „Neuen Zürcher Zeitung" ist darüber aus Friedrichshafen nachstehender Bericht zugegangen: „Heute vormittag 8 Uhr wurden von Basel her feindliche Flieger gemeldet, die dem Rhein entlang Richtung Bodensee gesichtet worden waren. Die bereit gehaltenen drei Fesselballone, die zur Ergänzung der Treffsicherheit der Abwehrkanonen in Höhen von 1000, 1500 und 2000 Metern festgehalten werden, stiegen auf, um darnach die Höhe der Flugapparate genauer abschätzen zu können. Um 9 Uhr 40 Min. begann plötzlich Kanonade; vier Steilschnellfeuergeschütze und zahlreiche Maschinengewehre wurden in Tätigkeit gesetzt, da ein Zweidecker in einer Höhe von etwa 2500 Metern gesichtet worden war. Der Flieger kreuzte in langsamem Flug beständig über den Zeppelinhallen im Riedlepark. Man sah genau, wie die Schrapnells vor, seitlich und hinter dem Zweideckerapparat platzten, der Flieger war ganz in die von den Geschossen herrührenden weißblauen Wölklein eingehüllt. Mehrere Male schwankte der Flugapparat, stürzte 100 bis 200 Meter ab, so daß man glaubte, er sei beschädigt und werde zur Erde stürzen. Aber jedesmal erhob sich der Apparat und nahm wieder einen ruhigen Flug an. Um 10 Uhr 5 Minuten flog der Zweidecker landeinwärts Richtung Markdorf und kehrte über Konstanz nach dem Westen zurück. Ob weitere Flieger auf dem Heimwege vorzeitig umkehrten, ist nicht bekannt. Ueber Friedrichshafen zeigte sich nur dieser einzige Flieger, der mutmaßlich englischer Nationalität war. Der Flugapparat hatte sehr große Abmessungen."

29. April 1915.

Nach Mitteilungen von der schweizerischen Grenze kreuzten am Vormittag des 29. April insgesamt wohl mehr als ein Dutzend feindlicher Flieger über dem Markgräfler Land. Daß auch englische Flugzeuge beteiligt waren, geht aus dem Umstande hervor, daß eine abgeworfene, nicht krepierte Bombe als eine englische zu erkennen war. Die Flieger

überflogen teilweise die neutrale Zone und kreuzten, um der Beschießung auszuweichen, so nahe an der schweizerischen Grenze, daß die schweizerische Grenzwache beim Zoll an der Straße Basel—St. Ludwig nicht weniger als fünfmal Feuerstellung beziehen mußte.

Der Angriff galt diesmal, wie die „Neue Zürcher Zeitung" berichtet, in erster Linie der Eisenbahnbrücke, die unterhalb Hüningen den Verkehr zwischen dem badischen und elsässischen Rheinufer vermittelt, sowie der großen Bahnanlage Leopoldshöhe-Haltingen auf rechtsrheinischer Seite. Von der Schweizergrenze aus wurden nicht weniger als dreizehn Flugzeuge, fast alles Doppeldecker, gesichtet. Von etwa zwei halbstündigen Pausen abgesehen, vernahm man bis zwölf Uhr nahezu ununterbrochen bald aus dieser, bald aus jener Richtung, bald von mehreren Seiten zugleich das Feuer der Abwehrgeschütze. Schon lange bevor jeweilen der Flieger in Sicht kam, hörte man das Surren der Propeller; pfeifend stiegen in der Ferne die Schrapnells in den blauen Aether empor und ihre weißen Wölklein markierten den Weg des Flugzeuges, bis dieses schließlich aus dem in der Sonne flimmernden Dunst des Morgens auftauchte und einem glänzenden Silbervogel gleich hoch oben dem Rhein zuflog. Wie ein Raubvogel über seiner Beute kreiste es in weiter Schleife jenseits des Rheins, dann hörte man plötzlich zwischen dem Knallen der platzenden Schrapnells und dem Klappern der Maschinengewehre eine starke Detonation, als ob eine Bohrmine aufflöge — der Flieger hatte eine Bombe geworfen. Militärische Beobachtungsposten sahen von ihrem hochgelegenen Standort aus, wie früh gegen acht Uhr drei Bomben in der weiteren Umgebung des Eisenbahnbrückenkopfes auf badischer Seite platzten. Sie gingen im freien Felde oder vielmehr im Ufergehölz nieder, ohne weiteren Schaden anzurichten. Mächtige Rauch- und Gaswolken bezeichneten die Stelle, wo die Bomben krepierten."

„Eines der französischen Flugzeuge das von den Abwehrkanonen von Istein angeschossen wurde, konnte," wie in der „Kölnischen Zeitung" erzählt wird, „den Flug noch bis Altkirch fortsetzen, obwohl beide Flieger durch Bauchschüsse schwer verwundet worden waren. Von den Abwehrkanonen bei Volkensberg wurde der schon bedenklich schwankende und sehr unsicher fliegende Apparat aufs neue heftig und von zwei Seiten beschossen, um dann jäh niederzugehen. Eine sofort ausgesandte Militärpatrouille fand auf der Gemarkung Rüderbach zwischen Waldighofen und Heimersdorf südlich Hirsingen einen französischen Zweidecker, dessen beide Insassen durch zahlreiche Schüsse getötet worden waren. Ein weiterer Flieger, der mit drei andern morgens um 9 Uhr über dem Markgräfler Land zum zweitenmal kreuzte, dann sich aber von den beiden trennte, war in der Gegend zwischen Krozingen und Heitersheim in der Gemarkung Thunsel zu einer Notlandung gezwungen. Der Apparat zeigte zwar die Bezeichnung der deutschen Flugzeuge, aber der Bevölkerung kam das eigentümlich vor, da die Flieger nur Französisch sprachen, und sofort entstand der Verdacht, daß die Flieger unter falscher Flagge führen. Mit Mist- und Heugabeln drangen die Bauern auf die Flieger ein, und es war deren Glück, daß in dem Augenblick, als sie auf Leben und Tod bedroht waren, Militär anrückte und sie vor der Wut des Volkes schützte."

3. Mai 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Ein französisches Flugzeug landete gestern bei Hundlingen westlich Saargemünd. Die beiden Insassen wurden gefangen genommen. Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff gestern die Luftschiffhalle und den Bahnhof Epinal mit anscheinend gutem Erfolg an.

11. Mai 1915.

Ein deutsches Flugzeug hat abends aus großer Höhe fünf Bomben auf die nördliche Vorstadt von Paris abgeworfen. Fünf Personen wurden verletzt. Das Flugzeug wurde von einem französischen Luftgeschwader verfolgt.

Ausführlicher wurde dazu aus Paris gemeldet: „Die Beschießung von Saint-Denis durch einen deutschen Flieger richtete großen Schaden an. Der Bombenregen fiel etwa eine Viertelstunde lang nieder. Alle Bomben explodierten und rissen Löcher von anderthalb Metern Durchmesser und 60 Zentimetern Tiefe. Das deutsche Flugzeug hielt sich ständig sehr hoch. Augenzeugen versichern, daß es keine Taube, sondern ein Flugzeug von ähnlichem Modell wie die französischen Eindecker war. Andere erklären, zwei Flugzeuge gesehen zu haben. Als es sich anschickte, die Richtung nach Paris einzuschlagen, erhob sich ein französischer Flieger mit der Absicht, den deutschen Flieger zu bekämpfen. Dieser änderte darauf plötzlich die Richtung, beschrieb einen Bogen und wandte sich den deutschen Linien zu. Er wurde von einem kleinen französischen Flugzeuggeschwader verfolgt.

14. Mai 1915.

Meldung der deutschen obersten Heeresleitung: Die Insassen eines bei Hagenau zum Landen gezwungenen französischen Doppeldeckers wurden gefangen genommen.

Die amtliche Kriegsberichterstattung der Franzosen und Engländer

Die Art, wie die französische Heeresleitung seit Beginn des Krieges in ihren alltäglich zweimal, mittags 3 Uhr und nachts 11 Uhr, erscheinenden Tagesmeldungen amtlich über die Kriegsereignisse berichtet, hat allmählich bei allen ernster denkenden Beurteilern der Kriegslage peinlichste Enttäuschung hervorgerufen. Um dem französischen Volk, den Verbündeten und den Neutralen die wahren Vorgänge zu verheimlichen, um keine Entmutigung und Enttäuschung aufkommen zu lassen, wurden die unbedeutendsten örtlichen Erfolge als bedeutsame Siege ausgegeben oder Ortschaften als erobert bezeichnet, die stets im festen Besitz der Franzosen waren. Ließen sich Mißerfolge, wie z. B. die Niederlagen bei Ypern Ende April 1915, nicht beschönigen, so wurde die Wahrheit mit Redewendungen umschrieben, für die der Satz: „Taktisch haben wir keine Niederlage erlitten", charakteristisch ist (in dem Gesamtbericht des französischen Generalstabs über die Zeit vom 22. April bis 6. Mai 1915).

Die deutsche oberste Heeresleitung sah sich wiederholt veranlaßt, derartige amtliche Lügenmeldungen offiziell richtig zu stellen; so vor allem den französischen Bericht über die Ergebnisse der Frühjahrsoffensive zwischen Maas und Mosel, der zusammen mit der Berichtigung bereits auf den Seiten 76 bis 83 veröffentlicht worden ist. Die weiteren amtlichen deutschen Richtigstellungen folgen nachstehend:

2. Februar 1915.

Die französischen amtlichen Berichte über die Kriegsereignisse enthalten in letzter Zeit geradezu ungeheuerlich zu unseren Ungunsten entstellte, zum Teil auch völlig frei erfundene Angaben. Natürlich verzichtet die deutsche oberste Heeresleitung darauf, sich mit derartigen Darstellungen im einzelnen zu befassen. Jedermann ist in der Lage, ihren Wert an der Hand der amtlichen deutschen Mitteilungen selbst nachzuprüfen.

6. Februar 1915.

Hauptsächlich von englischer, aber auch von französischer Seite wird fortgesetzt die Behauptung wiederholt, daß die Deutschen gewissermaßen zur Feier des Geburtstags Sr. Maj. des Kaisers Vorstöße in großem Stile inszeniert hätten, die sämtlich mit schweren Rückschlägen für uns endeten. Daß diese Behauptung in heimtückischer Absicht einfach erfunden ist, beweisen unsere amtlichen Berichte über die Ereignisse an den in Frage kommenden Tagen. Solche Kampfesweise kann natürlich auch nicht die Person des Kriegsherrn berühren. Die deutsche Heeresleitung möchte aber nicht unterlassen, sie in ihrer Erbärmlichkeit vor aller Welt an den Pranger zu stellen.

4. März 1915.

Eine der letzten Eiffelturmveröffentlichungen brachte die Nachricht, daß eine deutsche Kolonne beim Marsch über die Höhe von Tahure mit Erfolg beschossen sei. Wir müssen die ausnahmsweise Richtigkeit dieser Nachricht bestätigen. Die Kolonne bestand aber aus abgeführten französischen Gefangenen, unter denen ein Verlust von 38 Mann tot, fünf verwundet eintrat.

19. März.

Im Auslande wird von französischer Seite die Nachricht verbreitet, daß es sich bei der Winterschlacht in der Champagne nicht um einen Durchbruchsversuch, sondern um die Absicht gehandelt habe, deutsche Kräfte zur Entlastung der Russen zu fesseln. Man will hiermit einmal den eigenen Mißerfolg bemänteln und andererseits den Bundesgenossen Sand in die Augen streuen. Leider wird die Behauptung dadurch widerlegt, daß Kämpfe, die am 16. Februar in der Champagne begannen, nicht wohl russische Truppen entlasten konnten, die an diesem Tage schon in den masurischen Wäldern umzingelt waren, und daß ferner den Deutschen die Befehle in die Hände gefallen sind, die einen Durchbruch ausdrücklich anordneten.

Der englische Oberbefehlshaber soll, wie aus Christiania und Bukarest gemeldet wird, den Verlust der Deutschen bei Neuve-Chapelle auf 18 000 Mann beziffert haben. Diese Zahl übertreibt die tatsächlichen Gesamtverluste um das Dreifache.

Auch sind in letzter Zeit im Ausland teils unerhört übertriebene, teils frei erfundene Nachrichten über große Verluste der deutschen Truppen verbreitet worden. Die deutsche Heeresleitung bleibt demgegenüber bei ihrem Entschluß, im allgemeinen auf einen Kampf gegen Lügen zu verzichten. Sie trägt im Bewußtsein des Vertrauens des eigenen Volkes kein Bedenken, die feindlichen Berichte nach wie vor zur Veröffentlichung in der Presse zuzulassen.

29. April 1915.

Unsere Gegner haben sich in ihren amtlichen Bekanntmachungen nie streng an die Wahrheit gehalten. Die Unwahrheiten nehmen aber jetzt von Tag zu Tag größeren Umfang an. Das „Havas"-Telegramm vom 27. April 3 Uhr nachmittags enthält als Nachtrag den Satz: „Der Hartmannsweilerkopf, der gestern früh genommen wurde, ist von uns im Laufe des Abends wieder genommen worden, außerdem haben wir Gefangene gemacht." Das Telegramm von 11 Uhr abends besagt: „Am Hartmannsweilerkopf sind wir zur Offensive übergegangen. Nachdem wir den Gipfel genommen hatten, sind wir 200 Meter auf dem Osthang vorgerückt."

Tatsächlich ist der Hartmannsweilerkopf am Abend des 25. April von uns erobert worden und ist seitdem fest in unserer Hand. Die französischen Angriffe am 26. April abends wurden glatt abgewiesen. Kein einziger gelangte — auch nicht einmal mit Teilen — bis an unsere Stellungen. Gefangene konnten daher die Franzosen überhaupt nicht machen. Am 27. April haben die Franzosen überhaupt nicht angegriffen.

Dasselbe „Havas"-Telegramm enthält den Satz: „Dem gestrigen Bericht ist nichts hinzuzufügen, ausgenommen die Verstärkung und die Fortdauer unserer Fortschritte nördlich Ypern und auf den Maashöhen," dem am 27. April abends hinzugefügt wurde: „Nördlich von Ypern dauern unsere Fortschritte an, ebenso diejenigen der britischen Armee. Wir haben zahlreiche Gefangene gemacht und Kriegsmaterial (Bombenwerfer, Maschinengewehre) erbeutet."

In unserer Bekanntmachung vom 27. April 1915 (vgl. S. 146) ist die Linie klipp und klar angegeben, die wir gewonnen und ausgebaut haben. Vor dieser Linie sind alle französischen und britischen Gegenangriffe zusammengebrochen. Warum geben die Bekanntmachungen unserer Gegner nicht an, wieweit ihre Fortschritte reichen? Ausgenommen

beim Aufgeben der zerschossenen Häuser von Lizerne ist kein deutscher Soldat auch nur einen Schritt gewichen. Bei der freiwilligen Räumung können allerdings drei zerschossene Maschinengewehre und einige nicht transportfähige Verwundete in Feindeshand gefallen sein. Bombenwerfer sind nicht verloren.

Wie es mit den Erfolgen auf den Maashöhen steht, läßt sich aus der französischen Berichterstattung erkennen, die von einem Schützengraben von Calonne spricht. Die Straße La Grande Tranchée de la Calonne ist ein langer Waldweg, der die Linie der deutschen und französischen Schützengräben senkrecht schneidet. Von der französischen Stellung sind in einer Tiefe von 1250 Metern alle hintereinander liegenden Schützengräben, einschließlich der in diesem Raum befindlichen Batteriestellungen, genommen und gegen alle Angriffe behauptet worden. Hier ist also eine weitere Erklärung unnötig.

Der englische Bericht sagt, die Franzosen hätten auf dem linken Flügel der Engländer vorgehend Het Sas in Flandern zurückgewonnen, in Wirklichkeit ist auch dieser Ort gestern nicht angegriffen worden. Ferner behauptet er, der deutsche Bericht über die Fortnahme der vier englischen Geschütze sei nicht zutreffend. Es ist für die englische Heeresleitung bedauerlich, daß sie so schlecht von ihren Untergebenen unterrichtet wird, wenn es auch verständlich ist, daß die regelmäßige Berichterstattung durch die Eile, mit der die englischen Truppen am 25. April das Schlachtfeld verließen, etwas in Unordnung gekommen sein mag. Die genommenen Geschütze gehören nach der Bezeichnung, die sie tragen, der 2. London-Garrison-Artillery und der 2. London-Territorial-Division an und sind 12,8 cm-Geschütze, die in allernächster Zeit ihre Anwesenheit auf unserer Seite den Gegnern deutlich erkennbar machen werden.

1. Mai 1915.

Leider sind wir schon wieder genötigt, einige Veröffentlichungen unserer Feinde richtig zu stellen, da sie offensichtlich bestimmt sind, im Auslande falsche Eindrücke zu erwecken. Von englischer Seite wird heute behauptet, das Dörfchen Saint-Julien in Flandern sei nur wenige Stunden in deutschen Händen gewesen und dann von Kanadiern, Schotten und Iren zurückerobert worden. Diese Angabe steht mit der Wahrheit in Widerspruch. Saint-Julien ist fest in unserer Hand. Unsere Vorstellungen sind noch einige hundert Meter darüber hinaus gegen den Feind vorgeschoben.

Die Franzosen wollen nach ihrem heutigen Bericht in Lothringen auf einer Breite von 25 Kilometern vier Kilometer Boden gewonnen haben. Sie vergessen aber hinzuzufügen, daß es sich nur um ein Vorrücken in Französisch-Lothringen handeln kann und nur um ein Vorrücken in einer Gegend, in der sich keine deutschen Truppen befinden. Denn an deren weit in das französische Gebiet vorgeschobenen Linien hat sich in der Rückwärtsrichtung seit vielen Monaten nichts geändert, wohl aber wurden sie, wie aus unseren Tagesberichten ersichtlich ist, bis in die jüngste Zeit erheblich nach vorwärts verlegt.

* * *

Die Leichtfertigkeit und Verlogenheit der amtlichen französischen Berichterstattung werden durch zahlreiche Feldpostbriefe von Kriegsteilnehmern bestätigt. So schreiben mehrere deutsche Offiziere der „Frankfurter Zeitung“ Anfang Februar 1915: „Zu dem französischen amtlichen Bericht vom 21. Januar 1915, der lautet: „In der Champagne östlich Reims in der Gegend von Prosnes-les-Marquis und von Manonvillers haben wir feindliche Schanzwerke zerstört, den Feind gezwungen, einige Schützengräben zu räumen und die Explosion eines Munitionsdepots herbeigeführt“ geben wir, die wir seit Wochen in diesen Schützengräben liegen und auch am 20. und 21. Januar diese Stellung innehatten, die folgende Erläuterung: Das unter außerordentlichem Munitionsaufwand leider „zerstörte feindliche Schanzwerk“ war unsere mit viel Liebe und

Verständnis gebaute Offiziers-Latrine. Zu deren Neubau und zur Heranschaffung von Baumaterial waren allerdings einige unserer Leute „gezwungen", auf kurze Zeit „die Schützengräben zu räumen". Das „explodierte Munitionsdepot" hat lediglich in wenigen, nach heftigem Artilleriefeuer auf ein und dieselbe Stelle zerstörten Ladestreifen mit Patronen bestanden."

Am 16. Februar 1915 und an den folgenden Tagen unternahmen die Franzosen im Abschnitt nordöstlich von Reims mehrere Vorstöße, deren Erfolglosigkeit aus den amtlichen deutschen Berichten bekannt ist (vgl. die deutsche Meldung vom 17. Februar, S. 7). Joffre benutzte diese Gelegenheit, um besondere Erfolge für die Franzosen festzustellen. Dazu schreibt ein Mitkämpfer in einem dem „Hannoverschen Kurier" zur Verfügung gestellten Briefe: „Am 16. hatten wir ein Gefecht. Nun lese ich in der Zeitung den amtlichen französischen Bericht darüber, in dem es heißt: „Im Abschnitt nordöstlich Reims rückten wir bei Loivre vor." Das ist nicht wahr. Gewiß rückten die Franzosen zunächst vor, sie haben aber vergessen anzugeben, daß wir die Vorrückenden zu Gefangenen machten und daß etwa 400 Tote vor unserer Front liegen blieben. Unsere Artillerie hat an dem Tage auch gut gearbeitet und immer in die französischen Reservekolonnen geschossen. Sechsmal sind die Franzosen aus ihren Schützengräben gekommen und genau so oft von uns mit schweren Verlusten zurückgejagt worden."

Aehnlich schreibt ein Heidelberger Universitätsprofessor der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung": „Wie verlogen die französischen Berichte sind, habe ich jetzt selbst einmal Gelegenheit gehabt, näher zu prüfen. Im französischen Bericht steht: „daß am 2. Februar bei Notre-Dame-de-Lorette ein feindlicher Angriff in unserem Artilleriefeuer zusammenbrach". Die Sache spielte sich links von uns ab, wo Bayern sind, die vor einiger Zeit den Franzosen ein paar Gräben abgenommen hatten. Seitdem haben die Franzosen eine große Wut und kanonieren immer an den Stellungen der Bayern herum. Am Morgen des 3. Februar wachten wir in unserem Keller von einer fürchterlichen Kanonade auf, die wir gleich richtig als „bei den Bayern" diagnostizierten. Unsere Artillerie fing auch an, kurz, es war ein Höllenlärm. Die Franzosen greifen an, dachten wir, aber wir erfuhren am nächsten Tage, daß gar nichts erfolgt war.

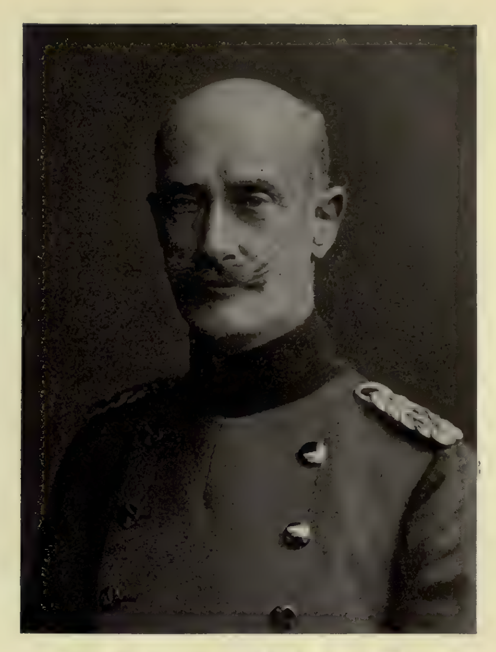
Auch die ernsthafteren Zeitungen neutraler Länder begannen sich über die Unglaubwürdigkeit französischer amtlicher Meldungen zu beklagen. So hatten schweizerische Zeitungen auf Grund einer amtlichen französischen Angabe Ende Januar 1915 gemeldet, daß die vielumstrittene Höhe 425 zwischen Thann und Sennheim wieder im Besitze der Franzosen sei, nachdem sie zu Beginn des Monats Januar von den Deutschen erobert worden war. Bald darauf bestätigte aber der Kriegsberichterstatter des „Bund" als Augenzeuge, daß diese Höhe sich unerschütterlich in den Händen der Deutschen befindet. Der Berner „Bund" schreibt dazu, daß französische Mißerfolge zu verschweigen oder zu beschönigen menschlich begreiflich sei, aber doch nicht dazu führen dürfe, das Tatsächliche ins Gegenteil zu verkehren.

Von den deutschen Fürsten und Heerführern

Personalien und Kundgebungen

21. Januar 1915.

Kriegsminister und Chef des Generalstabs des Feldheeres v. Falkenhayn wurde unter Beförderung zum General der Infanterie auf sein Ansuchen von der Stellung als Kriegsminister enthoben. Generalmajor Wild v. Hohenborn ist unter Beförderung zum Generalleutnant zum Staats- und Kriegsminister ernannt worden (vgl. III, S. 198).



Phot. Otto Heinrich vorm. P. Krabo, Frankfurt a. M.

Der Generalquartiermeister Generalleutnant Freiherr Hugo v. Freytag-Loringhoven



Phot. W. Braemer, Berlin

Kronprinz Rupprecht von Bayern nimmt zu Lille am Geburtstag des deutschen Kaisers die Parade der bayrischen Truppen ab (27. Januar 1915)



Phot. C. Berger, Potsdam

Kaiser Wilhelm besucht das Hauptquartier des deutschen Kronprinzen; ganz rechts Prinz Oskar von Preußen



Phot. C. Berger, Potsdam

Prinz Eitel Friedrich von Preußen auf dem westlichen Kriegsschauplatz

27. Januar 1915.

Anläßlich des Geburtstages des Kaisers sind Generaloberst v. Bülow, Chef des Grenadierregiments Nr. 12 und à la suite des 4. Garderegiments zu Fuß, Oberbefehlshaber der 2. Armee, zum Generalfeldmarschall, General der Kavallerie v. Einem gen. v. Rothmaler, à la suite des Kürassierregiments Nr. 4 und Oberbefehlshaber der 3. Armee, zum Generaloberst befördert worden.

Der Generalgouverneur von Belgien, Generaloberst von Bissing, hat das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten.

Auf Befehl des deutschen Kaisers überreichte General der Fußartillerie v. Lauter dem k. u. k. Oberst von Langer, Kommandanten der österreichisch-ungarischen Motormörser, das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Generalleutnant Freiherr von Freytag-Loringhoven ist an Stelle des zum Kriegsminister ernannten Generals Wild von Hohenborn zum Generalquartiermeister ernannt worden.

Hugo v. Freytag-Loringhoven ist 1855 in Kopenhagen als Sproß einer dem westfälischen Uradel angehörenden Familie geboren. Er trat 1876 in das 2. Garderegiment zu Fuß ein. 1891 wurde er in den Großen Generalstab versetzt, in dem er einen großen Teil seiner Laufbahn verbracht hat. Viele Jahre hindurch stand er der kriegsgeschichtlichen Abteilung I vor. Nach kurzem Dienst in der Front — er war Oberst und Kommandeur des 12. Grenadierregiments in Frankfurt a. O. — wurde er 1910 mit der Wahrnehmung einer Oberquartiermeisterstelle im Großen Generalstab betraut. Im März 1911 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor und zwei Jahre später zum Generalleutnant. Als Nachfolger des nach der Türkei entsandten Generalleutnants Liman v. Sanders übernahm er Ende 1913 die Führung der 22. Division in Kassel. v. Freytag-Loringhoven hat sich als Militärschriftsteller einen geschätzten Namen erworben, so vor allem durch sein großes Werk „Die Heerführung Napoleons in der Bedeutung für unsere Zeit", durch die Lebensgeschichte des Feldmarschalls Grafen Schlieffen und die „Kriegslehren nach Clausewitz".

2. März.

Ernannt wurden die Prinzen des Osmanischen Reiches, kaiserliche Hoheiten Abdul Rahim Hairi, Major der türkischen Feldartillerie, zum Leutnant à la suite des 2. Garde-Feldartillerieregiments, Abdul Halim, Major der türkischen Infanterie, zum Leutnant à la suite des Garde-Schützenbataillons und Osman Fuad, Oberleutnant der türkischen Artillerie, zum Leutnant à la suite des Leibgarde-Husarenregiments.

12. März 1915.

Der kommandierende General des 13. (württembergischen) Armeekorps, General der Infanterie v. Fabeck, ist zu besonderer Verwendung berufen worden. Zu seinem Nachfolger wurde Generalleutnant Freiherr Theodor v. Watter ernannt.

v. Fabeck war am 22. März 1914 zum kommandierenden General des 13. Armeekorps als Nachfolger des Herzogs Albrecht von Württemberg ernannt worden. Er ist 1854 in Berlin geboren und erst nach dem Feldzug von 1870/71 in das Heer eingetreten. Von 1876 bis 1878 war er als Inspektionsoffizier und Lehrer bei der Kriegsschule Metz tätig. Die Jahre von 1882 bis 1898 verbrachte er größtenteils im Generalstab und preuß. Kriegsministerium, zuletzt als Chef des Generalstabs des 11. Armeekorps (Kassel). Im Jahre 1898 erfolgte seine Ernennung zum Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments 78 in Osnabrück, 1901 die zum Generalmajor und Kommandeur der 25. Infanteriebrigade in Münster. Am 10. April 1906 folgte die Ernennung zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe. Am 13. Januar 1910 wurde Fabeck als Nachfolger des Generals von Gilgenheimb General der Infanterie und kommandierender General des 15. Armeekorps in Straßburg.

Freiherr Ernst Theodor v. Watter ist in Gmünd 1856 geboren. Er trat im April 1874 als Fähnrich in das Infanterieregiment Nr. 125 ein und wurde 1875 Leutnant. Von 1907 bis 1909 war v. Watter Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 119; im März 1909 wurde er mit der Führung der Infanteriebrigade in Rastatt beauftragt, am 2. April 1909 erfolgte seine Beförderung

zum Generalmajor und seine Ernennung zum Kommandeur der genannten Brigade. Im April 1912 ist er zum Generalleutnant befördert und zum Kommandeur der 39. Division in Kolmar ernannt worden. Am 4. September 1914 wurde er als Nachfolger des Freiherrn v. Huene mit der Führung des 14. (badischen) Armeekorps beauftragt.

15. März 1915.

Kaiser Wilhelm besichtigte das 12. sächsische Armeekorps, dessen verfügbare Truppen bei einer Ortschaft in der Nähe des Korps-Hauptquartiers in Parade Aufstellung genommen hatten. Der Kaiser wurde vom Kronprinzen von Sachsen und dem Prinzen Friedrich Christian begrüßt, ebenso vom kommandierenden General d'Elsa. Nach dem Vorbeimarsch hielt der Kaiser eine Ansprache, in der er sagte: „Es ist Mir eine große Freude, den Herren hier auch mündlich von Person zu Person zu danken, für das was das 12. Armeekorps bisher Vortreffliches geleistet hat. Das Korps hat schwere Tage gehabt, es hat sich aber heldenhaft und mit der bekannten sächsischen Zähigkeit, Aufopferung und Unerschrockenheit unter Führung seines tapferen kommandierenden Generals geschlagen und erneut unvergängliche Lorbeeren um seine Fahnen geschlungen."

Der Kaiser beauftragte den kommandierenden General ausdrücklich, daß jedem Offizier, Unteroffizier und Mann, auch denen, die nicht an der Parade teilnehmen konnten, die Allerhöchste Anerkennung bekanntzugeben sei und telegraphierte König Friedrich August von Sachsen: „Ich habe heute einen größeren Teil Deines 12. Armeekorps besichtigt und freue mich, Dir mitzuteilen, daß die Truppen aller Waffen sich in vorzüglicher Verfassung befinden und durch ihre stramme und kriegerische Haltung einen ausgezeichneten Eindruck machen. Sie werden sicherlich auch fernerhin den Sieg an ihre Fahnen heften und das Ihre beitragen zum endgültigen Niederwerfen des Feindes."

16. März.

Kaiser Wilhelm besichtigte die nicht in Gefechtsstellung befindlichen Truppenteile des 3. Armeekorps in der Gegend zwischen Soissons und Laon. Nachdem der Kaiser die Front der Truppen abgeschritten hatte, hielt er eine kurze Ansprache, in der er seiner Freude darüber Ausdruck gab, Teilen seiner brandenburgischen Regimenter seine höchste Anerkennung für ihre tapfere Haltung und ihr schneidiges Vorgehen in den ersten Kämpfen bei Soissons aussprechen zu können. Er erinnerte daran, daß er bereits vor einigen Wochen bei dem 3. Armeekorps geweilt, daß damals unter seinen Augen gefochten habe, und schloß mit der Hoffnung, daß es seinen Brandenburgern vergönnt sein möge, bald wieder einen Sieg davonzutragen.

18. März.

Kaiser Wilhelm verlieh dem Kürassierregiment v. Seydlitz in Halberstadt anläßlich seines hundertjährigen Bestehens in dankbarer Anerkennung der Treue und der besonders auch im gegenwärtigen Kriege geleisteten Dienste das Säkular-Standartenband.

20. März 1915.

Aus Anlaß der Beendigung der Winterschlacht in der Champagne wurde dem Generaloberſten v. Einem gen. Rothmaler, Oberbefehlshaber der 3. Armee, dem General der Infanterie Riemann, Führer des 8. Armeekorps, und dem Generalleutnant Fleck, Führer des 8. Reservekorps der Orden Pour le mérite, dem General der Infanterie v. Bahrfeldt, Kommandeur der 19. Reservedivision, die Schwerter zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und dem Stern, dem Generalmajor v. Altrock, Kommandeur der 16. Reservedivision, der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern sowie dem kgl. sächsischen Generalleutnant und Generaladjutanten v. Tettenborn, Kommandeur der kgl. sächsischen 19. Ersatzdivision, die Schwerter zum Roten Adlerorden 2. Klasse und der Stern mit den Schwertern dieses Ordens verliehen.

23. März 1915.

Kaiser Wilhelm verlieh dem Prinzen Eitel Friedrich, der als Brigadekommandeur bei einer Armee im Westen steht, den Orden Pour le mérite.

27. März.

Generalfeldmarschall Graf v. Häseler ist das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite verliehen worden.

28. März.

Kaiser Wilhelm hat Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg aus Anlaß der Erfolge der mecklenburgischen Jägertruppe das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen.

29. März.

Generaloberst v. Kluck wurde bei Besichtigung der vorderen Stellungen seiner Armee durch einen Schrapnellschuß leicht verwundet.

6. April.

Großherzog Ernst Ludwig von Hessen hat zum 125jährigen Jubiläum des hessischen Gardedragonerregiments und des Großherzoglichen Artilleriekorps folgende Tagesbefehle erlassen:

An mein Gardedragonerregiment! 125 Jahre! In der Geschichte des Regiments ist ein Markstein errichtet in gewaltiger Zeit, inmitten des größten Völkerringens, welches die Erde sah. Eingedenk der Ueberlieferungen vergangener Tage hat mein Gardedragonerregiment jüngst in zahlreichen Kämpfen seinem Ruhmeskranze neue Blätter hinzugefügt, noch aber stehen schwere Aufgaben bevor. Noch sind die Gegner nicht bezwungen. Zum sichtbaren Zeichen meiner Zuversicht und Anerkennung verleihe ich meinem Gardedragonerregiment als Helmzier einen Stern mit dem Datum „6. April 1915" mit Schwertern zum Andenken an diesen in Kriegszeiten begangenen festlichen Tag. Das Regiment erhält als Ansporn zu weiteren Waffentaten mit meinen treuesten Glückwünschen erneut Auszeichnungen für tapfere Krieger."

An mein Artilleriekorps! Hart am Feinde, bewährt in vielen Schlachten und Gefechten, gestählt zum Entscheidungskampfe blickt mein Artilleriekorps heute auf die 125 Jahre seiner ruhmreichen Laufbahn als Regiment zurück. Das Blut der Ahnen, das Leben manches Kameraden, nicht umsonst ist es dahingegeben. Allen ein teures Vermächtnis ist das Wort, das immer noch zum Siege führte: Gott! Ehre! Vaterland! Es leuchtet voran wie ein Stern zu neuen Taten. Mögen einst die Enkel in ferner Zukunft dieses Apriltages gedenken und stolzerfüllt die Namen derer preisen, die eingedenk der Ueberlieferungen früherer Geschlechter ihre Hessentreue mit dem Blute besiegelten. Mein Artilleriekorps soll einen Stern mit dem Datum des Ehrentages „6. April 1915" mit Schwertern geziert am Helme tragen. Der ersten Batterie verleihe ich die Berechtigung, sich meine Leibbatterie zu benennen, und zum Lohne für Tapferkeit im Felde übersende ich dem Artilleriekorps erneut Auszeichnungen."

24. April.

General d. Kav. Graf Ferdinand v. Zeppelin erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

11. Mai 1915.

Dem Generalfeldmarschall v. Bülow und dem Generalobersten v. Kluck ist der Orden Pour le mérite verliehen worden.

* * *

Von den Ansprachen, mit denen Kaiser Wilhelm in diesem Zeitabschnitt die deutschen Truppen begrüßte, seien die an das Kölner Reserve-Infanterieregiment Nr. 21 vom 21. Januar 1915, diejenigen an das Rheinische Reserve-Infanterieregiment Nr. 68, sowie an das 4. Garderegiment zu Fuß vom 13. März 1915 und die an das schlesische Grenadierregiment König Friedrich III. Nr. 11 vom 15. April 1915 hervorgehoben.

Vom Besuch deutscher Fürsten an der Westfront

Ende Januar bis 13. Februar 1915.

König Ludwig von Bayern begab sich Ende Januar 1915 über Metz zum Besuch der bayerischen Truppen an die Westfront. Am 1. Februar fuhr er mit der Bahn von Metz nach Landorf und von dort mit dem Automobil zur Front, wo er Infanteriebataillone, Pioniere, Sanitätskolonnen und Kavallerieabteilungen begrüßte. Abends erfolgte die Rückkehr nach Metz; unterwegs wurden verschiedene Truppenstellungen und Soldatengräber besucht. Am 2. Februar besichtigte der König auf der Esplanade in Metz die dort in Paradeaufstellung angetretenen Truppen, zum Teil kampfbewährte Mannschaften, zum anderen Teil jung ausgebildete, von Kampfeslust brennende Bataillone und begab sich dann im Kraftwagen zur Besichtigung der auswärts liegenden österreichischen Motormörser-Batterien, die ihm vom Oberst Langer und Hauptmann von Ranciglio vorgeführt wurden. An einem der nächsten Tage besuchte der König die bayerischen Truppen in der Feuerlinie vor Verdun und kehrte am 13. Februar nach München zurück.

15. Februar.

König Ludwig von Bayern hat folgenden Tagesbefehl erlassen: „Von Meinem Besuch bei den Truppen, bei dem Ich den größten Teil Meiner Armee gesehen habe, zurückgekehrt, drängt es Mich, Meiner braven Armee Meinen Dank zu sagen für ihre hervorragenden Leistungen und Meine Anerkennung für die vortreffliche Verfassung, in der Ich sie gefunden habe. Ich bin von hoher Befriedigung erfüllt über das Lob und die Achtung, die der bayerischen Armee von allen Seiten gezollt wird. Ich bin stolz auf den ausgezeichneten Ruf, den sie sich in diesem Kriege neuerdings erworben hat.

Mit Vertrauen blicke Ich in die Zukunft in der festen Zuversicht, daß Meine Armee in treuer Pflichterfüllung ausharrt, bis ein glücklicher und dauernder Friede für unser Vaterland erkämpft sein wird."

18. bis 25. März 1915.

König Friedrich August von Sachsen traf am 18. März 1915 in Metz ein und besichtigte Teile des 1. Fußartillerieregiments Nr. 12 und eines sächsischen Landsturmbataillons. Am 20. März besuchte der König die Schlachtfelder von St. Privat und sprach dann bei dem General der Infanterie von Carlowitz sowie dem Oberbefehlshaber der 3. Armee, Generaloberst von Einem vor. Abends traf er im Hauptquartier des kommandierenden Generals der Artillerie von Kirchbach ein und besuchte am Sonntag den 21. März sächsische Reserveregimenter, wobei er Offizieren, vielen Unteroffizieren und Mannschaften Auszeichnungen verlieh. Später begab sich der König zu kurzem Besuch des Kaisers in das Große Hauptquartier.

Am 22. März begrüßte der König von Sachsen Teile des Reserve-Infanterieregiments Nr. 133 und sprach dem Regiment seine Anerkennung für seine hervorragenden Leistungen aus. Alsdann empfing der König Abordnungen fast aller Regimenter des 12. Armeekorps. Den Truppen wurde die allerhöchste Anerkennung für ihre tapfere Haltung zuteil. Der König verlieh, ebenso wie am Tage zuvor, Kriegsdekorationen und zeichnete dabei wieder Unteroffiziere und Soldaten durch huldvolle Ansprachen aus. Der Nachmittag war der eingehenden Besichtigung des Kriegslazarettes Sissonne, das größtenteils von Sachsen belegt ist und unter sächsischer Leitung steht, gewidmet. Alsdann begab sich der König zu kurzem Besuch zu Generaloberst von Heeringen und abends zur Uebernachtung nach dem Korpshauptquartier des Generals der Infanterie d'Elsa.

Bei der Besichtigung des 2. Bataillons des Infanterieregiments „Kronprinz" Nr. 104, einer Abordnung des 6. Feldartillerieregiments Nr. 68 und eines Rekrutendepots am 24. März, wodurch den beiden erstgenannten Truppenteilen für ihren hervorragenden



Phot. C. Berger, Potsdam

Kaiser Wilhelm II. im Felde



Phot. A. Menzendorf, Berlin

König Wilhelm II. von Württemberg beim Besuch der württembergischen Truppen an der Westfront



Phot. Eberth, Cassel

König Ludwig III. von Bayern beim Besuch der bayrischen Truppen an der Westfront

Anteil an den harten Kämpfen bei Neuve-Chapelle eine besondere Ehrung erwiesen wurde, zeichnete der König viele Offiziere und Mannschaften, deren Uniformen durch die Schwefelgranaten eine gelblich-grüne Färbung erhalten hatten, durch leutselige Ansprachen aus. Alsdann richtete der König folgende Ansprache an die Truppen: „Es freut mich, daß ich heute Truppenteile begrüßen konnte, die an den jüngsten Kämpfen Anteil gehabt haben. Trotz schwerer Verluste haben Sie unter besonders schwierigen Verhältnissen im furchtbarsten Granatfeuer ausgehalten und weit überlegenen feindlichen Kräften Trotz geboten. Sie haben damit unseren alten sächsischen Waffenruhm bewahrt und erneuert. Ihr jungen Mannschaften vom Rekrutendepot nehmt euch jene Helden von Neuve-Chapelle zum Vorbild, wenn ihr demnächst zur Front kommt. Meinen königlichen Dank will ich auch äußerlich durch Verleihung von Auszeichnungen zum Ausdruck bringen. Ich erwarte, daß Sie durchhalten, bis der Sieg endgültig unser ist!"

26. März 1915.

Anläßlich des Besuchs, den der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin dem großherzoglich mecklenburgischen Jägerbataillon Nr. 14 an der Front im Westen abstattete, sprach der Großherzog den im offenen Viereck angetretenen Jägern seine höchste Anerkennung für die in zahlreichen heißen Gefechten bewiesene Tapferkeit aus und verlieh hierauf als Auszeichnung für die ganze mecklenburgische Jägertruppe dem gleichzeitig anwesenden Chef, dem Herzog Johann Albrecht, das Militärverdienstkreuz.

10. bis 17. April 1915.

König Wilhelm von Württemberg hat in der Woche vom 10. bis 17. April die in Nordfrankreich und Westflandern stehenden württembergischen Truppen besucht; als Standquartier war Lille ausersehen worden.

Die erste Fahrt galt der 26. Reservedivision, die sich im August 1914 ihren Weg durch die Vogesen über den Donon hinweg bis in die Gegend von Saint-Dié erkämpft hatte, dann aber im September nach dem nordwestlichen Kriegsschauplatz verlegt worden war. Aus dem Eisenbahnzug heraus ging es sofort ins Gefecht gegen französische Territorialtruppen, die in blutigem Kampfe zurückgeworfen wurden. Die erkämpfte Stellung, in der die Division seit dieser Zeit steht, mußte einem überlegenen Gegner gegenüber behauptet werden. Ein schöner Frühlingstag leuchtete über den Fluren, als der König die Truppen erreichte. Diese waren in verschiedenen Gruppen aufgestellt. Der König begrüßte jede einzelne Gruppe mit herzlichen und markigen Worten, die in ein Hurra auf Kaiser und Vaterland ausklangen. Nach dem Frühstück begab sich der König nach dem Friedhof des Dorfes, der neu angelegt und mit einem einfachen steinernen Denkmal geschmückt ist. Hier liegen etwa 80 Württemberger und 10 Franzosen. Der König legte an dem Denkmal einen Kranz nieder.

Am 14. April ging es zuerst zum Reserve-Infanterieregiment 120 und zum Feldartillerieregiment 116, die bis auf weiteres in zweiter Linie bei Lille einquartiert waren. Während das Feldartillerie-Regiment 116 neu gebildet ist, hat das Reserve-Infanterieregiment 120 schon Vieles erlebt. Es stand früher im Verband der 26. Reservedivision und hat die Kämpfe in den Vogesen und Nordfrankreich mitgemacht.

Danach besichtigte der König das zum 15. Armeekorps gehörige Infanterieregiment 126. Es war das erstemal, daß der König dieses Regiment, das ganz hervorragende Leistungen hinter sich hat, im Feldzug aufsuchte. Es kämpfte Anfang August 1914 bei Sennheim und Mülhausen und half die Franzosen aus dem Elsaß hinausjagen. Am 9. August eroberte ein Bataillon die ersten feindlichen Geschütze. Später focht das Regiment an der Aisne und zuletzt in Flandern. Wo das Regiment auftrat, hat es unverwelkliche Lorbeeren um seine Fahne geheftet. Der Kommandeur des Regiments, Oberst von Schimpf, ist an seiner Spitze gefallen, und mit besonders blutigen Opfern mußte das tapfere Re-

giment seinen Ruhm bezahlen. Nachdem der König das Regiment begrüßt und einige Orden verteilt hatte, begab er sich zu dem sächsischen Infanterieregiment 105, dessen Chef er ist. Nachdem auch dieses Regiment begrüßt worden war, marschierten beide Regimenter im Parademarsch vorbei.

Am 15. April begab sich der König zur 54. Reservedivision, die im Herbst neu aufgestellt, auf dem Uebungsplatz Münsingen ausgebildet und im Oktober mit der Bahn nach Westflandern gebracht worden war. Dort ausgeladen, trat die Division den Vormarsch gegen Ypern an, wurde hiebei in besonders heftige Gefechte gegen englische Truppen verwickelt und mußte sich die jetzige Stellung durch blutige Opfer erkämpfen. Damals fiel Generalleutnant von Reinhardt. Die Division steht jetzt dem Feind dicht gegenüber, einzelne vorgeschobene Punkte sind 15 Meter vom Feinde (Engländer) entfernt. Die verfügbaren Teile der Division standen unter dem Kommando des Generals der Infanterie von Schaefer vereinigt. Nach der Besichtigung fuhr der König in das Hauptquartier des Herzogs Albrecht, der am 14. und 15. April mit zweien seiner Söhne gleichfalls bei den Truppen anwesend gewesen war und von da nach kurzem Aufenthalt nach Gent, wo württembergische Landsturmtruppen unter dem Befehl des Generalleutnants von Seckendorff am Bahnhof aufgestellt waren. Nach kurzer Ansprache verabschiedete sich der König und kehrte nach Stuttgart zurück.

Des Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1915

Auf der Höhe des Lebens umschmettern den deutschen Kaiser die Kriegsfanfaren. Er, der sonst an seinem Geburtstage als Schirmer des Weltfriedens, umgeben von den deutschen Fürsten und den Paladinen des Reiches im altersgrauen preußischen Königsschlosse zu Berlin, die Glückwünsche aller deutschen Stämme entgegennahm, feiert diesmal als oberster Kriegsherr im Felde auf französischem Boden sein Geburtsfest.

Im Großen Hauptquartier wurde Kaisersgeburtstag in der einfachsten Weise begangen. Der Kriegsberichterstatter Wilhelm Schmidtbonn schrieb darüber dem „Berliner Tageblatt" unter anderem: „In einem kahlen Raum, an der Rückwand ein Altar mit Decke, rechts und links je ein rundgeschnittener Topfbaum und je ein Bund von fünf Reiterlanzen mit vielfarbigen Fähnlein. Die Altardecke ist ein Geburtstagsgeschenk der Kaiserin. Es sind die Worte des Kaisers im Reichstag hineingewebt: „Vorwärts mit Gott, der mit uns ist, wie er mit unseren Vätern war." Das Haus ist ganz gefüllt mit einer dicht zusammengedrängten Menschenmenge und der ersten Sonne dieses Jahres. Truppen, Kreuzschwestern, auf einer Estrade der Kaiser, ganz allein vor allen auf seinem Stuhl, hinter ihm Prinz Oskar, von der Front kommend und im einfachen, feldgrauen Mantel. Um den Kaiser her der Reichskanzler, Großadmiral von Tirpitz, der neue Kriegsminister Wild von Hohenborn, der österreichisch-ungarische Delegierte Graf Stürkgh, Zekki Pascha in brauner Uniform mit hohem Tschako. Unter vielen anderen auch der Oberst Langer, der Kommandant der österreichisch-ungarischen Motorbatterien.

Das Kommando „Stillgestanden!" das beim Eintritt des Kaisers ertönt, hat hier nichts, was an den Kasernenhof erinnert, sondern das scharfe Wort springt einem hier gleichsam ins Herz. Eine seltene Stunde beginnt, in der nicht irgendeine Entscheidung fällt, die aber das sinnfälligste und wirkungsstärkste Symbol ist für das Geschehen unserer Tage.

Nach einem Gesang aller spricht der Hofprediger Goens über das Bibelwort: „Er legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch." Der Prediger sagt in einfachen, lebendigen, für den Kaiser selbst, ebenso wie für die Krieger gedachten Worten: „Das ganze Deutschland denkt in dieser Stunde an uns." Er denkt zurück an die früheren Feiern dieses Tages und spricht aus, daß das deutsche Volk dem Kaiser nie ein schöneres Ge-

schenk gegeben habe als diesmal: die volle Einigkeit! „Aber wir müssen ihm mehr geben. Wie schwer hat er es in seiner ungeheuren Verantwortung. Seine Glücksstellung ist eine fast unmenschliche Last. Wir müssen ihm alle tragen helfen durch den unermüdlichen Willen: Aushalten, durchhalten!"

Der Kaiser sitzt da, ernst, wendet die Augen nicht einmal auch nur eine Fingerbreite vom Gesicht des Predigers ab. Es war für die wenigen, die in dieses Gesicht sehen konnten, ergreifend und unvergeßlich. Das durch die Jahrzehnte immer und in diesen Monaten aufs höchste angespannte Gefühl der Verantwortung hat dieses Gesicht wie durch die Hand eines größten Künstlers eisern gebildet. Es ist nur ausschauender Wille und Entschlossenheit darin. Dazu ist dieses Gesicht jetzt ganz von der Weihe dieser Stunde berührt, die die große Bitte um Sieg heißer als irgendwo in Deutschland zum Himmel hinaufruft. Hier war heute wirklich das Herz Deutschlands. Als zum Schluß die Musik der Leibwache das niederländische Dankgebet wie mit Posaunen und Pauken des Himmels begann, sangen alle mit einer von mir nie erlebten ergriffenen Fortgerissenheit mit. Dann, unter dem Schweigen aller, stand der Kaiser noch einen Augenblick und betete allein ..."

Auch sonst wurde überall an der weiten Front in Feindesland des Kaisers Geburtstag feierlich begangen. Von den zahlreichen Berichten sei nur ein Feldpostbrief der „Deutschen Tageszeitung" herausgegriffen, der anschaulich den Verlauf der Kaiserfeier in Valenciennes schildert: „Valenciennes, die alte, vornehme Stadt, prangt heute im Kaiserwetter und im Festschmuck deutscher Fahnen und Kränze. Der große Platz, der sich, ein regelmäßiges Rechteck, inmitten der Stadt weitet, „Place d'Armes" genannt, sah schon gestern abend eine dichtgedrängte Menschenmenge. Die mächtige Front des stattlichen im Jahre 1612 in flandrischer Renaissance erbauten Rathauses strahlte in elektrischer Beleuchtung. Prächtig zeichneten sich die Embleme des Kaisers und des Reiches von dem dunklen Hintergrunde ab. Dann zog der Bläserchor eines Landsturmbataillons zum Zapfenstreich auf, und in feierlich frohen Tönen erscholl das abendliche Vorspiel zum Kaiserfeste. Am Morgen, beim ersten Tagesgrauen, durchzog dieselbe Bataillonsmusik die Hauptstraßen der Stadt zum militärischen Wecken. Nach 9 Uhr füllte sich allmählich der große Stadtplatz mit dem aufmarschierenden Militär; man wird staunend inne, wieviel deutsche Soldaten die ehemalige Hauptstadt des Hennegaus jetzt beherbergt: im ganzen an die 60 verschiedene Formationen, mit den vorübergehend hier weilenden Munitionskolonnen und dergleichen über viertausend Mann. Man sieht die Uniformen aller Waffengattungen. Denn Valenciennes ist ein Hauptetappenort, der Abkommandierte jeglicher Truppenteile festhält und Versprengten und Genesenden vorübergehenden Aufenthalt gewährt.

Um 10 Uhr ist der Aufmarsch vollendet, und die eigentliche Festfeier beginnt mit dem vom Bläserchor begleiteten Gesang: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren". Dann folgen von den Stufen des aus einer Gruppe von Tannen und Lorbeerbäumen ragenden Feldaltars aus die Ansprachen des evangelischen und des katholischen Feldgeistlichen und sodann die Rede des Kommandanten der Etappeninspektion, des Generalleutnants Grafen von Montgelas. Weithin schallten die Stimmen über den lautlosen Platz, und Worte hoher Weihe, glühender Begeisterung und ernster Mahnung drangen in die Herzen der ergriffen lauschenden Zuhörer. Nach dem Hurra auf Kaiser Wilhelm II., mit dem Graf von Montgelas seine Ansprache schloß, erbrauste unter dem Glockengeläute sämtlicher Kirchen der Stadt aus tausend Kehlen die deutsche Nationalhymne, und dann erfolgte in dröhnendem Schritt der Parade- und Abmarsch.

Der Eindruck der Feier auf die französische Bevölkerung war groß. Schon was die numerische Stärke des deutschen Heeres betrifft. „Wie reich muß Deutschland an Soldaten sein," sagte nach der Feier ein mir befreundeter Abbé, „wenn es in einer Stadt

wie Valenciennes, die doch nicht im Operationsgebiet liegt, so viele Soldaten versammelt halten kann. Kein anderes Land der Welt kann solche Massen geschulter Truppen aufstellen." Und dann zitierte er resigniert das Wort des von seinem Stern verlassenen Napoleon I.: „Nous avons beau faire, l'avantage reste tôt ou tard aux gros bataillons." Und noch etwas anderes hatte ihm imponiert: der mächtig brausende Gesang des Kirchenliedes „Großer Gott wir loben Dich!" „Ich habe dieses Lied nicht heute zum erstenmal gehört; Ihre Soldaten haben es auch am Weihnachtsfest und am Silvesterabend in der Kirche Saint-Géry gesungen. Sie singen überhaupt sehr schön in den Kirchen, sie sind sehr fromm. Darin liegt ihre Stärke. Die Gottlosigkeit hat Frankreich zugrunde gerichtet. Ihr Kaiser ist auch sehr fromm; er hat seine Soldaten beim Beginn des Krieges in die Kirche geschickt. Unsere Regierung schließt die Kirchen zu. Sie spricht nur von „Menschenrechten", während Ihr Monarch das göttliche Recht anerkennt. Darum darf er sich auch „von Gottes Gnaden" nennen, und darum umgibt ihn sein Volk mit einer beinahe religiösen Verehrung. Das ist es, worum wir Sie beneiden. Wir haben nur „la France"; aber es ist nicht dasselbe; es fehlt die Verkörperung der von Gott gewollten Autorität in der Person eines pflichttreuen und geliebten Herrschers. Wer weiß," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „vielleicht wird sich nach dem Kriege vieles ändern. Frankreich muß sich seines ihm von Gott gegebenen Berufes erinnern, sonst wird es von der Erde verschwinden."

* * *

Die unerschütterliche Treue, mit der die deutschen Bundesfürsten in dieser schicksalsschweren Zeit dem Reichsoberhaupt zugetan sind, kommt in den telegraphischen Kundgebungen zum Ausdruck, die Kaiser Wilhelm am 27. Januar 1915 von den Königen von Bayern und Sachsen erhielt.

König Ludwig von Bayern richtete an den Kaiser anläßlich seines Geburtstages folgendes Telegramm: „In schlichter Einfachheit begehst Du heuer Deinen Geburtstag mitten in Feindesland. Nicht in festlichem Jubel kommt es zum Ausdruck, was Deutschlands Fürsten und Stämme für den Kaiser fühlen und denken. Aber ein heißes Gebet senden wir alle zum Himmel: Gott schütze und erhalte den Kaiser! Er führe ihn und die in heldenhaftem Kampf bewährten deutschen Heere zum Siege. Er lasse dem deutschen Volke in seinem neuen Lebensjahr nach einem ruhmvollen Frieden eine glückliche Zukunft erblühen. Das ist der innige, von Herzen kommende Wunsch, den ich, mein Haus und mein ganzes Land Dir zum Geburtstage weihen. In alter Treue Ludwig."

König Friedrich August von Sachsen hat an den Kaiser nachstehendes Telegramm gerichtet: „Zu Deinem Geburtstag bitte ich Dich, meine innigsten und treuesten Segenswünsche entgegenzunehmen. Hast Du diesen Tag bisher in Zeiten friedlicher Entwicklung feiern können, welcher Dein volles segensreiches Walten galt, so trittst Du heute Dein neues Jahr inmitten der deutschen Truppen an, die Schulter an Schulter mit unseren tapferen Verbündeten so glorreich das Vaterland in diesem heiligen Kriege beschirmen, den Haß und Mißgunst uns aufgedrungen haben. In dieser Zeit, in welcher opferbereiteste Vaterlandsliebe und unerschütterliches Vertrauen in unsere gerechte Sache und unser gutes Schwert das ganze deutsche Volk so herrlich einen, weiß ich mich eins mit jedem Deutschen, wenn ich Deiner vor dem Allmächtigen mit der Fürbitte gedenke, daß er Dir auch im neuen Jahre Kraft verleihen und Dir und uns allen den endgültigen Sieg schenken möge, den wir nach der reichen, von Gott unseren Waffen schon erwiesenen Gnade für einen glücklichen und dauernden Frieden zuversichtlich erhoffen."

Wie einmütig herzlich und dankbar das deutsche Volk an diesem Tage seines Kaisers gedacht hat, schildert höchst eindringlich in der „Neuen Zürcher Zeitung" eine Zuschrift aus Süddeutschland. Es heißt darin: „Das war der stillste, aber doch der schönste

Kaisergeburtstag, den unser Volk in den vielen Jahren seiner Regierung begangen hat. Auch im demokratischer gerichteten Süddeutschland, wo breite Schichten der Bevölkerung zu seiner starken Individualität, seinem militärisch-autoritären Zug fremder oder gar ablehnend gegenüberstanden, ist nur eine Stimme: Eine große Achtung und Verehrung umgibt heute die Person des Kaisers. Mancher hat ihm seit dem Krieg innerlich Abbitte getan, daß er ihn verkannt hat. Ein starkes Gefühl der Dankbarkeit für das, was der Kaiser in unermüdlicher Fürsorge für die Wehrkraft des Reiches getan hat, beherrscht heute die Bevölkerung, die jetzt in der schwersten Zeit der deutschen Geschichte die Wohltat der Waffenrüstung des Reiches erkennt und im starken Schutz des deutschen Schwertes sich geborgen weiß. Wie auch das Urteil über Einzelheiten der Politik des Kaisers lauten mag, daß sein größtes Streben darauf gerichtet war, das Vaterland für die Stunde der Gefahr stark zu machen, und daß er damit das Richtige getroffen hat, das wird ihm heute ohne Unterschied der Partei anerkannt. Vor allem gilt das auch für das Gebiet, auf dem der Kaiser das größte persönliche Verdienst in Anspruch nehmen darf: die Flotte. Nirgends ist sie populärer als im Süden. Wie fern und fremd sind heute die Zeiten, da die innere Politik im Zeichen des „Militarismus“ und des „Marinismus“ stand! . . . .“

Was dem Kaiser in den Kreisen der Linken und namentlich der sozialdemokratischen Arbeitermassen große Sympathien gewonnen hat, ist der tiefe Eindruck, den seine Bemühungen bis zum letzten Augenblick um die Erhaltung des Friedens gerade in diesen Schichten gemacht haben. Man hat hier – irrtümlich — ihn immer noch auf kriegerische Neigungen eingeschätzt und diesen Schluß aus seiner ganzen militärischen Art gezogen. Bekannte Aeußerungen, in der impulsiven Stimmung des Augenblicks getan, bestärkten in dieser Meinung. Die letzten Tage vor Ausbruch des Krieges und der Nachweis seiner Anstrengungen, den Frieden noch bis zum letzten Augenblick seinem Volk und der Welt zu erhalten, haben eine völlige Wandlung in der Beurteilung seiner Haltung herbeigeführt und die vaterländische Haltung der Sozialdemokratie entschieden. Insbesondere hat das Beispiel, wie die russische Politik mit dem Kaiser spielte, den tiefsten Eindruck gemacht. Dafür ist das Wort des alten Bebel, daß, wenn es gegen Rußland ginge, er auch die Flinte auf den Buckel nehmen würde, noch heute für die Partei typisch. Zweifellos ist heute die Stimmung in den sozialdemokratischen Massen gegenüber der Persönlichkeit des Kaisers eine ganz andere als vorher.

Auch das Beispiel, das der Kaiser mit seiner persönlichen Anteilnahme am Krieg gibt, macht gerade in der Masse des Volkes den besten Eindruck. Man schaut zum Vergleich unwillkürlich nach andern Höfen, und freut sich des Kaisers, der selbst die Strapazen und Sorgen des Feldlagers auf sich nimmt und seine sechs Söhne im Feld hat. Das Volk wird das nie vergessen. Vor allem auch die Mütter und Frauen im Volk nicht. Sie wissen, im Schloß zu Berlin ist auch eine Frau, die sorgt um ihre Lieben im Feld. Wenn die Kaiserin sagt: „Wir haben auch Sechse draußen“, so kommt in diesem Wort schön zum Ausdruck, wie bürgerlich schlicht die Familie des Kaisers mit dem Volk die Last trägt und keinen Unterschied macht. Die wahrhafte Demokratie dieses Beispiels wirkt bis ins letzte Haus.

Auch wird man nicht sagen können, daß sich in seiner Tätigkeit irgendwie eine Selbstherrlichkeit des Kaisers und ein Hervortreten seiner Person bemerkbar mache . . . . Jedenfalls hat man in Deutschland noch nie weniger vom Kaiser gehört als jetzt während des Krieges. Während die Presse der Feinde Deutschlands seinen Namen als den eines Attila II. täglich mit ungeheurem Getöse in die Welt schreit, hört man im deutschen Reiche fast nichts von ihm. Man weiß nur, daß er Tag für Tag seine Pflicht tut und mit strengster Gewissenhaftigkeit den Dingen nachgeht. Er hat auch darauf verzichtet, sich

zu zeigen und feiern zu lassen, obwohl es an Gelegenheit nicht gefehlt hat und noch weniger an Bedürfnis im Volk, ihm zu erkennen zu geben, wie herzlich man ihm zugetan ist ....

Der frühere Generalstabschef Moltke hat einmal hervorgehoben, wie furchtbar schwer dem Kaiser der Entschluß gefallen sei, Krieg führen zu müssen. Es ist das, was Dryander, der Oberhofprediger des Kaisers in seiner Predigt am kaiserlichen Geburtstag im Dom zu Berlin das Tragische im Leben des Kaisers genannt hat: daß der friedliebendste Fürst des friedlichsten Volkes den furchtbarsten Krieg der Weltgeschichte führen muß. Er mußte es erleben, daß seine Nächsten außerhalb der eigenen Familie, seine hohen Verwandten an den Höfen in London und Petersburg heute seine Feinde sind. Seine unablässigen Beziehungen, Freundschaften zu erhalten und seinem Volk durch seine persönlichen Bemühungen zu den großen Häuptern der Welt den Frieden zu sichern, haben eine furchtbare Enttäuschung erlitten, die gerade den Menschen in ihm, den aufrichtig glaubenden und ehrlich nach dem Guten strebenden, idealgesinnten Menschen aufs schwerste treffen mußte. Aber gerade diese große Tragik seines Lebens hat ihn dem Herzen des deutschen Volkes am allernächsten gebracht. Das Volk hat ein feines Gefühl für das Menschliche, und nichts ist menschlicher als Leiden und schweres Erleben. Nichts verbindet aber auch mehr. Was der Kaiser an hohen Freundschaften verlor und an Erwartungen im Ausland hingeben mußte, das hat ihm inzwischen das deutsche Volk hundert- und tausendfach ersetzt durch Liebe und Vertrauen. Volk und Kaiser sind heute eins. Er ist der geliebte Führer seines Volkes. Seine frohe Zuversicht, nicht zuletzt auch der ernste Ton starker religiöser Stimmung, die ihn erfüllt, findet freudigen Widerhall im Volk. Der 27. Januar des Jahres 1915, den der Kaiser mitten im Krieg in Feindesland in dem gewaltigen Ringen um Existenz und Leben des Reiches begehen mußte, war trotz allem der glücklichste und schönste Geburtstag seines Lebens. Sein Volk steht heut wie ein Mann zu ihm. Er mag fordern, was er will für das Vaterland, das Volk wird es ihm geben . . ."

Von den feindlichen Staatsoberhäuptern und Heerführern

Personalien

23. Januar 1915.

Präsident Poincaré empfing den russischen General Jussupowo, der sich ins Hauptquartier begibt, um dem Generalissimus Joffre die Insignien des ihm vom Zar verliehenen Militärordens des Heiligen Georg zu überreichen.

19. Februar.

Die französische Regierung beschloß, dem Marschall French die Militärmedaille zu verleihen. Der frühere Vizepräsident des obersten Kriegsgerichts, General La Croix, wurde beauftragt, dem Kommandanten der englischen Armee diese höchste Auszeichnung zu überbringen. Feldmarschall French und König Albert von Belgien sind die einzigen Ausländer, die auf diese Weise ausgezeichnet wurden.

General Exdoux, der in der Schlacht an der Marne ein Armeekorps führte, erhielt jetzt das Kommando über das befestigte Lager von Dünkirchen. Die Befestigungen sind unter der Leitung der Generale Bidon und Planty beendet worden.

22. Februar 1915.

Der englische Brigadegeneral im Generalstab der 1. Armee, J. E. Gough, starb infolge einer Verwundung, die er bei einer Inspektion der Gräben am 20. Februar 1915 erhalten hatte.

4. März 1915.

General Willcocks vom indischen Heer und die englischen Generäle Allenby und Pulteney erhielten das Großkreuz der französischen Ehrenlegion.

12. März.

Amtliche französische Meldung: Im Verlauf einer Inspektion eines Schützengrabens erster Linie am Reichackerkopf in den Vogesen, 30 Meter vom Feind, wurden General Maunoury, Kommandant einer unserer Armeen, und General Villaret, Kommandant eines der Korps dieser Armee, durch Kugeln verwundet, als sie die deutschen Linien durch eine Schießscharte studierten.

Weiter wird über die Schweiz gemeldet: Bei General Villaret mußte der Arzt eine Trepanation vornehmen. General Maunoury verlor das linke Auge, auch wurde ihm der Unterkiefer zerschmettert. Letzterer erhielt am 13. März den Besuch des Präsidenten der Republik, der ihm auf Antrag Joffres die Militärmedaille überreichte. Auch der Kriegsminister Millerand besuchte General Maunoury und begab sich hierauf zu General Villaret, dem er das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion übergab.

15. März.

Der französische Divisionsgeneral Lore ist vor dem Feinde gefallen.

18. März.

Der im Dienstalter jüngste General der französischen Armee, Grand-Maison, ist bei einer Rekognoszierung gefallen.

4. April 1915.

In Veurne fand die Einstellung des belgischen Thronfolgers Prinzen Leopold, Herzogs von Brabant, in das 12. belgische Infanterieregiment als einfacher Soldat statt. Anwesend waren bei der feierlichen Handlung außer dem Königspaar der Prinz Alexander von Teck, der belgische Kriegsminister und andere militärische Persönlichkeiten.

Der französische General Maunoury wurde durch General Dubois, den ehemaligen Leiter der Abteilung für Kavallerie im Kriegsministerium, ersetzt.

24. April 1915.

Nach schweizerischen Meldungen sind neuerdings drei Divisionsgenerale und ein Brigadegeneral der französischen Armee verabschiedet wurden. Zwei Brigadegenerale werden als gefangen gemeldet. Neun Divisionsgenerale und 18 Brigadegenerale wurden der Reserve überwiesen.

27. April.

Der französische General Château, der Kommandant der Südgruppe des Platzes Belfort, hat aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung aus dem Kommando nachgesucht und erhalten.

30. April.

Der englische Brigadegeneral Hasler ist gefallen.

6. Mai 1915.

Die für die Engländer unglücklich verlaufenen Kämpfe in Flandern haben zur Verabschiedung des Generals Sir Edward Hutton geführt. Er ist angeblich wegen Krankheit vom Kommando der 21. Division der neuen Armee zurückgetreten. Hutton, der das Kommando im Herbst übernommen hatte, galt als sehr befähigter Offizier.

Besuche an der Front und Kundgebungen

Fortsetzung von Band III, Seite 262—265

15. Januar 1915.

Der Prinz von Wales ist in Belfort eingetroffen und hat sich nach der oberelsässischen Front begeben.

16. bis 19. Januar 1915.

Der französische Kriegsminister Millerand begab sich am 16. Januar zu einem Besuche der Front nach Bar-le-Duc. Am Tage darauf besichtigte er mehrere Generalquartiere und einige Stellungen des verschanzten Lagers von Epinal sowie den nächsten Vogesenpaß. In Nanzig hatte Millerand eine Begegnung mit dem Prinzen von Wales. Der Kriegsminister kehrte am 19. Januar über Saint-Dié, Raon-l'Etappe, Baccarat und Lunéville wieder nach Paris zurück.

Mitte Februar.

Präsident Poincaré besichtigte in Begleitung des Kriegsministers die Festungs- und Verteidigungswerke von Epinal und Belfort und unternahm darauf einen Abstecher in das Kampfgebiet in den Vogesen, wo er sich hauptsächlich für die Verproviantierung des Landes, die Munitionszufuhr, den Betrieb der neuen französischen Postanstalten und die sanitären Einrichtungen interessierte. Er stattete auch dem Bataillon der Alpenjäger einen Besuch ab, dem er selbst einst als Hauptmann angehört hat. Auf einem von drei Mauleseln gezogenen Schlitten fuhr er mit dem General Putz und begleitet von einer Abteilung bewaffneter Skiläufer von Gérardmer über den Schluchtpaß und dann ins Münstertal hinüber. Am Tage darauf begab sich der Präsident über den Col de Bussang ins St. Amarintal. In Urbis, Wesserling, St. Amarin und Moosch mußte er sein Automobil verlassen, um die Bevölkerung zu begrüßen. Soldaten und Frauen und Kinder sollen ihm das Geleit durch die Straßen gegeben haben. In St. Amarin hatten sich mehrere Bürgermeister der Ortschaften im Tale versammelt, um den Präsidenten gemeinsam zu begrüßen, der ihnen einen Betrag von 3000 Fr. für die Armen des Tales überreichte. Auch die Feldbefestigungen und Schützengräben hat er besichtigt und dabei mehrere Auszeichnungen an Offiziere und Soldaten verteilt. Den ganzen dritten Tag seines Aufenthaltes verbrachte er mit den Truppen, die im Sundgau im Kampfe liegen, und besuchte dabei die Ortschaften Schaffnat am Weiher, Altmünsterol, Dammerkirch, Sulzbach, Sentheim, Niederburnbach, Masmünster und Niederbrück. Von Masmünster, wo nach französischen Quellen der Empfang ein sehr herzlicher gewesen sein soll, fuhr der Präsident über Belfort wieder nach Paris zurück.

28. Februar bis 1. März.

Der französische Kriegsminister Millerand begab sich auf den Kriegsschauplatz zwischen Oise und Vesle, zum Besuche der Verteidigungslinien der Reserven sowie der Park- und Sanitätsstationen. Bei der Hin- und Rückfahrt ließ sich Millerand über die umfassenden Organisationen berichten, die unternommen worden sind, um vor dem Umkreis des verschanzten Lagers von Paris eine Reihe von starken Verteidigungsstellen zu schaffen.

27. bis 30. März.

Präsident Poincaré hat nach dem Ministerrat Paris verlassen, um sich an die Front zu begeben. Er besuchte am 28. die Armee in der Champagne, der der Generalissimus Joffre bereits zwei Tage zuvor seine Glückwünsche mit einer Anzahl Auszeichnungen hatte übermitteln lassen. Der Präsident legte Wert darauf, sich den Glückwünschen des Generals anzuschließen, besuchte die jüngsten Kampfplätze, ebenso die Batterien im Feuer, durchschritt die Linien etwa zehn Kilometer weit und besichtigte den Terraingewinn bei Punkt 136 und bei Le Mesnil. Am 29. stattete der Präsident den Truppen in den Argonnen einen Besuch ab, dann besichtigte er das in Vauquois gewonnene Gelände und beglückwünschte die Bataillone, die an diesen Kämpfen teilgenommen hatten.

1. April 1915.

General Joffre besuchte das belgische Hauptquartier, wo er vom König der Belgier und dem belgischen Kriegsminister empfangen wurde. Im Laufe einer langen Unter-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der französische Generalissimus Joffre begrüßt den englischen Feldmarschall Sir John French bei einem Besuch im Hauptquartier. Rechts im Vordergrund der englische General Wilson



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der französische Generalissimus Joffre überreicht dem Alpenjäger Lamadon die Militärmedaille. Links General Dubail, rechts im Hintergrund die Generale de Maud'hui und Ponydraguin



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der französische Generalissimus Joffre überreicht einem französischen Soldaten gemeinsam mit zwölf Generälen die französische Militärmedaille



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein belgischer General besichtigt in Paris eine belgische Radfahrer-Abteilung

redung erklärte Joffre, er freue sich, die Dienste, welche die belgische Armee Frankreich leiste, öffentlich anerkennen zu können, indem er einigen belgischen Offizieren Auszeichnungen überreichte. General Wielmans erhielt das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, verschiedene andere Offiziere das Ritterkreuz.

10. bis 14. April 1915.

Präsident Poincaré verließ Paris am Samstag den 10. April, um den Truppen an der Nordfront einen Besuch abzustatten. Er begab sich darauf nach der Front in Belgien, wo er die ganze Front bis Nieuport besichtigte. Im belgischen Hauptquartier traf er mit dem belgischen König zusammen. Poincaré kehrte dann über Dünkirchen, wo er eine Parade über die Garnison abnahm, nach Paris zurück.

19. April.

Der russische General Kaulbars stattete Belfort einen Besuch ab und besichtigte in Begleitung des Festungskommandanten verschiedene Forts.

24. bis 26. April.

Am 24. April 1915 verließ Präsident Poincaré in Begleitung des Kriegsministers Millerand Paris zu einer Reise an die Front. Er verbrachte den 25. und 26. April inmitten der zwischen der Oise und der Aisne und im Tale der Aisne operierenden Armeen. Er ging vor allem zu den französischen Linien nördlich des Waldes von Laigle, und überreichte einer Anzahl von Offizieren und Soldaten das Kreuz der Ehrenlegion oder die Militärmedaille. Am Sonntag den 25. April übergab der Präsident den neu gebildeten Regimentern in Gegenwart des Kriegsministers sowie der Generäle Joffre und Dubois ihre Fahnen mit folgender Ansprache: „Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten! Ich überbringe Eueren neuen Abteilungen den herzlichen Gruß des Vaterlandes. Euere gleichzeitig in den nördlichen Gegenden, im Zentrum und im Süden Frankreichs rekrutierten Regimenter bringen in ihrer Zusammensetzung den engen Zusammenschluß der verschiedenen Teile des Landes zum Ausdruck; und die gleichen Pflichten und gleichen Hoffnungen bringen in diesen, aus jungen und alten Leuten zusammengesetzten Truppenteilen die aufeinanderfolgenden Generationen einander nahe. So wird an einem zu Herzen gehenden Beispiel gezeigt, daß die französische Einigkeit unzerstörbar ist. Im Namen dieses unbesiegbaren und unsterblichen Frankreichs, das viele von Euch schon seit mehreren Monaten so tapfer verteidigen, und für das die anderen brennen, gleichfalls in den Kampf zu ziehen, vertraue ich Euch die Fahnen an, die künftig Euer Einigungszeichen sein werden und die Ihr zum Siege führen werdet. Richtet Euere Blicke fest auf die drei Farben, sie sind das Wahrzeichen der militärischen Ehre und der nationalen Unabhängigkeit; sie erinnern an all' das, was Ihr heute mit den Waffen zu beschützen oder zu rächen habt: An Euer Geburtsland, noch beschmutzt durch die ohnmächtige Wut des Feindes, an Euere Herde, an die Ihr eines Tages mit Ruhm gekrönt zurückkehren werdet, an Euere alten Väter, Euere Mütter, Euere Frauen und Kinder, die Euch mit mutiger Ruhe in den Arbeiten auf dem Lande und in der Werkstätte ersetzen, und auch an die Provinzen, die uns ehedem mit Gewalt entrissen wurden und die ihre Befreiung erwarten. Und nicht zuletzt auch an die große Vergangenheit, deren würdige Erben Ihr seid, an das geheiligte Gut unserer Ueberlieferung, den freien Gedanken unserer Rasse und an die Zukunft unserer Zivilisation. Die glänzende Armee, in die Ihr eingereiht werdet, weiß, daß sie für das Wohl Frankreichs und die Freiheit der Welt kämpft. Das klare Bewußtsein dieser hohen Aufgabe hat ihr den festen Glauben an den Sieg verliehen. Meine Freunde! Vermehrt die Zahl der Helden und empfanget die lebhaften Glückwünsche der Regierung der Republik, zugleich die Eueres höchstkommandierenden Generals und zugleich den Ausdruck meiner dankbaren Bewunderung."

Der Präsident ist sodann nach Compiègne zurückgekehrt, wo ihm die Bevölkerung einen warmen Empfang bereitete. Am Montag den 26. April begab er sich mit dem Kriegsminister und dem General Dubois zur Besichtigung der Verteidigungslinien an beiden Ufern der Aisne zwischen Compiègne und Soissons. Nachmittags nahm er den Vorbeimarsch einer Landwehrdivision ab und kehrte darnach nach Paris zurück.

Das Ende der Garibaldianer in Frankreich

Als die Legion der Garibaldianer unter Führung des Abenteurers Peppino Garibaldi mit wehenden Fahnen in das französische Heerlager abschwenkte, wurden diesem kleinen italienischen Rachekorps in Frankreich stürmische Huldigungen dargebracht. Urteilslose Bewunderer des alten Ricciotti Garibaldi knüpften an das Erscheinen dieser wenigen Tausend Freischärler auf dem Weltkriegsschauplatz Erwartungen, die den ganzen Kriegszug dieser zweifelhaften italienischen Heldenschar zur Tragikomödie stempelten. Denn die französische Heeresleitung hatte für italienische Schauvorstellungen kein Verständnis, verlangte von Peppino Garibaldi Taten und wies seiner Schar als Feld zu kriegerischer Betätigung die Argonnen an (vgl. III, S. 161). Daß hier, wo der ganze Ernst des modernen Krieges jedem Mitkämpfenden zum Bewußtsein kam, im Kampf gegen das beste Heer der Welt, die Begeisterung mit der Freischar kläglich in die Brüche gehen mußte, war nicht weiter verwunderlich.

Lange Zeit hörte man dann von der Heldenschar nichts mehr. Nur Ricciotto Garibaldi machte von sich reden, als er nach Paris und London reiste, um gegen klingenden Lohn eine neue Lieferung italienischen Kanonenfutters zu übernehmen. Damit brach auch das Verhängnis herein. Anfang März 1915 wies der französische Kriegsminister den Kommandanten des Depots von Avignon, Oberst Pethoy, telegraphisch an, die 1700 Mann und 700 Mann Ersatz zählende Garibaldianer-Legion aufzulösen. Die nach Italien heimkehren wollten, sollten ihrer Verpflichtung gegen Frankreich ledig sein, die den Kampf gegen die Barbaren fortzusetzen bereit waren, wurden in die allgemeine Fremdenlegion eingereiht. Zu diesem unrühmlichen Ende wurde der „Vossischen Zeitung" aus Rom noch folgendes berichtet: „Die Franzosen empfingen einen üblen Eindruck von der mangelhaften Disziplin, der unbescheidenen Haltung, den lärmenden Zänkereien der Italiener, ihrer Aufgeblasenheit und Eitelkeit, weiter von dem Führer des Bataillons, Peppino Garibaldi, der sich wenig um seine Leute kümmerte, sondern gern in Paris umherstolzierte, und zuletzt auch von dem Gebaren Ricciotti Garibaldis, der takt- und würdelos wegen Geld in Paris und London anklopfte. Die Auflösung der Legion erfolgte in schroffer Form und zeigt die französische Undankbarkeit und Ueberhebung. Sie war aber unvermeidlich, um Zusammenstöße zu vermeiden. Die Organisation, die Haltung und der Geist der Freischärler waren zu wenig im Einklang mit den französischen Anschauungen. Daher ihre wenig achtungsvolle Behandlung, die nachlässige Verpflegung und die mangelhafte Kameradschaft. Eine Anzahl Entgleister und Brotloser trat in die Fremdenlegion ein, die anderen kehrten verbittert und enttäuscht nach Italien zurück. Mehrere Offiziere haben unmittelbar nach dem Auflösungsdekret ihre Uniform abgelegt und sich aus dem Staube gemacht. Die Mannschaften wollen größtenteils Avignon nicht verlassen, ohne die zugesagten Entschädigungen erhalten zu haben. Einige Süditaliener bedauerten, nicht in die deutschen Reihen eingetreten zu sein und erklärten, ihr Quartier im Papstpalast nicht gutwillig verlassen zu wollen. Am grimmigsten gebärden sich die zahlreichen republikanisch Gesinnten."

So hatte denn das garibaldinische Freischärlertum, an das sich ruhmreiche, geschichtliche Erinnerungen knüpfen, auf dem Boden der französischen Schwesternation ein unrühmliches und würdeloses Ende genommen.

Der Seekrieg bis zur Torpedierung der „Lusitania"

Von Mitte Februar bis Mitte Mai 1915

Fortsetzung von Band IV, Seite 267—292

In der Nordsee

Der Unterseeboots-Krieg und die Tätigkeit der deutschen Hochseeflotte

„Seit der Niederzwingung Spaniens und Hollands hat England," wie in der „Kölnischen Zeitung" ausgeführt wird, „die See souverän beherrscht. Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat sich daraus seine führende Stellung nicht nur jenseits der Ozeane, sondern auch in Europa entwickelt. Englands Macht beruhte auf der Ueberlegenheit seiner Flotte. Nicht nur in der Zahl und Größe der Schiffe, sondern auch in der Verwendung der Errungenschaften der Technik, in der Bestückung, in der Fahrtgeschwindigkeit war es allen andern Mächten stets voraus. Durch die Aufstellung und Durchführung des Zweikiel-Grundsatzes aber glaubte England seine unerreichbare Ueberlegenheit für alle Zeiten festgelegt zu haben. So konnte denn ein englischer Staatsmann die Behauptung wagen, der Sieg müsse am Ende doch der Seemacht zufallen, denn sie sei beweglicher als die Landmacht.

In der Zeit der Unterseeboote ist die Wahrheit dieses Satzes höchst zweifelhaft geworden, jedenfalls bedarf er einer bedeutenden Einschränkung. Gewiß ist die Bewegungsfreiheit der britischen Flotte auf hoher See, fern von den Küsten, noch vorhanden und damit auch dort ihr dominierender Einfluß auf den transozeanischen Verkehr. Aber die Möglichkeit des Eingreifens in die Entscheidung kontinentaler Kriege durch die Vernichtung und Eroberung feindlicher Schiffe und Küstenbefestigungen ist durch das Vorhandensein von Unterseebooten äußerst erschwert worden. Und in absehbarer Zeit werden auch die fernsten kleineren und größeren Länder über ein wirksames Mittel verfügen, sich die britischen Schiffskolosse vom Leibe zu halten und dadurch einen Einfluß zu brechen, der mehr oder weniger allen mit der Zeit unerträglich geworden ist. Die Technik, der England zum guten Teil seinen Generationen langen Vorsprung verdankte, erschüttert heute seine Macht. Wenigstens bis auf weiteres, bis es gelingt, ein Kampfmittel zu finden, das die jetzt nur äußerst schwer faßbaren U-Boote zu treffen vermag.

Das U-Boot setzt natürlich den Kampfwert nicht nur der britischen, sondern aller Schlachtschiffe herab. Aber England wird ganz besonders davon betroffen, weil es die offensive Seemacht ohnegleichen ist, die alle anderen mehr oder weniger in Defensive gezwungen hat, darunter auch Deutschland. Da das U-Boot die Offensivkraft bricht, die Defensivkraft aber vermehrt, empfindet England die verhängnisvollen Nachteile der Neuerung, während den anderen, namentlich Deutschland, die ungeheuren Vorteile zugute kommen. Das erklärt wohl auch die Zurückhaltung Englands dem U-Bootbau gegenüber, die auch auf andere Mächte nicht ohne Einfluß geblieben war."

Die englische Wut und Ratlosigkeit gegenüber dem Unterseebootskrieg treten lebhaft in einem Artikel des „Daily Telegraph" zutage, in dem es heißt: „Gegen neue Kriegsgebräuche kann man sich schützen, und das tun wir. Gesetzlosigkeiten gegenüber aber sind wir machtlos. Es kann vorkommen, daß auf dem Lande ein Irrsinniger einzelne Menschen tötet, bevor er hinter Schloß und Riegel gesetzt werden kann. Auf einem Gebiete, größer als die Vereinigten Königreiche, sind vom Großadmiral von Tirpitz jedoch eine Unzahl von Mördern losgelassen worden. Heute tun sie ihr schändliches Werk an diesem,

morgen an jenem Platze. Ueberall können wir unsere Schutzmänner nicht aufstellen. Die Mörder verfügen über viele Schlupfwinkel, sie können in diese oder jene versteckte Bucht laufen und sich durch Untertauchen unsichtbar machen. Für viele Stunden verschwinden sie so plötzlich, um dann ebenso überraschend bald hier, bald da wieder zu erscheinen. Gegen jemand, der so gegen jede Moral und gegen jedes Gesetz verstößt, wächst kein Gras. Man wußte schon vor dem Kriege, daß es gegen das Unterseeboot kein Verteidigungsmittel gibt. Jeder unserer Seeoffiziere kannte diese Tatsachen. Nun sieht sich unsere Flotte vor eine Aufgabe gestellt, der sie nicht gewachsen ist, der sie ebensowenig wie irgend eine andere Flotte gewachsen sein kann....

Gewiß, der jetzt von den Deutschen geführte Unterseebootskrieg ärgert uns und fügt uns einigen Schaden zu, aber er kann nie auf den Gang der gesamten kriegerischen Ereignisse von irgendwelchem schwerwiegendem Einfluß sein. Jeder Sachverständige kennt die geringe Bedeutung des Handelskrieges. Selbst vor 100 Jahren hatte die Zerstörung unseres Handels keinen wesentlichen Einfluß. Und jetzt wird der Versuch, unseren Handel zu schädigen, es ebensowenig vermögen. Unsere Hochseeflotte hat andere Aufgaben zu erfüllen, als deutsche Unterseeboote zu jagen und etwa gute Zielscheiben für deren Torpedos abzugeben. Viele Schiffe kleinerer Art verfolgen die deutschen Unterseeboote. Aber ihre Aufgabe ist schwierig. Nichtsdestoweniger werden wir lernen, werden immer besser verstehen, Erfolge beim Aufbringen der Seeräuber und Mörder zu erzielen. Kriegs- und Handelsmarine vereinigen sich in der Bekämpfung der Unterseebootspest. Die Kauffahrer tragen ihr gut Teil bei. Wohl ist die Arbeit schwer, aber der Geist des alten britischen Seemannes lebt noch.“

Als England Deutschland den Krieg erklärte, erwartete die Welt voll Spannung den Tag, an dem die meerbeherrschende, gewaltige Flotte des britischen Weltreichs den vernichtenden Schlag gegen den deutschen Nebenbuhler ausführen werde. Monate vergingen, ohne daß England seine ernsten Drohungen in die Tat umzusetzen im stande war, und nach einem fast vollen Kriegsjahr steht die deutsche Hochseeflotte mit allen Einheiten des Küstenschutzes beinahe unversehrt noch immer auf der Meereswacht. Niemals hat die feindliche Flotte einen ernsthaften Angriff auf die deutschen Strommündungen gewagt, und selbst im Dunkel der Nacht unternahm es kein englisches Fahrzeug, sich der Insel Helgoland auf Schußweite zu nähern. Die Verkündigung der „Strategie der Zurückhaltung“ durch den ersten Seelord, Prinz Louis v. Battenberg, war eine fadenscheinige Umschreibung des zwingenden Gebots der Notwendigkeit. Es war die Furcht, die den übermächtigen Gegner vor jedem Wagnis zurückschrecken und die deutschen Küstengewässer meiden ließ. Was Prinz Louis v. Battenberg nicht gelungen war, vermochte auch sein Nachfolger Lord Fisher nicht zu erreichen. Auch er mußte bald einsehen, daß das Draufgängertum des Marineministers Churchill zur Niederkämpfung der deutschen Flotte nicht ausreiche. Der deutsche Admiralstab aber konnte am 23. April 1915 in stolzem Selbstbewußtsein erklären: „Die deutsche Hochseeflotte hat in letzter Zeit mehrfach Kreuzfahrten in der Nordsee ausgeführt und ist dabei bis in die englischen Gewässer vorgestoßen. Auf keiner der Fahrten wurden englische Seestreitkräfte angetroffen.“

„Diese neuesten Erkundigungsfahrten bilden,“ wie die „Frankfurter Zeitung“ schreibt, „eine Fortsetzung der früher schon unternommenen Vorstöße (vgl. IV, S. 270). Damals stieß das deutsche Kreuzergeschwader wenigstens auf schwache englische Seestreitkräfte, die, soweit sie von uns nicht unschädlich gemacht wurden, allerdings schleunigst das Weite suchten. Diesmal haben die deutschen Kreuzer überhaupt kein englisches Schiff gesichtet. Vielleicht aus Furcht vor deutschen Minen und Unterseebooten versteckt sich die an Zahl der deutschen Flotte weit überlegene englische in der Irischen See, so daß

Mitte April 1915 ein deutsches Unterseeboot einen englischen Fischdampfer, den es bei Aberdeen aufgebracht hatte, über die ganze Nordsee hinweg unbehelligt von den Engländern bis nach einem deutschen Hafen schleppen konnte. Von einer Beherrschung der Meere durch die Engländer kann unter diesen Umständen doch wohl nicht gesprochen werden."

Dagegen wußte sich deutsches Seeheldentum mit der Parole „Angriffe auf der ganzen Linie" Achtung auf allen Weltmeeren zu verschaffen und nicht zuletzt in der Nordsee, dicht vor den Häfen und Festungen des seegewaltigen Großbritanniens. Hoch droben im blauen Aether über dem Wasser segelten deutsche Luftschiffe und Flugzeuge dem Feinde entgegen, auf den sturmgepeitschten Wogen der Nordsee stießen deutsche Kriegsschiffe gegen die feindliche Küste vor, und im Dunkel der Nacht tauchten deutsche Unterseeboote, umlauert von allerlei Gefahren, unter das Meer im Aermelkanal, um an der Irischen See den Feind in den Grund zu bohren und seine Zufuhren an Lebensmitteln und Kriegsmunition wirkungsvoll zu beschneiden.

„In England aber wird man," schreibt Vizeadmiral z. D. Kirchhoff in der „Täglichen Rundschau", „weiterhin vor Wut schäumen, daß Deutsche es wagen, so ruchlos und rücksichtslos gegen das harmlose, alle anderen Länder beschützende England aufzutreten und die Regeln der von ihm stets befolgten Neutralität sowie die der „englischen Menschlichkeit" derartig zu verletzen."

Schiffsverluste der Kriegsflotten

Nach den Mitteilungen des deutschen Admiralstabs und ergänzenden Meldungen

15. Februar 1915.

Der „New York Herald" meldet, das englische Großkampfschiff „Audacious" sei am 27. Oktober 1914 nicht gesunken (vgl. II, S. 255), sondern auf der Belfaster Werft Harland & Wolf wiederhergestellt worden und werde jetzt der Flotte aufs neue einverleibt. Nach anderen Meldungen handelt es sich jedoch um ein ganz neues Schiff, das den Namen Audacious erhielt.

20. Februar.

Ein englischer Truppentransportdampfer mit 2000 Mann Truppen an Bord ist, wie „Göteborgs Aftonbladet" aus zuverlässiger Quelle erfährt, im Kanal wahrscheinlich infolge von Torpedierung gesunken.

23. Februar.

Gestern nachmittag 4.45 wurde der englische Truppentransportdampfer 192 bei Beachy Head durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht.

24. Februar.

Ein englischer Truppentransportdampfer mit 1800 Mann soll nach einem Telegramm aus Eastbourne an Lloyds vor Eastbourne gesunken sein.

27. Februar.

Amtliche englische Meldung: Der Hilfskreuzer „Clan McNaughton" — Kommandant: Commander Robert Jeffreys — wird seit dem 3. Februar 1915 vermißt, es muß mit dem Verlust des Schiffes gerechnet werden. Wahrscheinlich ist das Schiff, von dem man die letzten Signale am 3. Februar 1915 morgens empfing, im schlechten Wetter untergegangen.

Nach anderen englischen Meldungen ist keiner von den Mitfahrenden — 20 Offiziere und 260 Mann — mit dem Leben davongekommen.

4. März 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Nach amtlicher Bekanntmachung der britischen Admiralität wurde das deutsche Unterseeboot U 8 abends in der Nähe von Dover durch ein englisches Torpedoboot zum Sinken gebracht. Die Besatzung wurde gerettet.

6. März 1915.

Das englische Linienschiff „Exmouth“ wurde beschädigt in Folkestone eingeschleppt.

11. März.

Amtliche deutsche Meldung: Einer Bekanntmachung der britischen Admiralität zufolge ist das deutsche Unterseeboot U 20 gestern durch den englischen Zerstörer „Ariel“ gerammt und zum Sinken gebracht worden. Die Besatzung ist gerettet.

Die britische Admiralität gibt bekannt, daß das vom Torpedobootszerstörer „Ariel“ vernichtete deutsche Unterseeboot nicht U 20, sondern U 12 ist. Von der 28 Mann starken Besatzung des Bootes sollen 10 Mann gerettet sein.

13. März.

Amtliche englische Meldung: Der Hilfskreuzer „Bayano“ ist auf einer Erkundigungsfahrt untergegangen. Schiffstrümmer, die am 11. März 1915 aufgefunden wurden, lassen darauf schließen, daß der „Bayano“ torpediert worden ist. Acht Offiziere und 18 Matrosen sind gerettet worden, die übrige Mannschaft ist wahrscheinlich umgekommen. Der Dampfer „Castlereagh“ aus Belfast berichtet, daß er am 11. März morgens um 4 Uhr Schiffstrümmer sichtete, daß er aber durch ein feindliches Unterseeboot, das ihn 20 Minuten lang verfolgte verhindert wurde eine Untersuchung anzustellen.

16. März.

Nach Meldungen aus Göteborg ist der englische Hilfskreuzer „Ortova“ gesunken.

29. März.

Englische Meldung: Eine in Chatham gehaltene gerichtliche Totenschau ergab, daß ein Torpedobootszerstörer am 24. März den kleinen Kreuzer Undaunted gerammt hat. Der Bug des Zerstörers drang tief in den Kreuzer ein und tötete zwei Mann von dessen Besatzung. Die Ursache des Zusammenstoßes war Nebel.

7. April 1915.

Amtliche deutsche Meldung: S. M. Unterseeboot „U 29“ ist von seiner letzten Unternehmung bisher nicht zurückgekehrt. Nach einer von der britischen Admiralität ausgehenden Nachricht vom 26. März soll das Boot mit der ganzen Besatzung untergegangen sein. Es muß danach als verloren betrachtet werden.

Die „Deutsche Tageszeitung“ gibt der Vermutung Raum, daß Weddigen mit seinem neuen „U 29“ das Opfer eines besonderen Verhängnisses wurde, und schließt dies daraus, weil die britische Admiralität, die bereits unterm 26. März den Untergang des „U 29“ und seiner ganzen Besatzung kurz meldete, jede nähere Nachricht, wie derselbe herbeigeführt wurde, verschweigt. Die „Vossische Zeitung“ vermutet, daß ein zum Hilfskreuzer umgewandeltes englisches Handelsschiff unter neutraler Flagge das angelockte deutsche Tauchboot plötzlich mit starkem Geschütz oder Bombenwurf zum Sinken gebracht habe. Ihr Marinefachmann Graf Reventlow kann sich keinen anderen Grund denken als den, daß britische Fahrzeuge das „U 29“ überrascht hätten, als es gerade die Besatzung eines versenkten Dampfers rettete.

Auch neutrale Stimmen schlossen sich der Ansicht der deutschen Presse an. So schreibt der Berner „Bund“: „In diesem ungeheuerlichen Krieg fand auch ein Offizier den Tod, dessen Name mit Recht unsterblich geworden ist: „U 29“ ist mit seinem Kapitän Otto Weddigen und der Mannschaft untergegangen, nicht im Kampfe gegen englische Dreadnoughts, sondern wahrscheinlich von einem Handelsschiff überrannt, als es galt, Englands Zufuhr zu schädigen. An den Deutschen Weddigen wird sich für alle Zeiten eine neue Epoche des Seekriegs knüpfen, denn ihm war es dank seiner glänzenden Führereigenschaften gegeben, zum erstenmal ein Tauchboot als Offensivwaffe auf hoher See gegen Panzerschiffe zu führen und binnen einer halben Stunde drei englische Panzerkreuzer auf den Grund zu legen (vgl. II, S. 251). Nach der Torpedierung des

„Hawke“ umfuhr er in beispielloser Versuchsfahrt das ganze britische Inselreich und fügte im Kaperkrieg der englischen Handelsflotte schwere Schäden zu, ohne sein ritterliches Wesen zu verleugnen. Er starb den Tod seiner Waffe.“

Selbst die „Times“ mußte in einem ehrenvollen Nachruf bekennen, daß, „so sehr England Grund habe, die Vernichtung des „U 29“ mit Genugtuung zu vernehmen, doch Bedauern über das Ende eines so tapferen, geschickten und ritterlichen Feindes empfinde, der auch bei der Ausübung seiner Tätigkeit die Gebote der Menschlichkeit nicht außer acht gelassen habe“.“

Natürlich hat die britische Admiralität geleugnet, daß „U 29“ von einem scheinbar harmlosen Handelsdampfer unter neutraler Flagge meuchlings überfallen wurde, sich aber darauf beschränkt, zu erklären, daß das deutsche Unterseeboot von einem „britischen Kriegsschiff“ versenkt worden sei. „Es wäre ja auch,“ schreibt die „Vossische Zeitung“, „unverständlich, wenn die Nachricht, über die Art, wie ein Held wie Otto Weddigen mit seiner tapferen Besatzung überfallen wurde, in England nicht das Gefühl der Scham ausgelöst hätte. Aber ein bloßes Ableugnen genügt nicht zur Widerlegung der von maßgebenden deutschen Stellen verbreiteten Nachrichten.“

Am 16. August 1914 war der jugendliche Kapitänleutnant, dessen Bild und Personalien bereits früher (II, nach S. 248 und S. 252) mitgeteilt worden sind, nach einer glücklich vollendeten Unterseebootsfahrt nach den Shetlandsinseln in Wilhelmshaven kriegsgetraut worden. An die verwitwete Gattin richtete der Kaiser am 19. Mai 1915 nachstehende Order:

„Es ist Mir gemeldet worden, daß beim Untergange des von Ihrem Gatten geführten Unterseebootes auch sein Orden Pour le mérite und sein eisernes Kreuz erster Klasse in Verlust geraten sind. Ich bestimme, daß Ihnen die genannten Ordenszeichen als eine äußere Erinnerung an die Taten des heldenhaft vor dem Feind Gebliebenen hiermit ersetzt werden, und bringe Ihnen bei dieser Gelegenheit noch ganz persönlich zum Ausdruck, wie sehr Ich mit Ihnen den herben Verlust empfinde, den Sie erlitten haben. Sie haben Ihr Bestes für das Vaterland hergeben müssen. Möge Gottes Trost Ihnen zur Seite stehen und es Ihnen immer gewärtig bleiben, daß mit Ihnen das ganze Vaterland um Ihren Gatten trauert, der unvergänglichen Ruhm für sich und die Marine erworben hat und für alle Zeiten als leuchtendes Beispiel der Kühnheit und ruhigen Entschlußkraft weiter leben wird.“

21. April.

Amtliche deutsche Meldung: In letzter Zeit wurden mehrfach britische Unterseeboote in der deutschen Bucht der Nordsee gesichtet und wiederholt von deutschen Streitkräften angegriffen. Ein feindliches Unterseeboot wurde am 17. April versenkt, Vernichtung weiterer Unterseeboote ist wahrscheinlich, aber nicht mit voller Sicherheit festgestellt.

3. Mai 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Am 1. Mai 1915 nachmittags hat ein deutsches Unterseeboot beim Galloper Feuerschiff den englischen Torpedobootszerstörer Recruit durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht. Am gleichen Tage fand in der Nähe von Noordhinder-Feuerschiff ein Gefecht zwischen zwei deutschen Vorpostenbooten und einigen bewaffneten englischen Fischdampfern statt, bei dem ein englischer Fischdampfer vernichtet wurde. Eine Division englischer Torpedobootszerstörer griff in das Gefecht ein, das mit dem Verlust unserer Vorpostenboote endete. Laut Berichten der britischen Admiralität wurde der größte Teil der Besatzungen gerettet.

Nach den am 15. Mai in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Berichten zweier deutscher Fliegeroffiziere, die Augenzeugen des Vorganges waren, hat sich das Gefecht zweier deutscher Vorpostenboote mit englischen Streitkräften folgendermaßen abgespielt: „Die vier englischen Bewachungsfahrzeuge (im Dienst der englischen Kriegsmarine stehende Fischdampfer) „Barbados CF 36“, „Columbia H 42“, „Christi H 936“ und ein vierter Dampfer ohne Namen und Nummer näherten sich dem holländischen Feuerschiff Noordhinder aus südwestlicher Richtung, als aus Westen unsere beiden

Vorpostenboote herankamen. Das eine von ihnen schoß einen Torpedo auf „Columbia" ab, der das Fahrzeug binnen einer halben Minute zum Sinken brachte. Das englische Bewachungsfahrzeug ohne Namen und Nummer strich daraufhin sofort die Flagge und wurde daher von unseren Vorpostenbooten nicht angegriffen.

Während das englische Bewachungsfahrzeug „Barbados" von dem zweiten Vorpostenboot unter Artilleriefeuer genommen wurde, schritt das Boot, das die „Columbia" versenkt hatte, zur Rettung der Besatzung dieses Fahrzeuges. Hierbei wurde es jedoch von dem englischen Bewachungsfahrzeug „Christi" beschossen und mußte das Rettungswerk einstellen. Nunmehr griff auch das Bewachungsfahrzeug ohne Namen und Nummer, obwohl es, wie erwähnt, die Flagge gestrichen hatte, in den Artilleriekampf ein, den unsere Vorpostenboote abbrechen mußten, als eine Division englischer Torpedobootszerstörer erschien."

Aus vorstehendem, einwandfrei beobachtetem Sachverhalt ergibt sich, daß das Rettungswerk unseres Vorpostenbootes durch die Engländer selbst verhindert wurde und daß sich ein englisches Kriegsfahrzeug entgegen den Grundsätzen des Völkerrechts am Kriege beteiligt hat, nachdem es bereits die Flagge gestrichen hatte.

Ergänzende amtliche deutsche Meldung vom 26. Mai: Am 15. Mai wurde eine Schilderung des Gefechtes zweier deutscher Vorpostenboote mit englischen Seestreitkräften am 1. Mai in der südlichen Nordsee veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß ein englisches Kriegsfahrzeug völkerrechtswidrig während einer Kriegshandlung keine Flagge führte, und daß die Engländer die Rettung der Besatzung eines der englischen Bewachungsdampfer selbst verhinderten. Das Reutersche Bureau hat hierauf unter dem 19. Mai 1915 eine anscheinend von amtlicher Seite stammende Erwiderung gebracht, in der versucht wird, das völkerrechtswidrige Verhalten des ohne Flagge dampfenden englischen Betrachtungsfahrzeuges durch die Behauptung zu beschönigen, daß die deutschen Vorpostenboote während des Gefechtes ebenfalls keine Flagge geführt hätten. Demgegenüber ist, wie wir von zuständiger Stelle erfahren, auf Grund einwandfreier Beobachtungen von Augenzeugen festgestellt, daß die deutschen Vorpostenboote vor, während und nach dem Gefecht bis zu ihrer Vernichtung die Flagge geführt haben.

In seiner Erwiderung führt das Reutersche Bureau weiter aus, daß drei von einem unserer Vorpostenboote gefangen genommene Engländer unter Deck gebracht wurden und bei der späteren Vernichtung des Bootes umgekommen seien, weil ihnen keine Gelegenheit zur Rettung gegeben worden sei. Gegenüber dieser Verunglimpfung muß darauf hingewiesen werden, daß die Unterbringung Kriegsgefangener in Fällen, wie dem vorstehenden aus militärischen Gründen unter Deck zu erfolgen pflegt, und daß dieses Verfahren von den Engländern grundsätzlich angewandt wird. So wurden seinerzeit auch die Ueberlebenden des am 6. August 1914 untergegangenen Hilfsstreuminendampfers Königin Luise auf dem englischen Kreuzer „Amphion" unter Deck gebracht. Ein großer Teil verlor bei dem bald darauf durch eine Mine erfolgenden Untergang des Kreuzers das Leben. So wenig auf deutscher Seite damals in gerechter Würdigung der Lage der Verdacht entstehen konnte und der Vorwurf erhoben wurde, daß die Rettung der Leute absichtlich verhindert worden sei, so ungerechtfertigt ist die ungeheuerliche, aber kennzeichnende Verdächtigung, die das Reutersche Bureau unternommen hat, auszusprechen.

8. Mai 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Am 7. Mai wurde vor Zeebrügge der englische Zerstörer „Maori" durch das Feuer unserer Küstenbatterien zum Sinken gebracht. Der Zerstörer „Crusader", der zur Unterstützung heranzukommen suchte, wurde gezwungen, sich zurückzuziehen und seine ausgesetzten Rettungsboote im Stich zu lassen. Die ganze Besatzung des „Maori", sowie die Bootsbemannung des „Crusader" wurden von unseren Fahrzeugen gerettet und nach Zeebrügge gebracht, im ganzen sieben Offiziere, 88 Mann.

Die Seeschlacht zwischen britischen Geschwadern bei Bergen am 7./8. April 1915

Zahlreiche Meldungen aus Norwegen berichten übereinstimmend, daß in der Nähe von Bergen an der norwegischen Küste in der Nacht vom 7. zum 8. April 1915 eine heftige Seeschlacht zwischen englischen und deutschen Schiffen stattgefunden habe. Auch die Mannschaften vieler von See kommender Schiffe wußten zu erzählen, daß sie Geschwader von Kriegsschiffen gesehen und in der fraglichen Nacht Geschützfeuer und Scheinwerferleuchten beobachtet hätten. Diese Nachrichten erschienen zunächst völlig unglaubwürdig. Erst Anfang Mai 1915 ist in das Dunkel, das bis dahin über diesem Seegefecht lag, Licht gekommen. Ein an den gefangenen Kommandanten des englischen Unterseebootes „A. E. 2", das in den Dardanellen vernichtet wurde, gerichteter, vom 11. April 1915 datierter Brief, der in deutsche Hände fiel, sagt über die Nordseeschlacht, die in der Woche vorher stattgefunden haben soll, folgendes: „Superb" gesunken, „Warrior" sinkend, ohne daß die deutsche Marine Verluste hatte. Freitag, 9. April, lief schwer beschädigt eine Anzahl Kreuzer ein. „Lion" fürchterlich zugerichtet. Der offizielle Bericht verschweigt alles, was sehr unrecht ist."

Uebereinstimmend hiermit besagten zuverlässige Nachrichten von neutraler Seite, daß bald nach der Schlacht eine Reihe schwer und leichter havarierter großer und kleiner englischer Schiffe in die englischen Häfen eingelaufen seien, um ihre damals noch auf unerklärliche Weise erlittenen Beschädigungen auszubessern. Insbesondere liefen in den Tyne eine Anzahl beschädigter Schiffe ein. In den Firth of Forth wurde ein am Backbordbug beschädigter Kreuzer eingeschleppt. In die Themse fuhr ein Linienschiff mit schwerer Steuerbordschlagseite. In Dover lag ein Großkampfschiff mit starker Backbordschlagseite, wobei die obere Hälfte des hinteren Schornsteins fehlte.

Das Wolffsche Bureau, das diese Tatsachen am 8. Mai 1915 bekannt gab, bemerkt dazu: „Aus welchem Grund die norwegische Zensur alle Erörterungen und Telegramme über die Schlacht, die ja in ihren Einzelheiten von mehreren Stellen wahrgenommen wurde, unterdrücken mußte, ist jetzt erklärlich, erklärlich auch der Eifer, mit dem die britische Admiralität in Abrede stellt, daß eine Seeschlacht zwischen der deutschen und der englischen Flotte stattgefunden habe. Sie hatte recht mit dieser Bekanntmachung. Die deutsche Flotte hatte an dieser Schlacht keinen Anteil. Da neutrale Schiffe nicht in Frage kommen, muß es sich um einen Kampf britischer Geschwader handeln, die sich im Dunkel der Nacht nicht erkannt haben."

Wenn dieser wohlbegründete Bericht sich bestätigt, handelt es sich um eine der verlustreichsten Seeschlachten dieses Krieges. Ueber das Ergebnis und die wahrscheinlichen Ursachen des Zusammenstoßes schreibt Vizeadmiral z. D. Kirchhoff am 10. Mai 1915 in der „Täglichen Rundschau" folgendes: „Schade, daß man noch nicht genauer über alles Bescheid weiß. Denn wenn auch die Zahl der schwer beschädigten Schiffe beträchtlich sein soll, und Albions stolze Armada sogar den Verlust mehrerer großer Schiffe und vieler Fahrzeuge aufweisen kann, so kennt man doch noch nicht die Stärke, der sich wacker bekämpft habenden eigenen Geschwader, Kreuzer- und Zerstörerflottillen, und weiß nicht, nach wie langer Zeit hartnäckigen Kampfes der Irrtum erst bemerkt wurde.

„Superb" gehört zu den ersten Dreadnought-Großlinienschiffen; „Warrior" ist ein älterer Panzerkreuzer, falls nicht nach dem Lügensystem der englischen Admiralität anzunehmen ist, daß der seinerzeit im Mittelmeer verloren gegangene Panzerkreuzer dieses Namens durch ein gleichnamiges ganz neues Schiff ersetzt worden ist; mit „Lion", der schon in der Seeschlacht bei Helgoland am 24. Januar 1915 eine Rolle spielte (vgl. Bd. IV, S. 274—277) könnte gleiches der Fall sein ...

Wie ist nun ein derartiges Vorkommnis überhaupt möglich, noch dazu bei der die Meere beherrschenden Flotte Großbritanniens, und das zur Zeit des letzten Mondviertels. Es wird hier wieder die bekannte englische Systemlosigkeit mit Schuld haben: die Zahl der Aufklärungsschiffe nach Süden hin ist nicht genügend gewesen, und vor allen Dingen wohl nicht genügend von der etwaigen Anwesenheit größerer eigener Flottenverbände unterrichtet worden. Alsdann spielt der Umstand mit, der bei den Manövern des letzten Jahrzehnts wiederholt tadelnd beleuchtet wurde, daß die Ausbildung des englischen Aufklärungsdienstes sehr oft fast ganz und gar versagt habe. Man las manchmal in englischen Blättern, zumeist noch in der Zeit, wo die Presse darüber wie bisher offen sprechen durfte, daß die Kommandanten und Offiziere der zu den Aufklärungstruppen gehörenden Kreuzer und Zerstörer ihres Dienstes nicht gewachsen gewesen, und daß die Leistungen der Aufklärungsschiffe in vielen Fällen mehr als mangelhaft gewesen wären. Da nun in dem letzten Jahrzehnt das junge Offizierkorps nicht annähernd mehr die bisherige gründliche seemännisch-militärische Ausbildung erhalten hat und viele Reserveoffiziere in den Dienst übernommen wurden, so könnte dieser Umstand vielleicht die Hauptveranlassung zu dem rätselhaften Vorgang gewesen sein."

Deutsche Flugzeuge und Luftschiffe über der Nordsee und England

17. Februar 1915.

Deutsche Meldung: Das Luftschiff L 3 ist auf einer Erkundungsfahrt bei Südsturm infolge Motorenhavarie auf der Insel Fanö an der Westküste Jütlands niedergegangen. Das Luftschiff ist verloren, die ganze Besatzung gerettet.

19. Februar.

Deutsche Meldung: In dem schweren Südsturm, dem am 17. Februar das Luftschiff L 3 zum Opfer fiel, ist auch das Luftschiff L 4 verloren gegangen. Es ist infolge von Motorschäden bei Blaavands Huk in Dänemark gestrandet und später nach der See zu abgetrieben. Von der Besatzung sind elf Mann gerettet, darunter der Kommandant, vier werden vermißt. Die Geretteten sind vorläufig in Varde untergebracht worden.

22. Februar.

Englische Meldung: Ein deutsches Flugzeug überflog letzte Nacht die Grafschaft Essex und warf zwei Bomben ab, die in Colchester leichten Materialschaden anrichteten.

Ergänzend berichten die „Times": „Infolge der großen Höhe war es unmöglich, das Flugzeug zu sehen, aber das Surren seiner Propeller war um 8 Uhr 40 Minuten abends deutlich hörbar. Eine Bombe fiel in das Arbeiterviertel in der Dutt Road, richtete aber keinen Schaden an. Die Konstabler der Umgegend wurden fast vollzählig mobilisiert. Das Flugzeug flog auch über Braintree und Coggeshall westlich von Colchester, wo eine zweite Bombe niederfiel, nach anderer Meldung vier Bomben. Das Flugzeug ist dann in der Richtung nach Harwich weitergeflogen."

24. Februar.

Eine Meldung aus Colchester besagt, daß dort sieben feindliche Flugzeuge gesichtet wurden, die über Maplin Sands in nordwestlicher Richtung flogen.

4. März 1915.

Dem „Berliner Tageblatt" wird aus Amsterdam gemeldet: „Wie englische Blätter berichten, sind am 27. Februar von dem englischen Fischkutter „New Boy" zwei deutsche Fliegeroffiziere in Lowestoft eingebracht worden. Sie waren am Dienstag, den 23. Februar in der Nordsee auf dem Wrack eines Wasserflugzeuges schwimmend von dem Kutter gefunden worden. Nach ihrer Mitteilung haben sie an dem Luftangriff auf Colchester in Essex teilgenommen, auf der Rückfahrt einen Maschinendefekt erlitten und etwa 40 Meilen von Cromer entfernt niedergehen müssen. Das Flugzeug, auf dem

sie sich bis zum 23. Februar hielten, war schwer beschädigt. Nachts hatten sie vergebens die Lichter, die sie in wasserdichten Behältern mit sich führten, leuchten lassen, um sich bemerkbar zu machen. Den ganzen 22. Februar trieben sie im Schneegestöber auf der Nordsee umher. Am 23. Februar vormittags um 9 Uhr wurden sie von dem „New Boy" an der holländischen Küste unweit Scheveningen bemerkt und in halb erfrorenem Zustand und völlig erschöpft aufgenommen. Von Lowestoft wurden sie als Kriegsgefangene nach Bury St. Edmunds gebracht."

5. März 1915.

Nach Meldungen aus London begegnete ein Zisternenschiff zwischen Yarmouth und der Spitze von Spurn einem deutschen Luftschiffe, das aus sehr geringer Höhe drei Bomben abwarf. Der Kapitän ließ sein Fahrzeug im Zickzack fahren, so daß die Bomben ins Meer fielen. Das Luftschiff entfernte sich sodann.

18. März.

„Central News" melden: Der englische Dampfer „Blonde", der im Tyne ankam, wurde von einer deutschen Taube angegriffen. Ein Mann wurde getötet.

19. März.

Nach Meldungen aus London erschienen zwei deutsche Flugzeuge über dem englischen Kriegsarsenal in Sheerneß und warfen verschiedene Bomben ab, deren Wirkung bislang geheim gehalten wurde.

Nach einer Aufstellung der „Daily News" sind seit Kriegsausbruch 72 englische Flieger getötet und 110 Flugzeuge vernichtet worden. Diese Ziffern beziehen sich auf die Operationen im Westen und auf der See.

24. März.

Lloyds meldet: Der Dampfer Pandion aus Southampton, von Rotterdam kommend, wurde am 21. März vormittags 11.25 Uhr, 12 Meilen nordwestlich des Leuchtschiffes Noordhinder von einem deutschen Flugzeug erfolglos angegriffen.

27. März.

Das englische Handelsschiff „Deal" berichtete nach „Daily News", es sei von einem mit zwei Personen besetzten Flugzeug am 23. März 30 Meilen von der holländischen Küste entfernt aus ungefähr 200 Fuß Höhe etwa 3/4 Stunden lang angegriffen worden.

14. April.

Amtliche deutsche Meldung: Am 14. April abends hat ein deutsches Marineluftschiff einen Angriff gegen die Tynemündung unternommen. Hierbei wurde eine Anzahl Bomben abgeworfen. Das Luftschiff ist unversehrt zurückgekehrt.

Dazu wurde am 21. April amtlich ergänzend gemeldet: Aus zuverlässiger Quelle verlautet, daß bei dem kürzlichen Zeppelinangriff auf den Tyne auch ein englisches Schlachtschiff erheblich beschädigt worden sein soll.

Amtliche englische Meldung: Wie aus Newcastle berichtet wird, hat ein Zeppelin Blyth, Cramlington und Seaton-Burn überflogen und über letzterer Ortschaft zwei Bomben abgegeben. Die eine explodierte in der Luft, die andere fiel auf die Erde. Der in Cramlington (Northumberland) angerichtete Schaden ist nicht ermittelt.

Dem „Berliner Lokalanzeiger" wurde über diesen ersten Angriff eines deutschen Luftschiffes auf die Tynemündung geschrieben: „Der Zeppelin wurde zuerst 8 Uhr abends in Blyth über dem Meere gesichtet. Er überflog ruhig die Stadt und strebte dann den Kohlengebieten zu, wo er Bomben abwarf. In Delaval brach in einem Fabrikgebäude ein Brand aus. Das Luftschiff flog in der Richtung auf den Tyne weiter und warf in Kenton zwei Bomben ab. Eine Person wurde verwundet. In Wallsend entstanden vier Brände, und der Eisenbahnkörper wurde zerstört. Das Luftschiff überflog dann den Tyne und warf noch zwei Bomben ab. Es verschwand darauf über dem

Meer. Während des Zeppelinbesuchs waren in allen Orten des Küstengebiets die Lichter ausgelöscht. Der Straßenbahnverkehr wurde eingestellt ... Durch diesen Luftschiffangriff ist vor allem bewiesen worden, daß der für den englischen Handel so außerordentlich wichtige Tynefluß mit seinen großen Schiffswerften vor deutschen Bomben nicht sicher ist."

Demgegenüber versucht das Reutersche Bureau den Luftschiffangriff als völlig ergebnislos hinzustellen und meldet: Der Zeppelin wurde um 8 Uhr gesichtet. Als er ruhig über Blyth dahinflog, glaubte jeder, es wäre ein englisches Luftschiff; aber als er einige Meilen landeinwärts gefahren war, vernahm man Explosionen und sah Feuergarben. Im Kohlenbezirk wurden über Chappington, Bedlington und Seaton-Delaval acht Bomben geworfen. Der einzige Schaden war, daß ein Heuschober in Brand geriet. In Seaton-Burn geriet eine Scheune in Brand, aber das Feuer wurde schnell gelöscht. Darauf fuhr das Luftschiff nach dem Tyne. Zwei Bomben wurden über Kenton abgeworfen; sie fielen in ein Feld, wo ein Fahrrad zerstört und der Fahrer leicht verletzt wurde. Es setzte seinen Flug nach Wallsend fort, wo sechs Bomben abgeworfen wurden, die vier kleine Brände verursachten. Der Bahnhof in Newcastle wurde geschlossen, so daß der Schnellzug nach Aberdeen zurückbleiben mußte. Um 11 Uhr wurde der Betrieb wieder aufgenommen. Das Luftschiff flog dann über dem Tyne hin, warf Bomben ab und kehrte in der Richtung nach der See wieder um."

16. April 1915.

Amtliche deutsche Meldung: In der Nacht vom 15. zum 16. April haben Marineluftschiffe mehrere verteidigte Plätze an der südlichen englischen Ostküste erfolgreich mit Bomben beworfen. Die Luftschiffe wurden vor und bei den Angriffen heftig beschossen. Sie sind unbeschädigt zurückgekehrt.

Ueber diese Streiffahrt der deutschen Luftschiffe über der englischen Südostküste veröffentlicht Reuters Bureau folgende Einzelheiten: „Am 15. April nachts 12 Uhr zehn Minuten erschienen zwei Zeppeline über Maldon in Essex und warfen vier Bomben ab, ohne Schaden anzurichten. Weitere Bomben wurden von den Luftschiffen auf das Dock bei Heybridge geworfen. Drei Kilometer entfernt davon gerieten einige Häuser in Brand. Die Luftschiffe folgten dem Laufe des Blackwater und beschrieben andauernd Kreise. Gegen 1 Uhr fünfzehn Minuten kam ein Zeppelin von der See her über Lowestoft. Die Einwohner wurden durch Sirenen geweckt, als Zeichen, daß ein Zeppelin im Anzug sei. Der Zeppelin warf drei Bomben. Der Umfang des angerichteten Schadens ist noch nicht festgestellt. Nachdem der Zeppelin noch sechs Bomben auf Southwold geworfen hatte, flog er seewärts davon. Wie weiter gemeldet wird, ist am 16. April morgens 5 Uhr 17 Minuten über Nieuwediep ein Zeppelin gesehen worden, der in nordwestlicher Richtung fuhr. Auch südlich von Ymuiden, 15 Meilen von der Küste entfernt, sah der norwegische Dampfer „Dag" morgens 5 Uhr einen in östlicher Richtung steuernden Zeppelin."

Nach Londoner Meldungen wurden durch die von Zeppelinen auf Maldon abgeworfenen Bomben mehrere Gebäude beschädigt. Auf Burnham am Crouchfluß fielen fünf Bomben. Eine Anzahl Städte, die von den Zeppelinen überflogen wurden, sind, soweit bisher bekannt, nicht mit Bomben belegt worden. Es sind dies: Halesworth, Clacton am Meer, Brentwood, Southminster, Southend, Harwich, Folkestone und Brighton.

In London hat dieser Luftschiffangriff nach holländischen Meldungen große Aufregung hervorgerufen, angesichts des Umstands, daß das Luftschiff während seiner ganzen Fahrt unbehelligt geblieben ist. Das sei umso unerklärlicher, als die Nacht sternenklar war und das Schiff an vielen Orten von Tausenden von Personen beobachtet wurde. Im

Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Der Fliegeroffizier Leutnant Caspar, der als erster den Kanal überflog und Dover bombardierte



Phot. Phototek, Berlin

Die befestigte englische Küste bei Dover



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Eine deutsche Fliegerstation an der Westfront

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die äußerste Spitze Frankreichs, die England am nächsten liegt

ganzen soll das Luftschiff nach einem Bericht des „Daily Telegraph" aus Yarmouth 20 Bomben und zwar ausschließlich Brandbomben abgeworfen haben.

17. April 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Einer unserer Flieger, der vorgestern Calais mit Bomben belegte, bewarf gestern Greenwich bei London.

19. April.

Holländische Meldung: Die Besatzung des Leuchtschiffes „Noordhinder" meldet, daß zwei englische Fischdampfer, die bei dem Leuchtschiff Wachdienst tun, gestern von deutschen Fliegern mit Bomben beworfen wurden, die jedoch ihr Ziel verfehlten.

Dazu wird von maßgebender deutscher Stelle mitgeteilt, daß deutsche Marineflugzeuge in letzter Zeit wiederholt von englischen Handelsschiffen mit Gewehren und Geschützen beschossen worden sind, ohne daß die Schiffe von den Fliegern angegriffen worden waren. In einem Falle geschah dies durch eine Gruppe von fünf Fischdampfern, bei anderen Gelegenheiten durch englische Handelsdampfer. Als Antwort auf diese Angriffe wurden die Schiffe mit Bomben beworfen.

30. April.

Amtliche deutsche Meldung: Die Küstenbefestigung Harwich an der englischen Ostküste wurde heute Nacht mit Bomben belegt.

Englische Meldungen: Ein Luftschiff oder Flugzeug warf heute früh Brandbomben über Ipswich und Whitton ab. Drei Häuser wurden zerstört. Menschen sind nicht umgekommen. Ein deutsches Luftschiff überflog Bury St. Edmunds bei London und warf mehrere Bomben ab, wodurch zwei Häuser in Brand gerieten.

4. Mai.

Amtliche deutsche Meldung: Am 3. Mai hat ein deutsches Marineluftschiff in der Nordsee ein Gefecht mit mehreren englischen Unterseebooten gehabt. Es bewarf die Boote mit Bomben und brachte eines von ihnen zum Sinken. Die Unterseeboote beschossen das Luftschiff mit Geschützen, ohne es zu treffen. Das Luftschiff ist wohlbehalten zurückgekehrt.

10. Mai 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Eines unserer Luftschiffe belegte heute früh den befestigten Ort Southend an der Themsemündung mit Bomben.

Die ersten Anzeichen, daß sich feindliche Flieger oder Luftschiffe über Westcliffe und Southend befanden, waren, wie Reuters Bureau berichtet, heftige Bombenexplosionen in den schlafenden Orten. Kurz darauf erschollen die Sirenen. Inzwischen waren schon mehrere Brandbomben auf Westcliffe niedergefallen. Die Hilfspolizisten eilten auf ihre Posten, und eine Menge von Menschen sammelte sich in den Straßen. Um 4 Uhr hatte man bereits 20 Bomben gezählt, um 8 Uhr 80. Sie wurden gesammelt und an eine Stelle gebracht, wo sie keinen Schaden anrichten konnten. Die Zeppeline flogen niedrig. Die Bevölkerung blieb ruhig und wollte vor allem die Fahrzeuge entdecken. Diese waren jedoch hinter einer Wolkenbank verborgen.

Nach weiteren Reutermeldungen verursachten einige Feuerbomben eine Anzahl Feuersbrünste, auch eine Anzahl Einwohner wurde getötet, darunter zwei Frauen.

Ein Zeppelin wurde am frühen Morgen des 10. Mai auch in großer Höhe in der Nachbarschaft von Romford gesehen, das zwölf Meilen von London entfernt ist. Er schien von Southend oder Purfleet zu kommen, wendete jedoch kurz vor Romford und kehrte nach Chelmsford zurück. Auch über Gravesend wurde früh morgens ein Luftschiff gesehen, das, als die Forts das Feuer eröffneten, davonfuhr. Der durch den deutschen Luftschiffangriff verursachte Schaden wird auf 6000 Pfund Sterling geschätzt.

17. Mai 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Unsere Luftschiffe machten erfolgreiche Angriffe auf den Kriegshafen Dover.

* * *

Die englische Presse hat auf Weisung der Zensurbehörden bisher melden müssen, daß die Streifzüge der deutschen Luftschiffe nach der englischen Küste ohne großen Erfolg geblieben seien. Im Gegensatz dazu ist eine Zuschrift an die „Times“ von Interesse, in der deutlich die trotz aller Beschwichtigungsversuche in England herrschende Zeppelinfurcht zum Ausdruck kommt. In dem Briefe heißt es: „Mit Bedauern habe ich den Ton in den Besprechungen über die beiden letzten Zeppelinstreifzüge über England bemerkt. Die Streifzüge sind als Fehlschläge hingestellt worden, man hat den geringen Schaden, den sie anrichteten, betont und sie mehr oder weniger lächerlich gemacht. Ich vermute, daß unsere Feinde eine ganz andere Meinung davon haben und daß der deutsche Generalstab nicht nur annimmt, daß diese Fahrten alles und noch mehr erfüllt haben, als er von ihnen erwartete, sondern heute auch alle die vielen Kenntnisse, die er erhalten hat, zu weiterer Verwertung zusammenstellt.

Die Fahrten der deutschen Luftschiffe wurden offenbar nicht zu Zerstörungszwecken unternommen. Die Art der geworfenen Bomben und das beabsichtigte Meiden aller großen Städte und Plätze, wo man hätte Schaden anrichten können, beweist das. Es wäre einfältig, zu glauben, daß das Werfen weniger Bomben auf kleine Landstädte und Dörfer das Ziel der Deutschen gewesen wäre, oder daß sie nur zufällig die großen Städte und Häfen verfehlt hätten. Wie ich höre, haben die örtlichen Militärbehörden Befehle, auf kein Flugzeug zu schießen, und man hat mir zwei Gründe dafür angeführt. Zum ersten, weil sie auf eigene Flugzeuge feuern, zweitens, weil die herabfallenden Kugeln Unheil anstiften könnten. Der erste Grund ist, soweit Zeppeline in Betracht kommen, für mich hinfällig, weil wir keine haben und ihre feindselige Absicht sofort erkannt wird, wenn sie Bomben werfen. Der zweite Grund hat in Kriegszeiten keine Geltung. Wenn diese Zerstörungswerkzeuge vernichtet werden sollen, müssen wir die Kriegsgefahr dabei auf uns nehmen, und die Gefahr, von herabfallenden Kugeln getroffen zu werden, ist doch verhältnismäßig nur klein. Die Annäherung von Zeppelinen wird sowohl durch Telephon wie durch das Geräusch der Motoren verkündet. Da hat jeder Zeit, zum Gewehr zu greifen, und wenn die Zeppeline in erreichbarer Höhe flögen, würde ein dauerndes Gewehrfeuer sie bald zwingen, sich zurückzuziehen oder Höhen aufzusuchen, wo es unmöglich wäre, mit zielbewußter Genauigkeit Bomben zu werfen, und von wo ihre Erkundungen wenig Wert hätten. Auf jeden Fall ist die jetzige Aufstellung der Abwehrgeschütze falsch, denn ich habe nicht bemerkt, daß auch nur ein Geschütz auf einem der drei Streifzüge über die Ostküste abgefeuert wurde, oder daß ein einziges Flugzeug oder Wasserflugzeug sie angegriffen hätte oder wenigstens zu diesem Zwecke aufgestiegen wäre. Wenn wir nichts tun, die Fahrten der deutschen Flieger gefährlich zu machen, werden wir in kurzem einen wirklichen Angriff auf einen unserer großen Seehäfen oder auf London selbst erleben, was, obwohl dadurch das Ergebnis des Krieges nicht berührt würde, doch für den angegriffenen Ort von den ernstesten Folgen wäre.“

Und die „Times“ schreiben: „Jeder neue Besuch eines Zeppelins brachte diesen London näher. Zuerst erreichten die Luftschiffe nur Maldon in Essex. Dann scheinen sie noch näher zum Herzen der City vorgedrungen zu sein. Wir müssen erwarten, daß sie bei günstigen Bedingungen noch weiter vorgehen werden. Die Angriffe sind mit größtem Geschick geplant. Die englische Nation muß einsehen, daß die Deutschen nicht nur keine von den Hoffnungen, mit denen sie den Krieg begannen, aufgegeben haben, sondern vielmehr ihre Hoffnungen infolge der Teilnahme Englands am Kriege erweiterten.“

Der Handelskrieg in der Nordsee

Von der Minengefahr

Ueber die Minengefahr in der Nordsee (vgl. II, S. 259 f. u. IV, S. 279) wurde Anfang Februar 1915 in der „Kölnischen Zeitung" folgende offiziöse Mitteilung veröffentlicht:

„Unter den Behauptungen, durch die England das Urteil der Welt und insbesondere das der neutralen Mächte über Deutschlands Kriegführung zu trüben sucht, findet sich immer wieder der Vorwurf, daß die Deutschen nicht nur in den englischen Küstengewässern, sondern auch aufs Geratewohl auf hoher See und besonders auf den Handelsstraßen der Nordsee ihre Minen legten, und daß sie dazu noch minderwertiges, den völkerrechtlichen Vereinbarungen nicht entsprechendes Material verwendeten. Bald sind es die mangelhaften Verankerungen unserer Minen, bald ihre Gefährlichkeit auch nach dem Losreißen von ihren Ankern, die die Entrüstung des sich als Hüter des Völkerrechts und als Beschützer der kleinern neutralen Mächte gebärdenden Albion erregen. Wie die Verhältnisse in Wirklichkeit liegen, und daß es nicht deutsche, sondern englische Minen sind, die die friedliche Schiffahrt gefährden und über die Entrüstung am Platze wäre, mögen folgende ausschließlich der neutralen Presse entnommenen Nachrichten illustrieren, die sich auf die im Monat Januar 1915 bekannt gewordenen Meldungen beschränken.

5. Januar. Laut norwegischen Pressenachrichten wurden zahlreiche Minen an der Südküste Norwegens angetrieben, von denen eine durch die norwegischen Behörden geborgen und untersucht worden ist. Nach den Ergebnissen der Untersuchung steht, wie wir an amtlicher Stelle erfahren, unzweifelhaft fest, daß es sich um englische Minen handelt.

16. Januar. Aus Amsterdam wird gemeldet: Heute ist eine englische Mine im Zuidersee bei Wieringen angespült worden.

21. Januar. Aus Christiania wird gemeldet: An Land getriebene gefährliche Seeminen an der Küste Norwegens erregen erhebliches Aufsehen. Es wird jetzt mitgeteilt, daß noch zwei solche in der Nähe der Stadt Haugesund an Land getrieben wurden. Marinemannschaften machten eine Mine unschädlich. Es handelt sich um eine englische Verankerungsmine, die sich losgerissen hatte.

21. Januar. Der Londoner Berichterstatter des Giornale d'Italia meldet von Beunruhigung in englischen und französischen Marine- und Handelskreisen wegen zahlreicher treibender Minen englischen Ursprungs, die jetzt auch im offenen Ozean anzutreffen sind.

27. Januar. Stockholms Dagblad gibt bekannt: Die Minengefahr am südlichen Teil der norwegischen Küste nimmt von Tag zu Tag zu. Von allen Seiten gehen Mitteilungen über Minenfunde ein. Ein in Stavanger eingetroffener Dampfer sah zwischen Skagen und der norwegischen Küste auf nördlichem Kurs 12 bis 13, auf südlichem Kurs sieben Minen. Bei Skudesnaes wurde noch eine Mine, bei Egersund drei Minen gefunden und an Land geschafft. Dampfer Skagen beobachtete eine Mine südlich von Kristiansand, die ebenfalls der Marine übergeben wurde. Nahe der schwedischen Küste bei Hvaler ist eine Mine an den Strand getrieben worden. Sämtliche untersuchten Minen sind englische Kontaktminen.

30. Januar. Amsterdamer Blätter melden: Seit Beginn des Krieges wurden insgesamt 234 Minen an der holländischen Küste angespült, darunter 113 englische, 42 französische und drei deutsche.

Aus Vorstehendem geht zunächst hervor, daß die englischen und französischen Minen, was ihre Verankerung anbetrifft, höchst mangelhaft konstruiert sein müssen. Des weitern aber läßt die Tatsache, daß englische Minen sowohl im Atlantischen Ozean als auch an der holländischen, der südnorwegischen und schwedischen Küste in großer Anzahl festgestellt sind, darauf schließen, daß England auch auf hoher See Minen ausgelegt hat. Nur

hieraus läßt sich die ständig sich mehrende Anzahl auf hoher See gesunkener bzw. vermißter Handelsschiffe erklären. In Küstengewässern verankerte Minen sind in der Regel der Gefahr des Losreißens durch die Gewalt der Elemente viel weniger ausgesetzt als auf hoher See ausgelegte, obwohl auch die beste Konstruktion hier nicht absolute Sicherheit bieten kann. Doch beweist die geringe Anzahl der als deutsch bezeichneten, an der holländischen Küste angetriebenen Minen einmal, daß die deutsche Feststellung, daß unsere Minen in der Nordsee nur in den englischen Küstengewässern gelegt sind, den Tatsachen entspricht, anderseits läßt sie die große Ueberlegenheit unseres Minenmaterials über das unserer Gegner klar in die Erscheinung treten. Daß die in der Nordsee treibenden englischen Minen entgegen den Bestimmungen des Artikels 3 der Haager Konferenz nicht entschärft sind, haben die neutralen Handelsschiffe zu ihrem Schaden oft genug erfahren. Daß die deutschen Minen auch in dieser Beziehung diesen Bestimmungen entsprechen, hat vor kurzem wieder die schwedische Presse anerkannt (Stockholms Dagblad 30. Dez. 1914), und ein gewiß einwandfreier Sachverständiger, der Chef des schwedischen Minendepartements, Kapitän Norman, äußert sich hierzu eben erst in Dagens Nyheter, daß die seinerzeit bei Torhamn und Sandhamn gelandeten Minen deutschen Ursprungs genau den Bestimmungen der Haager Konvention entsprachen. Sie waren nämlich durch die Loslösung von ihrer Verankerung unschädlich geworden und konnten nicht durch Stoß, sondern erst durch Beschießung seitens schwedischer Kriegsfahrzeuge zum Explodieren gebracht werden. Dagegen seien die an der Nordseeküste angeschwemmten englischen Minen schon durch das Aufstoßen an Land explodiert. Sie seien also noch wirksam und höchst gefährlich für die Schiffahrt gewesen, trotzdem sie sich vom Minenfeld losgerissen hatten. Offenbar müsse England schon auf alte Minenbestände zurückgreifen, oder es kümmere sich nicht um die völkerrechtlichen Bestimmungen des Seekrieges."

Die Maßnahmen der englischen, französischen und deutschen Regierungen

16. Februar 1915.

Die französische Admiralität erließ nach einer Meldung aus Rotterdam für alle nach der Nordsee und dem Kanal verkehrenden französischen Dampfer den Befehl zur Führung neutraler Flaggen.

Die englische Admiralität hat nach Mitteilungen der „Hamburger Nachrichten" angeordnet, daß Verluste von Handelsschiffen nicht mehr bekannt gegeben werden sollen. Die Dampfer der Hauptschiffahrtslinien werden von Kriegsschiffen bis weit in das offene Meer begleitet werden.

22. Februar.

Die englische Regierung hat nach dem „Corriere della Sera" sämtliche Proteste der neutralen Staaten gegen den Mißbrauch ihrer Flaggen durch die englischen Handelsschiffe (vgl. auch IV, S. 280 f.) abgelehnt. (Die Noten der neutralen Staaten sollen später im Zusammenhang mit der Politik der Neutralen behandelt werden.)

24. Februar 1915.

Die englische Admiralität gibt bekannt, daß der irische Nordkanal in seiner ganzen Ausdehnung für Schiffe aller Größen und jeder Nationalität ab 23. Februar 1915 vollständig gesperrt ist. Der ganze Verkehr, der durch den nördlichen Irischen Kanal zu gehen wünscht, muß sich zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang südlich der Rathlininsel abwickeln. Nachts darf sich kein Schiff innerhalb vier Meilen von der Rathlininsel befinden.

Dazu schreiben die „Times": Der Zweck dieser Ankündigung ist, den größeren Teil des nördlichen Kanals zu schließen und den Verkehr auf den Tag zu beschränken, um die Untersuchung der Schiffe, die vom Westen in die Irische See einlaufen, zu erleichtern

und es gleichzeitig feindlichen Schiffen zu erschweren, in dieser Gegend zu operieren. Dadurch wird wahrscheinlich der größere Teil des Verkehrs auf die Route um Südirland abgeleitet werden. Man kann annehmen, daß in dem verbotenen Gebiet sich Minen und andere Gefahren befinden, die die Durchfahrt der Schiffe gefährden.

27. Februar 1915.

Die englische Admiralität hat den Behörden mehrerer größerer Häfen Englands eine Reihe weiterer Vorschriften zugehen lassen über erneute Beschränkungen in der Handelsschiffahrt. Genaue Einzelheiten darüber sind nicht bekannt geworden, doch steht fest, daß mehrere Häfen, unter anderem Southampton, von jetzt ab für die Handelsschiffahrt völlig gesperrt sind.

1. März 1915.

Die Regierungen Frankreichs und Großbritanniens übermitteln den neutralen Staaten gleichlautende Noten, in denen es heißt:

Deutschland hat erklärt, daß der Kanal und die Nord- und Westküste Frankreichs sowie die die britischen Inseln umgebenden Gewässer Kriegsgebiet seien (vgl. IV, S. 281). Es gab amtlich bekannt, daß alle feindlichen Schiffe, die in dieser Zone angetroffen würden, vernichtet werden sollen und daß neutrale Schiffe sich dort in Gefahr befinden würden. Das bedeutet auf den ersten Blick, daß ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Bemannungen und Passagiere jedes Handelsschiff, gleichviel unter welcher Flagge, torpediert werden soll. Da das deutsche Marineamt nicht die Macht hat, in diesen Gewässern ein einziges, an der Oberfläche fahrendes Schiff zu unterhalten, so können diese Angriffe nur durch Unterseeboote ausgeführt werden. Das Völkerrecht und die internationalen Kriegsgebräuche gingen bei Angriffen auf den Handel stets von der Voraussetzung aus, daß die erste Pflicht derer, die das Handelsschiff nehmen, sei, das Schiff vor ein Prisengericht zu bringen, von dem der Fall beurteilt werden und die Rechtmäßigkeit der Beschlagnahme erwogen werden kann, und durch dessen Spruch Neutrale ihre Ladung zurückerhalten können. Das Versenken eines erbeuteten Schiffes ist an und für sich eine bestrittene Sache, wozu man nur unter außergewöhnlichen Umständen schreiten darf, und erst, nachdem Maßregeln getroffen worden sind, die ganze Mannschaft und die Passagiere in Sicherheit zu bringen. Die Verantwortung, zwischen einem feindlichen und einem neutralen Schiff und feindlicher und neutraler Ladung zu unterscheiden, liegt unstreitig bei dem angreifenden Schiff, dessen Pflicht es ist, die Natur und den Charakter der Schiffe und der Ladung festzustellen und die Schiffspapiere in Sicherheit zu bringen, bevor das Schiff erbeutet oder versenkt wird. Ebenso ist es Pflicht jedes Kriegführenden, für die Sicherheit der Bemannung sowohl eines neutralen wie eines feindlichen Schiffes Sorge zu tragen. Alle früheren Beratungen über das Recht, das Regeln für den Seekrieg aufstellen sollte, beruhten auf diesem Grundsatz. Das deutsche Unterseeboot ist aber nicht imstande, einer dieser Verpflichtungen nachzukommen. Es bringt die erbeuteten Schiffe nicht vor ein Prisengericht und hat keine Prisenbemannung an Bord, die es an Bord eines erbeuteten Schiffes gehen ließ. Es wendet kein ausreichendes Mittel an, um zwischen einem neutralen und einem feindlichen Schiff einen Unterschied zu machen. Es nimmt die Mannschaft und die Passagiere eines zu versenkenden Schiffes nicht an Bord, um sie in Sicherheit zu bringen. Diese Methoden der Kriegführung fallen demnach völlig außerhalb des Rahmens aller internationalen Vorschriften, welche die kriegerischen Maßnahmen gegen den Handel in Kriegszeiten regeln. Die deutsche Erklärung setzt die unterschiedslose Vernichtung an die Stelle der den Regeln entsprechenden Aufbringung. Deutschland wendet diese Methode gegen friedliche Kaufleute und nicht am Kampfe teilnehmende Schiffsbesatzungen an, in der Absicht, zu verhindern, daß Waren aller Art, darunter Vorräte für die Ernährung der Zivilbevölkerung, nach den britischen Inseln und nach Nordfrankreich eingeführt oder von dort ausgeführt

werden. Deutschlands Gegner sind daher gezwungen, zu Vergeltungsmaßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, um ihrerseits wiederum zu verhindern, daß Waren irgendwelcher Art nach Deutschland eingehen oder aus Deutschland ausgehen. Indessen sollen diese Maßregeln von England und Frankreich ohne Gefahr für Schiffe und Leben von Neutralen und Nichtkombattanten in genauer Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Menschlichkeit ausgeführt werden. Demgemäß halten die englische und die französische Regierung sich für berechtigt, Schiffe mit Waren, die mutmaßlich für den Feind bestimmt sind, ihm gehören oder feindlichen Ursprungs sind, anzuhalten und in ihre Häfen zu bringen. Diese Schiffe und Ladungen sollen nicht für konfisziert erklärt werden, wenn sie nicht auch sonst der Verurteilung als Prise unterliegen. Die Behandlung der Schiffe mit Ladungen, die vor diesem Datum ausfahren, soll keine Aenderung erfahren.“

7. März 1915.

Die britische Admiralität teilt mit, daß ein neues großes System von Minenfeldern angelegt worden sei. Zwischen Great Yarmouth und dem englischen Kanal müssen alle Schiffe Lotsen nehmen. Zwischen 51 Grad 15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge von Greenwich ist die Schiffahrt gefährlich; die südliche Grenze des Teiles der Nordsee, der wegen deutscher Minen unsicher ist, wird mit 51 Grad 54 Minuten nördlicher Breite angegeben. Damit soll nicht gesagt sein, daß die südlich davon gelegenen Gewässer der Nordsee sicher sind.

13. März.

Der Erlaß der englischen und französischen Regierung über die gegen den deutschen Handel zur See getroffenen Maßnahmen besagt, daß alle Waren, die Deutschen gehören, aus Deutschland kommen oder nach Deutschland gehen und nach dem 13. März in See gingen, angehalten werden. Die von den Deutschen besetzten Gebiete werden dem deutschen Gebiete gleich geachtet. Diese Maßnahme findet nicht Anwendung auf Waren, bezüglich deren ein Neutraler nachweisen kann, daß er sie in gutem Glauben vor dem 13. März in neutrales Land einführen ließ, oder, daß er deren Eigentum in gutem Glauben vor dem 13. März erworben hat. Neutrale Schiffe, auf denen die oben angegebenen Waren gefunden werden, werden in französische oder alliierte Häfen abgeleitet und die Waren ausgeschifft, außer bei einem gegenteiligen Beschluß. Das Schiff wird freigelassen, die Waren, die als deutsches Eigentum erkannt wurden, werden beschlagnahmt oder verkauft, aber der Erlös wird dem Eigentümer erst nach Unterzeichnung des Friedens ausgezahlt. Neutralen gehörige, aus Deutschland stammende Waren bleiben zur Verfügung des neutralen Eigentümers, um in den Abgangshafen zurückgeschickt zu werden, und zwar binnen festgesetzter Frist, nach deren Ablauf sie für Rechnung des Eigentümers verkauft werden. Ebenso wird bei Waren vorgegangen, die Neutralen gehören und nach Deutschland geschickt sind. Der Marineminister kann ausnahmsweise die Durchfahrt von Waren gestatten, die für ein bestimmtes neutrales Land bestimmt sind oder daraus stammen. Die Bestimmungen betreffend die Kriegskonterbande bleiben in Kraft. Das Prisengericht wird über die Frage befinden, ob die abgeleiteten Waren Deutschen gehören, für Deutschland bestimmt sind oder aus Deutschland stammen.

20. März.

Der englische Staatssekretär Grey erklärt in einem Telegramm an die Washingtoner Regierung, daß die englische Flotte mit Hilfe einer Kette von Kreuzern die Effektivblockade gegen Deutschland hergestellt habe.

20. April 1915.

Die zu Beginn des Krieges im deutschen Reichsgesetzblatt veröffentlichte Prisenordnung vom 30. September 1909 gibt in allen wesentlichen Punkten den Inhalt der Londoner Erklärung über das Seekriegsrecht sinngetreu wieder. Das Deutsche Reich hat auch dann

noch die Bestimmungen der Londoner Deklaration streng beobachtet, alle wesentlichen Bestimmungen seiner Prisenordnung unverändert gelassen und nur die Liste der relativen Konterbande um einige Ziffern erweitert, als England in seinen verschiedenen „orders in council“ und Proklamationen bereits die einschneidendsten Aenderungen an dem Ergebnis der Londoner Konferenz vorgenommen hatte.

Nach der Erklärung des deutschen Unterseebootskrieges gegen Handelsschiffe haben England und Frankreich unter Verletzung der Pariser Seerechtsdeklaration Maßnahmen getroffen, die den gesamten Handel nach und von Deutschland zum Stillstand zu bringen bezwecken. Darauf hat sich die deutsche Regierung entschlossen, die seekriegsrechtlichen Bestimmungen gegen England und seine Verbündeten zu verschärfen. Die am 20. April 1915 ausgegebene Nr. 49 des Reichs-Gesetzblattes bringt eine Kaiserliche „Verordnung betreffend Abänderung der Prisenordnung vom 30. September 1909 (Reichs-Gesetzblatt 1914 S. 275, 441, 481, 509) vom 18. April 1915.“ „In Vergeltung der von England und seinen Verbündeten abweichend von der Londoner Erklärung über das Seekriegsrecht vom 26. Januar 1909 getroffenen Bestimmungen“ genehmigt der Kaiser für die Dauer des gegenwärtigen Krieges mehrere Abänderungen der Prisenordnung, die keineswegs eine Abkehr des Deutschen Reiches von seinem bisher eingenommenen grundsätzlichen Standpunkt in Ansehung des Prisenrechts bedeuten, sondern nur um Vergeltung zu üben und nur für den gegenwärtigen Krieg vorgenommen wurden. Es handelt sich dabei einmal um eine Erweiterung der Listen der absoluten und relativen Konterbande, sodann um eine teilweise Ausdehnung der für die absolute Konterbande allgemein anerkannten Lehre von der einheitlichen Reise auch auf die Gegenstände der relativen Konterbande. Beides geschieht in Anlehnung an das von England gegebene Beispiel, jedoch ohne starres Festhalten an dem englischen Vorbilde, sondern unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der deutschen Kriegführung.

Die Kampfesweise im Handelskrieg

Es ist durchaus verständlich, daß der Handelskrieg der Unterseeboote in England wie in Frankreich außerordentliche Beunruhigung hervorrief. Da alle Abwehrmaßnahmen gegen die plötzlich aufgetauchte neue und ernste Gefahr die schwerste Schädigung der Kriegs- und Handelsflotten der Alliierten nicht hindern konnten, wurde in London und Paris die Verwendung der neuen Waffe durch die Deutschen einfach für völkerrechtswidrig erklärt und diese Erklärung als Deckmantel für die ebenso hinterlistige, wie unehrenhafte Art benutzt, mit der sich England und Frankreich des kühnen und tapferen Angreifers zu erwehren versuchten.

Der Mißbrauch, den die Handelsflotten Englands und Frankreichs entgegen allen Protesten und mit ausdrücklicher Genehmigung ihrer Regierungen mit den Flaggen neutraler Staaten trieben, wurde früher bereits erwähnt. (Vgl. S. 232 und IV, S. 281 f.). Einwandfrei ist festgestellt worden, daß schon mehrere Tage vor Beginn des U-Boot-Krieges, der englische Truppentransportdampfer „Norrian“ die Ausreise von Liverpool unter dänischer Flagge angetreten hat und erst bei der Ankunft in Saint-Nazaire die englische Flagge hißte. Wenige Tage darauf war die englische Flagge gänzlich von der Nordsee verschwunden. Der Kapitän eines dänischen Handelsdampfers, der am 18. Februar 1915 von Goole nach Kopenhagen fuhr, erklärte, wie „Politiken“ schreibt, er habe auf der ganzen Fahrt von der englischen Küste bis zu den Faröer Inseln kein einziges Schiff unter englischer Flagge gesehen, sondern nur Kauffahrteischiffe mit neutraler Flagge.

Das Gefühl der Ohnmacht gegenüber der neuen Kampfart veranlaßte die englische Regierung zu den verwerflichsten Maßnahmen. So meldet das „Handelsblad“, die britische Admiralität habe in verschiedenen Häfen öffentlich bekannt gegeben, daß den

Kapitänen und Mannschaften der Fischereidampfer Belohnungen für die Vernichtung feindlicher Unterseeboote versprochen werden. Eine Belohnung von 1000 Pfund Sterling wird dem Kapitän eines Fischerbootes ausgesetzt, der ein feindliches Unterseeboot in den Grund bohrt oder erbeutet, die gleiche Belohnung für einen Schiffer, der Informationen gibt, die zur Versenkung oder Erbeutung eines feindlichen Kriegsschiffes führen. Beträge von 500 Pfund Sterling werden ausgesetzt für Nachrichten über Bewegungen feindlicher Schiffe. Die Privatunternehmer wollten nicht hinter der Regierung zurückbleiben. Das Organ „Syren and Shipping“ setzte eine Belohnung von 500 Pfund Sterling für den ersten britischen Kauffahrer aus, der ein deutsches Tauchboot versenkt, und verschiedene Reeder erhöhten diese Summe auf 1160 Pfund Sterling. Ein anderer Reeder namens Cardiff setzte eine Belohnung von 500 Pfund Sterling für das zweite Handelsschiff aus, das ein feindliches Unterseeboot vernichten würde.

Auch in Frankreich bemühten sich einflußreiche Kreise, die Anwendung der unlautersten Abwehrmittel durchzusetzen. So wurde dem französischen Marineamt vorgeschlagen, für jedes von einem deutschen Unterseeboot versenkte Schiff der Verbündeten ein deutsches Schiff zu versenken, von denen sich 278 in französischen Häfen befänden.

In der Tat haben denn auch englische Handelsdampfer verschiedentlich versucht, feindliche Unterseeboote gegen alle Kriegsregeln durch Rammen zum Sinken zu bringen. Das ist verschiedentlich von der englischen Presse bestätigt worden und ergibt sich auch aus der nachstehenden halbamtlichen deutschen Mitteilung vom 7. März 1915. „Von der englischen Presse ist die Nachricht verbreitet worden, daß der früher norwegische, jetzt englische Dampfer „Thordis“ am 28. Februar bei Beachy Head ein deutsches Unterseeboot, das ihn angeblich angegriffen hat, gerammt und zum Sinken gebracht habe. Bei der Besichtigung des Dampfers im Dock seien wirklich Beschädigungen von Bodenplatten und Schraubenflügeln festgestellt worden. Wie uns von zuständiger Seite hierzu mitgeteilt wird, hat tatsächlich am 28. Februar ein Dampfer versucht, eines unserer Unterseeboote durch Rammen zum Sinken zu bringen. Das Unterseeboot hat aber nur geringfügige Beschädigungen erlitten und ist wohlbehalten nach seinem Ausgangshafen zurückgekehrt.“

Durch die Ausrüstung der Handelsdampfer mit Geschützen sowie Maschinengewehren und ihre Verwendung zu Angriffszwecken wie sie von der englischen Regierung angeordnet worden war (vgl. IV, S. 280), wurde die Bemannung zu Freischärlern gestempelt; es steht daher völlig im Einklang mit dem Völkerrecht, wenn die deutschen Unterseeboote den Kampf gegen die verkappten Angreifer rücksichtslos durchführten. Wie hinterlistig englische Fischdampfer zu kriegerischen Zwecken benutzt wurden, ergibt sich aus einer anderen halbamtlichen deutschen Richtigstellung vom 27. April 1915, die lautet: „Anläßlich der Meldung über die Versenkung des englischen Fischdampfers „St. Lawrence“ durch ein deutsches Unterseeboot am 23. April haben die „Times“ die Nachricht verbreitet, der Kommandant des deutschen Unterseebootes habe die Rettung zweier über Bord gesprungener Leute der Besatzung des Dampfers nicht gestatten wollen, so daß diese ertrunken seien. Hierzu wurde von maßgebender Stelle mitgeteilt: „Das deutsche Unterseeboot konnte aus dem Verhalten des Fischdampfers, der zuerst mit hoher Fahrt auf das Boot zuhielt, dann abdrehte, erkennen, daß er ein als Vorpostenboot dienendes Fahrzeug vor sich hatte. Es zwang den fliehenden Dampfer durch Geschützfeuer zum Stoppen, worauf der größte Teil der Besatzung sich in die Boote begab. Inzwischen ließen drei an Bord zurückgebliebene Leute Brieftauben aufsteigen und winkten dann ihre Boote heran. Als diese in der Nähe waren, sprangen die Leute über Bord, nur einer von ihnen wurde von den Booten gerettet, während die beiden übrigen ertranken. Das Unterseeboot, das zu dieser Zeit 250 Meter vom Dampfer entfernt lag, hat in keiner Weise das Rettungswerk der Boote beeinträchtigt. Die Behauptung der „Times“, die inzwischen auch durch den Funken-



Phot. Arthur Renard, Kiel

Ein deutsches Hochseegeschwader



Nach Illustrated War News

Engländer bei der Untersuchung einer explodierten Zeppelin-Bombe



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die Überreste des deutschen Luftschiffes L 4 bei Esbjerg (Dänemark)

telegrammdienst von Poldhu weiterverbreitet worden ist, muß demnach als böswillige Verleumdung bezeichnet werden."

Turmhoch über solch verächtlichen Kampfesweisen steht die ritterliche Gesinnung der deutschen Unterseeboots-Kommandanten und Mannschaften, die selbst von französischen und englischen Kapitänen rückhaltslos anerkannt wurde.

So erzählte z. B., wie „Daily Telegraph" berichtet, der Kapitän des französischen Dampfers „Auguste Conseil", der von „U 29" auf der Fahrt von Cardiff nach Havre torpediert worden war, nach seiner Landung in Falmouth: „Sobald die Flagge aufgezogen war, rief der Kapitän des Unterseeboots, daß er zehn Minuten Zeit gewähre, um das Schiff zu verlassen. Wir setzten unsere Rettungsboote in weniger als fünf Minuten aus und steuerten zum Unterseeboot hin. Hier wurden wir vom Kommandanten sehr höflich empfangen. Er ließ dann sein Boot ins Wasser und forderte unseren ersten Maschinisten auf, zum „Auguste Conseil" zurückzukommen und die Bodenventile zu öffnen, um das Schiff schneller durch Einströmen von Wasser zu versenken. Unser Maschinist lehnte das ab. Darauf gingen drei deutsche Mannschaften an Bord und legten drei kleine Bomben in den Maschinenraum. Die deutsche Mannschaft bewirtete unsere Offiziere mit Wein und Zigarren. Auch Kapitän Williams von der „Indian City" erklärte nach englischen Zeitungen, der deutsche Kommandant habe ihm gegenüber wie ein Gentleman gehandelt.

Besonders charakteristisch für die Kampfesart der deutschen Unterseeboote ist das Vorgehen des „U 29", über dessen Massenversenkungen die englische Presse ausführlichen Bericht veröffentlicht hat. „Daily Mail", die auch zwei photographische Aufnahmen des „U 29" bei der Arbeit zeigen konnte, schrieb: „U 29" hat seine Erfolge an Englands Zehe errungen, an dem großen Vorsprung zwischen Bristol und den englischen Kanälen. An dem Tage, an dem es im Kanal erschien, griff es ein Schiff um 7 Uhr an, ein anderes am Nachmittag am Kap Start Point und wahrscheinlich noch eins am Abend an der äußersten Spitze der Zehe gerade bei Landsend. Es lag die ganze Nacht auf der Lauer, und am folgenden Tag liefen ihm drei weitere Opfer ins Garn dicht bei den Scillyinseln. Nur ein Schiff, die „Florazan", scheint ohne Warnung versenkt worden zu sein. Zu den Besatzungen der anderen Schiffe seien die „Piraten" höflich und mitteilsam gewesen. Der Kapitän bot den Engländern Zigarren und Wein an und warf trockene Kleidungsstücke in eins der Boote für einen Seemann, der ins Wasser gefallen war. Außer diesen sechs Schiffen torpedierte „U 29" dann noch zwei andere: eins an der Küste von Northumberland und ein anderes bei South Rock im Irischen Kanal. Aus den Berichten anderer Blätter ist noch hervorzuheben: Zum Kapitän des Cardiffer Dampfers „Adenwen" habe der Kommandant des Unterseebootes gesagt, er wünsche, daß alle Seeleute des Dampfers gerettet würden; er gab ihnen ein Kistchen Zigarren und fragte, ob sie etwas zu essen haben wollten. Die Rettungsboote mit der Besatzung habe das Unterseeboot nach der Torpedierung ins Schlepptau genommen und nach der Küste hingeschleppt. Kein einziger Mann der Besatzungen war ums Leben gekommen. Nach dem „Plymouth Evening Herald" sprachen die geretteten Mannschaften mit großer Hochachtung vom Kommandanten des deutschen Unterseebootes.

Ueber die Begegnung von „U 29" mit dem englischen Dampfer „Andalusien", der gleichfalls versenkt wurde, hat die Londoner „Daily News" von Kapitän Malley folgenden Bericht erhalten: „Ich war der letzte, der unser Schiff verließ. Bevor ich eines der Boote bestieg, wurde ich an der Seite gequetscht. Als die Offiziere des Unterseeboots dies sahen, baten sie mich, das Rettungsboot zu verlassen und an Bord des Unterseeboots zu steigen. Das tat ich denn auch und in Kapitän Weddigens „kleiner Schachtel", wie er seine Kajüte nannte, wurde ich von der Mannschaft verbunden. Man fand, daß

ich eine Rippe gebrochen hatte und begegnete mir infolgedessen mit aller möglichen Rücksicht. Kapitän Weddigen lud mich zu Zigarren und Portwein ein und ich benutzte diese Gelegenheit, um dem Offizier so höflich wie möglich auseinanderzusetzen, was meine Meinung über die deutsche Politik den englischen Handelsschiffen gegenüber sei. Es war unsere Pflicht, antwortete Weddigen gleichgültig, aber wir wollen auch gar nicht Zivilpersonen töten, denn es sind die Schiffe und nicht die Menschen, die wir vernichten. Während wir so dasaßen und uns unterhielten, kam es mir so vor, als kannte ich das Gesicht des Kapitäns nach Bildern, die ich gesehen hatte und fragte ihn: Waren Sie nicht der Kapitän des Unterseeboots, das drei englische Kreuzer in der Nordsee versenkt hat? Richtig, antwortete er ernst. Ich hatte damals das Kommando über „U 9", aber jetzt bin ich der Kommandant von „U 29". Inzwischen war die Besatzung der „Andalusien" aus den Booten, die das Unterseeboot ins Schlepptau genommen hatte, an Deck desselben befohlen worden und stand nun dort dicht zusammengedrängt. Die Offiziere des Unterseeboots gaben der Mannschaft Zigarren. Keiner von den Deutschen war uns gegenüber unliebenswürdig. Die Freundlichkeit der Deutschen erreichte ihren Höhepunkt, als wir schieden. Das Unterseeboot holte eine französische Bark ein und, nachdem diese zum Halten gezwungen war, erhielten wir den Befehl, in die Boote zu gehen, um mit diesen an Bord des französischen Schiffes zu rudern. Mein Gespräch mit Kapitän Weddigen war wohl die letzte Unterredung, die jemand mit ihm gehabt hat."

Es ist bezeichnend für die englische Kampfesweise, daß ein Held wie Weddigen, in dem selbst der Feind stets nur den untadeligen, vornehmen Ehrenmann sah, einem britischen Schurkenstreich zum Opfer fallen mußte.

Die Wirkungen der Unterseeboot-Blockade

Die einzelnen Meldungen der Tageszeitungen geben kein übersichtliches Bild von den Wirkungen des Unterseebootkrieges gegen England. Hierzu ist eine Zusammenstellung der bisherigen Vorgänge nötig. Derartigen, auf den Mitteilungen der Auslandspresse beruhenden und am 18. März 1915, also einen Monat nach dem Beginn des Unterseebootkrieges, abgeschlossenen zuverlässigen Darstellungen der „Kölnischen" und „Vossischen Zeitung" seien folgende Angaben entnommen:

Schon am 2. Februar 1915, also noch vor der Bekanntmachung der deutschen Admiralität, stellten wegen der Anwesenheit deutscher U-Boote in der Irischen See zwei englische Dampferlinien ihren Dienst ein. Am 4. Februar taten dies auch die White-Star-Linie und viele andere englische Schiffahrtsgesellschaften. Die London-Northwestern-Bahngesellschaft hob die Verbindungen zwischen Holyhead und den irischen Häfen auf, die City of Dublin-Schiffahrtsgesellschaft unterbrach ihren Verkehr mit Liverpool, Belfast und Manchester. Auch die Tagesfahrten zwischen Dieppe und Folkestone wurden eingestellt. Bereits am 21. Februar war die Dampferverbindung zwischen Göteborg und England unterbrochen, und am 27. Februar stellte die Enar-Reederei, die den regelmäßigen Schiffahrtsdienst zwischen Schweden und Hull aufrechterhalten hatte, ihre Fahrten ein. In der Zeit vom 18. Februar bis zum 5. März wurden die Häfen Hollands und Skandinaviens von nur 300 englischen Handelsschiffen angelaufen gegen 1500 in der gleichen Periode des Vorjahres. Das bedeutet eine Verminderung um 80 v. H. Ferner liefen nach einem Bericht des „N. Rotterdamschen Courant" vom 4. März in der letzten Woche des Monats Februar nur 174 Schiffe aus den englischen Häfen aus gegen 830 in der ersten Februarwoche. Am 4. März wird dem Spanischen „ABC" aus Las Palmas gemeldet, daß in dem dortigen Hafen eine Verminderung des Einlaufens englischer Dampfer beobachtet wurde, und daß die wenigen Dampfer, die von diesem Platz nach Liverpool gingen, ihre Schiffsrümpfe in norwegischen Farben angestrichen

und ihre Namen entfernt hatten. Die Tagesfahrten zwischen Dieppe und Folkestone, die am 8. März wieder aufgenommen werden sollten, wurden laut „Excelsior“ vom 8. März bis auf weiteres ausgesetzt. Am 11. März berichtete die „Times“, daß der Passagierverkehr über den Atlantischen Ozean während der letzten paar Monate ganz erheblich gesunken sei, und am 13. März wies dieselbe Zeitung auf den „in diesem Jahrhundert noch nie dagewesenen Fall“ hin, daß 14 Tage lang kein Personendampfer von Amerika nach England gelangt sei. Am 15. März wurde aus Rotterdam gemeldet, daß die englischen Reedereien H. Meldrum u. Co., A. Bolton u. Co., Pyman Brothers und Satts Watts u. Co. die Fahrten ihrer Schiffe wegen der Unterseebootgefahr eingestellt hätten. Am 16. März wurde laut Meldungen aus Bordeaux der Abgang der Passagierdampfer der Compagnie Transatlantique von Ende März ab zeitweilig von Havre nach Bordeaux verlegt. Am 17. März wurde aus Amsterdam mitgeteilt, daß die britische Admiralität das Anlegen der Postdampfer der holländischen Zeeland-Linie in Folkestone verboten habe. Die Schraubendampfer sollten vorläufig von Vlissingen nach Tilbury Docks fahren.

Auch der Verkehr der neutralen Staaten in Europa mit England wurde empfindlich unterbrochen. Die schwedischen Reedereien gaben ihren in englischen Häfen befindlichen Schiffen anheim, ob sie heimkehren wollten oder nicht, hielten aber alle nach England bestimmten Dampfer zurück. Die Dampferverbindung zwischen Göteborg und England wurde am 21. Februar völlig unterbrochen, der große Thule-Dampfer, der die Post von und nach England befördert, blieb im Heimathafen, und die Enar-Reederei, die den regelmäßigen Dienst Schwedens mit Hull unterhalten hatte, stellte am 27. Februar ihre Fahrten ein. Die norwegischen Schiffahrtsgesellschaften beschränkten den Verkehr auf Postdampfer und solche Schiffe, die auf englisches Risiko fahren. Aehnlich lauten die Nachrichten aus Dänemark und Holland. Die „Batavier“- und „Zeeland“-Linie beschlossen, ihren England-Dienst vorläufig einzustellen. Ebenso hoben die Fährdampfer von Rotterdam und Vlissingen nach London ihren Dienst nach England auf.

Die Seeleute und Heizer in England und den neutralen Ländern weigerten sich, zu fahren, und die Löhne stiegen auf den von der englischen Nordküste auslaufenden Kohlendampfern auf den höchsten je dagewesenen Stand. Am 28. Februar lagen auf den Flüssen Tyne, Humber und Themse über 130 Schiffe, deren Mannschaften sich weigerten, auszufahren. Auch die Mannschaft des großen Hilfskreuzers „Carmania“ weigerte sich in Gibraltar in See zu gehen. Auf norwegischen Dampfern weigerten sich die Mannschaften ebenfalls, auszufahren, und forderten höhere Löhne. Man erinnert sich der Aufsehen erregenden Erklärung der britischen Regierung, daß das Hissen der neutralen Flagge eine allgemein bekannte Kriegslist sei (IV, S. 284). Die Wirkungen dieser Kundgebung waren außerordentlich, wie die später zu veröffentlichenden Noten der betreffenden Regierungen sowie die Erklärungen des Vorsitzenden der norwegischen Reedereivereinigung und die empörten Aeußerungen der schwedischen und dänischen Blätter beweisen.

Eine weitere Folgeerscheinung des U-Bootkrieges war die Erhöhung der Frachten und Versicherungsprämien. Denn nach einer Aeußerung des Präsidenten der großen englischen Versicherungsgesellschaft Bruce Ismay soll allein der Verlustwert der Ladungen der durch deutsche Unterseeboote zerstörten Schiffe in den ersten 14 Tagen nach Beginn der Blockade mehr als vier Millionen Pfund Sterling betragen haben. Schon am 12. Februar prophezeite die „Morning Post“, daß die an sich schon erhöhten Frachten im Laufe weniger Monate erheblich steigen würden. Am 18. Februar wurde in verschiedenen englischen Handelsblättern vor dem Ausbruch einer Panik gewarnt. Am 19. Februar stiegen an der Rotterdamer Börse die Prämien für Schiffe nach England für neutrale um 50 Prozent, für englische um 100 Prozent. Am 24. Februar erhöhte

Die Verluste der feindlichen Handelsmarine an der englischen Küste in der Zeit vom 18. Februar bis 7. Mai 1915

Lfd. Nr.	Name	Tonnengehalt	Nation	Tag	Lfd. Nr.	Name	Tonnengehalt	Nation	Tag
1	Dinorah	4 208	franz.	18. 2.	55	General de Sonis	2 190	englisch	9. 4.
2	Cambank	3 112	englisch	20. 2.	56	Elmina	4 792	"	9. 4.
3	Oakbey	1 976	"	23. 2.	57	Harpalyce	5 940	"	10. 4.
4	Downshire	365	"	20. 2.	58	The President	647	"	10. 4.
5	Western Coast	487	"	24. 2.	59	Frederic Frank	973	franz.	11. 4.
6	Deptford	1 208	"	24. 2.	60	Wayfarer	9 594	englisch	12. 4.
7	Harpalton	5 867	"	24. 2.	61	Ptarmigan	780	"	14. 4.
8	Rio Parana	4 015	"	24. 2.	62	Rapid	170	"	14. 4.
9	Branksome Chine	2 026	"	24. 2.	63	Resto	169	"	14. 4.
10	Bengrove	3 840	"	7. 3.	64	Rio	117	"	14. 4.
11	Princeß Victoria	1 108	"	9. 3.	65	Mercia	175	"	14. 4.
12	Tangistan	3 738	"	9. 3.	66	Ferret	157	"	14. 4.
13	Blackwood	1 230	"	9. 3.	67	Stirling	165	"	14. 4.
14	Gris Nez	208	franz.	9. 3.	68	Horatio	174	"	14. 4.
15	Auguste Conseil	2 952	englisch	11. 3.	69	Argentina	177	"	14. 4.
16	Florazan	4 600	"	11. 3.	70	Vanilla	158	"	18. 4.
17	Adenwen	3 798	"	11. 3.	71	Envoy	156	"	21. 4.
18	Headlands	2 988	"	12. 3.	72	St. Lawrence	196	"	22. 4.
19	Andalusian	2 349	"	12. 3.	73	Recolo	176	"	26. 4.
20	Indian City	4 645	"	12. 3.	74	Lilydale	129	"	28. 4.
21	Hartdale	3 839	"	13. 3.	75	Mobile	1 915	"	28. 4.
22	Invergyle	1 794	"	13. 3.	76	Cherbury	3 220	"	29. 4.
23	Atlanta	519	"	14. 3.	77	Edale	3 110	"	1. 5.
24	Fingal	1 567	"	15. 3.	78	Sporono	3 102	russisch	1. 5.
25	Durham Castle	8 228	"	15. 3.	79	Europe	4 769	franz.	2. 5.
26	Leeuwarden	990	"	16. 3.	80	Fulgent	2 008	englisch	2. 5.
27	Hyndford	4 286	"	16. 3.	81	Sunray	165	"	2. 5.
28	Glenartney	5 201	"	17. 3.	82	Cruiser	155	"	2. 5.
29	Rigaulx Abbey	1 166	"	17. 3.	83	Martaban	148	"	2. 5.
30	Blue Jacket	3 515	"	18. 3.	84	Mercury	222	"	2. 5.
31	Beeswing	2 002	"	19. 3.	85	St. George	229	"	2. 5.
32	Cairntorr	3 588	"	21. 3.	86	St. Louis	211	"	2. 5.
33	Concord	2 861	"	21. 3.	87	Emblem	157	"	2. 5.
34	Delmira	3 459	"	24. 3.	88	Yolanthe	180	"	3. 5.
35	Falaba	4 806	"	27. 3.	89	Hero	173	"	3. 5.
36	Aguila	2 114	"	27. 3.	90	Northward Ho	180	"	3. 5.
37	Vosges	1 295	"	28. 3.	91	Hector	179	"	3. 5.
38	Flaminian	3 500	"	29. 3.	92	Progreß	273	"	3. 5.
39	Crown of Castile	4 505	"	30. 3.	93	Coquet	176	"	3. 5.
40	Emma	1 617	franz.	31. 3.	94	Bobwhite	180	"	3. 5.
41	Seven Seas	632	englisch	31. 3.	95	Scottish Queen	125	"	3. 5.
42	Jason	176	"	1. 4.	96	Rugby	205	"	4. 5.
43	Gloxinia	145	"	1. 4.	97	Uxbridge	164	"	4. 5.
44	Nellie	109	"	1. 4.	98	Sceptre	166	"	5. 5.
45	Lockwood	1 143	"	2. 4.	99	Stratton	383	"	5. 5.
46	South Point	3 837	"	2. 4.	100	Minterne	3 018	"	5. 5.
47	Paquerette	400	franz.	2. 4.	101	Earl of Latham	132	"	5. 5.
48	Olivine	634	englisch	4. 4.	102	Candidate	5 858	"	6. 5.
49	Hermes	1 019	russisch	4. 4.	103	Centurion	5 945	"	6. 5.
50	City of Bremen	782	englisch	4. 4.	104	Truro	836	"	6. 5.
51	Northlands	2 776	"	5. 4.	105	Merry Islington	147	"	6. 5.
52	Acantha	171	"	5. 4.	106	Don	168	"	6. 5.
53	Zarina	154	"	7. 4.	107	Benington	131	"	7. 5.
54	Chateaubriand	2 247	franz.	8. 4.	108	Lusitania	31 550	"	7. 5.

Der Gesamttonnengehalt der in dieser, der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" entnommenen, Liste aufgeführten, der feindlichen Handelsmarine verloren gegangenen Schiffe beträgt 226 392 Tonnen.



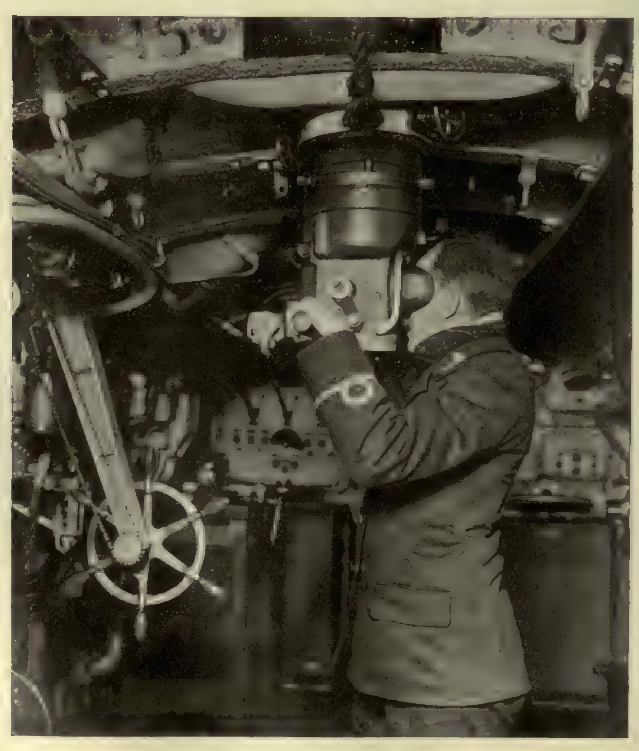
Phot. Arthur Renard, Kiel

Ein deutsches Torpedoboot in Fahrt



Nach The Illustrated War News

Der Cunard-Dampfer „Lusitania“



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin

Ein Offizier am Periskop im Innern eines Unterseeboots

Lloyds die Kriegsrisikoprämie von 25 auf 50 Prozent. Nach dem „Economist" sind die Frachtsätze für La Plata, Karachi, Burma, Bilbao, Port Said (Kohlen), Lissabon (Kohlen) um durchschnittlich mehr als 300 Prozent gestiegen. Nach den Meldungen der großen englischen Zeitungen von Mitte März hielt die Steigerung der Prämien an. Am 16. März meldete z. B. „Daily Chronicle", die Frachten nach den Häfen des Aermelkanals und London wären um 7½ Prozent, die Prämien für Kriegsversicherung von den englischen Häfen nach den nordfranzösischen seien seit dem 10. März um 30, diejenigen nach den amerikanischen Häfen um 20 Prozent gestiegen.

Eine Folge der Erhöhung der Frachten und Versicherungen war natürlich die Erschwerung der Zufuhr nach England. So teilte am 8. Februar „Berlingske Tidende" mit, daß die Getreidetransporte über See wegen der amerikanischen Frachtsätze so gut wie aufgehört hätten. In den englischen Gas- und Elektrizitätswerken machte sich Kohlenmangel geltend. Bald trat auch eine Teuerung in England zutage. Am 11. Februar teilte Asquith im Unterhause mit, daß der Weizenpreis im Februar 1915 gegenüber den gleichen Monaten der letzten drei Jahre um 66 Prozent, ja gegenüber dem Februar 1914 um 72 Prozent, der Mehlpreis um 75 Prozent gegenüber dem Februar 1914, das englische Fleisch um 12 Prozent, eingeführtes Fleisch um 19 Prozent, Steinkohlen um 14 Prozent, Zucker um 72 Prozent gestiegen seien. Die Gewerkvereine protestieren gegen diese Besorgnis erregende Steigerung. Am 16. Februar war der Preis für ein Vierpfundbrot auf 8½ Pence, eine noch nicht dagewesene Höhe, gestiegen. Unter diesen Umständen mußte in der Arbeiterschaft eine steigende Unruhe Platz greifen, die den Arbeiterführer Snowden im Unterhaus zu dem Ausspruch veranlaßte: Wenn die Regierung nicht bald energische Abhilfe schafft, so wird ihr im Lande selbst ein Feind erstehen, der gefährlicher ist als der im Felde kämpfende.

Die Verluste der feindlichen Handelsmarinen an der englischen Küste in der Zeit vom 18. Februar bis 7. Mai 1915 bis zum Untergang der Lusitania sind in der Tabelle auf Seite 240 zusammengestellt.

Ueber die Anzahl der versenkten Schiffe neutraler Staaten fehlen zuverlässige Angaben, gewiß aber ist, daß der neutralen Schiffahrt durch den Unterseebootkrieg mit all seinen Begleiterscheinungen ein ganz beträchtlicher Schaden zugefügt wurde. Da die Einzelfälle, die zu diplomatischer Behandlung führten, von größter Bedeutung für die Gestaltung der Beziehungen zwischen den neutralen und den kriegführenden Ländern sind, müssen auch sie später im Zusammenhang mit der Politik der neutralen Staaten behandelt werden.

Die Versenkung der „Lusitania"

7. Mai 1915.

Englische Meldung: Der Cunarddampfer „Lusitania" wurde torpediert und sank. Hilfe ist abgesandt. Die „Lusitania" ist der beste Dampfer der Cunardlinie mit 31500 Registertonnen.

8. Mai 1915.

Deutsche Meldung: Der Cunarddampfer „Lusitania" ist, wie Reuter meldet, gestern durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht worden. Die „Lusitania" war selbstverständlich, wie neuerdings die meisten englischen Handelsdampfer, mit Geschützen armiert. Außerdem hatte sie, wie hier einwandfrei bekannt war, erhebliche Mengen von Munition und Kriegsgerät unter ihrer Ladung. Ihre Eigentümer waren sich daher bewußt, welcher Gefahr sie ihre Passagiere aussetzten. Sie allein tragen die volle Verantwortung für das, was geschehen mußte. Deutscherseits ist nichts unterlassen worden, um wiederholt und eindringlich zu warnen. Der kaiserliche Botschafter in Washington hat noch am 1. Mai 1915 in einer öffentlichen Bekanntmachung auf diese Gefahren

aufmerksam gemacht. Die englische Presse hat damals diese Warnung verspottet, unter Hinweis auf den Schutz, den die britische Flotte dem transatlantischen Verkehr sichere.

15. Mai 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Aus dem Bericht des Unterseeboots, das die „Lusitania" zum Sinken gebracht hat, ergibt sich folgender Sachverhalt: Das Boot sichtete den Dampfer, der keine Flagge führte, am 7. Mai, 2.20 Uhr MEZ. nachmittags, an der Südküste Irlands bei schönem klarem Wetter. Um 3.10 Uhr gab es einen Torpedoschuß auf die „Lusitania" ab, die an der Steuerbordseite in der Höhe der Kommandobrücke getroffen wurde. Der Detonation des Torpedos folgte unmittelbar eine weitere Explosion von ungemein starker Wirkung. Das Schiff legte sich schnell nach Steuerbord über und begann zu sinken. Die zweite Explosion muß auf eine Entzündung der in dem Schiff befindlichen Munitionsmengen zurückgeführt werden.

* * *

Die Versenkung des stolzen englischen Ozeanriesen, der mit seinen 45 000 Tonnen Wasserverdrängung und 31 500 Bruttoregistertonnen eines der gewaltigsten Fahrzeuge der britischen Handelsmarine war, und als erstes Schiff beim Auslaufen aus Liverpool mit der Hissung des Sternenbanners den Flaggenmißbrauch beging, bedeutete den schwersten Schlag, der die Handelsflotte der größten Seemacht der Welt treffen konnte. Die Erregung war ungeheuer. Aus London und Washington wurde übereinstimmend berichtet, daß die Nachricht von der Torpedierung der „Lusitania", mit der beinahe 1500 Personen umgekommen sind, wie eine Bombe eingeschlagen habe.

Noch niemals, so berichtet das Reutersche Bureau, sei in der englischen Kirche eine so kräftige Sprache geführt worden, wie am Sonntag nach der Katastrophe der „Lusitania". Unter anderen sprach Prediger Campbell im Temple: „Wie lange, o Herr, wird es noch dauern, bevor das Höllenreich des preußischen Antichrist, die Festung des Satans, für immer vernichtet sein wird?" Die „Times" geben die öffentliche Meinung über die Torpedierung wieder und schließen ihren Artikel: „Von Vergeltung kann nicht die Rede sein, bevor Deutschland von den Truppen der Verbündeten besetzt ist und diese ihren Einzug in Berlin gehalten haben."

In der französischen Presse entfachte das Ereignis einen Sturm der Entrüstung. Man erblickte in der Versenkung ein neues Verbrechen Deutschlands, das dadurch erschwert werde, daß es mit Vorbedacht ausgeführt worden sei. Das beweise die Warnung der deutschen Botschaft in Washington, die in zahlreichen amerikanischen Blättern erschienen war, und nach englischen Blättern folgenden Wortlaut hatte: „Reisende, die sich zu einer Fahrt über den Ozean einschiffen wollen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und seinen Verbündeten und England und seinen Verbündeten Kriegszustand besteht; daß die Kriegszone die den britischen Inseln benachbarten Gewässer umfaßt, daß gemäß der von der deutschen Regierung ergangenen amtlichen Mitteilung Schiffe, welche die englische Flagge oder die Flagge eines mit England Verbündeten führen, in diesen Gewässern der Zerstörung unterliegen; daß Reisende, die in der Kriegszone auf englischen oder verbündeten Schiffen fahren, dies auf ihre eigene Gefahr tun. Kaiserlich Deutsche Botschaft, Washington, 22. April 1915."

Und doch hatte sich gerade die französische Zeitung „Le Temps" über jene ernstgemeinte Note lustig gemacht und geschrieben: „Die deutschen Drohungen sind nicht sehr zu fürchten. Deutschland will einfach, da es seine Unterseebootsblockade kläglich mißlingen sieht, Eindruck auf die Passagiere selbst machen, die begreiflicherweise dem Gefühl der Furcht zugänglich sein können. Aber die Deutschen begnügen sich nicht mit der Bekanntmachung in den Blättern; sie sind auch Meister im Schreiben anonymer Briefe. Eine Depesche aus New York an die „Daily Mail" teilt mit, daß die Abfahrt der „Lusitania"

von New York sehr aufgeregt verlief. Die Passagiere erhielten zahlreiche Telegramme, die ihnen rieten, nicht mit dem Schiff zu reisen, das sicher durch deutsche Unterseeboote torpediert werden würde. Diese Telegramme waren, wie es scheint, mit erfundenen Namen unterzeichnet. Das neue Mittel, das die Deutschen anwenden, wird nicht mehr Erfolg haben als die früheren. Die Herrschaft über die Meere gehört andauernd den Alliierten, man müßte sie ihnen nicht durch Drohungen, sondern durch Taten nehmen."

Auch in England hatte man versucht, den Eindruck der deutschen Warnung abzuschwächen. Die Londoner „Times" teilte aus Liverpooler Schiffahrtskreisen mit, daß man dort wegen der Ankündigung der deutschen Botschaft keinerlei Besorgnis habe. Es würde keine Einschränkung des atlantischen Verkehrs stattfinden, es sei denn auf Anordnung der Admiralität. „Die Maßregeln zum Schutze des Schiffsverkehrs auf den Handelsstraßen sind derart, daß keine Besorgnis hinsichlich der Sicherheit der großen atlantischen Dampfer oder der anderen zahllosen im atlantischen Handel tätigen Schiffe herrscht." „Die Beamten der Cunardlinie in New York," schreibt der „Daily Telegraph", „sagten, es sei niedrig von der Botschaft eines großen Reiches wie Deutschland, zu der Taktik zu greifen, eine Dampfschiffsgesellschaft zu schädigen. Ihre Entrüstung wurde nicht verringert, als aus Washington bekannt wurde, daß die Botschaft nach Weisungen aus Berlin verfahren sei." Der Vertreter des Blattes, der bei der Abfahrt des Schiffes zugegen war, berichtet, daß die große Mehrzahl der Reisenden über die Warnung spottete, die sie für lächerlich hielten; nicht ein einziger Passagier habe die Reise aufgegeben. Der Generalvertreter der Cunardlinie, Charles Summer, erklärte der „Daily Mail" zufolge: „In Wahrheit ist die „Lusitania" das sicherste Schiff auf dem Meere. Sie ist für jedes Unterseeboot zu schnell. Kein deutsches Kriegsschiff kann an sie heran."

Einer der geretteten Passagiere der „Lusitania", ein Amerikaner, hat, wie dem „Berliner Tageblatt" aus London gemeldet wurde, in Queenstown Journalisten gegenüber folgende Schilderung von der Ueberfahrt des Schiffes und der Katastrophe gegeben: „Unmittelbar nach der Abfahrt von New York war die Stimmung an Bord der „Lusitania" etwas gedrückt, da die verschiedenen Warnungen, die uns Passagieren zuteil geworden waren, bei vielen Leuten eine gewisse Nervosität hervorgerufen hatten. Je mehr sich jedoch das Ziel unserer Reise näherte, desto mehr hob sich die Stimmung wieder, zumal die Fahrt vom herrlichsten Wetter begünstigt war und außerordentlich schnell vonstatten ging. Die Unterseebootsgefahr wurde für ziemlich gering erachtet. Erst die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, die die „Lusitania" traf, als sie sich der Blockadezone näherte, erinnerten uns daran, daß wir uns im Kriege befanden. Es durften außenbords keine Lichter mehr gezeigt werden, nach Anbruch der Dunkelheit lag das Deck der „Lusitania" in völliger Nacht. Die Kapelle spielte nicht mehr auf Deck, wie überhaupt jedes überflüssige Geräusch vermieden wurde. Den durch diese Maßregeln besorgt gemachten Passagieren erwiderten die Offiziere des Dampfers stets in beruhigendster Form, rieten ihnen aber, wenn auch mehr im scherzenden Tone, auf alles gefaßt zu sein. Im Ernste glaubte jedoch eigentlich niemand an das tatsächliche Vorhandensein einer Gefahr. So kam der Unglücksfreitag heran, in dessen Abendstunden die englische Küste erreicht werden sollte. Das gemeinsame Mittagessen der Passagiere erster Klasse verlief wie gewöhnlich in durchaus heiterer Stimmung und war gegen 2 Uhr beendet. Die meisten Passagiere zogen sich in ihre Kabinen zurück, nur wenige, unter ihnen ich selbst, blieben auf Deck und beobachteten die völlig ruhige See. Es war weit und breit kein Schiff zu sehen, nur am äußersten Horizont zeigte sich eine Rauchfahne, die wie sich später herausstellte, einem englischen Torpedojäger angehörte. Plötzlich hörten wir an der Backbordseite des Riesendampfers, ungefähr mittschiffs, ein dumpfes Krachen, wie von zersplitternden Balken, dem in derselben Sekunde der Donner einer furchtbaren

Explosion folgte. Fast im gleichen Augenblicke setzten die Schrauben des Dampfers aus, und das Schiff neigte sich so stark, daß das Deck spitzwinklig zur Meeresoberfläche stand. Viele Passagiere fielen bei diesem ersten Stoß über die Reeling ins Wasser. Die Panik, die unter den Passagieren ausbrach, war unbeschreiblich, um so anerkennenswerter ist die Ruhe und Geistesgegenwart, die die Schiffsbesatzung in den wenigen schrecklichen Minuten zeigte, die die „Lusitania" noch auf der Meeresoberfläche blieb. Die Rettungsboote waren sofort klar gemacht. Die Passagiere, die sich auf Deck befanden, sprangen hinein, wie sie waren, und es waren meiner Schätzung nach kaum fünf Minuten seit der Explosion vergangen, als die ersten bis zum Sinken vollbesetzten Boote von der „Lusitania" abstießen. Die Rettung der in den Schiffsräumen unter Deck befindlichen Passagiere muß auf Schwierigkeiten gestoßen sein, denn ich sah später, daß eine Anzahl Rettungsboote abfuhren, die noch zahlreiche leere Plätze aufwiesen. Der Riesenrumpf der „Lusitania" sank mit jeder Minute tiefer. Als die Wellen das Deck bespülten, entfernten wir uns so schnell als möglich, um nicht in den Strudel des sinkenden Wracks hineingerissen zu werden. Wenige Minuten darauf war der Riesendampfer verschwunden. Nach kaum einer Stunde wurden wir von einem Torpedojäger aufgenommen."

Ein Passagier der zweiten Klasse, Dr. Moore aus Süddakota, der mit einem Kollegen auf der „Lusitania" nach England reiste, um seine Dienste als Arzt im Felde anzubieten, erzählt in der „Times" folgendes: „Das erste auffällige Zeichen, das ich bemerkte, war ein Zickzack im Kurs unseres Schiffes gegen 1 Uhr. Um diese Zeit beobachteten mehrere von uns, einige durch Gläser, daß etwa 2½ Seemeilen vom Schiff sich ein länglicher schwarzer Gegenstand mit drei anscheinend kugelartigen Erhöhungen zeigte. Er schien sich schnell zu bewegen, dann unterzutauchen und zu verschwinden und wieder aufzutauchen. Zuletzt verschwand er völlig, und die „Lusitania" nahm ihren gewohnten Kurs mit einer Schnelligkeit, die ich auf etwa 18 Knoten oder vielleicht etwas weniger schätze. Wir kamen zu dem Schluß, daß der Gegenstand, den wir beobachtet hatten, ein Tauchboot war, das sich als ein befreundetes erwiesen hatte. In diesem Augenblick war kein anderes Schiff in Sicht als ein gewöhnliches Fischerboot. Das Land war während mehr als drei Stunden deutlich erkennbar. Ich möchte annehmen, daß wir zwölf Seemeilen davon entfernt waren. Etwa zehn Minuten vor 2 Uhr begab ich mich hinunter zum Frühstück. Man unterhielt sich bei Tisch über den beobachteten Gegenstand, allein alle waren beruhigt und hatten Vertrauen. Etwa zehn Minuten später war ein dumpfer, trommelähnlicher Schall aus der Richtung vom Bug zu vernehmen, begleitet von einem Beben oder Zittern des Schiffes. Letzteres begann sofort nach Steuerbord überzuholen. Beim Knall der Entladung erhob sich ein allgemeiner Schrei unter den Frauen. Die Männer beschwichtigten sie dahin, daß keine Gefahr vorhanden sei, und daß wir nur eine kleine Mine getroffen hätten.

Die erste Schreckensempfindung der Fahrgäste verschwand bald, und sie schickten sich an, in guter Ordnung aus dem Speisesaal an Deck zu gehen. Es gab kein Gedränge. Die einzige Störung war die sehr schiefe Lage des Decks. An der Steuerbordseite wurden kleine Boote abgelassen, da das Meer dort schon etwa vier Meter von der Reeling reichte. Ich wandte mich halb kletternd über Deck bis zum Abschluß der ersten Klasse. Ich sah nach einem Rettungsgürtel, konnte aber keinen finden. Die einzige Person, die ich traf, war ein katholischer Geistlicher. Ich lief nach meiner Kammer in der zweiten Klasse zurück und stieß unterwegs auf eine Schaffnerin, die sich bemühte, einige hochverstaute Rettungsgürtel herunterzuholen; nachdem ich ihr geholfen, einen anzulegen, stieg ich in einen andern. Unweit davon bemerkte ich eine Frau, die sich an der Wand eines noch nicht abgelassenen Bootes festhielt. Als ich über die Reeling hinwegsah, bemerkte ich, wie etwa drei Meter weiter unten ein Boot abgelassen wurde. Ich trieb die Frau dorthin, sie fiel in das Boot, und ich schwang mich nach ihr hinüber. Während das

Boot noch über den Wellen schwebte, verwickelten sich die Taue am Bug, und das Heck ging so tief hinunter, daß das Boot fast senkrecht stand. Ein junger Mann, ich glaube einer der Heizer, erfaßte sofort eine Axt und hieb die Taue durch. Das Boot fiel flach ins Wasser, das uns umspritzte. Es war ein Glück, daß keiner von uns hinausflog. Zwei Männer, deren einer am Abend vorher in einem Konzert gesungen hatte, trieben in unserer Nähe in den Wellen und suchten das Boot zu erreichen. Allein ein Mann, der sich schon in unserm Boot befand, rief ihm zu: „Schwimmen Sie weg, oder wir alle gehen in dem Strudel unter." Wir ergriffen die Riemen und stießen etwa 15 Meter ab. Das Boot war so überfüllt und lag so tief, daß das Wasser über die Wände herein flutete. Wir suchten es auszuschöpfen, wozu einige von uns ihre Hüte benutzten, kamen jedoch damit nicht recht voran.

Da das Boot immer tiefer ging, warf ich ein auf dem Kiel liegendes Fäßchen ins Wasser, sprang ihm nach und hielt mich daran fest. Ein Schaffner, namens Fryman, der sich an einem Lehnstuhl festhielt, schwamm herbei und klammerte sich ebenfalls an das Fäßchen fest. Als ich über die Schulter zurückblickte, bemerkte ich, daß eine Anzahl Personen sich aus dem Boot stürzte, das ich eben verlassen hatte. Kurz danach kenterte es vollständig. In einiger Entfernung befand sich ein anderes schwer beladenes Boot. Daneben schwamm eine Anzahl Gegenstände, die ich als kleine Flöße erkannte. Ich nehme an, daß etwa zehn oder zwölf Boote oder Flöße umhertrieben. Der Schaffner und ich trieben wenigstens eine Stunde umher, an das Faß geklammert. Dann vermochten wir ein aus Segeltuch mit Eisengestellen hergerichtetes Floß zu erreichen, auf dem sich etwa 25 Personen befanden, darunter zwei Frauen. Man half uns hinauf. Wir nahmen einen Leuchtturm zum Ziel und ruderten verzweifelt darauf los, wobei wir uns an den Riemen abwechselten. Das mag eine Stunde gedauert haben. Dann faßten wir Mut, als ein Aufklärungsschiff in Sicht kam. Es gab uns ein Zeichen, und wir stellten das Rudern ein. Es dampfte herbei, nahm uns auf und fuhr alsdann zu der Stätte des Unglücks, wo wir andere Schiffbrüchige retteten, deren nicht wenige verletzt waren. Ein Knabe von 10 oder 11 Jahren hatte einen Knöchelbruch. Ich stellte eine Art Fesselung und Verband her, und nach einer Weile erfreute er uns durch die scherzhafte Frage: Ist etwa ein Witzblatt an Bord?

Die „Lusitania" sank etwa 18 Minuten, nachdem sie getroffen war, sicherlich nach nicht mehr als 20 Minuten. Während sie unterging, sah ich eine Anzahl Leute von höchsten Punkten des Deckes in die See springen; darunter, glaube ich, auch eine Frau. Ich hörte am Ende kein Kreischen mehr, sondern nur *einen* langgezogenen, traurigen, verzweifelten und ergreifenden Schrei."

Dagegen enthält die „New York Times" scharfe Anklagen der geretteten Passagiere der „Lusitania" gegen die Cunardlinie und die Offiziere und Mannschaften der „Lusitania". Dr. Howard L. Fisher aus New York, der Bruder des früheren Sekretärs des Innern, kritisiert besonders die Offiziere des Dampfers: „Ich kann nicht verstehen, wie sich die Cunardlinie oder die englische Admiralität bei dieser Tragödie frei von Vorwurf fühlen können. Ohne ein begleitendes Torpedoboot mußte dieser Riesendampfer seinen Weg durch die gefährliche Zone machen. Wir waren von der deutschen Regierung gerade genügend gewarnt und ich persönlich möchte nicht, daß mein Land irgendwelche offiziellen Schritte unternimmt. Es ist unwahr, wenn behauptet wird, daß die Passagiere wegen einer etwaigen Gefahr unbesorgt waren. Ich selbst benutzte den Dampfer, um Zeit zu sparen und weil ich glaubte, daß im Falle der Begegnung mit einer treibenden Mine dieses Riesenschiff größere Aussichten zur Rettung bot als ein kleines. Aber alle Passagiere an Bord glaubten, daß wir im Falle einer Torpedierung Zeit genug haben würden, um uns zu retten. Was die Beamten der Cunardlinie ausgesagt haben, ist mir

sehr gleichgültig; aber ich kann durchaus nicht sagen, daß die Disziplin oder die getroffenen Vorsichtsmaßregeln auf der „Lusitania" genügt hätten. Beim ersten Stoß rannte ich auf die Boote zu, aber kein Offizier war zu sehen; Männer, Frauen und Kinder machten einen wilden Ansturm auf ein Boot und versuchten dies herunterzulassen; aber einige Minuten später zerbrach das Boot krachend an der Schiffsseite, und alle Insassen fielen ins Meer. Dann sah ich, wie ein Matrose und ein Passagier sich an einem zweiten Boote zu schaffen machten, und zu meinem grenzenlosen Erstaunen gelang der Versuch. Erst dann sah ich einen der Offiziere, der Lady Mackworth ansprach und sagte: „Fürchten Sie sich nicht, das Schiff kommt schon wieder in Gang." Aber im selben Augenblick drehte sich das Schiff und sank in die Tiefe. Ich selbst habe mich dann durch Schwimmen so lange über Wasser gehalten, bis ich gerettet wurde."

Ein anderer Passagier, J. J. Leary, erklärt, daß Kapitän Turner befohlen habe, es dürften keine Rettungsboote hinuntergelassen werden, da das Schiff imstande wäre, die irische Küste zu erreichen. Im selben Augenblick erfolgte dann die zweite Explosion.

Die Untersuchung über den Untergang der „Lusitania" hat noch einige wichtige Einzelheiten zutage gefördert. So teilte der gerettete Kapitän Turner mit, daß, als das Schiff sich dem Gefahrbereich genähert hatte, alle Boote an Bord bereitgehalten und die wasserdichten Schotten geschlossen waren. Weiter erzählt er: „Die Schnelligkeit des Schiffes war wegen Nebels auf 15 Knoten herabgesetzt, wurde dann jedoch auf 18 Knoten gebracht. Der Kapitän hatte Funksprüche erhalten, aber keine abgesandt. Plötzlich rief der Zweite Offizier: „Torpedo in Sicht!" Der Kapitän lief an die Reeling und bemerkte die Blasenbahn des Torpedos, der das Schiff traf. Sofort gab er Befehl, die Boote auszusetzen, welche die Frauen und Kinder zuerst besteigen sollten. Es war gefährlich die Boote auszusetzen, bevor die Fahrt verlangsamt war, und das Schiff war noch im Fahren, als es sank."

Wie die amerikanische Botschaft in London bekannt gab, sind von den 218 Amerikanern, die sich an Bord der „Lusitania" befanden, 139 umgekommen, darunter Träger der bekanntesten Namen wie Vanderbilt, Hearst, Pearson und Frohman.

* * *

Zur Beurteilung des „Lusitania"-Falles veröffentlicht der „Hamburgische Korrespondent" interessante Ausführungen, die ihm von offenbar wohlunterrichteter Seite zugegangen sind. Er schreibt: „Die „Lusitania" muß seit Kriegsbeginn nicht mehr als zur englischen Handelsflotte, sondern zur Kriegsflotte gehörig angesehen werden, da sie wie ihr Schwesterschiff „Mauretania" seinerzeit unter einem besonderen Abkommen mit der englischen Regierung erbaut worden ist, und zwar unter einem Abkommen, das die Schiffe zu einem Geschenk der englischen Regierung an die Cunardlinie machte. Denn die englische Regierung gab der Cunardlinie die zum Bau dieser beiden Schiffe nötige Summe von etwa 52 Millionen Mark als Darlehen zu dem Zinse der englischen Konsols, also damals 2¾%, und gab der Gesellschaft gleichzeitig eine Subvention von jährlich 150 000 Pfund Sterling, eine Unterstützung, die zur Verzinsung und Amortisation des Regierungsdarlehens ausreichte, zumal die Cunardlinie auch noch eine Spezialvergütung für die Beförderung der Post mit diesen beiden Schnelldampfern bekommt. Dagegen verpflichtete sich die Cunardlinie, im Kriegsfall der Regierung ihre ganze Flotte zur Verfügung zu stellen und diese beiden Schnelldampfer als Hilfskreuzer nach den Vorschriften der englischen Admiralität zu konstruieren. Die Vorschriften der Admiralität sind besonders weitgehend gewesen, insbesondere wurde auch eine hohe Geschwindigkeit verlangt, zumal der Grundgedanke für diese eigenartige Transaktion der Wunsch war, den Rekord des Hamburger Schnelldampfers „Deutschland" zu übertreffen, — ein Wunsch, dem die englische Reederei aus eigener Macht zu entsprechen sich nicht imstande fühlte. Es gibt überhaupt keine Reederei der Welt, die ein so enges Verhältnis zu ihrer

Regierung und namentlich zu ihrer Admiralität eingegangen ist, wie die Cunardlinie. Die Reederei hat die Verpflichtung, alle Pläne für Schiffe über 17 Meilen Geschwindigkeit der Admiralität zunächst zur Prüfung vorzulegen und alle Wünsche, die die Admiralität in bezug auf die Einrichtung solcher Schiffe als Hilfskreuzer hat, zu erfüllen. Sie hat ferner in ihrem Lagerschuppen in Liverpool das Material zur Ausrüstung der Schiffe als Hilfskreuzer auf Lager zu halten. Sie darf weiter alle Schiffe über 17 Meilen ohne Zustimmung der Admiralität nicht verschartern. Sie ist verpflichtet, dafür zu sorgen, daß alle ihre höheren Angestellten Engländer sind, und daß auf ihren Schnelldampfern alle Offiziere und mindestens die Hälfte der Mannschaft zur englischen Marinereserve gehören. Kurzum, die Gesellschaft hat ihren technischen Betrieb im engsten Einvernehmen mit der englischen Admiralität zu führen.

Mit anderen Schiffen der Cunardlinie sind also diese beiden Hilfskreuzer sogleich mit Kriegsausbruch in den Besitz der englischen Regierung übergegangen. Wenn die Regierung diese Dampfer zeitweilig im New Yorker Dienst der Cunardlinie belassen hat, so hat sie das nur getan, weil sie die Schiffe wegen ihrer großen Geschwindigkeit als Transportschiffe für eilige Transporte von Kriegsmaterial benutzt hat. So hat allein die „Lusitania" Anfang Februar 1915 Unterseebootsteile, am 26. Februar 7440 Kisten Munition, 225 Kisten Armee-Ausrüstungsgegenstände und 7000 Schußwaffen und am 4. April Geschütze und große Mengen von Gewehren von New York nach England transportiert. Das Ladungsmanifest der „Lusitania" auf ihrer letzten Fahrt enthielt folgende Posten: 260000 Pfund Walzbronze im Werte von 49565 Dollar, 111762 Pfund Kupfer im Werte von 20995 Dollar, 58465 Pfund Kupferdraht im Werte von 11000 Dollar, 189 Kolli mit Heeresbedarf waren im Werte von 66221 Dollar, 5471 Kisten mit Munition und Patronen im Werte von 200023 Dollar. Der Gesamtwert der Ladung war 725000 Dollar. Daß die Regierung und die Cunardlinie trotzdem die Dampfer für den Passagierverkehr freigegeben hat, ist ein Vorgehen, dessen Folgen nach der deutschen Blockade-Erklärung abzusehen waren und für das die Verantwortung ganz allein die englische Regierung und die Cunardlinie trifft. Um so mehr, als sie zum mindesten die Pflicht gehabt hätten, den wahren Charakter dieser Schiffe als Hilfskreuzer der englischen Marine nicht zu verschleiern, sondern die Passagiere, die das Schiff benutzen wollten, auf die mit der Benutzung verbundene Gefahr aufmerksam zu machen. Uebrigens war dieser eigentliche Charakter der Schiffe als Hilfskreuzer so bekannt, daß man sich wundern muß, daß neutrale Passagiere die „Lusitania" zur Ueberfahrt benutzt haben sollen, besonders da am gleichen Tage mit der „Lusitania" von New York ein neutraler Dampfer, nämlich die „Rotterdam" der Holland-Amerika-Linie, abgegangen ist. Unter heutigen Verhältnissen sind nicht nur die Schnelldampfer der Cunardlinie, sondern alle großen transatlantischen Passagierdampfer der englischen Flagge als Hilfskreuzer anzusehen, da die englische Regierung vor dem Krieg systematisch mit den Vorbereitungen zur Einrichtung dieser Passagierdampfer als Hilfskreuzer vorgegangen ist und dies auch öffentlich bekanntgegeben hat. Beispielsweise haben auch die A-Dampfer der Royal Mail schon im Frieden alle Vorkehrungen erhalten, die notwendig sind, um die Schiffe im Kriegsfalle zu armieren und als Hilfskreuzer zu verwenden. In den neutralen Ländern kann man dieser Tatsache nicht genug Aufmerksamkeit schenken."

Wie ruhig und sachlich denkende Neutrale über die Versenkung der „Lusitania" und die Maßnahmen Englands dachten, kommt vorzüglich in einem Artikel zum Ausdruck, der unter dem Titel „Die Kriegsgesetze" im Stockholmer „Aftonbladet" erschien. Es heißt darin: „Das Wesen des Massenkrieges bewirkt einen äußerst harten Druck auf die Neutralen, nicht nur in der Gestalt der Versuchung, die Augenblickslage einer kriegführenden Macht zum eigenen Landerwerb auszunützen, der Italien zum Opfer

gefallen ist, sondern auch als Verlockung zum Geldverdienen durch Verkauf unbedingter Bannware. Amerika hilft England u. a. dadurch, daß es ihm Munition verschafft. Daraus folgt, daß Deutschland seinerseits eine solche Zufuhr verhindern muß, eine der Aufgaben der gewaltigen Zirkelblockade, die Deutschland, als Antwort auf die englische Blockade der deutschen Nordseeküste, um das britische Inselreich mittels seiner Unterseeboote hergestellt hat. Jedes Schiff, das Munition, Kanonenteile und ähnliches nach England führt, muß die deutsche Seemacht in den Grund zu schießen versuchen, da eine Einbringung nach deutschen Häfen nicht möglich ist. Die Gegenpartei gerät dadurch in Versuchung, als Geiseln Zivilpersonen mitzunehmen und sucht das Rechtsbewußtsein der Neutralen dadurch hinters Licht zu führen, daß sie im geheimen Banngut in einen Luxus-Passagierdampfer einlädt, dessen etwaige Torpedierung innerhalb der unkundigen neutralen Welt leicht Zorn und ethische Entrüstung erregen kann. Um den Transport der Banngutladung zu sichern, ist es von Wichtigkeit, daß so viele Zivilpersonen wie möglich die Fahrt mitmachen; auch gilt es, die Fahrgäste aus so vielen neutralen Ländern wie möglich zusammenzubringen. Deutschland begriff rechtzeitig den kaltblütig geplanten Munitionstransport mit der „Lusitania" und warnte vor der Ueberfahrt mit dem Dampfer durch eine Bekanntmachung des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten. Deutschland hat also durchaus offen und ehrlich gehandelt. Da griffen aber ein: teils die amerikanische Spekulationslust, teils die sich aus dem Munitionsmangel ergebende englische Notlage, und man traf kräftige Maßregeln in der Gestalt von Versicherungen, daß ein genügender seemilitärischer englischer Schutz für die „Lusitania" vorhanden sei. In verschiedener Weise kann man sich durch die Benützung von Zivilpersonen als Geiseln militärische Vorteile verschaffen. Eine angeblich von den Russen angewandte Methode besteht in der unmenschlichen Roheit, vor einer Schützenlinie, die Gebiet gewinnen will, Frauen und Kinder vorzutreiben. Eine andere, ähnliche Art der Benützung ziviler Geiseln haben wir in dem gemeinsamen Auftreten Englands und Amerikas betreffs des Munitionstransports mit der „Lusitania" zu erblicken: hier wurden die Geiseln benützt, um England Patronen und Amerika Geld zu schaffen! So liegt grundsätzlich die Frage. Wenn die 5400 Munitionskästen der „Lusitania" je 1000 Patronen enthalten haben, bedeutet das 5 400 000 Schüsse oder — bei einer Treffwahrscheinlichkeit von drei Prozent den Tod von 150 000 Deutschen. In Wirklichkeit war also „Lusitanias" Aufgabe, diese gewaltige Todesziffer zu verwirklichen. England ist in seinem vollen Recht, wenn es sich Munition zu schaffen sucht; das darf aber nicht durch ganz barbarische Mittel geschehen. Im Krieg wie im Frieden ist es verboten, Reisende mit Munitionstransportdampfern fahren zu lassen, und da Deutschland die Torpedierung im voraus kundgegeben hatte, kannte England genau das Wagnis, und es ist unfaßbar, daß es Reisende, die die Gefahr nicht kannten, in so rücksichtsloser Weise behandelt hat, wie es hier geschehen ist."

Die Behandlung der gefangenen Unterseeboots-Mannschaften in England

8. März 1915.

Meldungen aus London besagen, die britische Volksstimmung verlange von der Regierung mit Ungestüm, daß die Offiziere und Mannschaften der deutschen Unterseeboote, die von englischen Torpedojägern gerettet wurden, nicht als Kriegsgefangene, sondern als Seeräuber behandelt werden sollen.

9. März.

Mitteilung der britischen Admiralität: Seit Beginn des Krieges haben S. M. Schiffe alles getan, um deutsche Offiziere und Mannschaften der zum Sinken gebrachten Schiffe zu retten. Ueber tausend sind auch gerettet worden, oft unter schwierigen und gefähr-

lichen Umständen, während eine gleiche Behandlung britischen Matrosen in gleicher Not niemals zuteil geworden ist. Die Offiziere und Mannschaften, die auf diese Weise gefangen worden sind, wurden ihrem Rang gemäß behandelt und genossen alle Vorzüge, die der Dienst gestattet, sowie in dem Falle der „Emden" alle üblichen Ehrenbezeigungen. Die Admiralität fühlt sich jedoch nicht berechtigt, diese ehrenvolle Behandlung auf die 29 Offiziere und Mannschaften auszudehnen, die von „U 8" übernommen wurden. Dieses Fahrzeug hat sich in den letzten Wochen in der Meerenge von Calais und in dem britischen Kanal betätigt, und es liegt Grund zu der Annahme vor, daß es sich des Angriffs auf unbewaffnete Kauffahrteischiffe, der Versenkung solcher Schiffe, des Abfeuerns von Torpedos auf Schiffe mit Nichtkämpfern, insbesondere auf Neutrale und Frauen, schuldig gemacht hat. Der Dampfer „Oriole" wird vermißt, und es besteht ernstlicher Grund zu der Befürchtung, daß er zu Anfang Februar 1915 mit der ganzen Bemannung zum Sinken gebracht worden ist. Es ist natürlich sehr schwer, solch ein Verbrechen auf Rechnung eines bestimmten Unterseeboots zu setzen; vielleicht wird das Beweismaterial, das zur Feststellung der Schuld erforderlich ist, erst nach dem Kriege zu erlangen sein. Inzwischen müssen Personen, gegen die solche Anschuldigungen erhoben sind, gewissen Beschränkungen unterworfen werden. Man kann ihnen nicht die Vorzüge ihres Dienstgrades zugestehen, sowie daß sie den übrigen Kriegsgefangenen zugeteilt werden.

16. März 1915.

Veranlaßt durch die Meldungen der englischen und neutralen Presse und die Erregung der öffentlichen Meinung in Deutschland über die Behandlung der Unterseeboots-Mannschaften in England ist dem Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin vom deutschen Auswärtigen Amt eine Note überreicht worden, in der es nach einer kurzen Einleitung heißt: Das Auswärtige Amt bittet die Botschaft der Vereinigten Staaten, auf telegraphischem Wege durch Vermittlung der amerikanischen Botschaft in London bei der großbritannischen Regierung anfragen zu lassen, ob und in welcher Weise sie die gefangen genommenen Offiziere und Mannschaften der deutschen Unterseeboote irgendwie schlechter als andere Kriegsgefangene zu behandeln gedenkt. Sollte dies der Fall sein, so wird die weitere Bitte ausgesprochen, im Namen der deutschen Regierung gegen ein derartiges Verfahren bei der britischen Regierung den schärfsten Protest einzulegen und ihr keinen Zweifel darüber zu lassen, daß für jedes in britische Gefangenschaft geratene Mitglied der deutschen Unterseebootsbesatzungen ein in Kriegsgefangenschaft befindlicher englischer Armeeoffizier eine entsprechend schlechte Behandlung erfahren wird.

6. April 1915.

Der amerikanische Botschafter in Berlin, James W. Gerard, überreichte dem Auswärtigen Amt eine Note, die folgenden wesentlichen Wortlaut hat: Der Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten beehrt sich, dem Botschafter der Vereinigten Staaten mit Beziehung auf die Note vom 20. März, betreffend die Zeitungsberichte über die Behandlung der deutschen Unterseebootsgefangenen, mitzuteilen, daß nach einer Auskunft der Lords Commissioners der Admiralität die geretteten Offiziere und Mannschaften der deutschen Unterseeboote „U 8" und „U 12" mit Rücksicht auf die Notwendigkeit ihrer Absonderung von anderen Kriegsgefangenen in die Marinearrestanstalten (Naval Detention Barracks) verbracht worden sind. In diesen Quartieren werden sie menschlich behandelt, erhalten Gelegenheit zu körperlicher Bewegung, sind mit deutschen Büchern versehen, werden zu keinen Zwangsarbeiten herangezogen und werden besser ernährt und gekleidet als britische Gefangene von gleichem Range in Deutschland. Da sich indessen die Besatzungen der beiden in Rede stehenden deutschen Unterseeboote, bevor sie aus der See gerettet wurden, damit befaßten, unschuldige britische und neutrale Handelsschiffe zu versenken und leichtfertig Nichtkämpfer

zu töten, sind sie nicht als ehrenhafte Gegner anzusehen, sondern eher als Leute, die auf Befehl ihrer Regierung Handlungen begangen haben, die Verbrechen gegen das Völkerrecht darstellen und gegen die allgemeine Menschlichkeit verstoßen. Seiner Majestät Regierung möchte auch zur Kenntnis der Regierung der Vereinigten Staaten bringen, daß während des gegenwärtigen Krieges mehr als tausend Offiziere und Mannschaften der deutschen Marine aus der See gerettet worden sind, zuweilen ungeachtet der Gefahr für die Retter und zuweilen zum Schaden britischer Marineoperationen. Es ist dagegen kein Fall vorgekommen, wo irgend ein Offizier oder Mann der Königlichen Marine von den Deutschen gerettet worden ist.

11. April 1915.

Der Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes, von Jagow, hat dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn James W. Gerard, auf die Note vom 6. April 1915 über die Behandlung der in England gefangen gehaltenen Besatzungen deutscher Unterseeboote nachstehende Antwort erteilt: Die Deutsche Regierung hat mit Befremden und mit Entrüstung davon Kenntnis genommen, daß die Britische Regierung die kriegsgefangenen Offiziere und Mannschaften der deutschen Unterseeboote nicht als ehrenhafte Gegner ansieht und sie demgemäß nicht wie andere Kriegsgefangene, sondern wie Arrestanten behandelt. Diese Offiziere und Mannschaften haben als tapfere Männer in Erfüllung ihrer militärischen Pflichten gehandelt und daher vollen Anspruch darauf, in derselben Weise wie andere Kriegsgefangene gemäß den völkerrechtlichen Abmachungen gehalten zu werden. Die Deutsche Regierung legt daher gegen das völkerrechtswidrige Vorgehen Englands auf das schärfste Verwahrung ein und sieht sich gleichzeitig zu ihrem Bedauern gezwungen, nunmehr unverzüglich die von ihr angekündigte Vergeltungsmaßnahme auszuführen und eine entsprechende Anzahl kriegsgefangener englischer Armeeoffiziere einer gleich harten Behandlung zu unterwerfen. Wenn übrigens die Britische Regierung am Schlusse ihrer Ausführungen bemerken zu sollen glaubt, daß die deutsche Marine im Gegensatz zur britischen die Rettung von Schiffbrüchigen unterlassen habe, so kann die darin liegende Unterstellung, als ob eine solche Rettung den deutschen Kriegsschiffen möglich gewesen, aber von ihnen geflissentlich unterlassen worden sei, nur mit Abscheu zurückgewiesen werden.

Der Unterzeichnete bittet den Herrn Botschafter, der Britischen Regierung eine entsprechende Mitteilung zugehen zu lassen, auch dafür Sorge zu tragen, daß sich ein Mitglied der Amerikanischen Botschaft in London alsbald persönlich von der Behandlung der deutschen Unterseebootsgefangenen überzeugt und über alle Einzelheiten ihrer Unterbringung, Verpflegung und Beschäftigung Bericht erstattet. Das weitere Verfahren gegenüber den arrestierten britischen Offizieren, die vorläufig in Offiziershaft genommen werden, würde alsdann der Behandlung der deutschen Gefangenen angepaßt werden.

Dazu wird halbamtlich folgendes festgestellt: In den Fällen, in denen britische Kriegsschiffe von deutschen U-Booten zum Sinken gebracht worden sind, stand die Rettung der englischen Besatzungen naturgemäß ganz außer Frage, da Unterseeboote hierzu außerstande sind. Im Gefecht bei Helgoland am 28. August 1914 und bei den Vorstößen gegen die englische Küste am 2. November und 16. Dezember 1914 sind Torpedoboote vernichtet worden, aber die britische Regierung kann diese Fälle nicht wohl im Auge gehabt haben, da sie den Verlust von Fahrzeugen bestreitet. In dem Gefecht bei der Doggerbank am 24. Januar 1915 sind zwar der englische Kreuzer „Tiger" und einige englische Torpedoboote untergegangen, aber auch diese kann die britische Regierung nicht meinen, da sie amtlich erklärt hat, alle Schiffe, die an der Schlacht beteiligt gewesen seien, seien zurückgekehrt. Am 20. September 1914 wurde der englische Kreuzer „Pegasus" im englischen Hafen von Sansibar durch den kleinen Kreuzer „Königsberg" vernichtet. „Königs-

berg" befand sich hierbei außerhalb des Hafens und konnte selbstverständlich nicht zur Rettung der Besatzung in den feindlichen Hafen einlaufen. Es bleibt somit nur die Schlacht von Coronel, in der am 1. November 1914 durch unser Kreuzergeschwader zwei englische Panzerkreuzer vernichtet wurden. Den einen Panzerkreuzer, „Good Hope" haben unsere Schiffe mit einbrechender Dunkelheit aus Sicht verloren, haben ihn gesucht und nicht wieder finden können. Daß unter diesen Umständen von der Besatzung von „Good Hope" niemand gerettet werden konnte, ist einleuchtend. Als „Monmouth" sank, war nur S. M. Schiff „Nürnberg" in der Nähe. Warum von diesem Schiff niemand gerettet wurde, läßt sich aus einem Briefe eines Sohnes des Grafen Spee erkennen, der wörtlich schreibt: „Das Schiff „Monmouth" versank mit wehender Flagge, und keinen Mann konnten wir retten, einmal wegen der hohen See, die das Aussetzen eigener Boote unmöglich machte, dann aber auch, weil neue Rauchwolken gemeldet wurden, die, wie wir hofften, neue Feinde waren und auf die wir zuhielten." Auch der deutsche Geschwaderchef Graf Spee schreibt in einem Briefe hierüber: „Leider verbot die schwere See die Rettungsarbeit." In Deutschland ist es rückhaltlos anerkannt worden, daß englische Kriegsschiffe wiederholt nach Gefechten unsere Seeleute gerettet haben. Niemand ist es aber in Deutschland eingefallen, Anklagen zu erheben, daß bei den Falklandinseln, als unser „Scharnhorst" mit wehender Flagge bei hellem Tag und glatter See unterging, niemand gerettet wurde, trotzdem zahlreiche britische Schiffe in der Nähe waren. Aus Vorstehendem geht hervor, daß sich während des ganzen Verlaufs des Krieges für deutsche Kriegsschiffe nie eine Gelegenheit bot, Besatzungen britischer Schiffe zu retten. Ebenso, wie uns, ist dies auch der britischen Regierung bekannt. Die britische Regierung verschweigt dies in ihrer Note und erhebt durch die Gegenüberstellung der Tatsache, daß die englische Marine wohl über tausend deutsche Seeleute, die deutsche Marine aber keinen einzigen englischen Marineangehörigen gerettet habe, die Anschuldigung, daß von deutscher Seite die Rettung britischer Besatzungen absichtlich unterlassen worden sei. Hierin ist ein arglistiges Mittel zu erblicken, die öffentliche Meinung zu täuschen und die Neutralen gegen Deutschland zu verhetzen. Die deutsche Antwortnote weist also mit vollem Recht die in der britischen Note liegende Unterstellung mit Abscheu zurück.

12. April 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Die von der englischen Regierung angeordnete Maßregelung der in treuester Pflichterfüllung in ihre Gewalt geratenen Besatzung von Unterseebooten durch Versagung ehrenhafter Kriegsgefangenschaft und Unterbringung in Naval Detention Barracks hat die deutsche Regierung zu der Gegenmaßnahme veranlaßt, für jeden Gefangenen der Unterseebootsbesatzung für die Dauer seiner völkerrechtswidrigen, harten Behandlung einen kriegsgefangenen englischen Offizier ohne Ansehen der Person in gleicher Weise zu behandeln. Dementsprechend sind heute, am 12. April 1915, aus Offiziergefangenenlagern 39 englische Offiziere in entsprechende Haft in Militärarrestanstalten übergeführt worden.

26. April 1915.

Das britische Auswärtige Amt veröffentlicht die vom amerikanischen Botschafter übermittelte Liste der 39 englischen Offiziere, die, in deutscher Gefangenschaft befindlich, als Erwiderung auf die unehrenhafte Behandlung deutscher U-Boots-Mannschaften in England in Militärgefängnisse übergeführt worden sind. Die Liste enthält unter anderen folgende Namen: Kapitän Grey, einen Verwandten Sir Edward Greys, Kapitän Coke, einen Halbbruder des Lords Leicester, Leutnant Goschen, einen Sohn des früheren Botschafters in Berlin, ferner Söhne der Earl of Erroll, Earl of Albemarle, Earl of Galloway, Lord Clanmorris, Lord Mylton, nahe Verwandte des Lords Saltoun und des

Herzogs von Grafton. Die „Times“ bemerken dazu: „Die Deutschen scheinen die in ihren Händen befindlichen Mitglieder der vornehmsten englischen Familien und die Angehörigen der berühmtesten britischen Regimenter ausgesucht zu haben.“

Das Vorgehen der britischen Admiralität hat in ganz Deutschland Entrüstung hervorgerufen; aber auch in England erfuhr die völkerrechtswidrige Behandlung der deutschen Seesoldaten, die ihre militärischen Pflichten bis zum äußersten erfüllt hatten, vielfach energischen Widerspruch. Die liberale Londoner Wochenschrift „The New Statesman“ z. B. erklärt, die Regierung habe sich in eine Sackgasse hineinmanövriert. Sei schon das Geschrei vor einigen Wochen betreffs der besonders strengen Behandlung gefangener Unterseebootmannschaften bedauerlich gewesen, so sei noch bedauerlicher die Tatsache, daß die Regierung dem stattgegeben habe. Der Artikel fährt fort: „Wir müssen uns eingestehen, daß wir in puncto Repressalien mit den Deutschen nicht konkurrieren können, und daß für jeden Schritt, den wir tun, die deutsche Regierung ohne Schwierigkeit zwei Schritte machen kann. Es bleibt uns nur übrig, alle Kriegsgefangenen, ohne Rücksicht auf ihre individuellen Handlungen als ehrenhafte Feinde zu behandeln, wie wir unsere Landsleute in Deutschland behandelt zu sehen wünschen.“

Auch der Bischof von Birmingham, der eindringlich zur Besinnung geraten hatte, brandmarkte das Vorgehen der britischen Admiralität als einen „verächtlichen Racheakt.“ Die Angelegenheit kam Ende April auch im Unterhause zur Sprache, Marineminister Churchill erklärte: „Es sind nur besondere Maßnahmen getroffen für die Behandlung kriegsgefangener Unterseebootsmannschaften, die absichtlich Nichtkombattanten im Meer umkommen ließen. Die vor dem 18. Februar in Gefangenschaft geratenen Mannschaften von Unterseebooten werden wie gewöhnliche Gefangene behandelt,“ und weiter: „Es kann augenblicklich nicht gesagt werden, ob es bei Beendigung des Krieges möglich sein wird, eine direkte oder indirekte Schuld dieser Leute nachzuweisen, auch nicht, in welcher Form Genugtuung erzielt werden kann. Inzwischen müssen diese Gefangenen von ehrenhaften Kriegsgefangenen getrennt gehalten, aber in jeder Beziehung menschlich behandelt werden. Die Gegenmaßnahmen Deutschlands gegen kriegsgefangene englische Offiziere werden die Handlungsweise der englischen Regierung nicht abändern.“ Ministerpräsident Asquith nannte die Behandlung der englischen Kriegsgefangenen in Deutschland in jeder Beziehung entsetzlich. „Die Geschichte und England werden diesen schrecklichen Rekord von berechneter Grausamkeit und Verbrechen bei der Endabrechnung nicht vergessen.“

Allmählich aber sah man ein, daß die englische Maßnahme eine Torheit war. Im Unterhause erklärte Bonar Law Anfang Mai 1915 offen: die Regierung könne ohne Schädigung ihres Ansehens und der nationalen Würde dieses Verfahren rückgängig machen. Ursprünglich hatte es die englische Regierung abgelehnt, die Behandlung der deutschen Unterseeboot-Gefangenen durch einen Vertreter Amerikas untersuchen zu lassen. Auf die deutsche Vergeltungsmaßregel hin aber wurde diese Behandlung wesentlich verbessert und kurze Zeit darauf hat die Regierung, wie Lord Crewe im Oberhaus mitteilte, auch gestattet, daß der amerikanische Botschafter in London die Gefangenen besucht; ja sie selbst wünscht jetzt diesen Besuch dringend, da von seinem Ergebnis die Behandlung englischer Offiziere, die zum größeren Teile vornehmen englischen Familien angehören, abhängt. Anfang Juni erklärte dann Balfour im Unterhause, daß seit einigen Wochen kein nennenswerter Unterschied in der Behandlung Kriegsgefangener von Unterseebooten und anderer Kriegsgefangener gemacht worden sei, und daß namens der Regierung Maßregeln getroffen worden seien, um die Behandlung zukünftig vollständig gleich zu gestalten. Das bedeute jedoch keine Aenderung der Ansichten über die Art der Handlungen, zu denen die Unterseebootleute verwendet würden.

15. Juni 1915.

Amtliche deutsche Mitteilung: Nach einer Mitteilung des hiesigen amerikanischen Botschafters hat die Großbritannische Regierung dem amerikanischen Botschafter in London erklärt, daß die geretteten Besatzungen der deutschen Unterseeboote 8, 12 und 14 in die allgemeinen Kriegsgefangenenlager überführt werden und dort genau die gleiche Behandlung wie andere Kriegsgefangene erhalten sollen. Hierauf hat die deutsche Regierung unverzüglich angeordnet, daß diejenigen britischen Offiziere, die zur Vergeltung für die bisherige Behandlung der deutschen Unterseebootsbesatzungen in Offiziersgefangenenanstalten verbracht worden waren, alsbald in die Kriegsgefangenenlager zurückgeführt und daselbst wieder in gleicher Weise wie die übrigen kriegsgefangenen Offiziere behandelt werden. Der hiesige amerikanische Botschafter ist hiervon mit dem Ausdruck des Dankes für seine erfolgreichen Bemühungen in Kenntnis gesetzt worden.

Episode

Die Wachsamkeit der deutschen „U“-Boote

Der Kapitän eines schwedischen Dampfers schrieb an einen in der Schweiz lebenden alten Freund nach der „Vossischen Zeitung“ u. a. folgendes: „Es wird Dich sicherlich interessieren, etwas über meine letzte Fahrt von Brasilien nach Europa zu hören. Deutschland kann stolz sein auf seine kühnen Unterseebootsbewohner. Ende Februar 1915 langten wir mit dem Schiff vor dem englischen Kanal an, ohne etwas von dem Unterseebootskrieg gegen England und Frankreich zu ahnen, da wir keine drahtlose Telegraphie an Bord hatten. Eine hohe westliche Dünung schob den Kasten fast von selbst in den Kanal hinein. Da wir schon seit mehreren Tagen keine astronomischen Beobachtungen gehabt hatten, sehnten wir mit Spannung den Sonnenaufgang herbei, weil wir uns vor dem Eingang des Kanals schätzten. Der Tag begann zu grauen. Anstatt der lieben Sonne tauchte im Osten von uns dem Anscheine nach ein mächtiger Walfisch mit seinem dicken Böskopf aus der Meerestiefe empor. „Eine Harpune hat der Kerl im Rücken,“ rief mir der zweite Offizier nach, als ich ins Navigationszimmer eilte. „Ein Seeteufel mit einem Knast auf dem Buckel ist es,“ scherzte ich, als ich wieder die Kommandobrücke betrat. Dabei dachte ich noch gar nicht an ein Unterseebot, hatte ich doch ein solches noch nie gesehen. Bald ging an der vermeintlichen Harpune die deutsche Kriegsflagge hoch. Ganz von selbst hemmten wir die Fahrt und zeigten unsere Flagge und das Unterscheidungssignal. Auf weiteres Verlangen des U-Bootes gaben wir durch Signalflaggen unsern Abgangs- und Bestimmungshafen, sowie den Inhalt der Ladung an. Von dem Heimatshafen des Dampfers überzeugte sich der Kommandant des Unterseebootes selbst durch Anfahren unseres Schiffes, da er in großen goldenen Buchstaben am Heck zu lesen ist. Da nun unsere Ladung, bestehend aus Kaffee, für ein neutrales Land bestimmt war, ging vom Tauchboot das Signal hoch: „Sie können Ihre Reise fortsetzen.“ Das war ziemlich in der Mitte des Kanals südöstlich von Kap Lizard.

Ein zweites deutsches Unterseeboot trafen wir zwischen Plymouth und der Insel Wight, dem ich auf Verlangen die Schiffspapiere an Bord brachte. Nach Durchsicht derselben erklärte mir der Kommandant in meiner Landessprache: „Ihnen wollen wir den Kaffee nicht versalzen. Fahren Sie mit Gott. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.“ Ein Glas Wein besiegelte den Abschied. Während wir mit Volldampf weiterfuhren, tauchten die kühnen deutschen Blaujacken wieder in die Tiefe.

Zwischen Brighton und Dover tauchte zum drittenmal auf dieser kurzen Strecke ein deutsches Unterseeboot auf; dessen Kommandant ließ uns ebenfalls die liebenswürdigste Behandlung zuteil werden, so daß wir binnen kurzem unsere Reise fortsetzen konnten.

Bei Dover, im Bereich der Festungsgeschütze, wurden wir endlich von einem englischen Torpedojäger angehalten und einer scharfen Untersuchung der Ladung und Schiffspapiere unterworfen. Das Auftreten des englischen Offiziers muß ich geradezu als schroff und mißachtend bezeichnen. Ich freue mich noch heute, daß ich vorsichtig genug gewesen war, wenigstens meine Mannschaft rechtzeitig zu warnen, den Engländern nichts von den deutschen Unterseebooten zu verraten. Als sich endlich der britische Offizier die Frage erlaubte, ob wir etwas von den deutschen Seehunden bemerkt hätten (wie er sich spöttisch ausdrückte), war ich nicht faul, und gab ihm die Antwort, „daß ich nicht dazu berufen sei, Landesverrat an meinen Freunden zu begehen," worauf der Frechdachs mir sagte, seine Regierung sei bereit, mir 50 Pfund für jede Mitteilung über Aufenthalt und Bewegung feindlicher Kriegsschiffe in englischen Gewässern zu zahlen. Entrüstet wies ich den Lockspeiseverkünder zurück. Mit der Hand nach der Tür zeigend, schleuderte ich ihm die Worte ins Gesicht: „Schämen sie sich Ihres Standes als Offizier einem alten Schweden, der ich bin, eine solche Tat zuzumuten!" Mit diesem Bescheid war er abgeblitzt. Auch bei meinen Offizieren und Mannschaften hatten sich die Briten trotz allerlei Versprechungen vergebens bemüht, irgend etwas auszukundschaften. Die deutschen Offiziere haben dagegen an uns keine Frage oder Bemerkung über den Feind gemacht. Das nenne ich gentlemanlike.

In der Nordsee wurden wir nochmals von einem deutschen U-Boot angehalten, das noch Abfertigung mit Volldampf über Wasser in der Richtung nach der englischen Küste weiterfuhr."

In der Ostsee

13. April 1915.

Nach amtlichen russischen Meldungen bombardierte ein deutscher Kreuzer das Dorf Bowentschow an der Mündung des Swentaflusses an der russischen Ostseeküste. Die deutschen Geschütze schleuderten etwa 20 Geschosse gegen die feindlichen Stellungen.

Aus Petersburg wird von geheimnisvollen Vorgängen berichtet, die sich bei der russischen Ostseeflotte zugetragen haben sollen. Danach hätten auf zwei Panzerkreuzern Kesselexplosionen stattgefunden, wobei eine Anzahl von Offizieren und Mannschaften ums Leben gekommen sein sollen. Man spricht von einer Meuterei einer Anzahl Matrosen, die die Maschinenanlagen der beiden Schiffe beschädigt hätten, oder auch von einem geheimnisvollen nächtlichen Abenteuer auf der Reede von Kronstadt. Private Todesanzeigen melden den plötzlichen Tod des Kontreadmirals Tyrkoff, Kommandant des Schlachtschiffs „Paul I.", sowie dreier Schiffsoffiziere der Ostseeflotte.

1. Mai.

Wie der Pfarrer der russischen Insel Runöe im Rigaer Busen, die von Schweden bewohnt wird, August Zetterquist, nach Meldungen aus Stockholm berichtete, landeten die Deutschen unbemerkt während der Nacht mit zwei großen Torpedobootzerstörern und überfielen die russische Bewachungsmannschaft des Leuchtturms. Vor ihrer Abfahrt zerstörten sie durch Sprengpatronen das Leuchtfeuer und die Petroleumbehälter.

11. Mai 1915.

Deutsche Meldung: Deutsche Torpedoboote unternahmen einen Vorstoß gegen die russische Ostseeküste und drangen auch in die Bucht von Riga ein. Zwischen den vorgeschobenen Küstenbefestigungen und den Torpedobooten entspann sich ein kurzes, aber lebhaftes Feuergefecht. Die deutschen Kriegsschiffe erlitten keinerlei Beschädigungen.

Russische Meldung: Eine Abteilung von Kreuzern der baltischen Flotte, die im südlichen Teil der Baltischen See auf der Höhe von Windau kreuzte, tauschte einige

Schüsse aus großer Entfernung mit einem feindlichen Kreuzer und Torpedobooten aus, die von ihrer größeren Schnelligkeit Gebrauch machten und einem Kampfe auswichen.

19. Mai 1915.

Deutsche Meldung: In russischen Meldungen vom 15. Mai wird behauptet, daß eines der in der Ostsee befindlichen englischen Unterseeboote am 10. Mai 1915 in der Nähe von Libau einen deutschen, von Kriegsschiffen begleiteten Transportdampfer durch einen Torpedoschuß versenkt habe. Wie wir von unterrichteter Stelle erfahren, trifft es zu, daß am 10. Mai ein Hilfsschiff der kaiserlichen Marine, aber kein Transportdampfer, bei Libau von einem feindlichen Unterseeboot angegriffen worden ist. Die abgefeuerten Torpedo verfehlten aber ihr Ziel.

* * *

Die Tätigkeit der deutschen Ostseestreitkräfte zur Unterstützung der deutschen Landtruppen beim Vorgehen gegen Libau wird später im Zusammenhang mit diesen Operationen geschildert werden.

Im Mittelmeer

Vorbemerkung: Die Seekämpfe an den Dardanellen und im Schwarzen Meer sollen, da sie in engem Zusammenhang mit den Landoperationen stehen, im Zusammenhang mit den türkischen Kriegsschauplätzen behandelt werden.

14. Februar 1915.

Ein österreichisch-ungarischer Torpedojäger und zwei Torpedoboote sind, nach italienischen Meldungen, in Antivari eingelaufen und beschossen die Lagerhäuser.

24. Februar.

Die österreichisch-ungarischen Schiffe verließen, wie aus Cettinje gemeldet wird, die Bucht von Cattaro und sind in die Mündung der Bojana eingelaufen. Die Schiffe sind dann wieder nach Cattaro zurückgekehrt, wobei sie die montenegrinischen Stellungen, besonders die Budua beherrschenden, einem halbstündigen Bombardement unterzogen.

24. Februar.

Amtliche französische Meldung: Das französische Torpedoboot „Dague“, das einen Lebensmitteltransport nach Antivari begleitete, ist abends 9.30 Uhr, im Hafen von Antivari auf eine österreichisch-ungarische Mine gestoßen und gesunken. 38 Mann werden vermißt. Der Transport erlitt keine Unterbrechung. Der Transportdampfer ist rechtzeitig zurückgekehrt.

1. März 1915.

Nach amtlichen Telegrammen aus Cettinje und anderen Mitteilungen kreuzten morgens um 3 Uhr zwei österreichisch-ungarische Torpedoboote, zwei Torpedojäger und ein Kanonenboot zunächst einige Zeit vor Antivari, kamen alsdann näher und eröffneten ein lebhaftes Feuer gegen die Docks und die Wohnhäuser. Das Bombardement richtete schweren Schaden an und zerstörte eine Menge Häuser. Andere gingen in Flammen auf. Außer einer Anzahl Soldaten wurden auch zahlreiche Bürger, darunter zwei Frauen, durch Schrapnells getötet und andere Einwohner unter den Trümmern begraben. Auch die Jacht des Königs Nikita, „Russia“, wurde in den Grund gebohrt.

Dazu wird aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier als wirklicher Sachverhalt folgendes gemeldet: „Am 1. März um 2½ Uhr früh sind drei unserer Torpedoboote, begleitet von drei Zerstörern, in den Hafen von Antivari eingedrungen und haben eine Abteilung gelandet, welche die in den Magazinen am Steinmolo lagernden Vorräte in Brand steckte und zerstörte. Die zur raschen Entladung französischer Transporte neu gebaute Holzmole mit Gleis und Bahnanlagen wurde durch Sprengung vollständig zer-

trümmert. Die sog. Jacht „Rumija", die schon seit Jahren nur zum Warentransport, seit Monaten aber namentlich zum Schleppen von Seglern, die mit Konterbande aus Albanien kamen, verwendet wurde und die bei unseren Aktionen stets geschont worden war, wurde aus dem innersten Hafen herausgeholt und, da das stürmische Wetter die Fortführung verhinderte, vor der Hafeneinfahrt versenkt. Während dieser Operationen wurden unsere Fahrzeuge eine Stunde lang nach und nach von fünf Batterien immer heftiger beschossen, aber nicht getroffen. Unsere Torpedoboote haben nur mit Maschinengewehren das gegen sie und die gelandete Abteilung gerichtete Gewehrfeuer erwidert und außerdem zwei Warenleichter aus nächster Nähe mit Granaten beschossen. Von den Zerstörern im und vor dem Hafen wurde überhaupt kein einziger Schuß abgegeben. Selbst die am Land gelagerten großen Benzinmengen wurden wegen der Gefahr für zwei nahe davor liegende Segelschiffe unbekannter Nationalität nicht zerstört. Die von montenegrinischer Seite verbreiteten Schauergeschichten von einem Bombardement der Stadt, von vielen zerstörten oder in Flammen aufgegangenen Wohnhäusern, von einer Menge unter Trümmern begrabener oder durch Schrapnells getöteter Bürger, insbesondere Frauen und Kindern, sind nichts als Erfindungen, wie sie von gegnerischer Seite mit Sicherheit zu erwarten waren."

5. März 1915.

Nach Mitteilungen der „Tribuna" drangen fünf österreichisch-ungarische Kriegsschiffe in den Hafen von Antivari ein und beschossen die Stadt und die Hafenanlagen.

18. März.

Die spanische Behörde in Bilbao ersuchte um Entwaffnung des englischen Hilfskreuzers „Northfield", der länger als 24 Stunden im Hafen verblieb.

28. April 1915.

Amtliche österreichisch-ungarische Meldung: Unterseeboot 5, Kommandant Linienschiffsleutnant Georg Ritter v. Trapp, hat im Jonischen Meere den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta" torpediert und versenkt.

Ueber den Untergang des „Léon Gambetta" werden aus Italien folgende Einzelheiten gemeldet: Schon mehrere Tage vorher wurden in der unteren Adria Unterseeboote bemerkt, die von schnellen Kreuzern begleitet waren. Der „Gambetta" war mit „Waldeck-Rousseau" und anderen Schiffen der französischen Flotte, die gegenüber Cattaro operierten, losgelöst und zu Streifzügen nach der unteren Adria gesandt worden. Die Besatzung, die 720 Mann betrug, schlief ruhig, als am Dienstag, den 27. April 1915, morgens 1.15 Uhr das Schiff torpediert wurde. Der Kommandant ließ darauf das Schiff gegen Santa Maria di Leuca steuern. Das Schiff sank aber in 15 Minuten, da es nicht gelang, es schnell genug auf die Küste auflaufen zu lassen. Der erste Torpedoschuß traf die Dynamokammer, so daß sofort das Licht auf dem ganzen Schiff verlöschte. Sogleich strömten die Matrosen auf Deck zusammen und machten alle Anstrengungen zur Rettung des Kreuzers, doch traf bald darauf ein zweiter Torpedoschuß den Rumpf des Schiffes, so daß es mit äußerster Schnelligkeit sank. Der Leuchtturmwächter von Santa Maria di Leuca, der gerade auf einer Streiffahrt war, eilte mit seinem Boote herbei und fand eine Schaluppe mit Schiffbrüchigen so gefüllt, daß sie unterzugehen drohte. Als die beiden von Brindisi entsandten Torpedoboote zwölf Stunden nach dem Untergang eintrafen, fanden sie noch eine Anzahl Schiffbrüchiger, durch den zwölfstündigen Kampf mit den Wogen erschöpft, auf dem Meere treiben. Dadurch ist die Gesamtzahl der Ueberlebenden auf 133 gestiegen, darunter ein einziger Offizier. Der Kommandant, Kontreadmiral Senet, soll Selbstmord begangen haben. Das österreichisch-ungarische Unterseeboot verblieb die ganze Nacht an Ort und Stelle und verschwand erst nach Ankunft der italienischen Torpedoboote.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Linienschiffsleutnant Georg Ritter von Trapp

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der versenkte französische Panzerkreuzer „Léon Gambetta“



Phot. L. Schaller, Stuttgart

Die Bucht von Cattaro



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Ein französisches Unterseeboot

Die deutschen Ueberseekreuzer

Der Untergang des Kreuzers „Dresden"

16. März 1915.

Amtliche deutsche Meldung: Amtlich wird von der britischen Admiralität bekanntgegeben, daß die englischen Kreuzer „Kent" und „Glasgow", sowie der Hilfskreuzer „Orama" im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez auf S. M. Kleinen Kreuzer „Dresden" gestoßen sind. Nach kurzem Kampf geriet die „Dresden" durch Explosion einer Munitionskammer in Brand und sank. Die Besatzung soll von den englischen Kreuzern gerettet worden sein.

Amtliche englische Meldung: Am 14. März 9 Uhr vormittags überraschten Kreuzer „Glasgow" (Kapitän John Luce), Hilfskreuzer „Orama" (Kapitän John R. Segrave) und der Kreuzer „Kent" (Kapitän John B. Allen) die „Dresden" bei der Juan Fernandezinsel. Es folgte ein Gefecht. Nach einem Kampf von fünf Minuten holte die „Dresden" ihre Flagge nieder und hißte die weiße Flagge. Sie war stark beschädigt und in Brand geraten. Nachdem sie einige Zeit gewartet hatte, explodierte ihre Munitionskammer und sie sank. Die Besatzung wurde gerettet. 15 schwer verwundete Deutsche wurden in Valparaiso gelandet.

24. März.

Amtliche deutsche Meldung: Der Kommandant S. M. S. „Dresden", der mit der Besatzung des Schiffes an Bord eines chilenischen Kreuzers in Valparaiso eingetroffen ist, berichtet dienstlich folgendes: „Am 14. März vormittags lag S. M. S. „Dresden" zu Anker in der Cumberlandbucht der Insel Juan Fernandez. Hier wurde das Schiff von den englischen Kreuzern „Kent" und „Glasgow" und von dem Hilfskreuzer „Orama" angegriffen. Der Angriff erfolgte aus einer Richtung, in der S. M. S. „Dresden" nur ihre Heckgeschütze verwenden konnte. „Dresden" erwiderte das Feuer, bis alle verwendbaren Geschütze und drei Munitionskammern unbrauchbar geworden waren. Um zu verhindern, daß das Schiff in Feindeshand fiele, wurden Vorbereitungen zum Versenken getroffen, und gleichzeitig ein Unterhändler auf „Glasgow" gesandt, der darauf hinwies, daß man sich in neutralen Gewässern befände. Da „Glasgow" trotz dieses Hinweises den Angriff fortsetzen wollte, wurde S. M. S. „Dresden" gesprengt und versank um 11 Uhr 15 Minuten mit wehender Flagge, während die Besatzung drei Hurras auf S. M. den Kaiser ausbrachte." Hiernach ist die von englischer Seite gebrachte Darstellung, daß S. M. S. „Dresden" unter Hissen der weißen Flagge kapituliert habe, nicht zutreffend.

Amtliche chilenische Meldung: „Am 9. März warf der Kreuzer „Dresden" Anker in der Cumberlandbai der Insel Mas a Tierra der Juan-Fernandez-Gruppe, 500 Meter von der Küste. Der Kommandant des Kreuzers bat den Gouverneur des Hafens um die Erlaubnis, acht Tage dort bleiben und seine Maschinen reparieren zu dürfen. Dies wurde verweigert, vielmehr befahl ihm der Gouverneur, die Bai binnen 24 Stunden zu verlassen, widrigenfalls der Kreuzer interniert werden würde. Nach Ablauf der Frist teilte der Gouverneur dem Kommandanten mit, daß sein Schiff nunmehr interniert werden müsse, und machte dem Präsidenten der Republik Meldung. Inzwischen kam am 14. März ein englisches Geschwader in der Cumberlandbai an und eröffnete sofort das Feuer auf die vor Anker liegende „Dresden"; der Gouverneur des Hafens, der im Begriff war, dem Kommandanten des Kreuzers „Glasgow" einen Besuch abzustatten, mußte umkehren. „Dresden" hißte die Waffenstillstandsflagge (Flag of truce) und sandte einen Offizier auf die „Glasgow", um darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in neutralen Gewässern befinde. Das britische Geschwader ließ diese Mitteilung unbeachtet

und forderte den deutschen Kreuzer zur Uebergabe auf, widrigenfalls er vernichtet werden würde. Daraufhin gab der Kommandant der „Dresden" Befehl, die Munitionskammer zu sprengen und das Schiff zu versenken."

Die gerettete Besatzung der „Dresden" wurde an Bord des chilenischen Panzerkreuzers „Esmeralda" zur Internierung in den Hafen von Valparaiso gebracht.

Der ehrenhafte Untergang der „Dresden" an der chilenischen Küste wurde in allen chilenischen Volksklassen in würdiger Weise besprochen. Von gewisser, namentlich militärischer Seite, verdenkt man es dem chilenischen Gesandten in London, Agostin Edwards, stark, daß dessen Depeschen an die Regierung über die Bewegungen der „Dresden" in den chilenischen Gewässern wahrscheinlich indirekt Veranlassung zur Wiederaufnahme der verloren gegangenen Spur des Kreuzers durch das verfolgende britische Geschwader „Kent", „Glasgow" und „Orama" waren. Einige chilenische Blätter deuten an, die Engländer würden jedenfalls den Aufenthalt der „Dresden" in der Cumberlandbucht nicht so schnell erfahren haben, wenn der Kommandant des Kreuzers, Kapitän Lüdecke, nicht großmütig die Besatzung des gekaperten englischen Seglers Connay Castle ans Land geschickt hätte. Als der englische Kreuzer „Orama" mit den ersten deutschen Toten und Verwundeten an Bord am 16. März in Valparaiso einlief, erwartete eine ungeheure Menschenmenge die Ankunft des Kreuzers. Beim Ausschiffen der Toten entblößten die Umstehenden schweigend die Häupter, während beim Abtransport der Verwundeten die Menge in stürmische Hochrufe auf die deutsche Marine ausbrach. Aus den Erzählungen der deutschen Matrosen geht hervor, daß die Engländer anfangs das Schießen noch nicht einstellten, als die Besatzung der von ihrem Kommandanten in die Luft gesprengten „Dresden" sowohl in überfüllten Booten, als auch schwimmend ans Land strebte. Später, als die englischen Rettungsboote kamen, habe sich auch keiner der Schwimmenden retten lassen, nach dem Grundsatz: „Lieber ertrinken, als von denen gerettet werden." Eine erfreuliche Ausnahme von dem Verhalten der meisten Engländer bildete das Verhalten des englischen Stabsarztes Welham an Bord der „Orama", der alle seine Kunst aufbot, die Leiden der Verwundeten zu mildern. Zu den deutschen Offizieren der „Dresden" sprach er sich bitter aber aufrichtig über den Neutralitätsbruch seiner Landsleute aus, und bemerkte: „Ich wollte, ich wäre nicht dabei gewesen!"

15. April 1915.

Die englische Regierung veröffentlicht ein Weißbuch mit den Noten, die zwischen dem chilenischen Gesandten in England und dem Auswärtigen Amte über die Versenkung des deutschen Kreuzers „Dresden" am 14. März in den chilenischen Gebietsgewässern ausgetauscht wurden. Am 26. März 1915 überreichte der Gesandte eine Note, in der sich die chilenische Regierung darüber beklagt, daß der englische Kommandant dem Chef der chilenischen Marinestation von Mas a Tierra keine Zeit ließ, die Lage des deutschen Kreuzers „Dresden" in der Cumberlandbucht zu erklären, und energisch gegen den Einbruch in ihre souveränen Rechte protestiert. Die Note weist dann darauf hin, daß das Vorgehen des englischen Flottengeschwaders in Chile große Aufregung hervorgerufen habe, und fährt dann fort: „daß die englischen Kriegsschiffe in den Häfen der Republik mit allem versehen wurden, was uns angesichts des gegenwärtigen europäischen Konflikts im Hinblick auf unsere Neutralität zu liefern erlaubt war. Es konnte daher kaum eine peinlichere Ueberraschung für uns geben, als daß unsere außerordentlich herzliche und freundliche Haltung durch eine Handlung vergolten wurde, die leider alle Anzeichen der Mißachtung der Hoheitsrechte aufweist, wiewohl es wahrscheinlich ist, daß dem Sinne derjenigen, die sie unbedacht vollbrachten, nichts ferner lag als das." Zum Schluß wird für die von den britischen Seestreitkräften begangene Handlung Genugtuung verlangt. Sir Edward Grey antwortete schon am 30. März 1915 mit dem Ausdruck „tiefen

Bedauerns" über die Entstehung eines Mißverständnisses, das der chilenischen Regierung Anlaß zur Beschwerde geben konnte; wie die Tatsachen in den ihr (der britischen Regierung) gemachten Mitteilungen dargelegt seien, sei sie bereit, der chilenischen Regierung eine völlige und gänzliche Entschuldigung darzubieten. Dann fährt der Minister fort: Die Regierung Seiner Majestät war über die tatsächlichen Vorgänge bei der Entdeckung der „Dresden" durch das britische Geschwader nur auf Vermutungen angewiesen, bevor sie die Mitteilungen der chilenischen Regierung erhielt. Auch jetzt noch ist sie nicht im Besitz eines Berichtes über das Vorgehen des Kapitäns der „Glasgow". Die ihr vorliegenden Angaben lassen darauf schließen, daß die „Dresden" sich der Internierung nicht gefügt hat, daß ihre Flagge noch wehte und ihre Geschosse noch gebrauchsbereit waren; trifft das zu, so hätte, falls an Ort und Stelle in dem gegebenen Augenblick die chilenischen Behörden keine Mittel an der Hand hatten, um ihre Entschließung zur Internierung der „Dresden" durchzusetzen, diese ohne das Vorgehen der britischen Schiffe offenbar entkommen und abermals britische Handelsschiffe angreifen können. Es wird angenommen, daß die Insel, an der die „Dresden" ihre Zuflucht gesucht hatte, keine Kabelverbindung mit dem Festlande hatte. Wenn unter diesen Umständen die „Dresden" ihre Flagge noch wehen und ihre Geschosse in Stellung hatte, so nahm wahrscheinlich der Kapitän der „Glasgow", namentlich nach der früheren Betätigung der „Dresden", an, daß sie den chilenischen Behörden trotzte, die chilenische Neutralität mißbrauchte und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um in See zu stechen und abermals britische Handelsschiffe anzugreifen. Wenn tatsächlich diese Umstände obwalteten, so müßte die Regierung Seiner Majestät sich sagen, daß sie das Vorgehen des Kapitäns des britischen Schiffes rechtfertigen würden. Angesichts jedoch der Länge der Frist, die erforderlich wäre, um alle Umstände aufzuklären, und angesichts der uns gewordenen Mitteilung von der Auffassung, welche die chilenische Regierung aus den ihr über die Umstände vorliegenden Angaben gewonnen hat, möchte die Regierung Seiner Majestät die Entschuldigung nicht einschränken, die sie jetzt der chilenischen Regierung darbietet."

Dazu schreibt die „Frankfurter Zeitung": „England gesteht also den Neutralitätsbruch offen zu, aber eine einfache Erklärung genügt nach englischer Auffassung, um ihn sozusagen ungeschehen zu machen, und man nimmt offenbar an, daß Chile die Pflicht hat, damit zufrieden zu sein. Von einer Ahndung oder Entschädigung oder einer ähnlichen Genugtuung ist keine Rede. Nichts zeigt deutlicher den Britenhochmut als die Erledigung dieses Vergehens am Völkerrecht, für das kein anderer Grund vorlag, als der Wunsch eines Briten, eine sich ihm bietende Gelegenheit zur Vernichtung eines Gegners sich nicht durch Rücksichten auf die Neutralität Chiles nehmen zu lassen. Daß dabei auch die britische Fairness zum Teufel gegangen ist, geniert die Engländer nicht. Fairness und Völkerrecht haben nur Wert, so lange Britanniens Vorteil darunter nicht leidet."

* * *

Die „Deutsche Presse" in Santiago de Chile enthält in ihrer Nummer vom 22. März 1915 eine anschauliche Schilderung der Kreuzerfahrten der „Dresden" und ihres ruhmvollen Untergangs nach dem feigen englischen Ueberfall in den neutralen chilenischen Gewässern. Es heißt darin:

„In Sankt Thomas, auf dem Insel-Archipel von Westindien, schickt sich ein deutscher Kreuzer zum Auslaufen an. Frohe Stimmung herrscht an Bord. Der Heimat zu sollte die Fahrt gehen.

Der Drahtlose arbeitet emsig in seiner Funkenkambüse. Telegramme kommen und gehen. Eifrig wie je fliegen die elektrischen Wellen durch die Weite. Ordonnanzen laufen und eilen. Schon bemerkt die Mannschaft unter den Offizieren eine besondere Bewegung, und Augenblicke später fliegt die große Kunde von Mund zu Mund: Krieg! —

Der Kreuzer läuft aus. Kein Mensch weiß, wohin es nun geht. Die Nacht sinkt. Nicht wie sonst senden die Bogen- und Glühlampen ihre hellen Lichter in das Dunkel der Nacht. Mit abgeblendeten Lichtern saust das Schiff in voller Fahrt dahin. Die Wachen lugen mit gespanntester Aufmerksamkeit in das Dunkel der Nacht. Das Schiff nimmt Kurs nach Süden. Es geht nicht nach der Heimat. Alle wissen es. Keiner aber ist traurig.

Ein jeder weiß, daß sie dem sicheren Tode entgegensehen, nachdem nach ein paar Tagen bekannt wurde, daß auch England mitmache, dem Deutschen Reich den Garaus zu machen. Den Feind kennen sie. Der ist zu mächtig. Der verfügt über ungezählte Geschwader, gegen den können wir hier draußen nicht an. Aber darum zittert keiner der Braven. Ruhig, wie immer, tut ein jeder seinen Dienst, vom Kommandanten bis zum letzten Heizer. Das eine wissen alle: Kommt es zum letzten Kampf, so gehen wir in Ehren unter....

Monate währt die Kreuzfahrt. Bald wird das edle Wild von übermächtigem Feinde verfolgt, entzieht sich ihm durch geschickte Zickzack-Bewegungen, verschwindet im Dunkel der Nacht, um wieder da aufzutauchen, wo man es am wenigsten vermutet; bald wird der Gejagte selbst zum Jäger, bringt einen feindlichen Dampfer auf, der ihm das Notwendigste geben muß zum Leben, ohne das der Kreuzer selbst trotz seiner Waffenwehr ein hilfloses Wrack ist: Kohlen.

Deutsche Dampfer kommen und gehen. Kein Mensch weiß — außer dem Kommandanten —, woher sie kommen, wohin sie gehen. Geheimnisvoll, wie sie gekommen, verschwinden sie wieder, nachdem sie Kohlen und Lebensmittel gebracht haben. Und die Jungens lachen. Nun ist schon ein Monat Krieg, jetzt schon zwei, bald drei, und immer noch weht die deutsche Flagge stolz auf den Weltmeeren.

Hast du dir das träumen lassen, John Bull? — Wohl kaum. Wir haben es selbst nicht für möglich gehalten.

Der eine oder der andere der Dampfer bringt auch Zeitungen. Die geben uns Kunde von Lüttich, von Namur, von Tannenberg. Die erzählen uns von der „Königin Luise“, von dem Untergang des „Amphion“, und dröhnend schallt ein dreifaches „Hurra“ über Deck. Und sie erzählen uns auch in den Telegrammen aus London, daß die Engländer uns von der „Dresden“ schon gefangen nahmen, uns in den Grund bohrten, daß sie einen deutschen Dampfer aufbrachten, und am nächsten Morgen lag derselbe bei uns längsseits, und wir kohlten trotz schwerer See. Dann ging ein Lachen durch das Schiff. Laßt den Engelsmann ruhig lügen. Die von der „Dresden“ erwischt er nicht so leicht, und wenn, dann gibt's Späne . . .

„Kriegsschiffe voraus an Steuerbord!“, meldet der Wachtmann. Und alles ist erstaunt, daß nicht „Klar Schiff“ angeschlagen wird. Und dann kommen sie näher; man vermutet, dann erkennt man, es sind Deutsche, jetzt sieht man sie genau: „Scharnhorst“ mit der Admiralsflagge im Top, „Gneisenau“ und auch die flinken, kleinen Gefährten „Nürnberg“ und „Leipzig“. Weiter hinten große Fracht- und Personendampfer mit der deutschen Flagge. Da der große, den kennt noch keiner. Aha, dann wird es bekannt: das ist der große Russe, den die „Emden“ gleich am ersten Kriegstage erwischte.

Das große Werk war gelungen, vielleicht die größte Leistung, welche das deutsche Auslandgeschwader im ganzen Kriege vollbracht hat: trotz der Wachsamkeit der Engländer, Franzosen, Russen, Australier und Japaner ein ganzes Geschwader zu vereinen, die Schiffe über den halben Erdball zu lenken, ihnen Kohlen zu verschaffen, einen wirklichen Gefechtswert zu vereinen! Das war der erste, der größte Sieg der deutschen Auslandsflotte über das Rudel seiner Feinde . . .

Und dann kam der große Tag. „Klar Schiff zum Gefecht.“ Die Flaggen fliegen hoch. Ueber die brüllende, vom Sturm gepeitschte See jagen die stolzen Kreuzer dahin.

Phot. Arthur Renard, Kiel

S. M. kleiner Kreuzer „Dresden"



Nach The Illustrated War News

Eine weittragende 6 inch-Schnellfeuerkanone auf einem englischen Monitor



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Korvettenkapitän Max Thierichens
der Kommandant des Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich"



Phot. Phototek, Berlin

Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" nach seiner Internierung
im Hafen von Newport News

die Geschütze donnern. Deutschlands Blaujacken empfangen die Feuertaufe, und bei Santa Maria sinken die Engländer in das Wellengrab . . .

Ein langer Monat des Wartens, der Ungeduld, des Kreuzens, ewiger Vorsicht. Es fehlt an Kohlen. Das Geschwader ist nicht gefechtsbereit. Kaum haben die Bunker genügend, um einen Kampf aufnehmen zu können, geschweige denn, selbst auf eigene Faust etwas zu unternehmen. Sie müssen an Chiles Küste ausharren, wo ihnen die deutschen Dampfer keine Kohlen bringen können.

Kein Mensch hat es uns gesagt. Aber eine einfache Ueberlegung bestätigt es uns, daß die den Deutschen gegenüber so strikt beobachtete „Neutralität" der Verderb des Geschwaders des Admirals v. Spee ward. Bitter, traurig, aber wahr . . .

Und als die Kohlen kamen, war es zu spät. Es war den Engländern gelungen, ein gewaltiges Geschwader an den Falklandinseln zu sammeln, gegen das ein Kampf aussichtslos war. Zwei Tage früher, und das Blättchen hätte sich gewendet. So ist das Schicksal.

„Der Kampf ist gegen ungeheuere Uebermacht völlig aussichtslos. „Scharnhorst" und „Gneisenau" werden ihn annehmen. Die kleinen Kreuzer bringen sich sofort in Sicherheit!" so lautete der Befehl vom Flaggschiff des Geschwaders am 8. Dezember.

Trotzdem war „Dresden" den ganzen Tag bis zum Sinken der Nacht im schärfsten Feuer. Als der schnellste der Kleinen Kreuzer suchte sie die Engländer, die die weniger schnellen Gefährten verfolgten, auf sich zu ziehen. Manche ihrer Granaten war ein guter Treffer. Trotzdem konnte sie das Geschick der andern Kreuzer nicht abwenden. Nur „Dresden" entkam . . .

Hinter ihnen her die Engländer. Drei Schiffe, dann fünf, dann sieben. Und immer wieder schlägt ihnen der Kommandant ein Schnippchen.

Dann kommt der dritte Kampf. Schon dachten alle, es wäre der letzte. Die „Kent" hatte den verhaßten Feind, der die Wut der Engländer schon ins Grenzenlose gesteigert hat, aufgespürt. Wieder donnern die Geschütze über die See im ungleichen Kampfe mit dem dreifach überlegenen Gegner.

Aber wiederum entkommt die „Dresden". Zwei lange Tage währt die Verfolgung, bis „Kent" die Spur völlig verliert. Jetzt geht der Engländer Verstärkung holen. Allein kann er mit dem Teufelsschiff „Dresden" nicht fertig werden.

Und während die Engländer in Coronel einlaufen, Kohlen zu nehmen, Kunde von dem deutschen Kreuzer zu erhalten, versenkt dieser prächtige Korsar einen englischen Segler in den Fluten des Atlantischen Ozeans.

Aber die Maschinen wollen nicht mehr. Seit nahezu acht Monaten arbeiten sie nun Tag und Nacht. Einmal nur lief man einen Hafen an, Valparaiso, einen anderen, Punta Arenas, nur für wenige Stunden. Es wird zur dringenden Notwendigkeit, einen Hafen anzulaufen, Maschine und Kessel nachzusehen, Kohlen einzunehmen. Mit dem letzten Brocken Kohle gelangt „Dresden" nur noch mit schwacher Fahrt in den Hafen von Juan Fernandez, geht in der Cumberlandbucht vor Anker.

Dort liegt sie unter dem Schutz der chilenischen Oberhoheit, in neutralem Gebiet, ihre Schäden auszubessern, und ihre Vertrauensseligkeit wird ihr zum Verderben.

Es ist Sonntag. Die Mannschaft ist eifrig dabei, Rein Schiff zu machen. Um ½10 Uhr soll ein Gottesdienst stattfinden. Da erscheinen am Horizont Rauchwolken. Bald erkennt man drei englische Kriegsschiffe. Aber an Bord geht alles ruhig seinen Gang. Kein Mensch denkt sich irgend etwas Böses. Sie werden in den Hafen kommen wollen, sie werden dann draußen liegen bleiben, das Auslaufen des Gejagten zu erwarten, mit Uebermacht über ihn herzufallen, und schon ballen die Seeleute der „Dresden" die Faust: „Na warte nur, so ganz ohne kriegst du uns nicht!" —

Der chilenische Hafenbeamte, auch im Glauben, die Engländer wollen in den Hafen einlaufen, fährt dem Schiff entgegen, sie zu empfangen.

Da, was ist das? — Auf der am nächsten fahrenden „Glasgow" blitzt es auf, jetzt auch auf den beiden anderen. Dumpf dröhnt der Kanonendonner über das Meer. Viel zu hoch geschossen, die Granaten sausen über das Schiff hinweg und schlagen weit hinten auf Land ein. Von wilder Panik erfaßt, stürzt die Bevölkerung der Insel aus den Häusern, flüchtet sich in die Berge, sich vor den Geschossen der Engländer zu retten. Immer und immer wieder schlagen die Geschosse auf Land ein, Staub aufwirbelnd, mächtige Rauchsäulen hinterlassend: Brandgranaten.

An Bord der „Dresden" keinen Augenblick Bestürzung. Scharf und hell klingen die Kommandorufe: Alle Mann an ihren Gefechtsplatz. Maschinenpersonal an Land. Sie können ja nicht helfen, da die Maschinen tot sind. Sie sind auch die einzigen, welche sich in voller Uniform gerettet haben.

Jetzt schlagen die Granaten näher ein. Aber auch auf der „Dresden" ist alles fertig. Das Schiff liegt mit dem Bug nach dem Lande. Nur seine beiden Heckgeschütze von 10,2 Zentimeter kann es gegen die 15-Zentimeter-Kanonen der drei Feinde einsetzen. Ein paar Schüsse blitzten auf, da fegen auch schon ein paar Volltreffer den hinteren Panzerturm hinweg, setzen die Geschütze außer Gefecht: „Dresden" ist völlig wehrlos.

Ein Granatsplitter zersplittert die Flaggenstange. Todesmutig stürzen die Matrosen hinzu, die Flagge wieder zu setzen. Auf der „Dresden" gehen Signale hoch; die internationalen Zeichen, die Entsendung eines Unterhändlers anzeigend, gegen die Neutralitätsverletzung Verwahrung einzulegen. Der Feind stellt das Feuer für einen Augenblick ein.

Die Pinasse stößt mit einem Offizier von Bord, sie hält der „Glasgow" zu. An Bord erhält die Mannschaft Befehl, sich an Land zu begeben, der Kommandant trifft seine Vorbereitungen. Er ahnt die Antwort, die sein Offizier ihm bringen wird:

„Ergeben Sie sich, sonst schieße ich Ihr Schiff zusammen. Ich habe Befehl, Ihr Schiff zu vernichten, wo immer ich es treffe, ohne mich um die Neutralität zu bekümmern. Die Neutralitätsfrage wird später die Diplomatie regeln!" —

Ein deutsches Schiff ergibt sich nicht. Noch strebt die Mannschaft dem Lande zu. Hier ringen einige schwimmend mit den Wellen, während die Geschosse der Engländer um sie herum einschlagen, dort eilen sie in einem überfüllten Boote der Küste zu, als das Boot einen Treffer erhält; zwei Mann erleiden den Tod für Kaiser und Reich.

Als letzter verläßt der Kommandant sein Schiff. Kaum ist er von Bord, da steigt eine mächtige Flamme mittschiffs von dem schon lichterloh brennenden Schiffe empor; eine furchtbare Explosion, und langsam legt sich die „Dresden" auf die Seite. Die Munitionskammer ist gesprengt worden, das Schiff sinkt.

An Land aber steht die kühne Schar, die so lange dem Feinde getrotzt, die durch drei Schlachten hindurch das stolze Reichsbanner trug, und jetzt im vierten, bei einem feigen, hinterlistigen Ueberfalle lieber ihr Schiff opfert, als es dem Feinde in die Hände fallen zu lassen. Wehen Herzens sieht sie zu, wie das geliebte Schiff tiefer und tiefer sinkt, die Augen werden ihnen feucht, Tränen rollen über die wettergebräunten Wangen, deren sich die rauhen Seeleute nicht schämen. Ueber der wehenden Kriegsflagge der deutschen Flotte schlagen die Wogen des Stillen Ozeans zusammen, aus rauhen Kehlen, die der Schmerz fast zuschnürt, schallt ein dreifaches Hurra als letzter Gruß. Die „Dresden" ist nicht mehr — —

Auf stillem Friedhofe liegen drei Opfer englischen Völkerrechtsbruches. In aller Stille wurden sie bestattet. Ihr Grab wird kommenden Geschlechtern erzählen, wie deutsche Seeleute kämpften und starben . . ."

Der Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich"

10. März 1915.

Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" hat Newport News angelaufen, um erlittene Schäden auszubessern. Er hatte an Bord ungefähr 350 Personen, die er von in Grund gebohrten Schiffen übernommen hatte.

„Prinz Eitel Friedrich" gehörte vor dem Kriege dem Norddeutschen Lloyd. Er ist 8797 Brutto-Registertonnen groß, 148,72 Meter lang und 16,96 Meter breit. Er wurde 1904 bei Vredow in Stettin erbaut. Die Maschinen zeigen 7000 Pferdestärken, die dem Schiff eine Geschwindigkeit von etwa 14 bis 15 Knoten verleihen. Die Besatzung beträgt 245 Köpfe. Der Dampfer fand vornehmlich für ostasiatische Fahrten Verwendung.

Der Kommandant, Korvettenkapitän Max Thierichens, führte bis zum Beginn des Krieges das in Ostasien stationierte Kanonenboot „Luchs". Thierichens, ein Berliner, trat 1893 in die Marine ein und wurde am 10. April 1911 zum Korvettenkapitän befördert.

12. März.

Die amerikanische Neutralitätsbehörde befürwortete, daß der deutsche Hilfskreuzer „Eitel Friedrich" die Erlaubnis erhalten soll, unter Aufsicht der amerikanischen Marinebehörden Reparaturen vorzunehmen. Die Bundesregierung beschloß, die dem Hilfskreuzer zur Ausbesserung bewilligte Frist nicht bekannt zu geben.

Die Mannschaften des „Prinz Eitel Friedrich" sind wegen ihrer Fahrt von 30000 Meilen in Newport News die Helden des Tages. Extrazüge und Dampfer brachten Tausende von Neugierigen nach dem Hafen von Norfolk. Auf den Vorschlag eines amerikanischen Arbeiters nichtdeutscher Abstammung in Chicago wurde eine Liebesgabensammlung für die Offiziere und Mannschaften veranstaltet.

31. März.

Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" wurde davon benachrichtigt, daß er den Hafen Newport News spätestens am 6. April 7 Uhr abends verlassen müsse. „Eitel Friedrich" begann darauf Kohlen einzunehmen.

5. April.

Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" setzt ununterbrochen die Kohleneinnahme fort. Eine große Menschenmenge war am Quai versammelt, die ihrer Sympathie oder Antipathie Ausdruck gab. Die Musikkapelle auf dem Schiff spielte fortgesetzt patriotische Weisen und lustige Märsche. Riesige Wetten werden darauf abgeschlossen, ob es dem deutschen Dampfer gelingen werde, den ihm auflauernden englischen Kreuzern zu entgehen.

8. April 1915.

Nach den „Times" haben die amerikanischen Behörden am Mittwoch den 7. April den Weg für die Ausfahrt des „Prinz Eitel Friedrich" freigemacht, indem sie alle, anderen kriegführenden Mächten gehörigen Schiffe 24 Stunden lang am Verlassen des Hafens hinderten. Gleichzeitig kreuzte außerhalb des Hafens das amerikanische Kriegsschiff „Alabama" mit der Bestimmung, auf alle Fälle jede Verletzung der amerikanischen Neutralität zu verhindern. Der „Eitel Friedrich" ließ seine Schornsteine rauchen, gab aber keine Anzeichen, die Anker zu lichten. Spät abends ging der Hafenkontrolleur an Bord des Schiffes und erklärte dem Kapitän erneut, daß er unter Vermeidung der Internierung den Hafen vor Mitternacht und die Dreimeilenzone vor vier Uhr morgens verlassen haben müsse. Der Kapitän Thierichens überreichte als Antwort dem Hafenbeamten folgende Note: „Ich teile Ihnen mit, daß ich beabsichtige, Seiner Majestät Schiff „Prinz Eitel Friedrich" zu internieren. Die Unterstützung, die ich erwartete, ist nicht rechtzeitig herangekommen. So machen Zahl und Stärke der feindlichen Kreuzer, die den Hafeneingang bewachen, es mir unmöglich, mit der Hoffnung auf Erfolg nach der offenen See durchzukommen. Ich habe mich entschlossen, die Mannschaft und das Schiff nicht fruchtloser

und sicherer Vernichtung preiszugeben. Mit Dank für das von allen Behörden der Vereinigten Staaten bewiesene Entgegenkommen erwarte ich Ihre Anordnungen. Dieselbe Mitteilung ließ ich Kontreadmiral Helm auf dem Schiff „Alabama" zugehen."

Auf diese Mitteilung benachrichtigten die Behörden sofort die Kapitäne von mehr als zwanzig britischen Schiffen, daß sie jetzt den Hafen verlassen könnten.

In langen Kabeltelegrammen der Londoner Blätter kommt die Enttäuschung zum Ausdruck über die Internierung des „Eitel Friedrich", wodurch den vor dem Hafen lauernden feindlichen Kreuzern die sicher geglaubte Beute entgangen ist.

* * *

Kapitän Thierichens hat einem Vertreter der „New Yorker Staatszeitung" eine Schilderung seiner Fahrt durch zwei Ozeane gegeben, der wir folgendes entnehmen:

„Am 6. August 1914 fuhren wir aus Tsingtau ab. Natürlich war das Schiff abgeblendet, die Geschütze klargemacht. Wir hatten durch Funkenverbindung mit dem Kreuzergeschwader, bestehend aus dem „Gneisenau", „Scharnhorst" und den anderen Schiffen, Fühlung bekommen und kamen bald darauf in Sicht desselben. Ende August trafen wir auf den Marschallinseln ein. Dort stieß der Hilfskreuzer „Cormoran", die erste Prise der „Emden", zu uns, der in seinem Vorleben der russische Dampfer „Rezan" war. Aber das Kanonenboot „Cormoran" gab in Tsingtau seine Mannschaften und Ausrüstungsgegenstände an das Schiff ab, und so ging es als deutscher Hilfskreuzer in See. Jetzt liegt es in Guam interniert. Auf den Marschallinseln wurden wir zusammen mit dem „Cormoran" losgelassen und operierten zunächst gemeinschaftlich.

Wir wollten zuerst an die australischen Küsten fahren, um dort den Handel zu stören. Dazu gehörten aber zunächst Kohlen, die ziemlich ausgegangen waren. Unsere Hoffnung, Schiffen zu begegnen, die uns damit versorgen könnten, wurde getäuscht. Zudem bekamen wir Nachrichten, alle Passagen nach Australien seien durch Engländer und Japaner gesperrt. So gaben wir den Plan auf. Dann kam uns der Gedanke, in den deutschen Kolonien nach Kohlen zu suchen, und wir beschlossen, zunächst die Palauinseln anzulaufen. So fuhren wir nach Angaur, wo die deutsche Phosphatgesellschaft große Anlagen hatte. Alles war leer in Angaur. Keine Kohlen, gar nichts. Wir fuhren weiter nach dem Hafen von Malakal, der in der Nähe liegt, und der „Cormoran" fuhr nach Uapu. Das war sehr schwieriges Fahrwasser in diesen Gegenden; viele Koralleninseln, es mußte vom Mast aus gefahren werden, um die hellgrünen Stellen zu entdecken, wo die Korallen sind. Als Mastkorb hatten wir eine Heringstonne, mit Segeltuch umkleidet, ausstaffiert. Das Durchkommen gelang uns, allerdings mit mehrstündigem Festsitzen auf einem Korallenriff, was uns jedoch nichts weiter schadete. Die Freude, als wir in den Hafen kamen! Man kann sich nichts Schöneres denken. Ganz stilles Wasser, nicht der geringste Wellenschlag. Und am Lande fanden wir, wie für uns geschaffen, einen Kohlenhaufen von 2000 Tonnen. Das Spaßige dabei war, daß diese Kohlen nach Ausbruch des Krieges aus Japan dorthin gebracht worden waren von einem deutschen Dampfer, der wenige Tage vor der Kriegserklärung ausgelaufen war und überhaupt nichts vom Kriege gehört hatte. Prähme gab's natürlich nicht. Aber die Leute waren findig: Die großen Passagierboote wurden herabgelassen; Bettücher wurden als Segel an Bambusstöcken aufgehißt zum Hinüberfahren. Die vollen Boote wurden dann mit einer Leine ans Schiff herangeholt und fuhren wieder leer mit den improvisierten Segeln zurück. In sieben Tagen waren die ganzen Kohlen an Bord, und nun konnte es weiter gehen. Als Rendezvous mit dem „Cormoran" hatten wir Alexishafen, Neuguinea, verabredet. Dorthin fuhren wir und dampften mutterseelenallein und ahnungslos in die enge Hafeneinfahrt hinein. Zu beiden Seiten steile Ufer und dichte Kokospalmen. Da kam am Ufer ein deutscher Jesuitenpater herangelaufen, der mit beiden Händen aufgeregt in der

Luft herumfuchtelte. Wir hielten dies für eine Begrüßung. Als wir anlegten, kam der Pater an Bord, und rief mir zitternd gleich zu: „Machen Sie, daß Sie fortkommen! Neuguinea ist seit zwei Tagen englisch!" Na, Tableau, können Sie sich denken. Der Pater erzählte weiter, daß sechs Meilen entfernt, bei Friedrich-Wilhelms-Hafen, englische Kriegsschiffe lägen, eines derselben werde noch am selben Tage erwartet, um den Bewohnern von Alexishafen den Neutralitätseid abzunehmen. Diese Nachricht, so ernst sie war, wirkte derart verblüffend, daß wir alle laut zu lachen anfingen. Dann berichtete der Pater, der „Cormoran" sei bereits dagewesen. Die Engländer hätten einen Kreuzer von Friedrich-Wilhelms-Hafen herübergeschickt, nachdem sie diesen Platz genommen. Der „Cormoran" kroch prompt in einen Schlauch, gebildet aus einem gewundenen Nebeneingang, von überhängenden Kokospalmen beschattet, ließ keinen Rauch aufsteigen und verhielt sich mäuschenstill. Der englische Kreuzer steckte seine Nase in die Hafeneinfahrt und patrouillierte den Tag über auf der Reede. Als die Dämmerung hereinbrach, dampfte der Kreuzer wieder zurück nach Friedrich-Wilhelms-Hafen und der „Cormoran" schlüpfte unter dem Schutz der Nacht hinaus.

Da saßen wir also in Alexishafen, jeden Augenblick gewärtig, daß der englische Kreuzer wieder hereindampfen könnte. Nach kurzer weiterer Besprechung mit dem Jesuitenpater fuhr ich denn so rasch ich konnte, wieder in den Ozean hinaus. Ausgerüstet mit genügend Kohlenstoff, spielen Entfernungen keine Rolle mehr, sagte ich mir; so versuchst du es mal in Amerika. Ich richtete also unsern Kurs nach der Westküste Amerikas. Den „Cormoran" habe ich nicht wieder gesehen. Ende November 1914 näherten wir uns der chilenischen Küste. Zum erstenmal bekamen wir hier wieder Verbindung mit dem deutschen Kreuzergeschwader. Dann ging ich nach Valparaiso, bekam dort in liebenswürdigster Weise, was ich gesetzmäßig beanspruchen konnte, aber natürlich innerhalb 24 Stunden mußte ich wieder raus. Nur etwa dreißig Meilen waren wir von der Stätte der Seeschlacht entfernt, in der das deutsche Kreuzergeschwader „Monmouth", „Good Hope" und andere englische Schiffe versenkte (vgl. II, S. 273). Wir fingen die Funksprüche auf „Alles klar zum Gefecht" und die sonstigen Signale. Ich saß die ganze Zeit in der Funkenbude. Die Mannschaften standen stumm auf Deck und lauschten den Mitteilungen; wenn wir etwas auffingen, ließ ich es den Leuten gleich sagen. Danach stießen wir wieder zum Geschwader. Wir hatten ein Rendezvous bei einer unbewohnten Felsinsel, was sehr angenehm für uns war. Dort gab es Langusten, Hummer ohne Scheeren, in schwerer Menge. Wir fingen an die fünfzig jeden Tag, legten sie in die Kühlräume, und noch Wochen hinterher gab es die feinste Hummer-Mayonnaise.

Jetzt begann unsere beutereiche Glückszeit. Wir waren mittlerweile tieftraurig geworden, weil wir immer nur Kohlen verbraucht und eigentlich nichts dafür geleistet hatten. Da tauchte plötzlich morgens im Nebel vor unserem Bug ein Dampfer auf. Wir gierig darauf los. Wir hißten das Signal: „Namen geben und Flagge hissen!" worauf zu unser aller Freude die englische Flagge hochging. Der Dampfer stoppte. Ein Prisenkommando, bestehend aus zwei Offizieren und einigen Matrosen, ging an Bord. Die Schiffspapiere wurden geprüft, die Ladung inspiziert. Man ermittelte, für wen diese bestimmt sei und ob das Schiff die Flagge zu Recht führe. Nach alldem war der Dampfer uns verfallen. Es war der englische Dampfer „Charcas", der hauptsächlich Stückgüter, Metallwaren u. dergl. führte. Unsere erste Prise. Nachdem wir die Besatzung mit allen ihren Privatsachen an Bord genommen hatten, wurde der Dampfer durch Oeffnen der Ventile und einige Schüsse zum Sinken gebracht. Kerzengerade ging der „Charcas" unter. Ich habe später die ganze Besatzung des „Charcas" in der Nähe von Valparaiso ans Land gesetzt, da die Küste nach der Vernichtung des englischen Geschwaders zurzeit nicht mehr gefährlich für uns war. Sehr ulkig war es,

daß die Besatzung des „Charcas“, die sehr gemischt war und zum Teil aus deutschen, englischen und amerikanischen Matrosen bestand, sich von uns mit den Worten: „Good bye, Gentlemen“ und „Three Cheers“ verabschiedete.

Am 23. Dezember 1914 zeigte sich wieder ein Segler. Gott sei Dank herrschte Windstille, und so konnten wir uns Zeit nehmen. Es war das englische Vollschiff „Kildalton“. Die Windstille verhinderte, daß er uns ausbüchste. Die Fracht der „Kildalton“ paßte uns famos: Erzladung, Kohle, Mennige (rote Farbe), Blecheimer und Kohlenschaufeln. Erst feine Kohlen, dann die Schaufeln dazu, und Farbe für das schwer verrostete Schiff. Na, die „Kildalton“ wurde auch versenkt, nachdem die Besatzung und der Teil der Ladung, den wir gebrauchen konnten, an Bord waren. Mit voller Takellage sank das Schiff langsam, bei aufgehendem Monde, in den Wogen unter.

Wir faßten nun den Plan, nach der Ostküste von Südamerika zu gehen, und beschlossen, vorsichtshalber, in weitem Bogen ums Kap Horn herumzufahren, da die Magelhaens-Straße uns mit Recht verdächtig erschien. Unterwegs stießen wir auf einen norwegischen Segler, der mit Salpeter nach Hause fuhr. Er bestätigte die Nachricht von dem Sinken des Kreuzergeschwaders und teilte uns mit, daß auch die „Nürnberg“ gesunken sei.

Je näher wir ans Land kamen, desto deutlicher wurden wieder die Funkensignale, was uns bewies, daß viele englische Schiffe in der Gegend waren, namentlich bei den Falklandinseln. Aber ich hielt nur die „drahtlosen Ohren“ offen, den drahtlosen Mund geschlossen, um unsere Anwesenheit nicht zu verraten. Nun hatte ich vor, nach Deutschland durchzubrechen. Das war Anfang Januar 1915. Aber da kamen wir auf den Segelweg, etwa achthundert Meilen von der südamerikanischen Küste. Am 26. Januar 1915 tauchte zur Vorfeier für Kaisers Geburtstag der erste Segler, der Russe „Isabel Browne“, abends um 10 Uhr auf. Fracht Salpeter. Die Papiere wiesen nach, daß die Ladung nach dem „Aermelkanal, auf Order“ bestimmt war. Wir hatten ruhiges Wetter, nahmen die Besatzung noch abends an Bord, ließen das Schiff während der Nacht mit vollen Segeln treiben, da Windstille herrschte, und am nächsten Morgen um 8 Uhr, während alles Privateigentum usw. an Bord war, wurde das Schiff versenkt. Am nächsten Tage feierten wir Kaisers Geburtstag. Einer Ansprache an die Mannschaft folgte das Mittagessen. Und alles war noch bei Tisch, als der Mann auf dem Ausguck zwei Segler meldete. Es waren die Segelschiffe „William P. Frye“ und „Pierre Loti“. Wir hatten Zeit, in aller Ruhe wurde die Mahlzeit beendet, während wir auf den Amerikaner „William P. Frye“ zudampften. Zunächst wurde ein Prisenkommando abgeschickt und auf dem Amerikaner plaziert, dann machten wir Jagd auf den Franzosen. Der hatte ebenso wie das amerikanische Segelschiff Weizen geladen. Die Besatzung wurde an Bord genommen, ebenso der vorhandene Proviant zum Unterhalt der Leute, und dann ward das Barkschiff gleich versenkt. Nachts fuhren wir zum „William P. Frye“ zurück. Am Morgen nahmen wir den Kapitän, seine Frau und die beiden Jungen, zwei ganz kapitale Kerle von sieben und acht Jahren, sowie den Rest der Mannschaft nebst Papieren an Bord. Die Amerikaner wurden tadellose Gäste. In der Nähe der Brücke ließ ich eine Offizierskabine ausräumen und stellte dieselbe dem Kapitän und seiner Familie zur Verfügung. Auch die amerikanische Besatzung hatte freie Bewegung auf dem ganzen Schiff. Das Schiff wurde versenkt.

Es war nun Februar geworden, und wir gaben die Idee, nach Deutschland durchzubrechen, auf. Vierzehn Tage lang kreuzten wir in der Gegend, lagen still bei Nacht und fuhren am Tage. Wir sahen lange Zeit nichts. Endlich am 12. Februar 1915 wurden wir für unser Kreuzen belohnt, indem der englische Segler „Invercoe“ aus Aberdeen mit Weizen auftauchte. Wurde sehr schnell erledigt. Das Signal hieß

nur: „Nach Vorgang arbeiten!" — wir nannten es „Nach Schema F" —, und alles war so vorgearbeitet, daß es jedesmal schneller ging. Das Wetter war immer außerordentlich günstig. Zur Abwechselung kam wieder ein Norweger mit Salpeter dazwischen, den wir natürlich laufen ließen. Wir näherten uns jetzt bei unserer Nordfahrt dem Dampferweg zwischen dem englischen Kanal und Südamerika, hielten uns aber vorläufig absichtlich außerhalb desselben.

Allnachgerade wurde aber die Kohlenfrage wieder zu einer brennenden. Die Kohlen reichten nicht zu einer Fahrt nach Deutschland, und in dieser Gegend schien die Erlangung frischer Vorräte aussichtslos. Auch Kessel und Maschinen begannen Kinderkrankheiten zu zeigen. Das Erreichen eines Hafens mit großen Maschinenwerkstätten war notwendig. So stellten wir unsern Kurs auf Newport News.

„Als wir den Dampferweg erreicht hatten," schloß Kapitän Thierichens, „fing die gefährliche Funkenspruchnähe wieder an, und auf der ganzen Fahrt bis zur Küste müssen wir von feindlichen Kriegsschiffen gesucht, begleitet oder verfolgt worden sein. Je näher wir an die Bermudas herankamen und dann an die amerikanische Küste, desto „schrillender" wurde das Funkengetöse, aber es scheint, daß ein gütiges Geschick uns sicher durch die feindlichen Linien geführt hat."

Wie ritterlich und zuvorkommend die Offiziere und Mannschaften der versenkten Schiffe auf dem Kreuzer „Prinz Eitel Friedrich" behandelt wurden, schildert der Kapitän eines britischen Segelschiffes in einem Briefe an einen Freund in London, der in der „Daily Chronicle" veröffentlicht wurde. Es heißt darin: „Ich muß sagen, daß ich von dem Augenblick an, wo der deutsche Offizier an Bord kam, bis zu dem, wo ich das deutsche Schiff wieder verließ, mit großer Höflichkeit und Güte behandelt wurde; und wenn wir von den schrecklichen Dingen lesen, die von deutschen Soldaten begangen sein sollen, ist es schwer, sich vorzustellen, daß sie zu demselben Volke gehören. Dieser Offizier sagte, es tue ihm sehr leid, aber er müsse das Schiff als Kriegsprise erklären und versenken. Er ließ die Flagge herunterholen und forderte uns auf, unsere Boote auszusetzen, unsere Habe zusammenzupacken und an Bord des Kreuzers zu gehen. . . .

Als ich an Bord kam, wurde ich vom Kommandanten empfangen, der mir sagte, daß ich und meine Offiziere mit den Kapitänen und Offizieren der anderen Schiffe auf dem Vorderteil des Schiffes bleiben sollten, und daß wir, so lange wir keine Schwierigkeiten machten, gut behandelt werden würden. Wir waren insgesamt 148 Gefangene, so daß man uns nicht nach Wunsch umherlaufen lassen konnte, aber wir durften uns alle Tage bis zum Abend an Deck aufhalten.

Mein Maat suchte einmal Zigaretten. Ich konnte ihm keine geben, da ich seit zwölf Jahren nicht mehr rauchte; aber ich hatte etwas englisches Geld und versuchte, welche vom Zahlmeister zu kaufen, aber der durfte keine abgeben. Darauf sprach ich mit dem Kommandanten. Der sagte, er habe welche, holte ein Päckchen von hundert Zigaretten und bat mich, sie dem Maat zu schenken. Er tat das auf solche Art, daß man den Mann bewundern mußte, obwohl er unser Schiff in den Grund gebohrt hatte. . . .

Der Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm"

11. April 1915.

Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" ist in der Frühe in den Hafen von Newport News eingelaufen und meldete, daß er Mangel an Kohlen und Lebensmitteln habe. Der Marinestaatssekretär Daniels wurde sofort von der Ankunft des Hilfskreuzers benachrichtigt. Die amerikanische Regierung wird mit dem „Kronprinz Wilhelm" in gleicher Weise verfahren, wie mit dem Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich". An Bord befinden sich 61 Gefangene von versenkten Dampfern.

„Kronprinz Wilhelm" gehörte vor Kriegsausbruch dem Norddeutschen Lloyd und war einer der Zweischrauben-Schnelldampfer, die hauptsächlich dem Verkehr mit Nordamerika dienten. 1901 von Stapel gelaufen, hatte er einen Bruttoregistertonnengehalt von 15 000 Tonnen und eine Geschwindigkeit von 23,4 Knoten.

16. April 1915.

Der Kapitän des „Kronprinz Wilhelm" hat gebeten, drei Wochen in Newport News bleiben zu dürfen, um das Schiff wieder in Stand zu setzen.

Nach Londoner Berichten war dem „Kronprinz Wilhelm", als er in den Hafen von Newport News einlief, anzusehen, daß er sich acht Monate lang auf offener See herumgetrieben hatte. Die Schiffswände waren durch Rost angegriffen, und mehr als 60 Mitglieder der Besatzung und der Gefangenen, die an Bord waren, wurden von der Beriberi-Krankheit befallen, eine Folge der ausschließlichen Reisnahrung. Es waren auch nur noch 21 Tonnen Kohlen an Bord. Nahrungsmittel und Munition waren aufgebraucht.

27. April 1915.

Der Kommandant des Hilfskreuzers „Kronprinz Wilhelm" beschloß, das Schiff in Newport News zu internieren.

* * *

Ueber die Tätigkeit des Hilfskreuzers „Kronprinz Wilhelm" erzählte der Kommandant des Schiffes, Kapitän Paul Thierfelder, amerikanischen Journalisten folgendes: „Als wir New York verließen, hatten wir keine Kanone an Bord. Zu Beginn war es unser Plan, Bewaffnung von der „Karlsruhe" zu bekommen, dann aber fingen wir das englische Dampfschiff „La Correntina" ab, das Kanonen, aber keine Munition an Bord hatte. Wir nahmen die Kanonen, Munition hatten wir jedoch nicht zu verschwenden, und die meisten Schiffe, die wir zum Sinken brachten, ließen wir durch Oeffnen der Luken mit Wasser voll laufen. Wir rammten die „Nova Scotia" und nahmen ihre Besatzung an Bord. Von verschiedenen Schiffen machten wir mehr als 1000 Gefangene und behielten die meisten zwei Monate bei uns. Das war zu teuer; wir setzten uns deshalb mit dem Kohlenschiff „Holgar" in Verbindung, das die Gefangenen nach Buenos Aires brachte (vgl. IV, S. 288). Während des Monats Dezember 1914 wurde unser Mundvorrat beinahe aufgezehrt. Wir hatten jedoch eine große Quantität Reis an Bord, die wir verschiedenen versenkten Schiffen entnommen hatten. Ein Teil davon wurde naß, aber wir trockneten ihn und lebten davon. Wir waren gerade im Begriff, 50 Mann, vier Kanonen und ein Maschinengewehr von der „Karlsruhe" zu übernehmen, als uns die englischen Kreuzer „Berwick", „Suffolk" und „Bristol" überraschten. Das Gefecht war für uns günstig, aber wir mußten stark vorandampfen, die „Karlsruhe" mußte zurück. Unsere größte Beute war der Fang des englischen Dampfschiffes „La Correntina". Wir überraschten es im Atlantischen Ozean. Es kämpfte nicht. Wir nahmen dem Schiff zwei Kanonen und fünf Millionen Pfund Rindfleisch ab und öffneten darauf die Luken. Der „Indian Prince", der am 7. September 1914 genommen wurde, enthielt keine große Beute. Am 11. November 1914 erbeuteten wir 3100 Tonnen Kohle von der französischen Bark „Union". Wir luden die Kohlen in die Salons und in die Erste Klasse-Kabinen. Seit der Zeit war das Schiff nicht mehr so schön. Am 28. Dezember 1914 erbeuteten wir die „Hemisphäre" mit 500 Tonnen Kohlen. Am 10. Januar 1915 überraschten wir das große Dampfschiff „Potaro", das Ballast an Bord hatte. Auch dieses brachten wir zum Sinken. Am 14. Januar 1915 erbeuteten wir die „Highland Brae" mit 51 Passagieren und einer Besatzung von 94 Mann, die wir an Bord nahmen, ebenso wie eine große Anzahl von Lebensmitteln. Am gleichen Tage nahmen wir das englische Dampfschiff „Wilfred", das mit Fischen und Kartoffeln beladen war. Das einzige neutrale Schiff, das wir in den Grund bohrten, war das norwegische Segelschiff „Sorantha",



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Kapitänleutnant Paul Thierfelder
Kommandant des Hilfskreuzers „Kronprinz Wilhelm"

Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" vor dem Kriege



Phot. A. Grohs, Berlin

Die Ankunft des türkischen Torpedoboots mit der „Emden-Mannschaft“ in Konstantinopel



Phot. A. Grohs, Berlin

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz Pascha erscheint zum Empfang der „Emden-Mannschaft“ in Konstantinopel

mit einer Fracht Mehl auf dem Wege nach Liverpool. Am 22. Februar 1915 holten wir das englische Frachtschiff „Chase Hill" ein. Der Kapitän war einer der lustigsten Seeleute, die ich je getroffen habe. Er fragte: „Seid ihr mit der Jagd zufrieden?" Ich antwortete, wir seien ihm so dicht auf den Fersen gewesen, daß er uns Wasser auf die Nase gespritzt habe. Wir brachten das Schiff nicht zum Sinken, setzten aber 400 Männer und Frauen an Bord und gaben dem Kapitän den Auftrag, sie an Land zu bringen. Matratzen, Bettdecken usw., ebenso wie Essen gaben wir mit, und dies tat uns, trotzdem wir keinen Ueberfluß hatten, nicht leid."

So erzählte der Kapitän. Andere Offiziere schilderten noch, wie das französische Dampfschiff „Guadeloupe" und am 24. Februar 1915 das britische Dampfschiff „Tamar" mit 68000 Ballen Kaffee zum Sinken gebracht worden seien. Vier Tage später wurde die „Coleby" mit Mehl für St. Vincent versenkt. Als der „Kronprinz Wilhelm" in Newport News die Anker auswarf, schaute der Kapitän der „Coleby" aus dem Schiff heraus und rief den Leuten am Ufer zu: „Hallo, Ihr Leute, haben die Engländer schon die Dardanellen genommen? Ich habe seit Monaten nichts mehr gehört." Während der letzten Tage hatte der „Kronprinz Wilhelm" durch aufgefangene drahtlose Telegramme erfahren, daß die englischen Kreuzer eifrigst Jagd auf ihn machten.

Die Heimkehr des Landungskorps der „Emden"

Nach der Abfahrt von Padang (vgl. IV, S. 287) fuhr die „Ayesha" mit den Landungstruppen der „Emden" über zwei Wochen umher und lag oft tagelang still, bis sie die „Choising" traf, einen Küstendampfer, der von Hongkong nach Siam fährt. Bei Kriegsausbruch war er von Singapore nach Batavia gefahren, war dort gechartert worden und hatte Kohlen für die „Emden" bekommen, mußte aber dann in Padang als Nothafen anlaufen, weil die Kohle brannte. Am 16. Dezember 1914 bezogen die „Emden-Leute" die „Choising" und versenkten die „Ayesha", die sechs Wochen lang gute Dienste geleistet hatte. „Als ich das Buch ablas," erzählte v. Mücke, der Führer der „Emden-Mannschaft", „zeigte das Log 1709 Meilen unter Segel seit Keeling."

Drei Wochen dauerte die Fahrt bis Hodeida auf der „Choising". Am 7. Januar 1915 abends zwischen 9 und 10 Uhr wurde die Perimstraße durchfahren, die mit Engländern dick voll lag, und am 19. Januar in Sicht eines französischen Panzerkreuzers in Hodeida gelandet (vgl. IV, S. 288). Da die Araber die Deutschen gut aufnahmen und versicherten, es sei möglich, zu Lande durchzukommen, erhielt die „Choising" das Zeichen zur Abfahrt. Aber da sich die Erkundigungen und Feststellungen für eine sichere Landreise hinzogen, marschierte v. Mücke am 27. Januar 1915 zunächst nach dem gesunden Hochland von Sana, das etwa sechs Tagereisen weit im Innern lag, wo sich die Fieberkranken erholen konnten.

Zwei Monate nach der Landung in Hodeida gingen die Emdenleute auf zwei von der türkischen Regierung zur Verfügung gestellten Segelschiffen abermals in See, nachdem nach langwierigen Erkundigungen und Besprechungen aus religiösen Gründen auf die Landreise durch Arabien verzichtet worden war. In der Nacht zum 15. März wurde die englische Blockadelinie, die sich von Lohaia über Kamaran nach Kebal—Zukur erstreckte, durchbrochen, Sami Bey in Kunfidja als Führer an Bord genommen und dann in Lith gelandet, da vor Dschidda englische Schiffe kreuzten. Am 28. März zogen die Deutschen mit den sich anschließenden Arabern als Karawane, die 110 Kamele mit sich führte, durch unsicheres Land weiter. Vierzehn bis sechszehn Stunden wurden in der Nacht zurückgelegt, während die heiße Tageszeit der Ruhe diente. Am 1. April 1915 kurz vor Tagesanbruch wurde die Kolonne plötzlich von einem in englischem Solde stehenden Arabertrupp von etwa 300 Mann überfallen, der moderne englische Gewehre mit sich

führte. Die große Ueberzahl der feindlichen Beduinen zwang die deutsche Mannschaft zur Herstellung einer verschanzten Verteidigungsstellung. Im Kampfe mit den Arabern, der bis zum 3. April dauerte und nur nachts geführt werden konnte, fielen Leutnant Schmiedt und zwei Matrosen, die mitten im Lager beerdigt wurden. Schon zu Beginn des Kampfes war wegen des freien Durchzugs verhandelt worden. Doch verlangten die Beduinen zunächst die Auslieferung aller Waffen, der Munition, des Proviants und Zahlung von 22000 Pfund, später allerdings nur noch das Geld. Doch Kapitänleutnant v. Mücke lehnte entschieden ab, obwohl die Lage für die Deutschen fast unerträglich geworden war. Bei der furchtbaren Hitze glühten die Gewehrläufe, außer Hartbrot hatte man nichts zu essen. Die Wassernot war auf das höchste gestiegen, die Munition fast verbraucht. Während jeder Deutsche sich mit drei Glas Wasser täglich begnügen mußte, tranken die arabischen Gendarmen das in den Bäuchen der toten Kamele befindliche Wasser, was für die Matrosen gänzlich ungenießbar war. Endlich am dritten Gefechtstage kam Hilfe vom Emir von Mekka, der Feind verschwand, und die deutsche Karawane gelangte unter sicherem Schutz der türkischen Truppen nach Dschidda.

Nach mehrtägigem Aufenthalt wurden abermals kleine Segelboote bestiegen, eine zweite englische Blockadelinie durchbrochen und endlich am 27. April 1915 der Endhafen El-Wesch erreicht, von wo es in 5½tägigem Wüstenmarsch nach der Bahnstation El-Ula ging. Hier bestieg das noch 50 Mann starke Landungskorps der „Emden" am 8. Mai 1915 den türkischen Sonderzug zur Fahrt nach Konstantinopel, überall von den türkischen Zivil- und Militärbehörden und den deutschen Kolonien festlich empfangen. Der Kommandant der 4. Armee, Dschemal Pascha, hatte allen Militärbehörden befohlen, der heldenhaften Besatzung militärische Ehren zu erweisen. Ganz Damaskus war in freudigster Erwartung. Seit dem Besuch des deutschen Kaisers im Jahre 1898, sagte der Wali von Syrien beim Festmahl, hat die Stadt nichts Ruhmvolleres gesehen, als den Besuch der „Emden-Mannschaft". Weiter ging es nach Aleppo, wo Ehrenpforten errichtet waren und die Deutschen in akaziengeschmückten Wagen in die Stadt geleitet wurden, in der Schulkinder Spalier bildeten und ein Wald von Fahnen die Helden grüßte. Auch auf allen übrigen Stationen fanden festliche Empfänge statt, und überall wurde die Besatzung mit Liebesgaben reich beschenkt. Am 23. Mai 1915 war der Endpunkt der Anatolischen Bahn, Haidar Pascha, glücklich erreicht. Als der Sonderzug gegen 5 Uhr auf dem Hauptbahnhof eingelaufen war, wurden die Seeleute durch eine Abordnung des Marineministeriums sowie durch Admiral Souchon mit seinem Stabe und dem Stadtrat von Kadiköi begrüßt. Sodann fuhren die Besatzung der „Emden" und andere Persönlichkeiten an Bord eines türkischen Torpedobootszerstörers nach der Serailspitze. Dort erwarteten sie u. a. der deutsche Botschafter mit den Herren der Botschaft und des Generalkonsulats, der Kriegsminister und der Minister des Innern, ferner Generalfeldmarschall v. d. Goltz-Pascha, deutsche und türkische Marineoffiziere sowie verschiedene Abordnungen. Als sich der Torpedobootszerstörer näherte, bemächtigte sich der Anwesenden eine unbeschreibliche Begeisterung. Die Ausschiffung erfolgte unter den Klängen der deutschen Kaiserhymne. Kapitänleutnant v. Mücke, umgeben von den übrigen vier Offizieren der „Emden", wurde den anwesenden Persönlichkeiten vorgestellt und von Generalkonsul Mertens, der an der Spitze der ganzen deutschen Kolonie und zahlreicher Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie erschienen war, mit einer Ansprache begrüßt.

Auf seiner Rückfahrt nach Deutschland hielt Kapitänleutnant v. Mücke auf Einladung des deutschen Kriegshilfskomitees in Wien einen Vortrag über die Schicksale der „Emden" und ihrer heldenmütigen Besatzung. Hof und Gesellschaft der österreichischen Kaiserstadt bereiteten dem wagemutigen Seeoffizier stürmische Huldigungen, der es verstand, eine lebendige Schilderung seiner modernen Odyssee zu geben. Von dem Verkehr mit den Be-

satzungen der gekaperten englischen Schiffe wußte er zu berichten. Die englischen Seehelden, sagte v. Mücke, zogen es zumeist vor, anstatt den Whisky den Wellen zu opfern, sich selbst schwer zu begießen. Einen Kapitän, von dem er hörte, er läge wegen der Trennung von seinem Schiff in Tränen, fand er schwer geladen. Er hatte das heulende Elend. Oft sei es vorgekommen, daß ein Kapitän andere Kameraden, die er für Konkurrenten hielt, verraten habe. Auf diese Weise habe die „Emden" mehrere Prisen gemacht. Ueberhaupt habe sich der englische Seemann auch auf hoher See als ein geriebener Geschäftsmann betätigt, der mehr wie einmal dem Gewinn die Ehre opferte. So rief der Kapitän eines Baggerschiffes einmal übers andere: „Gott sei Dank, ich bin gekapert!" Er hatte nämlich das Geld für Fahrt und Kost bis Australien bereits voll erhalten und sparte nun die halbe Fahrt.

Der Dichter Emil Ludwig, der als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" der tapferen „Emden-Mannschaft" über Damaskus hinaus entgegengereist war, hat die Berichte und Schilderungen, die er nach Erzählungen des Kapitänleutnants v. Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften über die Fahrten der „Emden" und „Ayesha" niedergeschrieben hat, in einem hübsch ausgestatteten und illustrierten Buche gesammelt, bei S. Fischer, Berlin, herausgegeben. Darin schreibt er: „Mücke mit den Seinen hat wenig gekämpft und wenige Feinde getötet. Auch hat er dem Seekrieg keine neue Form gegeben, wie etwa sein Kommandant v. Müller. Aber zwei Dinge hat er bewährt, die ihn als deutschen Offizier von erstem Range darstellen: Mut und Verantwortlichkeit. Die Geschichte der „Ayesha" und was ihr folgte, zeigt überall Entschlossenheit ihres Führers zu jedem Abenteuer, das geboten schien. Aber niemals hat Mücke das Abenteuer gesucht, — auch nicht den Ruhm, sondern ganz allein den schnellsten Weg, um die ihm plötzlich vom Schicksal anvertrauten Truppen wieder vor den Feind zu bringen ... Und so, ganz Offizier, hat er in einem unvergeßbaren Augenblick, noch heiß von unabsehbaren Triumphen, auf dem Höhepunkt des allgemeinen Jubels auf dem Bahnhof in Konstantinopel vor seinem Admirale Front gemacht, den siegreichen Degen gesenkt und die Formel geschnarrt: „Melde gehorsamst Herrn Admiral: Landungszug der „Emden", vierundvierzig Mann, fünf Offiziere." Ich sah in dieser gesenkten Degenspitze ein Gleichnis des unbestechlichen Fritzengeistes.

Aus diesem Offiziersgefühl der Verantwortung erklärt sich das vorbildliche Verhältnis zu seiner Mannschaft, und ohne deren herzliche Zuneigung waren die schwierigen Passagen einer Fahrt kaum überwindbar, die weit über das im Frieden Geübte und für den Krieg Vorbereitete vom einzelnen Mann stärkste persönliche Ausdauer und Hingabe gefordert hat. Die Mannschaft liebt ihn, — jeder hat es mir einzeln erzählt. Ueberdies konnte ich aus den kleinen Ereignissen der gemeinsamen Heimreise auf das Verhältnis von Führer und Mann während der großen schließen. Nichts, was die Mannschaft anlangt, überläßt er den Offizieren, alles macht er selbst. Er betritt, todmüde, nicht sein Quartier, ehe er das Quartier seiner Leute eingeteilt hat, obwohl freundliche Hände alles vorgesorgt haben. Wir müssen durch einen Fluß, er lehnt es ab, macht einen großen Umweg: „Ich allein — sofort! Aber nicht mit meinen Leuten!" Er verschiebt abends die Ausgabe eben erhaltener Zeitungen, damit die Leute länger ausschlafen. Er läßt im Amanus den Wagen halten, um selbst den Fes aus dem Straßengraben zu holen, den ein schlafender Matrose im vorderen Wagen verlor. Ein anderer, der ihm spontan seine Zigaretten gegeben hatte, zeigt mir, wie er sein Etui anderen Tages mit Geld gefüllt zurückerhielt.

Es ist auch ihr Lehrer. An Bord — erzählten die Leute — hat er jeden Nachmittag eine Unterhaltungsstunde gehalten und ihnen die Lage des Schiffes und des Krieges erklärt. In Baalbeck sehe ich ihn den Leuten auf handgreifliche Art die römische Tempelstadt erklären. Als er in Aleppo die erste Post für die Emden erhalten hat,

liest er sie am anderen Morgen den Leuten vor — drei Stunden lang, im Zuge — jeden Gruß aus Deutschland, jede Unterschrift jeder Bierkarte, läßt jedes Bild herumgehen, jede Liebesgabe verlosen, behält nichts. „Der hat uns schon einmal geschrieben." „Das ist mein alter Lehrer." „Daß mir alles in die richtigen Kuverts zurückkommt, alles muß beantwortet werden!" Ich kann das Bild nicht vergessen: wie dieser junge, große blonde Mensch, umdrängt von seinen blonden Jungens, im Zuge saß, ihnen ihren Ruhm zu verkünden, wie er ihnen das Blatt vor die Nase schlug, wenn sie ihm vorlaut über die Schultern guckten, wie er mit ihnen Witze riß — und wie er errötete, wenn ein Vers oder ein Brief den Eindruck seiner Fahrt auf Deutschlands Jugend recht zusammenfaßte ...

Den besten Typus des deutschen Offiziers stellt Mücke dar, die erstaunliche Höhe unseres Niveaus — und gerade diese scheint so verheißungsvoll ..."

Von den Leistungen der deutschen Auslandskreuzer

Mit der Internierung der Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm" in Amerika und dem Untergang des kleinen Kreuzers „Dresden" an der chilenischen Küste hatte der deutsche Kreuzerkrieg auf offenem Weltmeer einen vorläufigen Abschluß gefunden. „Emden", „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" (vgl. IV, S. 289 ff.) waren vernichtet, die „Königsberg" in Deutsch-Ostafrika außer Gefecht gesetzt, und von dem kleinen Kreuzer „Karlsruhe" lag seit Monaten keine amtliche Meldung mehr vor. Die letzte Nachricht über ihn brachte der Kommandant des Hilfskreuzers „Kronprinz Wilhelm", der am 16. April 1915 erklärte, die „Karlsruhe" befinde sich noch auf See. Der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" schließlich war bereits im August 1914 bei den kanarischen Inseln von der eigenen Mannschaft in die Luft gesprengt worden.

Mit kühnem Wagemut haben unsere Blaujacken, die sich bei Ausbruch des Krieges an fernen Meeresküsten oder mitten auf dem Ozean befanden, acht Monate lang der erdrückenden Uebermacht der größten Kriegsflotten der Welt widerstanden und den Handelsflotten der feindlichen Mächte die empfindlichsten Verluste beigebracht. Aber nicht nur im Kaperkrieg bewies die deutsche Flotte ihre Ueberlegenheit, sondern auch im offenen Kampf gegen überlegene feindliche Kräfte verstand sie es, den Sieg an ihre Fahne zu heften. Welche Riesenarbeit unsere Auslandskreuzer geleistet haben und welche vernichtenden Schläge ihre heldenmütigen Besatzungen den feindlichen Handelsflotten versetzt haben, das geht aus einer Zusammenstellung der „Times" hervor, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann, aber doch wertvolle Anhaltspunkte gibt. Danach wurden vernichtet von der:

	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Wert in Pfd. Serling
Emden (vgl. II, S. 264 f.)	19	83 475	2 211 000
Karlsruhe (vgl. II, S. 278 f.; IV, S. 288) . .	17	76 581	1 662 000
Kronprinz Wilhelm (vgl. II, S. 280; IV, S. 287 f.)	11	46 559	1 165 000
Prinz Eitel Friedrich (vgl. IV, S. 287 f.) . .	10	30 113	885 000
Dresden (vgl. IV, S. 287 f.)	4	12 960	275 000
Leipzig (vgl. II, S. 270 f.)	3	12 107	235 000
Kaiser Wilhelm der Große	2	10 458	?
Königsberg (vgl. II, S. 262)	1	6 800	275 000
	67	279 053	6 708 000

Unter den vernichteten 67 Schiffen befinden sich acht französische, zwei japanische und ein russisches. Diese, sowie auch die beiden vom Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm dem Großen" vernichteten englischen Dampfer sind bei der Wertberechnung nicht mit berücksichtigt worden.

Die neutralen Nordstaaten und Amerika bis zur Versenkung der Lusitania

Von Kriegsbeginn bis Mitte Mai 1915

Die Niederlande

Die Stimmung in Holland

In mündlichen Unterhaltungen mit Holländern kann man oft als deren Meinung hören, daß die niederländische Presse durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Volkes widerspiegele, daß der Deutschland feindliche Kreis bei weitem nicht den Umfang habe, wie man nach der Haltung der Zeitungen zu schließen geneigt sei. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die öffentliche Meinung eines Landes mit einiger Sicherheit nur in der Form der Zeitungsäußerung faßbar ist und sich zudem auch im ganzen mit dieser deckt. Wenn darum die holländische Presse in der Mehrzahl ihrer Organe Deutschland mit mangelndem Wohlwollen behandelt, wenn das „meistverbreitete große Tageblatt", „De Telegraaf", und sein Ableger, „De Courant", Deutschland und sein Heer fortgesetzt verleumden und begeifern, so muß man daraus auf eine weitgreifende feindselige Stimmung schließen. Allerdings sind auch in Holland Stimmen laut geworden, denen solche planmäßige unausgesetzte Hetze wider Deutschland auf die Dauer zu viel wird, und wenn auch der Einspruch in erster Linie aus der Besorgnis heraus geschah, die in solchen Schmähungen liegende Neutralitätsverletzung könne Holland schaden und in Kriegsgefahr bringen, äußert sich doch darin zugleich auch ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl.

Regierung und Beamtenschaft müssen ausgenommen werden; sie sind bemüht, echte Neutralität zu wahren. In der Bevölkerung richtet sich die Unfreundlichkeit nach dem Beruf und dem Bildungsgrad, der ermöglicht, an Gelesenem und Gehörtem Kritik zu üben. Die Stimmung in den drei holländischen Großstädten ist, nach einem ausführlichen Bericht der „Frankfurter Zeitung", grundverschieden. „Im Haag, wo die höfische und politische Gesellschaft vorherrscht, ist man mit allem Bewußtsein der Verantwortlichkeit objektiv; die zur schönen Kunst gesteigerte Neutralität der oberen Kreise gibt der vornehmen, anziehenden Stadt jetzt ihr politisches Gepräge. Amsterdam ist weniger neutral. Im kaufmännischen Leben ist geringere Nötigung zur diplomatischen Zurückhaltung, auch ist die Stadt wirtschaftlich so gelagert, daß die englischen und überseeischen Interessen die am europäischen Hinterland an Wichtigkeit übertreffen. Die ungeheure Produktion des niederländischen Kolonialreiches ist wegen der englischen Seeherrschaft, solange der Krieg dauert, nur nach Englands Belieben verwertbar; Grund genug, daß viele, deren Vermögen von dieser Seite abhängt, auch mit dem Herzen dort sind. Anders wieder Rotterdam, das hinter Amsterdam an Bevölkerung und kapitalistischer Bedeutung zurücksteht, es aber als Hafen- und Umschlageplatz übertrifft. Rotterdams Gedeihen hängt gänzlich von dem der rheinaufwärts liegenden Gebiete ab. Hier haben die alten Verbindungen mit Deutschland zu einem verbreiteteren Verständnis seiner Weltlage geführt, hier ist auch in den erwerbenden Kreisen die englische Phrase weniger mächtig."

Es wäre also falsch, zu behaupten, die Holländer seien deutschfeindlich. Dagegen kann man ruhig sagen: sie sind höchst selten deutschfreundlich. „Sie hören es nicht sehr gern," schreibt Richard A. Bermann im „Berliner Tageblatt", „wenn immer wieder auf ihre enge Verwandtschaft mit deutschem Wesen hingewiesen wird. Sie fühlen sich durchaus nicht als Glieder der deutschen Kulturgemeinschaft, sondern eben als Niederländer, als

ein Volk von ganz selbständiger Kultur. Dennoch wird, besonders in den Kreisen der Wissenschaft, der geistige Einfluß Deutschlands nicht unterschätzt; unter den Gelehrten, Aerzten, Technikern Hollands hat Deutschland die besten Freunde. . . . Im allgemeinen aber wirft der Holländer dem Norddeutschen eine gewisse Schroffheit und Eckigkeit vor und fühlt sich viel eher zum Süddeutschen hingezogen. So kommt es, daß selbst Gegner Deutschlands viel für Oesterreich-Ungarn übrig haben und dem jeden freien Niederländer gründlich verhaßten Zarismus die kräftigsten Niederlagen gönnen. Besonders die katholischen Gebiete im Süden des Landes, die erst stark mit den katholischen Belgiern sympathisierten, sind durch die russischen Greuel in Galizien und in der Bukowina, durch die Vergewaltigung der dortigen Katholiken, eines Besseren belehrt worden und hegen jetzt die besten Wünsche für die Oesterreicher, deren heiter-gemütliche Wesensart dem Niederländer auffällig nahesteht. Natürlich wird so auch die Stimmung gegen Deutschland allmählich besser, was durch das Verhalten der belgischen Flüchtlinge, die sich keineswegs sehr beliebt machen, wesentlich gefördert wird.“

„Nun darf man aber darum nicht meinen,“ versichert Oskar T. Schweriner in der „Vossischen Zeitung“, „daß der Holländer dem Engländer etwa freundlicher gesinnt sei, als dem Deutschen. Auch für ihn hat er so gut wie nichts übrig. Wohl hat er mehr englische Sitten und Gebräuche angenommen als deutsche. Das holländische Herz aber war stets — französisch und ist es geblieben. Wie ein Holländer sich ausdrückte: „Wir verstehen die Franzosen besser und sie sind uns mehr. Wir haben z. B. mehr Verständnis für den Freispruch einer Frau Caillaux als für den Freispruch eines Leutnants Forster. Obwohl der Fall Caillaux doch unendlich schlimmer war.“ Von solchem Standpunkt aus wird manches begreiflicher. Das holländische Volk hat die deutschen Gefühle für sich nie gewürdigt, schon weil es sie nicht verstanden hat. Es hat im besten Falle nach einem politischen Hintergrund dafür gesucht, dauernd in Furcht um seine Selbständigkeit. Wie ein anderer Holländer mir sagte: „Wenn wir unsere Unabhängigkeit verlieren sollen, dann schon lieber an Frankreich, denn wir wissen von Napoleon her, der Franzose würde wohl unser Land besetzen, uns aber unsere nationale Individualität lassen. Deutschland aber würde uns zu Deutschen machen.““

Daß in Deutschland dagegen niemand ernstlich daran denkt, Hollands Selbständigkeit irgendwie anzutasten, ergibt sich u. a. aus einer Unterredung, die der Führer der holländischen Sozialdemokraten, Troelstra, mit dem Unterstaatssekretär Zimmermann vom deutschen Auswärtigen Amt im Herbst 1914 hatte. Der deutsche Staatsmann erklärte u. a.: „Die deutsche Regierung schätzt die Holländer und weiß, daß sie wie meine ostpreußischen Landsleute ein selbstbewußtes und eigenwilliges Volk sind. Kein Mensch wird uns für fähig halten, Holland Gewalt anzutun und Holland dem Deutschen Reiche einzuverleiben. Was auch die eine oder andere Privatperson früher gesagt oder geschrieben haben mag, bei der deutschen Regierung besteht in dieser Hinsicht die volle Anerkennung der holländischen Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit. Ich kann Ihnen dies nicht nur für meine Person, sondern amtlich versichern.“

Maßnahmen und Kundgebungen der Regierung

Die handelspolitischen und wirtschaftlichen Maßnahmen sind in dem Kapitel „Die Niederlande und der Handelskrieg“ auf den Seiten 277 bis 283 zusammengefaßt.

15. September 1914.

In der Thronrede, die Königin Wilhelmina zur Eröffnung der Generalstaaten verlas, hieß es: „Wir alle sind erfüllt von dem Gedanken an den schrecklichen Krieg, der in einem großen Teil der Kulturwelt wütet. Infolgedessen befindet sich unser Land in einer Lage, die noch mehr als sonst die ununterbrochene Wachsamkeit fordert. Ich kann

jedoch dankbar feststellen, daß unsere freundschaftlichen Verhältnisse zu allen Mächten fortdauern und die absolute Neutralität, die Holland beobachtet und mit allen Kräften handhaben wird, bis jetzt in keinerlei Weise verletzt worden ist."

Die Königin sprach sodann ihre Befriedigung über die rasche Mobilmachung des Heeres und der Marine aus und zollte der Weise, in der beide ihre Aufgabe erfüllen, ihre Anerkennung. Die Königin fuhr fort: „Ich bemitleide innigst das Schicksal der Völker, die in den Krieg verwickelt sind. Holland trägt opferbereit die ihm aufgebürdeten, außergewöhnlichen Lasten und empfängt mit offenen Armen alle Unglücklichen, die innerhalb der Landesgrenze Zuflucht suchen. Obgleich das Wirtschaftsleben in allen Zweigen den Druck der Verhältnisse empfindet, fängt es doch an, einige Besserung zu zeigen. Verschiedene Erzeugnisse der Landwirtschaft und der Nahrungsmittelindustrie finden erneut Absatz; sowohl England wie Deutschland und Belgien schließen regelmäßige, laufende Geschäfte ab. Die Kolonien sind stark beeinträchtigt durch die Desorganisation des Post-, Telegraphen- und Seeverkehrs. In allen Kolonien wurden Maßnahmen getroffen zur Wahrung der politischen Neutralität.

Ich appelliere vertrauensvoll an alle, auch im Handel und in der Industrie peinlichst alles zu vermeiden, was die Neutralität und die nationale Existenz gefährden könnte. Selbst der Schein muß vermieden werden, als ob in der holländischen Kaufmannschaft eine günstigere Gesinnung für den einen oder anderen Kriegführenden vorherrschte. Ich bin glücklich, daß mein Volk in treuer Pflichterfüllung mit mir dem Vaterland zu dienen trachtet und erwarte, daß diese Einmütigkeit aufrecht erhalten wird bis zum Ende."

24. November.

Die Regierung beruft die Jahresklasse 1915 zu Mitte Dezember 1914 ein.

6. Dezember 1914

Ein Ministerrat unter dem Vorsitz der Königin Wilhelmina hat beschlossen, die gesamte mobilisierte Armee in der Stärke von 200 000 Mann auf dem Kriegsfuß zu belassen, die Provinz Zeeland in sofortigen Verteidigungszustand zu versetzen, die Festungen an der Schelde mit verstärkten Armierungen zu versehen und die Zeitungszensur für alle militärischen Nachrichten einzuführen.

26. Januar 1915.

Die niederländische Zweite Kammer nahm die Regierungsvorlagen betreffend die Verlängerung des mobilen Zustandes der Landwehr an. Im Laufe der Debatte hielt der Minister des Innern Cort van der Linden eine bemerkenswerte Rede in der er erklärte, daß die Lage der Niederlande noch immer wie im August 1914 die Möglichkeit einer sofortigen Verfügung über die gesamten militärischen Streitkräfte erheische. Die Regierung besitze Material hierüber, von dem das Publikum keine Kenntnis habe, betrachte es indes als dem Interesse des Landes entgegen, Mitteilungen darüber zu machen.

25. März.

Auf eine von vielen Tausenden unterschriebene Eingabe, in der die Königin um ihre Hilfe zur Herbeiführung des Friedens ersucht wird, antwortete der Minister des Aeußeren, Loudon, in einem offenen Briefe, daß die Regierung den Wunsch hege, zu gelegener Zeit im Interesse des Friedens wirken zu können.

1. Mai.

Zwischen den Niederlanden und China ist ein Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen worden, mit Wilson, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, als Unparteiischem.

18. Mai 1915.

In der niederländischen Zweiten Kammer ist ein Antrag eingegangen, der die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fordert.

Personalien

9. März 1915.

Der deutsche Gesandte im Haag, Felix v. Müller, ist erkrankt. Er hat zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub erbeten, der ihm bewilligt worden ist. An Stelle des Herrn v. Müller wurde Herr v. Kühlmann zum deutschen Gesandten im Haag ernannt.

Der Gesandte Felix v. Müller, der sich durch die Liebenswürdigkeit seines Auftretens und durch seine literarischen und künstlerischen Neigungen und Kenntnisse viel gesellschaftliche Sympathien erworben hat, ist jetzt 58 Jahre alt und vertritt das Deutsche Reich im Haag seit Beginn des Jahres 1908. Er war früher unter anderm den Botschaftern in London, Paris, Kopenhagen, Bern, Konstantinopel und Rom attachiert und, bevor er nach dem Haag versetzt wurde, Gesandter in Stockholm.

Richard v. Kühlmann, 1873 zu Konstantinopel geboren, war bereits unter v. Schloezer Gesandtschaftsrat im Haag und kennt Holland und die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung. Die „Times“ schreibt über ihn: Herr v. Kühlmann war jahrelang Legationsrat in London; er ist dort ein intelligenter und eifriger Arbeiter gewesen, der keine Mühe gescheut hat, um durch die Blätter, auf die er Einfluß ausüben konnte, und durch seine finanziellen und gesellschaftlichen Beziehungen die Auffassung zu verbreiten, daß Deutschland nichts eifriger verlange, als freundliche Beziehungen mit England. Das Blatt bemerkt, daß diese Propaganda Erfolg gehabt hätte, und daß die Verminderung des britischen Mißtrauens gegen Deutschlands Pläne vor allen Dingen das Werk Herrn v. Kühlmanns gewesen sei. Von London begab sich Herr v. Kühlmann nach Stockholm, wo er nach der „Times“ die antirussische Kampagne in der Presse ermutigte. Dann ging er nach Konstantinopel, wo seit seiner Ankunft die probeutschen Gefühle in der Presse viel stärker geworden seien.

In Holland benutzten die berufsmäßigen Hetzer den Gesandtenwechsel, um mit Hilfe der einheimischen Presse, sowie französischer und englischer Blätter Herrn v. Kühlmann in der niederträchtigsten Weise zu verdächtigen. Die namentlich von dem Amsterdamer Blatt „De Telegraaf“ in Szene gesetzte Hetze hatte bald den beabsichtigten Erfolg. Während v. Kühlmann in dem Gasthof, in dem er abgestiegen war, zu Mittag speiste, wurde er von französischen, englischen und russischen Journalisten in der gröbsten Weise verhöhnt, bis der Direktor des Gasthofs die Radaugesellen an die Luft setzen ließ. Etwas Ruhe trat erst ein, als v. Kühlmann den „Telegraaf“ im Namen einer deutschen Unterseeboots-Mannschaft verklagte, die von dieser Zeitung wegen der Torpedierung des englischen Handelsdampfers „Falaba“ in gehässigster Weise verleumdet worden war.

Die holländische Sozialdemokratie

Bei Kriegsbeginn hatte die Kammerfraktion der holländischen Sozialdemokratie der Regierung die zur Mobilisierung notwendigen Mittel bewilligt. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte damals der Wortführer der Kammerfraktion Troelstra, daß der nationale Gedanke über die nationalen Zwistigkeiten siegen müsse. Die Radikalen mit R. Kuyper an der Spitze, erblickten in der Gewährung der Mobilisierungskredite ein Zugeständnis an den Militarismus, während die Gemäßigten darin eine wirksame Maßnahme gegen die Kriegsgefahr sahen. Als zu Ostern, am 6. April 1915, der Parteitag in Arnheim zusammentrat, behielt Troelstra die Oberhand. Eine im Namen des Parteivorstandes eingebrachte Resolution, durch die die bisherigen Richtlinien der Parteipolitik im Kriege gebilligt werden und die strengste Wahrung der Neutralität und Unabhängigkeit des Landes mit allen geeigneten Mitteln gefordert wird, ist mit 555 gegen 231 Stimmen angenommen worden. Das Internationale sozialdemokratische Bureau, das von Belgien nach Holland übergesiedelt war, wurde besonders begrüßt; seine holländischen Mitglieder sind beauftragt worden, nach Kräften für eine Versöhnung zwischen den Sozialisten der kriegführenden Staaten zu wirken.



Phot. H. Deutmann, s'Gravenhage

Wilhelmine, die Königin der Niederlande



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Holländischer Militärposten auf einer Brücke



Phot. G. Bruennlein, Berlin

General Snyders, der Kommandant der niederländischen Armee

Die belgischen Flüchtlinge

Im Oktober 1914 wurde die Zahl der in Holland beherbergten belgischen Flüchtlinge (vgl. II, S. 169) auf 1 500 000 geschätzt; von ihnen besaßen die wenigsten die notwendigsten Existenzmittel, so daß die große Masse, die völlig mittellos war, auf Kosten des holländischen Staats erhalten werden mußte. Trotz der in reichstem Maße betätigten privaten Wohltätigkeit, belasteten die Fremdlinge das niederländische Budget doch annähernd mit 7,5 Millionen Franks monatlich. Ende Oktober 1914 bot die englische Regierung der niederländischen Regierung an, 50 000 Pfund zu den Kosten der Verpflegung für die belgischen Flüchtlinge beizutragen. Die niederländische Regierung lehnte das Angebot jedoch dankend ab; da sie die Aufgabe, den Flüchtlingen zu helfen, freiwillig auf sich genommen, wolle sie auch die Kosten selbst tragen. Im Zusammenhang damit verordnete der holländische Minister des Innern, daß alle Flüchtlinge, die bleiben wollen, wenn die Geldmittel der betreffenden Gemeinden unzureichend seien, auf Staatskosten mit allem, was sie bedürfen, versehen werden sollen. Der Minister telegraphierte ferner an die Provinzialgouverneure, daß ein sanfter, auf die Flüchtlinge ausgeübter Druck zur Heimkehr keineswegs die Anwendung mittelbarer oder unmittelbarer Gewalt einschließen dürfe.

Wie hoch sich die Anzahl der noch im Frühjahr 1915 in Holland weilenden Belgier belief, kann nicht genau angegeben werden, da nicht nur Verschiebungen zwischen Holland und England stattfanden, wohin sich die wohlhabenderen Elemente zu ziehen pflegten, sondern auch zahlreiche Familien wieder nach Belgien zurückgekehrt sind. Auch darüber, wie viele dieser Flüchtlinge der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fielen, gibt es keine Statistik, daß aber die auf Staat und Gemeinden liegenden Kosten fortgesetzt sehr hoch waren, unterliegt keinem Zweifel. Viele holländische Familien hatten ihre Häuser gastfreundlich geöffnet, erlitten aber zum Teil schwere Enttäuschungen. Der allgemeine Eindruck ist, daß sich nicht alle belgischen Flüchtlinge durch Arbeitslust und gutes Verhalten der Unterstützungen würdig erwiesen haben. Die zahlreichen Wohlhabenden unter den belgischen Auswanderern sollen sich auch nicht durchweg gut benehmen; sogar der belgische Gesandte im Haag sah sich veranlaßt, einzuschreiten, weil seine Landsleute in den großen Hotels ein gar zu lustiges Leben führten.

Die Niederlande und der Handelskrieg

Die handelspolitischen Maßnahmen der Regierung

In einer Denkschrift des niederländischen Ministers des Auswärtigen an die Generalstaaten, die Mitte Februar 1915 bekannt wurde, werden die von der niederländischen Regierung getroffenen Maßnahmen zugunsten der Schiffahrt im Kanal und in der Nordsee zusammengestellt. Zunächst wird erwähnt, daß am 14. August 1914 der niederländische Gesandte in Berlin eine Mitteilung der *deutschen* Regierung übermittelte, wonach diese sich wahrscheinlich genötigt sehen werde, vor die Häfen, in denen Truppen ausgeschifft werden könnten, Minen zu legen (vgl. II, S. 162). Dagegen, so erklärt die Denkschrift, wäre nichts einzuwenden. Es entspreche dem Abkommen von 1907 über die Kontaktminen. Als zweiter Punkt wird die Ankündigung der *britischen* Regierung über die vom 1. Oktober 1914 ab für neutrale Schiffe verhängte Sperrung der englischen Ostküste behandelt (vgl. II, S. 259). Diese Sperre sei für die Interessen der Fischerei unwesentlich. Wohl aber lenkte am 7. Oktober 1914 Minister Loudon die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf ihr *Vorgehen gegen verdächtige Schiffe* und deren Bemannung; es widerstreite dem Völkerrecht, wenn neutrale Fischereifahrzeuge, die sich nach dem 1. Oktober 1914 in dem durch Seezeichen gesperrten Gebiete befänden, ohne weiteres als verdächtig angesehen und bei einer Weigerung anzuhalten, in den Grund gebohrt würden. Daraufhin wurden von britischer Seite Zusicherungen erteilt.

Als England am 2. November 1914 die Nordsee als Kriegsgebiet erklärte, das die neutralen Schiffe zu vermeiden hätten (vgl. II, S. 259), erklärte die niederländische Regierung am 16. November in einer Note an die englische Regierung, diese neue Maßregel widerspreche dem Völkerrecht, das einem Kriegführenden die Befugnis zum Fernhalten neutraler Schiffe aus einem bestimmten Gebiete und zu einem bestimmten Zeitpunkt nur so weit zuerkenne, als es sich um das Gebiet der eigentlichen Kriegshandlungen handle. Die ganze Nordsee jedoch sei zu groß, um als ein einziges Kriegsgebiet gelten zu können. Mithin bedeute die Maßregel einen ernstlichen Einbruch in das Recht auf freie Fahrt in freier See. Auch widerspreche sie dem Geiste des Vertrages von 1907 über die selbsttätigen Unterseekontaktminen, da der Kriegführende, der solche Minen lege, der friedlichen Schiffahrt den Weg nicht sperren dürfe. Weiterhin verwies der Minister auf den Nachteil, welcher der niederländischen Schiffahrt daraus erwachse, daß sie den ihr von England angewiesenen Umweg machen müsse. Er fragte noch, ob nach Anlegung des Minenfeldes im südlichen Teile der Nordsee der gewöhnliche Kurs für die Schiffahrt in den Atlantischen Ozean noch frei sei. Eine Antwort auf diese Fragen erging nur zum Teil und erst am 15. Januar 1915. Indes ergab sich tatsächlich, daß die niederländische Schiffahrt auch einen andern als den ihr in der englischen Erklärung vorgeschriebenen Zwangsweg fahren könne.

Am 4. Januar und 10. Februar 1915 ließ die deutsche Regierung ihre Maßnahmen für Beschränkung der Schiffahrt in den Küstengewässern mitteilen, wogegen ebensowenig etwas eingewendet werden konnte wie gegen die englische Küstensperre. Beide Regierungen hätten übrigens ihre Entschließungen mit dem Hinweis auf die Minengefahr bekräftigt.

Das Erscheinen von deutschen See- und Luftfahrzeugen in der Nähe der französischen Nord- und Westküste veranlaßte den niederländischen Minister des Auswärtigen am 5. Februar 1915 zu einer Note an Deutschland, welche die Pflicht des Kriegführenden betont, dafür zu sorgen, daß Verwechslungen vermieden werden, und erklärt, daß für den Fall der Schädigung eines Schiffes die Regierung alle ihre Rechte, namentlich auf Ersatz für Leben und Eigentum, geltend machen würde.

Am 4. Februar 1915 wurde der niederländischen Regierung die deutsche Denkschrift über die gegen die britische Handelsmarine geplanten Maßnahmen überreicht (vgl. IV, S. 281). Sie erwiderte am 12. Februar 1915 mit einer Denkschrift, die zunächst die gegen die Neutralen erhobene Beschwerde der Duldung von Englands völkerrechtswidrigen Handlungen zurückzuweisen bestrebt ist, was die Niederlande angeht, und sodann eine Verwahrung enthält gegen die Erklärung eines großen Teiles der Nordsee als Kriegsgebiet. Letztere Verwahrung ist ähnlich wie die am 16. November 1914 an England gerichtete begründet. Schließlich wird, mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit einer Untersuchung nach Flagge und Art eines Schiffes vor dessen Zerstörung oder Erbeutung, nochmals erklärt, daß die deutsche Regierung im Falle eines Irrtums die Verantwortung tragen müsse. Am 12. Februar überreichte der deutsche Gesandte Mitteilungen, in denen seine Regierung darlegte, daß die vorgängige Untersuchung nicht immer möglich sei, so daß keine Gewähr für die Sicherheit der neutralen Schiffahrt gegeben werden könne. Letztere würde nochmals vor dem Befahren der bedrohten Gewässer gewarnt.

Was das Führen neutraler Flaggen durch britische Schiffe anlangt, so ersuchte der niederländische Minister den britischen Gesandten zunächst um Aufklärung über die von deutscher Seite gemachten Angaben (vgl. IV, S. 281). Am 7. Februar teilte der britische Gesandte mit, daß bislang keine Bekanntmachung in diesem Sinne ergangen sei; daß jedoch das Führen einer neutralen Flagge durch den Brauch als Kriegslist anerkannt sei, freilich unter gewissen Einschränkungen. Der Gesandte erwähnte, daß gemäß dem englischen Gesetz von 1894 über die Handelsschiffahrt fremde Kauffahrteischiffe die bri-

tische Flagge hissen dürften, um der Erbeutung zu entgehen, und daß seine Regierung der Ansicht sei, umgekehrt dürften auch britische Handelsschiffe eine fremde Flagge gebrauchen, wenn ihnen Gefahr der Zerstörung oder Erbeutung drohe, insbesondere in Gewässern, in denen Deutschland beabsichtige, Schiffe und Ladungen und Nichtkämpfer zu versenken. Der Gesandte fügte hinzu, wenn auch den britischen Schiffen keine Befehle in diesem Sinne erteilt werden könnten, so würde ihnen doch zweifellos angeraten werden, so zu handeln. Am 15. Februar schrieb der niederländische Minister des Aeußeren dem englischen Gesandten Sir Alan Johnstone, daß der Gebrauch einer fremden Flagge ohne Zustimmung der entsprechenden Regierung auf alle Fälle nicht bräuchlich sei, zumal nicht in Kriegszeit, weil dadurch die unter der eigenen neutralen Flagge fahrenden Schiffe in Gefahr geraten könnten. Der Minister äußerte die Erwartung, daß die britische Regierung einem solchen, nach § 409 des niederländischen Strafgesetzes strafbaren Mißbrauch, der die holländische Handelsflagge der Kriegsgefahr aussetze, ihre Billigung versagen würde. Bald darauf gab der amtliche niederländische „Staatscourant“ bekannt, „daß fremde Handelsschiffe, die in holländischen Häfen die holländische Flagge oder internationale Erkennungszeichen führen, die ausschließlich holländischen Schiffen zukommen oder an irgendeiner Stelle des Schiffskörpers Unterscheidungsmerkmale führen, die den Anschein erwecken können, daß das Schiff holländischer Nationalität sei, oder daß seine Besitzer Holländer seien, am Verlassen holländischen Gebietes oder am Fahren durch holländische Gewässer gehindert werden sollen.“

In den Noten, die gleichlautend den Gesandten Englands und Frankreichs am 18. März 1915 als Antwort auf die englische Note vom 1. März (vgl. S. 233) überreicht wurden, heißt es nach weiteren Mitteilungen des Ministers des Aeußeren in der zweiten Kammer: „Die niederländische Regierung will kein Urteil über die Rechtmäßigkeit der von den Kriegführenden getroffenen Maßregeln fällen, aber es liegt den Niederlanden als neutraler Macht die Pflicht ob, gegen diese Maßregeln die Stimme zu erheben, sofern sie anerkannte Prinzipien über die Rechte der Neutralen verletzen. Schon bei Beginn des Krieges protestierte die niederländische Regierung im Interesse ihrer Rechte als neutrale Macht und im Interesse des Völkerrechtes gegen jede Beschränkung der Rechte Neutraler durch die Kriegführenden. Ihre Haltung kann mit Rücksicht auf die jetzt ergriffenen Maßregeln nicht geändert werden, da diese das Grundprinzip der Pariser Erklärung von 1856 ignorieren, wonach neutrales und feindliches Eigentum mit Ausnahme von Konterbande unverletzlich ist, solange es durch die neutrale Flagge gedeckt ist. Mit der Beiseitesetzung dieses Prinzips hat die britische Verordnung bestimmt, daß die britische Flotte Zwangsmaßregeln nicht nur gegen Privateigentum des Feindes, auch wenn es keine Konterbande ist, sondern auch gegen neutrales Eigentum ergreifen soll, wenn vermutet wird, daß es feindlichen Ursprungs oder für den Feind bestimmt ist. Die Bestimmungen der britischen Verordnung gewähren die Aussicht auf mildere Anwendung der Maßregeln gegen neutrales Eigentum, aber ohne bestimmte Regeln aufzustellen, die gelten sollen, um die Interessen der Schiffahrt und des Handels zu schonen. Der Artikel 8 läßt die Möglichkeit einer Milderung der Bestimmungen der Verordnung offen betreffs der Schiffe aus jedem Land, das die Erklärung abgibt, daß unter seiner Flagge kein Transport von Gütern aus oder nach Deutschland oder von Gütern deutschen Eigentums stattfinden wird. Ich glaube aber den Nachdruck darauf legen zu müssen, daß vorkommenden Falles die niederländische Regierung eine derartige Erklärung nicht abgeben kann. Nach ihrer Auffassung widerspricht die genaue Erfüllung der Pflichten der Neutralität der Uebernahme einer derartigen Verbindlichkeit. Eure Exzellenz gab mir bereits vor Veröffentlichung der britischen Verordnung zu verstehen, daß den Interessen der Niederlande und ihrer überseeischen Besitzungen in weitem Maße

Rechnung getragen werden solle, aber wie gemäßigt auch die Anwendung der Verordnung sein möge, die niederländische Regierung kann nicht stillschweigend einer ernsten Verletzung des Grundprinzips des Völkerrechts zusehen, das seit mehr als einem halben Jahrhundert von allen Mächten garantiert ist."

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Hollands

Die Niederlande, die Einfuhr- und Ausfuhrpforte eines ungeheuren Wirtschaftsgebiets, sind in ihren Rechten und Lebensinteressen durch den Handelskrieg aufs schwerste bedroht worden. Das umsomehr, als Holland zwar reich an Agrarprodukten und die Heimat ansehnlicher zum Teil einzigartiger Industrien ist, aber die wichtigsten Lebensmittel sich doch nicht selbst zu schaffen vermag, und vor allem auch in bezug auf Betriebsmittel auf die Einfuhr angewiesen ist.

Politisch muß man, wie Ulrich Rauscher Anfang Januar 1915 in der „Frankfurter Zeitung" schreibt, vor eine Uebersicht der ökonomischen Lage Hollands im ersten Kriegsjahr die Worte des Handelsministers Treub setzen, die sich in seinem Bericht an die zweite Kammer finden: „Da unser Land durch seine Lage von weit größerer Bedeutung als Zwischenstation für den Ueberseehandel nach Deutschland ist, denn als Ausfuhrland für deutsche Waren nach dem Ausland, ist es klar, daß Englands Politik, Deutschland nach Möglichkeit vom Weltverkehr abzuschneiden, unsern Handel schwerer trifft, als die wirtschaftliche Kriegspolitik Deutschlands gegen England."

Wie sehr der Krieg die Niederlande belastet, geht schon daraus hervor, daß allein die Kosten für die Mobilisierung der niederländischen Armee und die Verpflegung der belgischen Flüchtlinge den niederländischen Staatshaushalt bis Ende Oktober 1914 mit 100 Millionen Gulden belastet hatten und daß die Kosten der bewaffneten Neutralität täglich etwa 600 000 Gulden betragen, die trotz der Ersparnisse im Budget aus den laufenden Einnahmen nicht gedeckt werden können. So mußte der Weg einer Anleihe von 275 Millionen Gulden beschritten werden, die von der Kammer im Dezember 1914 bewilligt wurde und bereits am 12. Januar 1915 mit etwa 400 Millionen gezeichnet war.

Die großen holländischen Häfen wurden natürlich zuerst und am empfindlichsten von der Kriegsnot betroffen. In ihnen herrschte Feiertagsstille, die Schiffe lagen fest, die Arbeit auf den Werften ruhte. Nach der amtlichen Statistik mußten in der elften Kriegswoche, also Ende Oktober 1914, in Amsterdam von 7000 Hafenarbeitern 2500 feiern, in Rotterdam waren bereits im ersten Kriegsmonat von der Gesamtzahl der 7134 Arbeiter 4500 arbeitslos geworden. Dazu kommt, daß alle verwandten Betriebe mindestens ebenso schlecht daran waren; vor allem standen die Werften völlig still, eine, die Werft van Wilton, entließ allein 2000 Arbeiter. Im Bau- und Bauschreiner-Gewerbe waren in beiden Hafenstädten ein Viertel der Arbeiter brotlos. Für die Konfektionsbranche wurde die Zahl der Arbeitslosen nicht angegeben, aber betont, daß sie so gut wie still liege; auch die Tabakfabriken stellten teilweise ihren ganzen Betrieb ein. Von 12000 Diamantarbeitern hatten gegen Ende des Jahres 1914 nur noch 300 lohnenden Verdienst.

Der im Februar 1915 erklärte Unterseebootkrieg versetzte dann dem gesamten holländischen Wirtschaftsleben einen neuen Schlag. Hunderte von geheuerten Matrosen, besonders Heizer und Maschinisten, weigerten sich in See zu gehen, es sei denn, daß sie in Gestalt eines höheren Lohns eine Risikoprämie erhielten oder ihren Hinterbliebenen eine angemessene Versorgung ausgesetzt werde.

Die Regierung ergriff sofort Gegenmaßregeln. Um Geld zu schaffen, setzte sie zuerst die Metalldeckung der Banknoten von 40 auf 20 Prozent herunter und brachte ein Gesetz ein, wonach das Recht auf Einwechselung wegfiel. Sodann wurde eine Bankvereinigung mit einem Kapital von 200 Millionen für Kreditbeihilfe gegründet und ebenso eine zen-

trale Mittelstandsbank. Außerdem wurden für 19 Millionen Gulden Silberscheine in Umlauf gesetzt; auch fast sämtliche holländische Städte gaben Scheine aus, von fünf Gulden bis herunter auf fünf Cent, wie z. B. die Gemeinde Rhenen. Sodann nahm sich die Regierung der Beschaffung der Lebensmittel von Staats wegen an, so besonders der Weizeneinfuhr, denn es gab in Holland ein paar Wochen kein Weißbrot. Den Widerstand der Engländer überwand sie dadurch, daß die Lebensmittel und sonstigen Waren, die für die Niederlande bestimmt waren, direkt an die Regierung adressiert werden durften. Außerdem wurden Höchstpreise festgesetzt und Ausfuhrverbote erlassen, so vor allem für Petroleum, das in Holland noch für zwei Jahre vorrätig ist, für Weizen, für Käse und Butter, die später in einem gewissen Maße wieder freigegeben wurden, für Zucker, von dem 60 Prozent des Vorrats zur Ausfuhr frei stehen, und vieles andere. Auch die gesamte Rübenernte ist von der Regierung mit Beschlag belegt worden. Schließlich kam eine umfangreiche Arbeitslosen-Unterstützung zustande, die heute in 31 Gemeinden besteht. Darnach erhält der Verheiratete oder Familienernährer 5 bis 6 Gulden wöchentlich, der Unverheiratete über 20 Jahre 4 bis 5, unter 20 Jahre 2 bis 2,5 Gulden. Die Unterstützung wird halb von der Gemeinde, halb von der Gewerkschaft getragen. Der Staat ist in einer bestimmten Weise beteiligt, sehr bemerkenswert ist aber, daß die Gewerkschaft als Unterstützer überhaupt ausscheidet, sobald sie ein Viertel ihres Vermögens verausgabt hat.

„Weder Statistik noch Berichte sagen dagegen etwas von den Profiten, die besonders in der ersten Zeit der hastigen Einkäufe in Holland gemacht wurden," fährt Ulrich Rauscher in seinem Bericht in der „Frankfurter Zeitung" fort. „Alle Landprodukte und Lebensmittel gehen in größeren Mengen und zu höheren Preisen nach Deutschland und England. Trotzdem wegen der englischen Minen die Frachten um mehr als 100 Prozent im Transithandel gestiegen sind, trotzdem Südamerikas ungünstige Wirtschaftslage den Export lähmt, trotzdem die Einfuhr aus Deutschland und England unter den Vorsichtsmaßregeln beider leidet, damit die Güter nicht dem Feind zugute kommen, gibt es auf dem offenen Land keine Arbeitslosen, ja holländische Produkte haben die Stelle der ausbleibenden der kriegführenden Länder eingenommen, sind besonders in Skandinavien sehr in Aufschwung gekommen; so haben Industrie und Landwirtschaft, nach dem Zeugnis des Handelsministers, große neue Absatzgebiete gefunden. Schlecht daran sind der Seemuschelverkauf und die Fischerei, die Heringsfischerei ausgenommen. Einen wirtschaftlichen Ausgleich der Verluste im Mutterlande brachten teilweise die holländischen Kolonien, in deren Hauptartikeln große Preissteigerungen eintraten, womit hohe Gewinne erzielt werden konnten. Die große Bedeutung des holländischen Kolonialreichs erhellt aus der bezeichnenden Aeußerung eines holländischen Staatsmanns: „Wenn wir die Kolonien verlieren, so sind wir viel mehr als halbiert. Wir werden dann, was Dänemark ist, und können Eier auf den englischen Frühstückstisch liefern."

Auf Grund der Rheinschiffahrtsakte können Waren des Transithandels, welcher Natur sie auch seien, nicht einseitig von Holland zurückgehalten werden. Doch sind seit Kriegsbeginn eine Menge englischer Agenten unter Führung des viel genannten Handelsattachés Sir Frank Oppenheimer an der Arbeit, um der holländischen Regierung immer wieder Klagen wegen angeblicher Konterbande vorzubringen.

Als dann England am 2. März 1915 alle Waren, die für Deutschland bestimmt sind, und aus Deutschland kommen, als Konterbande erklärte, durften an den Versandplätzen der neutralen Staaten Sendungen für Holland von den Transportlinien nur angenommen werden, wenn sie an die holländische Regierung oder an die sog. „Oversea Trust Company" in Rotterdam und Amsterdam gerichtet waren; später wurde auch die holländische Regierung als Empfängerin ausgeschaltet. Die „Oversea Trust Company" ist von der englischen und französischen Regierung unter Genehmigung der holländischen Regie-

rung als Kontrollstelle zur Verhinderung des Transportes deutscher Waren nach Holland sowie der Ausfuhr nach Deutschland gegründet worden und besteht lediglich aus englischen und französischen Kontrollbeamten.

Von der Gesellschaft werden eintreffende Sendungen nach Mitteilungen, die der „Frankfurter Zeitung“ von gut unterrichteter Seite zugingen, folgendermaßen behandelt: „Der holländische Empfänger muß die Faktura der Sendung vorlegen und durch seine Bücher nachweisen, daß er die Ware seither in dieser Menge in Holland abgesetzt hat. Nachdem diese Formalität erledigt ist, hat er der Niederländischen Bankvereinigung den Fakturenbetrag zur Verfügung der Trust Co. einschließlich der ungefähr 1/8 Prozent betragenden sog. Administrationskosten einzuzahlen. Die entsprechenden Bankspesen sollen sich auf ebenfalls etwa 1/8 Prozent belaufen. Dieser bei der Bank hinterlegte Betrag wird dem Warenempfänger erst wieder zugeführt, nachdem erwiesen ist, daß die für ihn in Holland eingetroffene Sendung auch wirklich in Holland verkauft worden ist. Abgesehen hiervon hat der Empfänger ein Formular zu unterzeichnen, in dem er an Eidesstatt aussagt, daß die Ware ausschließlich für Holland bestimmt ist, und daß er sich verpflichtet, nicht das geringste Quantum hiervon nach Deutschland auszuführen, bei gleichzeitiger Anerkennung der von der Trust Co. angesetzten Strafen.

Die Strafbestimmungen lauten dahin, daß im Uebertretungsfalle der auf der Bank deponierte Fakturenbetrag der „Oversea Trust Company“ zufällt, die zugleich berechtigt ist, die noch auf Lager befindlichen Waren zu beschlagnahmen und zu verkaufen, wobei der erlöste Betrag in den Besitz der Trust Co. übergeht. Die „Oversea Trust Company“ knüpft hieran noch die Bemerkung, daß sie sich nicht an derartigen verfallenen Beträgen bereichern wolle, da diese Kontrolle ihre Spitze nur gegen die Ausfuhrmöglichkeit nach Deutschland richte. Darum sollen die in Frage kommenden Beträge für die Kriegsfürsorge der Ententemächte Verwendung finden.

Die niederländische Regierung soll diese Gewaltmaßregel unter dem Druck der Verhältnisse haben billigen müssen, da England ihr mit der Drohung gegenübertrat, daß ein Anlaufen der Schiffe in den holländischen Häfen als ausgeschlossen zu betrachten sei, falls sich Holland nicht zu diesen Maßnahmen verstehen würde.“

Schiffsverluste

Vorbemerkung: Da eine erschöpfende Zusammenstellung der Verluste der holländischen wie überhaupt der neutralen Handelsmarine vorläufig nicht möglich ist, beschränken wir uns auf die Erwähnung einzelner besonders charakteristischer und wichtiger Fälle.

18. März 1915.

Die niederländischen Dampfer „Batavier 5“ und „Zaanstroom“ wurden von einem deutschen Unterseeboot angehalten und nach Zeebrügge gebracht.

Die Passagiere der „Batavier 5“ erzählen: „Das Schiff war am Donnerstag den 18. März um 5 Uhr früh von Hoek van Holland ausgelaufen. Sechzehn Meilen jenseits des Leuchtschiffes „Maas“ erschien plötzlich das Unterseeboot an der Oberfläche. Es hieß den Kapitän der „Batavier 5“ stoppen. Der Befehlshaber erklärte dem Kapitän, daß er das Schiff nach Zeebrügge bringen werde. Während der Befehlshaber und der Kapitän noch im Gespräch waren — es war in diesem Augenblick kaum noch Tag — erschien in der Ferne der Rumpf eines weiteren Schiffes, das sich nachher als die von Ymuiden abgegangene „Zaanstroom“ erwies. Sofort ließ der Befehlshaber des Unterseebootes einige Offiziere an Bord der „Batavier 5“ gehen und dampfte schleunigst auf die „Zaanstroom“ zu, indem er signalisierte, das Schiff solle stoppen. Die „Zaanstroom“ versuchte zuerst zu entfliehen, aber als ein Geschoß vom Schnellfeuergeschütz des Unterseebootes vor seinem Bug vorbeiging, ward der Kapitän anderen Sinnes. Der

Kapitän und der Lotse begaben sich an Bord des Tauchbootes, wo der Befehlshaber sie höflich empfing. Darauf wurden beide Schiffe nach Zeebrügge gebracht. An Bord der „Batavier 5“ waren im ganzen 57 Personen, an Bord der „Zaanstroom“ 21. Die Behandlung war auffallend gut.“

Der hauptsächlichste Grund zum Anhalten der Dampfer war, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, daß sie eine größere Anzahl belgischer Soldaten in Zivilkeidern an Bord hatten, die aus holländischen Internierungslagern entsprungen waren und sich über England zur Front begeben wollten. Von deutscher Seite war dieses Vorhaben entdeckt worden, und so hatte man drahtlos die Unterseeboote im Kanal benachrichtigt. Zudem beförderten die Dampfer große, für England bestimmte Mengen von Lebensmitteln, u. a. 300000 Eier, 40000 Kilo Käse, 6000 Schinken und mehr. Die Lebensmittel waren von englischer Seite bereits bezahlt, so daß die holländischen Firmen durch die Beschlagnahme keine Verluste erlitten.

25. März 1915.

Nach Mitteilung der britischen Admiralität hat das deutsche Unterseeboot „U 28“ morgens um 10 Uhr bei Beachy Head das niederländische Dampfschiff „Medea“ angehalten und durch Kanonenschüsse in den Grund gebohrt. Ein englischer Torpedojäger brachte die Besatzung nach Dover.

29. März.

Wie die niederländische Admiralität meldet, ist der Dampfer „Amstel“ auf der Fahrt von Rotterdam nach Goole früh 4 Uhr auf der Höhe von Flamborough auf eine deutsche Mine aufgelaufen. Die Besatzung wurde am Humber gelandet.

16. April.

Amtliche niederländische Meldung: Der niederländische Dampfer „Katwyk“ kam von der englischen Küste und hatte den Rat erhalten, nur bei Tag zu fahren. Er warf daher um 7.30 Uhr abends Anker, 7 Meilen westlich des Leuchtschiffes Noordhinder. Das Schiff war durch die auf dem Rumpf aufgemalten holländischen Farben, dem Namen des Schiffes und des Heimathafens, sowie durch die Flagge erkenntlich. Plötzlich gab es einen heftigen Stoß; ein großes Leck war geschlagen. Man ließ die Boote herab und sah nun dicht bei dem Schiff ein Unterseeboot aus dem Wasser emporsteigen; Nummer und Namen waren nicht erkennbar. Man rief das Unterseeboot an, das 15 m Abstand hatte, erhielt aber keine Antwort, auch nicht auf die Aufforderung, die Boote nach Noordhinder zu schleppen. „Katwyk“ sank in 20 Minuten.

Die Besatzung des „Katwyk“, der mit einer Ladung für die niederländische Regierung konsignierten Getreides von Baltimore nach Rotterdam fuhr, wurde von Marinelootsenbooten nach Vlissingen gebracht.

10. Mai 1915.

Im Anschluß an ihre Erklärung vom 20. April 1915 an den niederländischen Gesandten in Berlin, wonach die bisher vorgekommenen Vorfälle zur See nicht als ein Zeichen der Veränderung der deutschen Politik gegenüber den Niederlanden ausgelegt werden dürften, teilte die deutsche Regierung der niederländischen Regierung mit, „daß sie nach Vergleichung der Berichte und der Erklärungen der Besatzung der „Katwyk“ mit dem Berichte des Kommandanten eines deutschen Unterseeboots zur Ueberzeugung gelangt ist, daß die „Katwyk“ von diesem Unterseeboot torpediert worden ist. Der Kommandant sei überzeugt gewesen, daß es sich um ein feindliches Schiff handelte, da er die bei den neutralen Schiffen jetzt gebräuchlichen Kennzeichen, die die „Katwyk“ trotz der starken Finsternis noch nicht beleuchtet hatte, von der Seite, von der das Schiff getroffen wurde, nicht sehen konnte. Die deutsche Regierung spricht deshalb ihr aufrichtiges Bedauern über den Vorfall aus, betont, daß eine Absicht nicht vorlag und erklärt sich bereit, den Schaden zu vergüten.“

Luxemburg

11. November 1914.

Die luxemburgische Kammer ist zu einer ordentlichen Tagung zusammengetreten. Die Thronrede, die von der Großherzogin Marie Adelheid in der Eröffnungssitzung verlesen wurde, besagt: Wir sind alle erschüttert durch das furchtbare Schauspiel eines blutigen Krieges, in dem sich unsere Nachbarstaaten zerfleischen. Wir können aber nur insofern intervenieren, als wir die Verwundeten pflegen und das Heer der Leiden zu bekämpfen suchen, die infolge des Krieges auf unser Land hereinbrechen. Unser Volk hat in dieser Beziehung reichlich seine Pflicht getan. Unsere Neutralität ist verletzt worden, und wir haben uns beeilt — ich und meine Regierung — dagegen Protest zu erheben. Wir haben diesen Protest zur Kenntnis der Garantiemächte gebracht, die Kammer hat unsere Handlungsweise gebilligt. Obwohl verkannt, bleiben unsere Rechte durchaus bestehen. Es wurde uns für das uns zugefügte Unrecht eine Entschädigung versprochen, und für den von den Truppen angerichteten Schaden wurden uns bereits Entschädigungsgelder ausgezahlt. Das Land fühlt sich aber keineswegs von den Pflichten entbunden, die ihm durch die internationalen Abmachungen auferlegt sind. Unser Protest bleibt bestehen; wir halten ihn in seiner ganzen Tragweite aufrecht. Ich danke der Bevölkerung für ihre korrekte Haltung, durch die unliebsame Vorkommnisse verhütet werden. Wir werden unseren internationalen Pflichten nicht untreu werden. Luxemburg hat den Beweis für sein Existenzrecht erworben, es will und muß fortfahren, zu bestehen. Es ist Pflicht der Regierung, die öffentliche Gewalt in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Es ist für mich ein großer Trost, zu wissen, daß ich mich mit der Regierung und Volksvertretung eins fühle.

28. November.

Die luxemburgische Kammer hat ein Gesetz betreffend die Festsetzung von Höchstpreisen für Lebensmittel und Gebrauchsartikel angenommen.

7. Dezember 1914.

Da die deutsche Regierung erklärte, sie werde dem Transitverkehr der nach Luxemburg bestimmten Waren keine Schwierigkeiten bereiten, ist Luxemburg mit Holland wegen der Einfuhr von Lebensmitteln während der Kriegsdauer in Unterhandlungen getreten. Die Verhandlungen stießen jedoch auf Schwierigkeiten. Darauf begab sich der luxemburgische Staatsminister Eyschen in die Schweiz und nach Italien, um mit den dortigen Regierungen die Lebensmitteleinfuhr nach Luxemburg während des Krieges zu besprechen.

22. Januar 1915.

Der Gesamtbetrag der jetzt für Flurschaden, Einquartierungen usw. von Deutschland an Luxemburg ausbezahlten Entschädigungen beträgt rund zwei Millionen Mark.

22. Februar.

Das luxemburgische Ministerium, bestehend aus Staatsminister Eyschen und den Generaldirektoren Mongenast, de Waha und Braun, ist aus innerpolitischen Gründen um seine Entlassung eingekommen.

3. März.

Die Großherzogin hat die Ernennungen der Mitglieder des neuen Ministeriums vollzogen. Staatsminister Eyschen und Generaldirektor Mongenast verbleiben auf ihren Posten. Die Generaldirektoren de Waha und Braun scheiden aus und werden durch Generalstaatsanwalt Thorn und Obergerichtsrat Leclerc ersetzt.

12. März 1915.

Die luxemburgische Kammer ermächtigte die Regierung, die Getreide- und Lebensmittelvorräte zu beschlagnahmen und ein Verbot für die Verwendung von Getreide zur Branntweinherstellung zu erlassen.



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Königin Wilhelmine von Holland bei einer Besichtigung im Gespräch mit einem Funkentelegraphisten



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der niederländische Kriegsminister (links) besichtigt die holländischen Internierungslager in Harderwijk



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Ein Transport holländischer Geschütze in Amsterdam



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Aus einem holländischen Militärlager

Dänemark, Schweden und Norwegen

Die Stimmung in den skandinavischen Ländern

Wenn man von deutschfeindlichen Strömungen in Skandinavien spricht, so ist natürlich zwischen den einzelnen Ländern zu unterscheiden; denn die drei skandinavischen Völker weisen untereinander große Gegensätze auf und bringen bei Gelegenheit ihre gegenseitigen Mißstimmungen mindestens ebenso scharf zum Ausdruck, wie heute gegenüber Deutschland.

Das dänische Volk hat einen wirklichen Grund für seinen Unwillen anzuführen, das ist der Krieg von 1864 und die nordschleswigsche Frage, wobei heute weniger der Krieg und der Landverlust eine Rolle spielen als vielmehr die Handhabung der deutschen nordschleswigschen Politik, deren mancherlei Härten und Mißgriffe seit Jahrzehnten eine stehende Rubrik in der skandinavischen Presse bilden und die skandinavischen Gefühle — auch über die Grenzen Dänemarks hinaus — verletzten. „So hat denn Deutschland den breitern dänischen Volkschichten stets als „der Feind" gegolten," schreibt Professor Dr. Hollmann in der „Kölnischen Zeitung". „Wer dänische Presse, dänische innere Politik, dänische Volkserziehung und Literatur verfolgt hat, der weiß, daß die „deutsche Gefahr" seit Jahrzehnten das wichtigste Instrument der nationalistischen Propaganda in Dänemark gewesen ist, mit dem zu nationaler Sammlung geblasen und die Agitation für die Landesverteidigung betrieben wurde. Der Gang der Ereignisse muß die Dänen überzeugt haben, daß ihnen von Deutschland keine Gefahr droht, und es besteht ja die beste Aussicht, daß der Krieg dieser volksverhetzenden Agitation ein Ende bereiten und die Mauer von Mißtrauen und Verdächtigungen wegräumen wird, die gegen Deutschland gerichtet war. Aber es kann nicht wundernehmen, wenn auf einem derartig vorbereiteten Boden einstweilen keine Sympathien wachsen, und man wird es verstehen, daß die Presse bei allem ernstlichen Bestreben, den Ton der Neutralität zu treffen, bis zu einem gewissen Grade der Volksstimmung nachgeben muß, zumal da in dem parlamentarischen, demokratischen Lande argwöhnisch über die Freiheit der Presse gewacht wird und eigentliche Regierungsorgane nicht vorhanden sind. Für die deutsche Auffassung dieser dänischen Mißstimmungen aber ist es von wesentlicher Bedeutung, daß sie vor dem Kriege vorhanden waren und durch den Krieg nur teilweise schärfere Formen angenommen haben und offen zur Sprache gebracht worden sind, wo früher die Höflichkeit und Reserviertheit Schweigen bewahrte."

In Schweden hatte der Weltkrieg in den ersten Tagen eine ziemlich hohe Begeisterung für die deutsche Sache ausgelöst. Doch gerade weil diese Stimmung nicht von nüchtern realpolitischen Erwägungen, sondern von gefühlsmäßigen Momenten getragen wurde, fiel sie nach dem ersten Aufflackern in sich zusammen. Die Stimmen aus dem von Frankreich und England beeinflußten radikalen Lager mahnten zur „Vernunft" und zum „Festhalten an einer ehrlichen Neutralität". Unter ehrlicher Neutralitätspolitik verstand man nicht nur eine politisch korrekte Haltung, sondern man versuchte im Uebereifer auch jede Aeußerung von Sympathie mit Deutschland zu unterdrücken. In dieser Epoche, die vom zweiten bis in den sechsten Kriegsmonat hinein währte, bestand in Schweden eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegenüber den Geschehnissen des Weltkrieges. Sich selbst wähnte man sicher. Die Kaufleute und Finanzmänner machten zudem hier, wie in andern neutralen Ländern, gute Geschäfte. Daß diese Gruppe von Leuten ein besonderes Interesse daran hat, sich die Konjunktur nicht verderben zu lassen, ist begreiflich. Gleichwohl sind in Schweden deutschfreundliche Strömungen vorherrschend, und die Volksstimmung ist im wesentlichen getragen von warmer, ritterlicher Anerkennung für ein rassenverwandtes Volk, das hinterlistig von allen Seiten angefallen wurde und dessen Untergang auch die nationale Existenz der skandinavischen Völker bedrohen würde.

Die nach dem Verlauf des ersten Kriegshalbjahres beginnende dritte Phase der schwedischen Stimmung steht im bewußten Gegensatz zu dem allzu finanziell politischen Denken der Geschäftsleute, ohne deshalb in das Gefühlsmäßige der ersten Periode zurückzufallen. „Mit ganz erstaunlicher Kraft hat sich heute die öffentliche Meinung," wie der „Frankfurter Zeitung" Mitte März 1915 aus Stockholm geschrieben wird, „dem realpolitischen Gedanken zugewandt. Hieß es früher: Wir wollen die Neutralität um jeden Preis aufrechterhalten, wir wollen nichts hören und wollen nichts sagen, so hat die gegenwärtige Strömung mit diesem ängstlichen Totschweigen vitaler Probleme und mit der ganzen Vogelstraußpolitik gründlich gebrochen. Man wachte zu der Erkenntnis auf, daß die Lage für Schweden während des Krieges, besonders aber nach dem Krieg ernste Möglichkeiten in sich berge. Rußland, so folgert man, wird in naher Zukunft ein vermehrtes Verlangen nach einem eisfreien skandinavischen Hafen tragen, und dies wird für ein besiegtes und eingeschnürtes Rußland eine noch größere Notwendigkeit darstellen als für ein siegreiches. Doch auch dem zu Boden gerungenen Rußland kann Schweden allein nicht widerstehen. Diese Wahrheiten werden jetzt in Hunderten von Zeitungen und in den maßgebenden politischen Zeitschriften in dringlichster Weise erörtert. Die notwendigen Schlußfolgerungen, die jeder auch nur halbwegs Geschulte aus diesem Leitmotiv der schwedischen Preßerörterung ziehen muß, ist: Schweden muß jetzt, wo es noch Zeit ist, der russischen Gefahr begegnen und muß sich für die Zukunft den Beistand eines dem russischen Gegner gewachsenen Freundes sichern."

In Norwegen endlich verbindet sich mit einer englandfreundlichen Unterströmung ein gewisser Unwille gegen Deutschland, der ohne eigentlichen Grund teils auf die skandinavischen Einflüsse von Dänemark her zurückzuführen sein mag, und teils auf unkontrollierbaren Gefühlsstimmungen beruht. Professor Dr. Hollmann zitiert dafür in seinen Ausführungen in der „Kölnischen Zeitung" einen Norweger, C. W. Rubenson im Christianiaer „Morgenblad", der vom deutschen Generalstab zu einer Reise an die Front eingeladen war und seine Schilderungen mit folgenden allgemeinen Bemerkungen einleitet: „Es ist niemand in Norwegen, der die großen und guten Eigenschaften der Franzosen und Engländer unterschätzt. Etwas anderes ist es in vielen Kreisen, wenn es die Deutschen betrifft. Da spielt bei vielen das persönliche Moment mit unter: Ich kann nun einmal die Deutschen nicht leiden. . . . Man kann wohl zugeben, daß im deutschen Wesen vieles ist, das verletzend wirken kann. Und das ist nicht zum wenigsten ausgeprägt bei den Deutschen, mit denen wir zumeist Gelegenheit haben, Bekanntschaft zu machen — Touristen und Handelsreisenden. Aber es wäre für uns Norweger vielleicht auch nicht vorteilhaft, wenn man uns nach derselben Klasse von Menschen beurteilen wollte. Vielleicht gibt es auch einen tiefern Grund für einen gewissen instinktiven Mangel an Wohlwollen gegenüber den Deutschen, die uns doch so nahe verwandt sind. Die Eigenschaften, die das deutsche Volk auszeichnen, sind Fleiß, Gründlichkeit, Ordnung und Disziplin. Diese Eigenschaften sind nicht unsere starke Seite. Unser sogenanntes demokratisches Gefühl hat es besonders schwer, sich mit Ordnung und Disziplin zu vergleichen, und es ist menschlich, etwas mit Mißtrauen zu betrachten, das einem selbst fremd ist.

Daß in weiten Kreisen im Norden ein gewisser Unwille gegen Deutschland verbreitet ist, das zu verheimlichen liegt kein Grund vor. Wir wissen es alle, und die Deutschen wissen es selbst so gut wie wir. Darauf läßt auch ihre übertriebene „Aufklärungsarbeit" in Skandinavien schließen. Diese Propaganda hat sicher nicht Deutschlands Sache gefördert. Niemand legt Wert darauf, sich seine Meinung vorschreiben zu lassen. Die Deutschen glauben sich ungerecht beurteilt und haben einen natürlichen Drang, sich zu erklären; aber so etwas wird leicht als der Ausdruck eines schlechten Gewissens betrachtet."

Dänemark

Maßnahmen der Regierung

Die handelspolitischen Maßnahmen, die gemeinsam mit Schweden und Norwegen getroffen wurden, sind am Schluß dieses Kapitels zusammengefaßt.

12. Oktober 1914.

Der dänische Finanzminister hat dem Folketing eine Gesetzesvorlage über eine inländische Staatsanleihe zu 4% in Höhe von 60 Millionen Kronen zugestellt. Die Anleihe soll zu 92% abgeschlossen werden und ist rückzahlbar in 40 Jahren; sie wurde von verschiedenen inländischen Gesellschaften und Institutionen übernommen.

24. Februar 1915.

Dem Folketing hat der Finanzminister einige Gesetzesentwürfe zur Deckung der durch die gegenwärtige Lage verursachten erhöhten Ausgaben unterbreitet, so für eine Erhöhung der Vermögenssteuer und der Erbschaftssteuer, sowie eine außerordentliche Einkommensteuer für das Jahr 1915. Diese Steuer soll besonders Personen und Gesellschaften treffen, die durch den Krieg ungewöhnliche Einnahmen gehabt haben.

16. März.

Im Folketing erklärte der Verteidigungsminister namens der gesamten Regierung, die dänische Regierung und der Reichstag befänden sich in vollkommener Einigkeit darüber, daß die Politik Dänemarks auf unbedingte und unparteiische Neutralität gerichtet sein müsse. Die Regierung sei keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß alle Parteien des Landes eine unerschütterliche Neutralitätspolitik wünschten und verlangten, um den Frieden zwischen Dänemark und allen anderen Staaten zu erhalten. Die ausnahmsweise in anderer Richtung gefallenen Auslassungen würden von allen Parteien mißbilligt. Während des gegenwärtigen Krieges sei es notwendig, daß Dänemark seine militärischen Mittel derart bereithalte, daß es gegebenenfalls seine Rechte wahrnehmen und die Pflichten erfüllen könne, die ihm als einem neutralen Staat oblägen. Zunächst von diesem Gesichtspunkt aus seien die verschiedenen militärischen Maßnahmen getroffen worden. Die Anschauungen über die Notwendigkeit der militärischen Rüstungen seien ja verschieden, aber man handle klug und zum Nutzen des Vaterlandes, wenn man auch während des Krieges zur Erfüllung der größten aller Aufgaben bereit sei, nämlich Dänemark frei und ohne Schaden durch den Krieg zu führen und friedliche und gute Beziehungen zu allen Mächten zu erhalten. Es sei bisher gelungen, eine einheitliche Neutralitätspolitik zu führen. Die Bestrebungen der Regierung hätten bei dem gesamten Reichstag Unterstützung gefunden; die Regierung setze sie daher in der Hoffnung fort, daß ihr diese Unterstützung auch ferner zuteil werde. Das Budget wurde darauf mit 80 Stimmen einstimmig angenommen.

12. April.

Der dänische Justizminister erließ eine Bekanntmachung, wonach künftig für Dänemark verboten wird, andere als dänische Flaggen zu hissen. Von diesem Flaggenverbot sind Gesandtschaften und Konsulate der fremden Staaten ausgenommen.

27. April 1915.

Das neue Verfassungsgesetz wurde im Folketing mit 106 gegen eine Stimme, im Landsting mit großer Mehrheit angenommen. Damit ist der Grundsatz des gleichen und allgemeinen Wahlrechts bei den Wahlen zu beiden Kammern durchgeführt, das Verhältniswahlsystem und der allmähliche Uebergang zur niedrigen Grenze des Wahlrechtsalters, von 30 auf 25 Lebensjahre, eingeführt. Nach der neuen Verfassung steht das aktive und passive politische Wahlrecht auch Frauen und dem Gesinde zu. Wahlrechtsbegünstigungen gewisser Bevölkerungsklassen gibt es fortan nicht mehr. Die bisherige Klasse der vom König auf Lebenszeit ernannten zwölf Mitglieder des Landstings wird abgeschafft. Das Wahlrecht, auch zum Landsting, ist allgemein.

7. Mai 1915.

Bei den Wahlen zum Folketing sind fast in allen Kreisen die Abgeordneten ohne Gegenkandidaten und ohne Abstimmung wiedergewählt worden.

Vom König

26. September 1914.

Aus Anlaß des Geburtstages des Königs überbrachte der Ministerpräsident beim Empfang des Kabinetts im Residenzpalast Amalienborg die Glückwünsche des Ministeriums in einer Ansprache. In seiner Antwort dankte der König für die gute Stütze, die er in diesen ernsten Zeiten beim Ministerium gefunden habe. Er sei überzeugt, daß die Minister ihn auch fernerhin in seinem Bestreben, die Neutralität Dänemarks aufrecht zu erhalten, unterstützen würden. Der König schloß: Wenn wir auch fernerhin vom Geiste gemeinsamer Liebe und Opferwilligkeit für das Vaterland beseelt bleiben, werden wir mit Gottes Hilfe Dänemark frei und selbständig den kommenden Geschlechtern übergeben können, wie wir es als Erbe von den Vätern empfangen haben.

Die Wirkungen des Handelskriegs

Das Bestreben Englands, jede Ausfuhr aus neutralen Staaten nach Deutschland zu verhindern, hat auch gegenüber dänischen Handelsschiffen zu willkürlichen Handlungen veranlaßt. So wurden Ende Dezember 1914 zwei dänische Dampfer, die mit isländischen Produkten von Island nach Kopenhagen unterwegs waren, von den Engländern aufgebracht und die darauf befindlichen 540 Pferde zurückbehalten, obwohl in Dänemark für Pferde ein Ausfuhrverbot nach Deutschland besteht. Große Erregung herrschte Anfang Januar 1915 in Dänemark, weil die in den Weihnachtstagen von den Engländern angehaltenen Dampfer der Vereinigten Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kentucky", „Virginia" und „Arkansas", trotzdem bei sämtlichen Dampfern die Papiere vollständig klar waren, nicht freigegeben wurden. Mitte Januar 1915 wurde der dänische Dampfer „Esbjerg", der von Reikjawik nach Kopenhagen unterwegs war, bei Island beschlagnahmt und nach Kirkwall auf den Orkneyinseln geschleppt, und Anfang Februar ist der dänische Amerikadampfer „Oskar II.", der am 4. Februar mit rund 600 Passagieren New York verlassen hatte, von den Engländern aufgebracht und gleichfalls nach Kirkwall geführt worden, obwohl das Schiff keinerlei Konterbande führte.

Das sind nur wenige Fälle von vielen, die zeigen, daß auch Dänemarks Handel durch Englands Willkürherrschaft zur See geschädigt wurde. Sonst aber ist durch den europäischen Krieg in Dänemark keine Notlage entstanden (vgl. I, S. 150).

Die internationale sozialdemokratische Friedenskonferenz

An der sozialdemokratischen Friedenskonferenz, die vom 17. Januar 1915 ab in Kopenhagen tagte, nahmen 17 Vertreter, Dänen, Norweger, Schweden, Holländer sowie ein Italiener teil. Die Konferenz, eine Fortsetzung der in der Schweiz abgehaltenen Beratung verschiedener neutraler Sozialdemokraten, suchte ihre Aufgabe in der Unterstützung der Volksstimmung neutraler Länder, die den Abschluß des Krieges fordert. Die Möglichkeiten von Vermittlungsvorschlägen auf einer Grundlage, die das Selbstbestimmungsrecht der Völker sichert, wurden erwogen, eine Einschränkung künftiger Rüstungen und obligatorische internationale Schiedsgerichte angestrebt. Das praktische Ziel der Konferenz war, die sozialdemokratischen Reichstagsgruppen verschiedener Länder aufzufordern, bei ihren Regierungen Untersuchungen über die Möglichkeit einer Initiative zum Kriegsabschluß anzuregen, etwa durch ein gemeinsames Auftreten der Regierungen aller oder der Mehrzahl der neutralen Staaten.



König Gustav V. von Schweden



König Christian X. von Dänemark



König Haakon VII. von Norwegen

Die Könige der drei skandinavischen Reiche



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Die Drei-Königs-Zusammenkunft in Malmö am 18. und 19. Dezember 1914 die drei Könige nehmen die Huldigung der schwedischen Studentenschaft entgegen



Phot. G. Bruennlein, Berlin

Das schwedische Kronprinzenpaar Gustav Adolf und Margarete mit seinen beiden Söhnen den Prinzen Gustav Adolf und Sigvard; rechts davon der schwedische Forscher Dr. A. v. Sven Hedin

Schweden

Maßnahmen der Regierung und Kundgebungen

Die wirtschaftlichen Maßnahmen sind auf den Seiten 289 bis 291 zusammengefaßt; die handelspolitischen Maßnahmen, die gemeinsam mit Dänemark und Norwegen getroffen wurden, folgen auf den S. 299 u. 300

12. September 1914.

Die große Verteidigungsreform hat ihre Erledigung gefunden, indem der Reichstag die von der Regierung eingebrachten Heer- und Flottenvorlagen angenommen hat. Unter den das Heer betreffenden Maßregeln sind die Verlängerung der Dienstzeit für die Infanterie auf ein Jahr, die Vermehrung des Offizierkorps und die Errichtung eines neuen Kavallerietruppenverbands für das nördliche Schweden zu nennen. Die Marine erhält Panzerschiffe nach dem von der Regierung ausgearbeiteten größeren Typ von gegen 7000 Tonnen. Ein Flottenstützpunkt soll bei Hernösand am bottnischen Meerbusen angelegt werden. Für die nächsten fünf Jahre stellen sich die Kosten der Marineneubauten, wozu auch Torpedojäger und Unterseeboote gehören, auf rund 45 Millionen Kronen.

5. November.

Die Regierung erhält einen Kredit von 450 Millionen Kronen zur Aufrechterhaltung der schwedischen Mobilisierung für die ganze Dauer des Krieges.

22. Dezember 1914.

Der schwedische Reichstag ist geschlossen worden.

14. Januar 1915.

Die schwedische Regierung hat beschlossen, das erlassene Verbot der Ausfuhr von Kriegsmaterial dahin zu erweitern, daß künftig auch der Durchgangshandel mit Kriegsmaterial verboten ist, wohl mit Rücksicht auf die russischen Bemühungen einen Transithandel über Narvik—Boden—Karungi einzurichten.

16. Januar.

Der Reichstag wurde vom König mit einer Thronrede eröffnet, in der er zunächst der Neutralität, die bei Beginn des Krieges beschlossen und bisher aufrecht erhalten worden sei (vgl. I, S. 62), Erwähnung tat und sodann ausführte, die militärischen Maßnahmen für die Durchführung der Neutralität und den Schutz des Reiches hätten notwendigerweise fühlbare persönliche, aber bereitwillig getragene Opfer veranlaßt; die Fürsorge für die Neutralität und das Selbstbestimmungsrecht Schwedens fordere weiter, daß eine erhöhte Wehrbereitschaft der Streitkräfte Schwedens aufrechterhalten werde. Obgleich Schweden sich des Friedens erfreute, habe das Wirtschaftsleben des Volkes doch viel gelitten. Hierzu habe in hohem Grade der Umstand beigetragen, daß völkerrechtliche Grundsätze, die früher die Rechte der neutralen Staaten und ihrer Staatsangehörigen regelten, von den Kriegführenden nunmehr nicht anerkannt würden. Der König erwähnte in der Ansprache ferner die aus Anlaß des europäischen Krieges mit Norwegen getroffene Abmachung vom 8. August 1914, in der die Erklärung äußerster Neutralität wiederholt und Zusicherungen ausgetauscht wurden, daß der in Europa herrschende Kriegszustand niemals zu feindlichen Maßnahmen einer der beiden Mächte gegen die andere führen wird, erinnert dann an die auf seine Einladung erfolgte Zusammenkunft der skandinavischen Könige (vgl. S. 299), was alles den Zweck gehabt habe, die Stellung Schwedens zu stärken, und schloß: „Wenn auch unsere Neutralität, wie ich lebhaft hoffe, aufrechterhalten werden kann, müssen doch kräftige Anstalten zur Verteidigung des Landes und Erleichterung der ökonomischen Wirkungen des Krieges nicht zum wenigsten für die Schwachen und Kleinen der Gesellschaft getroffen werden. Ein Volk, das stark ist durch vaterländische Opferbereitschaft und gegenseitiges Zusammengehörigkeitsgefühl, kann aber mit Zuversicht schweren Zeiten entgegensehen."

4. März 1915.

Die schwedische Regierung hat das am 26. Februar erneut gestellte Ersuchen der Gesandten Rußlands, Englands und Frankreichs auf Wiedereröffnung der schwedischen Durchfahrt für Kriegsmaterial nach Rußland abermals abschlägig beschieden.

14. April.

Die Verhandlungen zwischen den schwedischen und den russischen Bevollmächtigten über einen Anschluß der Eisenbahnnetze beider Länder haben zu einem Uebereinkommen dahin geführt, den Regierungen die Ernennung einer gemischten technischen Kommission vorzuschlagen. Die Vertreter wurden ferner darüber einig, den Regierungen den Abschluß eines Vertrages über die Verbindung der Eisenbahnen beider Länder zu empfehlen. Darnach soll eine Brücke über den Torne-Elf südlich Haparanda gebaut werden. Da der Verkehr Rußlands mit dem Westen auf der im Winter 1914/1915 gebauten Karungi-Bahn nur so lange ununterbrochen ist, als der Grenzfluß Torne-Elf gefroren bleibt, wird von Rußland um die Erlaubnis zum Bau einer Holzbrücke oder Staatsfähre nördlich Haparanda nachgesucht, was Schweden verweigert.

5. Mai.

Die Regierung hat an den Reichstag eine Vorlage gebracht, in der sie 11½ Millionen Kronen für außerordentliche militärische Ausgaben fordert, 5 315 000 Kronen für Neuanschaffung des Intendanturmaterials, 5 718 000 Kronen an Artilleriematerial, 420 000 Kronen an Ingenieurmaterial.

Personalien

12. April 1915.

Freiherr v. Lucius, der schon seit einiger Zeit den Posten des deutschen Vertreters in Stockholm verwaltete, hat dem König von Schweden in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben als deutscher Gesandter überreicht.

Hellmuth v. Lucius steht im 46. Lebensjahre. Vor drei Jahren war er, nachdem er jahrelang in Paris, Lissabon und Hamburg tätig gewesen war, als erster Botschaftsrat nach Petersburg gekommen. Von dort wurde er im Sommer 1914, als die albanische Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte, unter Beförderung zum Gesandten mit der Vertretung des Reiches in Durazzo beauftragt.

Schwedens wirtschaftliche Verhältnisse und der Weltkrieg

Die Sorge um die Aufrechterhaltung der Neutralität hat auch Schweden außerordentliche Geldopfer auferlegt. So sind für die Seekriegsbereitschaft seit dem Ausbruch des Weltkriegs bis Anfang Januar 1915 an außerordentlichen Mitteln bereits 12 500 000 Kronen verausgabt worden. Zur Deckung dieser Ausgaben hat das schwedische Finanzministerium Anfang Oktober 1914 eine innere Anleihe von 30 Millionen Kronen zu 5 % ausgegeben und außerdem Anfang Dezember 1914 eine Anleihe in Höhe von 5 Millionen Dollars in Form von Schatzkammerwechseln mit zweijähriger Laufzeit mit der Bankfirma Kuhn, Loeb und Co. und der National City Bank of New York abgeschlossen. Der Entwurf des Staatshaushalts für 1916 bilanziert mit 337 037 000 Kronen gegen 384 826 100 Kronen für das Jahr 1915; er ist bedeutend herabgesetzt worden. Die Ausgaben für das Heer erfordern 62 886 000 Kronen, oder ungefähr 2½ Millionen mehr als im Jahr 1915. Die Ausgaben für die Marine werden mit 34 390 700 Kronen, oder auch ungefähr 2½ Millionen mehr als im Jahr 1915 vorgesehen. Auf Anleihen sollen im Jahre 1916 ungefähr 28 Millionen Kronen genommen werden, d. h. bedeutend weniger als im Jahre 1915, wo sie 32½ Millionen betrugen.

Schwere Verluste hat dem schwedischen Wirtschaftsleben die Beschränkung der Schiffahrt durch das rücksichtslose Auftreten Englands gebracht. Schwedens Industrie beruht hauptsächlich auf der Verarbeitung seiner wichtigsten Rohprodukte des Holzes

und der Eisenerze. Da die schwedische Montanindustrie auf eine starke Einfuhr von Kupfer, Aluminium und Chemikalien angewiesen ist, wurde sie durch die Beschlagnahme der schwedischen Kupfertransporte fast völlig stillgelegt. Die schwedische Holzindustrie ist zur Herstellung der Zelluloidartikel unbedingt auf die Zufuhr von Schwefel angewiesen; um auch sie zu schädigen, behielt England alle Schwefelladungen in seinen Häfen zurück. Aber auch sonst hat England das von ihm beanspruchte Beschlagnahmerecht gegenüber Schweden in der rücksichtslosesten Weise angewendet. Darüber wird der „Frankfurter Zeitung“ Mitte Mai 1915 aus Stockholm geschrieben: „England setzt die Geduld der Schweden wahrhaft auf eine kräftige Probe; die in England beschlagnahmten schwedischen Waren häufen sich seit Monaten derart, daß sie nachgerade auf die Spekulation in Valutakursen Einfluß bekommen; England werde — so meint man hier — einmal eine Riesensumme für die völkerrechtswidrig zurückbehaltenen und benutzten schwedischen Waren zahlen müssen; das müsse den Sterlingkurs (der Mitte Mai 1915 in Schweden noch übernormal war) allmählich zum Sinken bringen. Ohne Unterscheidung beschlagnahmt England auch solche schwedischen Waren, die nicht bedingte Konterbande sind, beispielsweise Baumwolle, die von Amerika nach Schweden unterwegs war. Die Engländer können ja nach ihrer Regierungskundgebung vom 11. März 1915 solche mit neutralen Schiffen transportierten Waren schlechterdings zum eigenen Gebrauch „requirieren“, wenn ein englischer Bedarf vorliegt! Die große Eisenerzladung des Dampfers „Sir Ernest Cassel“ (von der schwedischen Grubengesellschaft Gellivare) ist trotz schwedischen Einspruches nicht freigegeben worden. Das Schiff hat vielmehr seine kostbare Last, die für Rotterdam bestimmt war, in England löschen müssen. Viele Schiffe, die mit Gummiladungen nach Schweden unterwegs waren, wurden nach englischen Häfen eingebracht. Seit einem halben Jahr behalten die Engländer 1775 Tonnen Kupfer der schwedischen Metallwerke zurück. Wie „Stockholms Dagblad“ mitzuteilen in der Lage ist, wurde ein großer Teil des Kupfers, während dieses noch Gegenstand der Verhandlungen des Prisengerichts war, den staatlichen Werkstätten Englands überwiesen und dort verwendet; ein erheblicher Teil des Kupfers befindet sich zurzeit zweifellos in der Gestalt von Patronenhülsen auf den Schlachtfeldern Flanderns und Nordfrankreichs.“

Die zahlreichsten englischen Beschlagnahmungen schwedischer Waren fanden ungefähr seit Mitte April 1915 statt, nachdem die Engländer angefangen hatten, sogar Kaffee, Früchte und Baumwolle zu kapern. Am allerempfindlichsten aber ist die schwedische Geschäftswelt durch die rücksichtslose Zensur geschädigt worden, die England über den Telegraphenverkehr der nordischen Länder mit Amerika ausübte, wobei verdächtige Telegramme ohne Verständigung des Absenders unterdrückt wurden. Da alle Proteste, auch ein solcher Amerikas, erfolglos blieben und auch der Plan Dänemarks, in London ein Büro für Handelstelegramme zu errichten, scheiterten, wurde der schwedischen Regierung nahe gelegt, durch ein Verbot des englisch-russischen Telegraphenverkehrs durch Schweden Vergeltung zu üben.

Jedoch auch die Maßnahmen Deutschlands haben dem schwedischen Handel empfindliche Beschränkungen auferlegt. Infolge von drei Minenkatastrophen in den finnischen Schären anfang Dezember 1914, die allerdings auch durch russische Minen hervorgerufen worden sein können, wurde der ganze Schiffsverkehr mit Rußland unterbunden; erst Ende Januar 1915, mit einer Steigerung der Versicherungsprämien um 50 %, ist er zum Teil wieder aufgenommen worden. Auch die Erwartung, die deutsche Konterbandenbestimmung über Holzwaren würde wieder aufgehoben werden, so daß die schwedische Holzausfuhr nach England, wenigstens vom Frühjahr ab, im alten Umfang und auf den früheren Transportwegen (Ostsee, dänische Durchfahrtsgewässer und Kattegat) stattfinden könne,

erfüllte sich nicht. Obwohl die schwedische Holzexportvereinigung ein Uebereinkommen mit der Generaldirektion der schwedischen Staatsbahnen betreffs einer Ausfuhr von Holzwaren über Norwegen abgeschlossen hatte, die norwegische Eisenbahnverwaltung diesem Abkommen hinsichtlich der Frachtermäßigung beigetreten war und zur Regelung der Ausfuhr über Norwegen nach England ein Exportbureau in der nordschwedischen Stadt Oestersund errichtet wurde, so konnte dadurch doch eine dauernde Beschränkuug der Holzausfuhr nicht verhindert werden.

Und als dann Deutschland, ähnlich wie England in Kirkwall, Anfang Mai 1915 in Swinemünde eine regelmäßige Ueberwachung und Untersuchung der ein- und auslaufenden Ostseeschiffe anordnete, sah sich die schwedische Regierung veranlaßt, Verhandlungen über die Erleichterung der deutschen Maßnahmen einzuleiten.

Die Verluste, die die schwedische Handelsflotte durch deutsche Unterseeboote bis Anfang Mai 1915 erlitt, sind verhältnismäßig gering. Eine in ihrer Brutalität charakteristische Verletzung der schwedischen Neutralität, die England im Kampfe gegen deutsche Unterseeboote begangen haben soll, mag noch erwähnt werden. Wie den „Hamburger Nachrichten“ aus Stockholm gemeldet wurde, berichtete Kapitän Nilsson, der einen Frachtdampfer von Spanien nach Karlskrona führte, er sei bei Dover angehalten worden, worauf eine Anzahl englischer Soldaten an Bord gekommen sei. Ihr Befehlshaber erklärte dem Kapitän, er habe Befehl, auf dem neutralen Dampfer eine Strecke weit mitzufahren, damit seine Leute auf ein etwa sich zeigendes deutsches Unterseeboot schießen könnten. Obwohl der Kapitän förmlichen Protest einlegte und den Engländern in scharfen Worten das Schimpfliche ihrer Handlungsweise vorwarf, blieb die ihm aufgezwungene englische Besatzung an Bord.

Norwegen

Kundgebungen und Maßnahmen der Regierung

Die wirtschaftlichen Maßnahmen sind auf den Seiten 295 bis 298 zusammengefaßt, die gemeinsamen mit Dänemark und Schweden getroffenen handelspolitischen Maßnahmen auf den Seiten 299 u. 300.

9. Oktober 1914.

Eine Regierungsvorlage fordert 220 Millionen Kronen für die Aufrechterhaltung der Mobilisierung bis zum Ende des Krieges.

24. Oktober.

Zwischen dem norwegischen Gesandten in Washington und Staatssekretär Bryan ist ein Vertrag ratifiziert worden, nach dem alle Streitigkeiten, die nicht diplomatisch oder durch ein Schiedsgericht geordnet werden, einer internationalen Untersuchungskommission zur Erledigung vorgelegt werden müssen.

19. November.

Das Kriegsministerium gibt bekannt, daß das Anlaufen der Kriegshäfen Christiansund und Drontheim vom 25. November 1914 ab während der Dunkelheit für alle Schiffe, ausgenommen der Schiffe mit festgelegter Route und mit vorheriger Erlaubnis des betreffenden Verteidigungschefs, verboten ist.

12. Januar 1915.

Das Storthing wurde feierlich eröffnet. In der Thronrede wird ausgeführt: Die Beziehungen zu den Mächten sind freundschaftlich. Unsere Bestrebungen sind darauf ausgegangen, das Land außerhalb des Weltkrieges zu halten und die Gefahren und Schwierigkeiten abzuwenden, die die Lage für die Sicherheit und die Erwerbszweige des Landes mit sich brachte. Dann erwähnt die Thronrede die Neutralitätserklärung Norwegens vom 4. August 1914 (vgl. I, S. 62), die Uebereinkunft zwischen Schweden und

Norwegen vom 8. August (vgl. S. 289) und die Dreikönigs-Zusammenkunft in Malmö (vgl. S. 299). Das neue Zusammentreten der Spitzbergenkonferenz sei bis nach dem Kriege verschoben worden. Dem Storthing werden einige Gesetzentwürfe über außerordentliche Maßnahmen zur Stärkung der Land- und Seeverteidigung vorgelegt. Das Gleichgewicht des Budgets könne ohne bedeutende neue Steuererhöhungen nicht aufrecht erhalten werden. Ferner werden Gesetzentwürfe angekündigt über die Einsetzung einer Kommission zur Behandlung der Frage der Getreideversorgung des Landes und über das Staatsmonopol für die Einfuhr von Getreide und Mehl.

13. Januar 1915.

In dem Bericht der Regierung über die Lage des Reichs wird mitgeteilt, daß die beiden in England bestellten Panzerschiffe von der englischen Regierung beschlagnahmt worden sind.

6. Februar.

Der frühere norwegische Staatsminister Konnow hielt in einer Studentenversammlung eine überraschend englandfreundliche Rede, in der er Norwegen geradezu zum Verlassen der Neutralität aufforderte. Das Blatt des gegenwärtigen Regierungschefs, „Norske Intelligenssedler", antwortete darauf: „Der Umstand, daß Herr Konnow Minister gewesen ist, gibt seinen Worten im Ausland ein Gewicht, das sie in Wirklichkeit hier nicht haben. Aus diesem Grunde muß betont werden, daß die Stellung Norwegens durchaus streng neutral ist. Wenn Konnow sagt, die norwegischen Sympathien seien auf Seiten der Westmächte, so muß dazu betont werden, daß Konnow die Sympathien nicht genug kennt, um sich darüber aussprechen zu können. In Wirklichkeit sind die Sympathien hier im Lande sehr geteilt. Das ganze Interesse unseres Landes liegt im Bewahren des guten und friedlichen Verhältnisses zu allen Seiten. Was Konnow getan hat, kann nicht genug bedauert und getadelt werden."

13. Februar.

Der Storthing hat den Vorschlag des Heeresausschusses, die Rekrutenausbildung auf 90 Tage zu verlängern mit 78 gegen 37 Stimmen angenommen.

13. März.

Im Staatsrat wurde beschlossen, dem Parlament eine Vorlage zugehen zu lassen über die Verteidigung des Kristianiafjords, ferner von Kristiansand, Bergen und den Lofoten. Hierzu sollen 10 145 000 Kronen aus bereits früher bewilligten Krediten verwendet werden. Ferner beschloß der Staatsrat, dem Storthing einen Gesetzesvorschlag über die Ausbildung unbesoldeter Offiziere, besoldeter Unteroffiziere und Unteroffiziere der Reserve vorzulegen.

23. April.

Anstatt des erkrankten Finanzministers Omholdt, der wegen seiner Finanzpolitik im Parlament heftig angegriffen worden war (vgl. S. 295), wird der Stiftamtmann und frühere Minister Blehr Finanzminister.

29. April.

Wie der Kriegsminister dem Storthing mitteilte, sind bisher 70 000 Mann als Neutralitätswehr unter den Waffen gewesen.

1. Mai.

Die außerordentliche Bewilligung für Verteidigungszwecke beträgt 7 300 000 Kronen, zu deren Bewilligung hinter geschlossenen Türen der Kriegsminister elfmal die Kabinettsfrage stellen mußte.

12. Mai 1915.

Die Regierung hat die Vorlage des Streik- und Schiedsgerichtsgesetzes vorläufig zurückgezogen, wodurch der Generalstreik vermieden wurde, der von der sozial-

demokratischen Landesorganisation als Protest gegen das Gesetz angekündigt worden war. Bei Begründung der Zurücknahme der Gesetzesvorlage über das Schiedsgericht sagte der Ministerpräsident Knudsen im Storthing: „Wir wissen nicht, in welche Verwicklungen der Weltkrieg uns noch bringen kann, selbst wenn es uns gelingen sollte, die Neutralität zu bewahren. Jedenfalls verursacht der Weltkrieg unserem Lande große Schwierigkeiten, weshalb jetzt kein Gesetz verhandelt werden darf, das das Land vor die Katastrophe eines Generalstreiks mit inneren Unruhen stellt. Ich hoffe, später das Gesetz wieder einzubringen, das den inneren sozialen Frieden sichern will."

Personalien

4. Mai 1915.

Dem englischen Gesandten M. de Cardonnel Findlay, der bereits seit Anfang Februar 1915 auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden war, ist die endgültige Abberufung bewilligt worden.

Die Vorgeschichte dieser Abberufung ist folgende: Sir Roger Casement, der auch in Deutschland bekannte irische Parlamentarier, veröffentlichte einen vom 1. Februar 1915 datierten Anklagebrief an Sir Eduard Grey, in dem Casement mit allen Einzelheiten nachweist, wie der englische Gesandte in Kristiania versucht habe, Sir Roger Casement durch verbrecherische Mittel in seine Gewalt zu bringen. Casement hatte sich im Oktober 1914 von Amerika nach Europa begeben, nachdem er vorher in einer Erklärung an seine irischen Landsleute den Standpunkt vertreten hatte, daß die Iren nicht gegen Deutschland die Waffen ergreifen dürften. Als er am 29. Oktober 1914 in Kristiania eingetroffen war, suchte die dortige englische Gesandtschaft sofort Anknüpfung mit seinem Diener, einem Norweger namens Adler Christensen. Der englische Gesandte selbst hatte mit Christensen in der englischen Gesandtschaft eine Anzahl von Unterredungen, in denen er diesen zu bestimmen suchte, zur Beiseiteschaffung Casements behilflich zu sein. Der englische Gesandte versprach dem Diener Casements „auf sein Ehrenwort" 5000 Pfund, wenn es ihm gelänge, seinen Herrn in die Hände der englischen Behörden zu spielen. Sollte Casement bei dieser gewaltsamen Entführung etwas zustoßen oder er sonst zu Schaden kommen, so würde der Gesandte dafür sorgen, daß Nachforschungen niedergeschlagen würden und der Entführer straffrei ausginge. Der Gesandte forderte Christensen weiter auf, die Korrespondenz Casements zu entwenden und ihm auszuliefern. Im Einverständnis mit Casement führte Christensen die Verhandlungen mit dem englischen Gesandten weiter, nachdem Casement sich aus Kristiania in Sicherheit gebracht hatte. Das Ziel blieb, Casement aus dem Wege zu räumen. Der englische Gesandte händigte Christensen sogar einen Schlüssel zur Hinterpforte der Gesandtschaft ein, damit er jederzeit unbemerkt das Haus betreten könne. Er übergab ihm mehrmals Geldbeträge und stellte ihm schließlich am 3. Januar 1915 eine förmliche, ordnungsmäßig von ihm unterschriebene Zusicherung im Namen der britischen Regierung aus, in der er ihm Belohnung und Straffreiheit für die Begehung des geplanten Verbrechens verspricht. Dieser Brief lautet in Uebersetzung:

„Englische Gesandtschaft Christiania (Norwegen):

Im Namen der britischen Regierung verspreche ich folgendes: Falls auf Grund von Mitteilungen, die Adler Christensen macht, Sir Roger Casement mit oder ohne seine Gefährten in meine Hände geliefert wird, soll der genannte Adler Christensen von der britischen Regierung die Summe von 5000 Pfund erhalten, zahlbar nach seinem Wunsch. Adler Christensen soll außerdem persönliche Straffreiheit genießen und auf Wunsch freie Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten erhalten.

Unterschrift: M. de C. Findlay, S. Brit. Majestät Gesandter."

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" teilt dazu amtlich am 17. Februar 1915 mit: „Sir Roger Casement hat dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts die Originale der in seinem Besitz befindlichen, auf den Anschlag gegen ihn bezüglichen Schriftstücke vorgelegt. An der Richtigkeit der so ungeheuerlichen Anschuldigungen gegen die Agenten der britischen Regierung ist daher nicht mehr zu zweifeln."

Norwegens wirtschaftliche Verhältnisse und der Weltkrieg

Der Krieg hat auch Norwegen stark in Mitleidenschaft gezogen. Schon ein Blick auf das norwegische Staatsbudget zeigt, daß die Hälfte der Steuererträgnisse für die Landesverteidigung ausgegeben werden mußte, während dafür früher noch nicht einmal ein Fünftel verausgabt wurde.

Obwohl das norwegische Staatsbudget des Jahres 1914 einen Ueberschuß von zehn Millionen Kronen ergab, waren doch die Staatskassen beim Kriegsausbruch infolge ihrer unvorteilhaften Anleihepolitik fast leer und die Anleihen sind nur mit vieler Mühe und zu außerordentlich hohem Zinsfuß in England und Amerika untergebracht worden. Was dann auch den Rücktritt des Finanzministers Omholdt zur Folge hatte, der sich bereits Ende September 1914 in „Aftenposten" gegen die scharfen Angriffe in der Presse folgendermaßen verteidigte: „Der norwegische Staat war verpflichtet, noch im laufenden Budgettermin in London 600 000 Pfund Sterling zu bezahlen, nämlich 370 000 Pfund zur Deckung der Restschuld für die beiden auf einer englischen Werft bekanntlich im Bau befindlichen Panzerschiffe, und den Rest zur wesentlichen Deckung der Zinsen von früheren Staatsanleihen. Diese 600 000 Pfund, gleich etwa elf Millionen Kronen, unter den augenblicklichen Verhältnissen im Lande zusammenzubringen, würde mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. Das jetzige Darlehen wird also nur zur Bezahlung von Verbindlichkeiten in London verwendet. Die Einnahmen des Staates sind augenblicklich nicht groß, der Unterhalt der einberufenen Mannschaften erfordert bedeutende Summen, das Alkoholverbot hat den Staat um große Einnahmen — monatlich eine Million Kronen — gebracht, und der Reservefonds, der 1905 für Kriegszwecke ausgeworfen wurde, und den jetzt zu gebrauchen, die Regierung vom letzten Storthing ermächtigt wurde, ist derart untergebracht, daß man, praktisch gesprochen, keinen Nutzen von ihm haben wird, so lange der Krieg andauert."

Das Moratorium ist von der Regierung am 24. Dezember 1914 für ausländische Schulden bis zum 4. März 1915 ausgedehnt, für norwegische Schuldner aber aufgehoben worden, ausgenommen den Fall, daß der Gläubiger nicht in Norwegen ansässig ist. Von weiteren wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung ist noch die Tabak- und Streichholzsteuer in Gestalt einer Stempelabgabe zu nennen, die am 3. Mai 1915 vom Storthing beschlossen wurde. Die Tabaksteuer galt zunächst nur für Zigarren, Zigaretten, Zigarettenhülsen und Schnupftabak; unberührt blieben Pfeifentabak und Kautabak, die hauptsächlichsten Verbrauchswaren der norwegischen Arbeiterbevölkerung. Die Tabaksteuer wird auf $1^1/_2$ Millionen Kronen veranschlagt, die Mehreinnahme der Streichholzsteuer auf 800 000 Kronen. Die Steuer wird nicht als zeitweise außerordentliche Kriegssteuer, sondern als dauernd eingeführt.

Norwegen bringt der Krieg also in keiner Weise ökonomischen Gewinn. Die Reeder hatten zwar anfangs Verdienst, doch hat sich das mit dem Ausbruch des Unterseebootskrieges ins Gegenteil verkehrt. Infolge seiner geographischen Lage ist England der Faktor, der Norwegen am meisten schädigen kann, denn nach der Statistik von 1913 besitzt Norwegen 3378 Handelsschiffe mit 2,6 Millionen Bruttotonnen, so daß ein großer Teil des Nationalvermögens auf dem Wasser schwimmt. Ueber die daraus sich ergebende wirtschaftliche und politische Abhängigkeit Norwegens von England heißt es in

der Wochenschrift „Norsk Näringsliv": „Ende April 1915 ist im gegenwärtigen Kriege zur See das Faustrecht in weitester Ausdehnung wieder eingeführt worden. England hat die Meerespolizei an sich gerissen, die neutralen Schiffe müssen sich darin finden, in englische Häfen eingebracht und durchsucht zu werden. Teilweise sind norwegische Schiffe so lange aufgehalten worden, daß man es lohnend gefunden hat, die Ladung in England zu dem dort erhältlichen Preise loszuschlagen. Der Begriff Neutralität existiert nicht mehr, da die Neutralen von den Kriegführenden handelspolitisch gezwungen werden, Partei zu nehmen. Wenn auch eine vollständige Blockierung Norwegens nicht durchführbar ist, wird doch schon das Kohlenausfuhrverbot Englands eine gewaltige Wirkung auf die norwegische Industrie haben. Norwegen lebt gegenwärtig von der Gnade anderer und wird danach behandelt. Augenblicklich ist der britische Gesandte in Norwegen sicher ebenso mächtig wie des Landes Ministerpräsident selbst."

Nach zahlreichen norwegischen Meldungen geht die englische Kriegführung aufs schärfste gegen norwegische Handelsdampfer vor. In großer Zahl werden sie in die englischen Häfen geschleppt und müssen dort unter genauer Kontrolle ihre Ladung löschen. Die norwegische Amerikalinie hat sich völlig unter die Aufsicht der englischen Gesandtschaft in Kristiana gestellt, die im einzelnen über die Auslieferung der verschifften Waren verfügt auf Grund von Bescheinigungen, die durch Beamte der englischen Gesandtschaft ausgestellt und gestempelt sind, was selbstverständlich nur unter Mißachtung der norwegischen Souveränität möglich ist.

Die norwegische Regierung versuchte, wenn auch vorsichtig, gegen das Vorgehen Englands teilweise Einspruch zu erheben. Bereits am 1. Oktober 1914 hatte der norwegische Minister des Aeußern in London Schritte unternommen, um die englische Regierung zu veranlassen, die Erklärung, daß Erze als Kriegskonterbande anzusehen sind, wieder aufzuheben, zumal Englands jetziges Auftreten unvereinbar sei mit seiner am 20. August 1914, also drei Wochen nach Ausbruch des Krieges feierlich abgegebenen Erklärung, in der die englische Regierung versprach, genau dem Wortlaut der Erklärung von London vom Jahre 1909 über die Rechte im Seekrieg, abgesehen von einigen spezifizierten Ausnahmen, unter denen Erz nicht genannt worden sei, folgen zu wollen. Erz sei im Gegenteil in jener Deklaration ausdrücklich zu jenen Waren gezählt worden, die unter keinen Umständen als Kriegskonterbande angesehen werden dürfen. Auch gegen die Erweiterung der Kriegskonterbanderegeln auf alle Holzlast durch Deutschland hat das Auswärtige Amt Ende November 1914 infolge einer Beschwerde des Bergener Reedervereins durch seinen Gesandten in Berlin Vorstellungen erhoben.

Ende April 1915 teilte das Ministerium des Auswärtigen der Presse mit, daß die skandinavischen Regierungen wegen der Führung neutraler Flaggen durch britische Handelsfahrzeuge in London gemeinsam Vorstellungen erhoben hätten (vgl. S. 300) und machte darauf aufmerksam, daß das norwegische Strafgesetzbuch Strafbestimmungen enthalte für den Schiffsführer, der in norwegischen Gewässern die norwegische oder irgend eine andere Flagge unberechtigt führe.

Welch verzweifelte Verhältnisse durch die von England verfügte Handels- und Einfuhrbeschränkung eintraten, geht z. B. aus einem Bericht der Tromsöer Amts-Dampfschiff-Gesellschaft hervor. Darnach hatte die Gesellschaft im letzten Betriebsjahr 575 000 Kronen Unterschuß, da der Haushaltsplan nach dem Kohlenpreis von 21,50 Kr. die Tonne aufgestellt war, der später 54 Kr. betrug, was bei 11 000 Tonnen Jahresverbrauch allein über 3 500 000 Kr. Mehrausgabe für Kohlen veranlaßte; von acht Schiffen waren deshalb drei aufgelegt. Nur wegen der sonst drohenden Hungersnot wurde der ohnedies stark eingeschränkte Verkehr der Lokaldampfschiffahrt in Nordnorwegen mit Unterstützungen des Staats überhaupt aufrechterhalten.

Was vor allem fehlte, waren Korn und Petroleum, die nur aus Amerika und Kanada erhältlich waren, sowie Zucker. Da England erklärt hatte, Korn- und Petroleumladungen von Amerika nur nach den neutralen Ländern ungehindert gehen zu lassen, von denen mit Sicherheit feststände, daß diese Waren nicht Englands Gegnern zugeführt würden, und da Norwegen bei Kriegsausbruch nur geringe Vorräte im Lande hatte, mußten ein Ausfuhrverbot und außerdem ein Transitverbot erlassen werden, die natürlich Deutschland schädigten. Norwegens Zufuhrstraßen gehen an England vorbei, so war es zu diesen Maßnahmen gezwungen. Früchte, wie Bananen, Apfelsinen, Aepfel, auch Fische führt Norwegen nach Deutschland auf dem Transitweg aus.

„Die von uns eingeführten Verbote," schreibt ein norwegischer Staatsmann der „Frankfurter Zeitung", schädigen hauptsächlich Deutschland, aber es darf doch nicht übersehen werden, daß sie auch Rußland nachteilig sind. Deutschland braucht keine Waffenzufuhr. Die braucht Rußland jedoch in vielleicht noch größerem Maße als England und Frankreich. Durch Skandinavien geht aber weder eine Patrone noch eine Kanone. Wir haben das allerstrengste Transitverbot für Waffen eingeführt. Und so können wir doch sagen, daß wir zur Verlängerung dieses unheilvollen Krieges nicht beitragen."

Wie 1914 hatte Norwegen auch im Frühjahr 1915 ernste Arbeiterkonflikte durchzumachen. In Drontheim, Bergen und Kristiania streikten Mitte März die Kaiarbeiter. Im Baugewerbe brachen bereits Ende April 1915 wegen Lohnstreitigkeiten örtliche Ausstände aus, die von dem Arbeitgeberverein mit Aussperrung beantwortet wurden, wodurch 5 bis 6000 Arbeiter arbeitslos wurden und täglich ein Arbeitsverdienst von 30 000 Kronen, außer dem Verlust der Arbeitgeber, verloren ging. Auch die Eisenbahnarbeiter verlangten im Mai eine Lohnzulage in solcher Höhe, daß ihre Bewilligung dem Staat 2 bis $2^1/_2$ Millionen Kronen kosten würde.

Norwegische Schiffsverluste durch den Handelskrieg

20. Februar 1915.

Nach englischen Meldungen ist der norwegische Dampfer „Belridge" mitten im Kanal von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden oder auf eine Mine aufgelaufen. Nachdem die Pumpen in Bewegung gesetzt worden waren, glückte es, das Schiff zu retten. Die Petroleumladung hat keinen Schaden genommen.

7. April.

Die Sachverständigenkommission zur Untersuchung der Ursachen der Havarie des norwegischen Dampfers „Belridge" ist einstimmig zu dem Ergebnis gelangt, daß die „Belridge" von einem deutschen Torpedo getroffen wurde.

24. April (4. Juni) 1915.

Die deutsche Regierung hat dem norwegischen Gesandten in Berlin folgende Mitteilung gemacht: In Anbetracht des Umstandes, daß dem deutschen Admiralstabe von keinem Unterseeboot ein Bericht über die Torpedierung der „Belridge" zugegangen ist, halte sie das ihr zugegangene Beweismaterial für keine genügende Grundlage für die sichere Annahme, daß die „Belridge" von einem deutschen Torpedo vernichtet worden sei. Die deutsche Regierung ersucht deshalb, daß ihr möglichst bald die in der „Belridge" gefundenen Sprengstücke vorgelegt werden, damit auch die deutschen Sachverständigen sie untersuchen können. Sollte das Ergebnis die Feststellung sein, daß die „Belridge" von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden ist, so wird die deutsche Regierung nicht zögern, ihr Bedauern darüber auszusprechen, da es natürlich niemals die Absicht der deutschen Regierung oder Kriegsmarine war, ein norwegisches Handelsschiff anzugreifen. Sollte sich zeigen, daß die beiden Regierungen über den Fall nicht einig werden, so schlägt die deutsche Regierung vor, den Fall gemäß der Haager Konvention einer Untersuchungs-

kommission zu überweisen. Am 4. Juni 1915 teilte dann die deutsche Regierung der norwegischen Regierung mit, daß der Dampfer „Belridge“ nach der Untersuchung in der Tat durch einen unglücklichen Zufall von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden sei. Die deutsche Regierung drückt ihr Bedauern aus und erklärt sich zu vollem Schadenersatz bereit. In Norwegen wurde die Nachricht von der Haltung der deutschen Regierung mit großer Befriedigung aufgenommen. Deutschland beweise damit, daß es nicht die legitime Schiffahrt treffen wolle und die Folgen von Irrtümern seitens der U-Boote zu tragen bereit sei.

27. April 1915.

Kapitän Amundsen der norwegischen Bark „Oskar“, die am 22. April von einem deutschen U-Boot versenkt worden ist, berichtete nach der „Frankfurter Zeitung“: „Das Segelschiff war nur noch einen Tag von England entfernt, als morgens $1/2$7 Uhr ein schwarzer Punkt auf dem Wasser auftauchte, der gegen den „Oskar“ jagte. Es war ein deutsches U-Boot, das die Papiere des „Oskar“ verlangte. Die See ging hoch, „Oskar“ rollte stilliegend arg hin und her, während das U-Boot ruhig und fest in der aufgeregten See lag. Noch mit der Prüfung der Papiere beschäftigt, entdeckte das U-Boot, das weder Namen noch Nummer trug, plötzlich ein anderes Schiff, jagte diesem nach und signalisierte: „Halt, oder wir schießen!“ Der Dampfer hielt. Es war das dänische Schiff „Anna“, das mit Ballast nach England wollte. Der Dampfer mußte liegen bleiben. Mehrere andere Schiffe gingen vorbei, das deutsche U-Boot hinterher. Eine andere norwegische Bark, „Eva“, wurde angehalten und ihre Papiere revidiert. Beide, „Eva“ und „Oskar“, hatten Holzkonterbande. Sie erhielten Befehl, Boote auszusetzen. „Anna“ mußte die Mannschaften aufnehmen. Als kaum der letzte Mann den „Oskar“ verlassen hatte, schoß das Unterseeboot zwölf Löcher in den „Oskar“, worauf das Schiff sank. Darauf gings mit der „Eva“ ebenso. Zeit zum Retten von Eigentum gab es nicht; das U-Boot hatte Eile. Dessen Kommandant sagte äußerst höflich in fließendem Englisch, er bedaure sehr, die Schiffe hätten jedoch Konterbande. Es sei seine bittere Pflicht, so zu handeln. Erst als er auf seine Frage, ob alle Leute vom „Oskar“ und der „Eva“ wohlbehalten an Bord der „Anna“ seien, Antwort erhalten habe, hätte er den Befehl zum Versenken gegeben.“

5. Mai 1915.

Die Torpedierung der drei norwegischen Dampfer „Laila“, „Balduin“ und „America“ durch deutsche Unterseeboote wurde von allen skandinavischen Blättern ausführlich mit scharfen Ausdrücken besprochen. Da „Laila“ und „Balduin“ Holzladung, also von Deutschland erklärte Bannware, nach England führten, so räumen die meisten Blätter ein, daß deren Torpedierung vom deutschen Standpunkt immerhin verständlich und gewissermaßen nicht unberechtigt gewesen sei, wenn auch im Widerstreit mit dem vor dem Kriege allgemein geltenden Völkerrecht. Dagegen erregt die Versenkung des ganz neuen, erst fünf Monate alten, großen Dampfers „America“ nicht nur in Reederkreisen, sondern auch im Volke teilweis Erstaunen und Zweifel, größtenteils aber Erbitterung, weil das Schiff mit neutraler Weizenmehlladung aus einem neutralen Lande (Amerika) nach einem andern neutralen Lande (Norwegen) unterwegs gewesen sei und knapp 200 Meilen von der norwegischen Küste versenkt wurde.

Im Zusammenhang damit gibt „Sjöfartstidende“ eine Zusammenstellung der von deutschen Minen und Unterseebooten bis 5. Mai 1915 vernichteten norwegischen Schiffe. Darnach handelt sich's um 15 Dampfer im Werte von 4 963 000 Kronen und fünf Segelschiffe im Werte von 160 000 Kronen, wozu sechs aufgebrachte Dampfer kämen im Werte von 1 661 000 Kronen, so daß der Gesamtverlust der norwegischen Schiffahrt durch die Deutschen auf 6 784 000 Kronen berechnet wird.

Die gemeinsamen Maßnahmen der drei skandinavischen Reiche

Vorbemerkung: Schon am 21. Dezember 1912 hatten die Regierungen der skandinavischen Staaten folgende Erklärung veröffentlicht: „Nachdem die dänische, die norwegische und die schwedische Regierung Verhandlungen eingeleitet hatten, um einheitliche, mit den im Haag unterzeichneten Verträgen übereinstimmende Neutralitätsregeln festzusetzen, und nachdem diese Verhandlungen in allen grundsätzlichen Punkten zur Einigung geführt haben, sind die drei Regierungen, in richtiger Einschätzung der Bedeutung der Tatsache, daß die so gründlich bestehende Einigkeit auch in Zukunft erhalten wird, übereinkommen, daß keine der drei Regierungen an den von ihnen gutgeheißenen Regeln eine Aenderung vornehmen wird, ohne vorher die beiden andern Regierungen zeitig davon unterrichtet zu haben, so daß ein Meinungsaustausch über die Angelegenheit stattfinden kann." Als sich daher der Weltkrieg immer mehr verschärfte, der Handelsverkehr der drei nordischen Reiche durch die Maßnahmen Englands empfindlichst beeinträchtigt wurde und alle Proteste in London erfolglos blieben, entschlossen sich die Regierungen Dänemarks, Schwedens und Norwegens zu gemeinsamem Vorgehen.

15. November 1914.

Schweden, Norwegen und Dänemark haben den Mächten des Dreiverbands gleichlautende Noten überreicht, in denen Protest erhoben wird gegen das Auslegen von Minen auf den Haupthandelsstraßen und Meeren ohne Rücksichtnahme auf die friedliche Schiffahrt. Das Recht der Neutralen, die gemeinsamen Straßen zu benutzen, sei vermindert worden. Auch die Grundsätze über Durchsuchung und Kaperung würden zum Schaden des Handels nicht beachtet (vgl. II, S. 260).

15. Dezember.

Amtliche schwedische Meldung: Auf Einladung des Königs von Schweden wird am Freitag, den 18. d. Mts., eine Zusammenkunft zwischen den Königen von Schweden, Dänemark und Norwegen in Malmö stattfinden. Die Könige werden von ihren Ministern des Auswärtigen begleitet sein. Diese Zusammenkunft ist ein Ausdruck für das gute Verhältnis zwischen den drei nordischen Reichen und für die zwischen ihnen bestehende vollständige Einigkeit, ihre bis jetzt beobachtete Neutralitätspolitik aufrecht zu erhalten. Das Zusammentreffen bezweckt insbesondere, Gelegenheit zu geben, sich über die Mittel zu beraten, die in Frage kommen könnten, um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu begrenzen und zu hemmen.

19. Dezember 1914.

Am Morgen des 18. Dezember traf der König von Schweden in Malmö ein und empfing dann den König von Dänemark, der an Bord des Kreuzers „Heimdal" eintraf, sowie den König von Norwegen, den ein Sonderzug nach Malmö brachte. Um 1/212 Uhr begann die Konferenz, die nach der Frühstücktafel fortgesetzt wurde. Am Nachmittag huldigten etwa 500 Studenten mit 14 Fahnen unter dem Jubel der Bevölkerung den drei Königen. Am Abend gab König Gustav zu Ehren der Könige von Dänemark und Norwegen ein Gastmahl, an dem auch die Minister teilnahmen, worauf ein Konzert im Rathaus stattfand, das glänzend beleuchtet war. Pfadfinder mit Fackeln bildeten auf dem Wege von der Residenz zum Rathaus Spalier, eine tausendköpfige Menge grüßte die Könige herzlichst.

Nachdem die Könige am 19. Dezember an dem um 10 Uhr abgehaltenen Festgottesdienst teilgenommen hatten, besuchten sie die Bildungsanstalten und nahmen die Huldigung der Kinder entgegen. Um 10 1/2 Uhr fand eine Konferenz zwischen den Ministern des Aeußeren mit ihren Beamten statt. Um 1 1/2 Uhr konferierten die Monarchen und ihre Minister gemeinsam, worauf einzelne Konferenzen der Könige mit ihren eigenen Ministern des Aeußern und endlich die gemeinsame Schlußsitzung der Könige und Minister stattfanden.

20. Dezember 1914.

Amtliche schwedische Meldung: Die Zusammenkunft der Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden in Malmö wurde Freitag, den 18. Dezember, mit einer Rede des Königs Gustav eröffnet. Der König hob darin den einträchtigen Willen der nordischen Reiche zur Neutralität hervor und betonte, wie wünschenswert eine fortgesetzte gemeinsame Arbeit zwischen den Reichen zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen sei. Der König erklärte ferner, das lebhafte Gefühl der Verantwortung vor der Mitwelt und der Nachwelt, irgend etwas, was zum gemeinsamen Nutzen der drei Völker gereichen könnte, zu versäumen, habe ihn bewogen, die Monarchen Dänemarks und Norwegens zur Beratung einzuladen. Die Rede König Gustavs wurde von König Haakon und König Christian beantwortet. Beide bezeugten ihre lebhafteste Freude über die Initiative König Gustavs und sprachen die Hoffnung aus, daß die Zusammenkunft gute, segensreiche Folgen für die drei Völker haben möge. Die Zusammenkunft endete am 19. Dezember nachmittags. Die Verhandlungen zwischen den Königen und ihren Ministern des Aeußern haben nicht nur das bestehende gute Verhältnis der drei nordischen Reiche noch mehr befestigt, sondern es ist auch während der Verhandlungen die Einigkeit in den besonderen Fragen, die von einer oder der anderen Seite zur Erwägung vorgelegt wurden, festgestellt worden. Schließlich ist man übereingekommen, die so glücklich eingeleitete gemeinsame Arbeit fortzuführen und zu diesem Zwecke, so oft die Verhältnisse dazu Veranlassung geben, neue Zusammenkünfte zwischen den Vertretern der Regierungen anzuordnen.

17. Februar 1915.

Die dänische, die norwegische und die schwedische Regierung haben sich nach Verhandlungen in Stockholm geeinigt, bei der britischen und der deutschen Regierung gleichlautende Vorstellungen zu erheben wegen der Gefahren, die der nordischen Schiffahrt drohen teils durch die vom britischen Auswärtigen Amt veröffentlichte Mitteilung über eine etwaige Verwendung neutraler Flaggen durch britische Handelsschiffe, teils durch die militärischen Maßnahmen in den Gewässern um die britische Inselgruppe herum, die von deutscher Seite in Aussicht gestellt sind.

20. Februar.

Amtliche norwegische Meldung: Die Vertreter der Marinen der nordischen Reiche einigten sich auf ihrer Konferenz zur Sicherung der Schiffahrt im Skagerak und Kattegatt wegen Minengefahr, die vom 13. bis 15. Dezember stattfand, in folgenden Punkten: erstens sei zu wünschen, daß die drei Länder sich baldmöglichst über ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete sowie über gesichtete treibende Minen Mitteilungen machen; zweitens: jedes der drei Länder erläßt Bekanntmachungen an Handelsschiffe und die Küstenbevölkerung, worin diese ersucht werden, die Behörden baldmöglichst, wenn nötig durch Funkentelegraphie, über treibende und an Land getriebene Minen und Torpedos zu unterrichten; drittens: um die Minengefahr zu verringern, wird die Absuchung der Gewässer vorgeschlagen.

25. Februar.

Amtliche norwegische Meldung: Die Vorschläge der Minenkonferenz von Vertretern der drei nordischen Staaten ist von den drei Regierungen angenommen worden.

19. März 1915.

Amtliche schwedische Meldung: Die von der britischen und französischen Regierung infolge der deutschen Proklamation vom 4. Februar 1915 bekanntgegebenen Gegenmaßregeln haben dazu geführt, daß in Stockholm zwischen der schwedischen, norwegischen und dänischen Regierung Beratungen gepflogen wurden, deren Ergebnis die Ueberreichung gleichlautender Noten an die britische und französische Regierung bildet.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika

Das amerikanische Volk und seine Regierung

Als der Krieg ausbrach, glaubte man in Deutschland an Amerikas wenn nicht wohlwollende, so doch strenge und aufrichtige Neutralität und wurde darin durch die Haltung der in Deutschland weilenden Amerikaner bestärkt. Diesem Glauben verdankt das Gelbbuch seine Entstehung, das in den letzten Augusttagen des Jahres 1914 an alle heimkehrenden Amerikaner verteilt wurde (vgl. I, S. 77), und so ist auch das Telegramm Kaiser Wilhelms an Präsident Wilson zu verstehen, in dem er gegen die Verwendung von Dumdumgeschossen durch Franzosen und Engländer und den Guerillakrieg der Belgier protestierte. Wilsons Antwort (vgl. I, S. 326) und noch mehr die allmählich über die tatsächliche Stimmung in Amerika in Deutschland bekannt werdenden Nachrichten zeigten, daß man sich in Deutschland getäuscht hatte, daß man mangelhaft unterrichtet worden war und daß man in naivem, etwas selbstgerechtem Glauben an die überzeugende Kraft des eigenen Könnens, des Rechts und guten Gewissens die Macht der Presse völlig verkannt hatte. Die Bearbeitung des Auslandes, das Einsammeln und Verbreiten aller Nachrichten von Wichtigkeit, das Aufbauen internationaler Nachrichtenagenturen, das Studium fremder Völker und ihrer Eigenarten, das sind, wie ein Deutsch-Amerikaner Mitte Dezember 1914 der „Frankfurter Zeitung" schrieb, die Gebiete, die Deutschland bisher völlig vernachlässigt hat. „Die Engländer dagegen unterhalten seit Jahrzehnten auch in den Vereinigten Staaten ein Wühl- und Hetzsystem, das sich keine Gelegenheit entgehen ließ, England als Freund Amerikas und Deutschland als allgemeinen Störenfried dem Publikum vorzuführen. Gärte es irgendwo in Armenien, so waren es die Deutschen, landeten ein paar Ansiedler in Brasilien, so hieß es, Deutschland hat Absichten auf Südamerika, kurz, wo in der Welt etwas geschah oder nicht geschah, steckten der „Kaiser" oder der „Warlord" dahinter. Ja, sie ist einmal da: die künstlich erzeugte und erhaltene antideutsche Propaganda.

Und die Diplomatie! Hat Deutschland in der Wahl seiner Vertreter sich die Diplomaten ausgesucht, die am besten den Puls des Landes fühlen können? Es ist eins, zu der Tennispartie des Präsidenten zu gehören, wie Herr Speck von Sternburg, und ein anderes, ein Staatsmann zu sein, wie der Engländer Bryce, der von den Leuten hier verehrt wurde, wie von seinen Landsleuten, der den Amerikanern ihre eigenen Traditionen und Institutionen erklären kann. Und wie dem amerikanischen Volk die diplomatischen Verhandlungen geschildert wurden! Algeciras, Bosnien und Marokko, überall hieß es, Deutschland mit seinen Anschlägen ist der Friedensstörer, aber niemand hat sich in Deutschland darum gekümmert, hat sich bemüht, einzugreifen, zu erklären und zu erkunden, was Land und Leute hier darüber denken."

Nachdem dann sofort nach der Kriegserklärung die Kabelverbindung Deutschlands mit Amerika durchschnitten worden war, hatten Reuter und Havas zunächst freie Bahn, konnten in innigem Verein die dicksten Lügen über die deutsche Treulosigkeit und Barbarei hinüber kabeln, ohne Gefahr zu laufen, so bald widerlegt zu werden. Zwar wehrten sich die Deutsch-Amerikaner im Bunde mit den Iren nach Kräften dagegen, doch fehlte es ihnen anfangs an der auch in solchen Fällen unumgänglich notwendigen Uebung, und außerdem haben leider heute die Deutschen Amerikas keinen Führer, wie früher Karl Schurz, Oswald Ottendorfer, Wilhelm Steinway und andere. Dazu kommt, daß die öffentliche Meinung der Amerikaner, ihr Urteil über eigene oder fremde Politik das Produkt ihrer Presse ist. „Es gibt Ausnahmen," schreibt der bereits erwähnte Deutsch-Amerikaner der „Frankfurter Zeitung", „der Durchschnittskaufmann aber, Jurist, Arzt und Lehrer, von Handwerkern gar nicht zu sprechen, erhält eine praktische

Erziehung, die ihn für seinen auserwählten Beruf vorzüglich vorbereitet, ihn aber sonst nicht viel belastet. Hier und da hat einer ein Steckenpferd, hier Poesie, dort Astronomie, aber über das, was außerhalb Amerikas vorgeht oder vorgegangen ist, zerbricht er sich nicht viel den Kopf. Mittelalterliche und neuere Geschichte werden nur oberflächlich gelehrt; eins aber wissen sie ganz genau, daß anno 71 Bismarck Elsaß-Lothringen annektierte, und daß Amerika an die Reihe kommt, wenn dem „Militarismus" nicht bald ein Ende gemacht wird. Es hängt hier ganz von der Presse ab, ob man heute für die Königsmörder in Serbien Mitleid oder Grauen empfinden soll, die Amerikaner selbst wissen rein nichts über dieses Land. Und so hängt es auch ganz von der Presse ab, ob infolge des Kaperns eines amerikanischen Schiffes oder einer Neutralitätsverletzung Indianergeheul, Wehklage oder ein verbindliches Lächeln vorherrscht Kommt der Mann in das Alter, wo er selbst in die Politik eingreifen soll, so läßt er sich über die jeweilig in Mode befindlichen Schlagwörter von den Zeitungsschreibern informieren. Deshalb ist es für den richtigen Amerikaner schwer, sich aus seiner Parteizugehörigkeit herauszuheben oder sich seiner gefaßten Vorurteile zu entledigen; er ist unbewußt Sklave einer Beeinflussung, der all sein selbständiges Denken unterworfen ist. Das ist eine Charaktereigentümlichkeit, mit der man rechnen muß, die der Presse und England die Arbeit so leicht gemacht hat."

Aber auch wenn die öffentliche Meinung in Amerika selbständiger wäre, könnte sie sich infolge der politischen und konstitutionellen Einrichtungen des Landes doch nur bei den Wahlen Einfluß verschaffen. „Denn der Präsident der Vereinigten Staaten ist," wie Karl Eugen Schmidt im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" auf Grund von Aeußerungen des Deutsch-Amerikaners und Kongreßmitglieds Hermann A. Metz in einem Artikel über die Verantwortlichkeit der amerikanischen Politik schreibt, „viel unabhängiger und mächtiger als das Oberhaupt einer europäischen Republik und gerade in der auswärtigen Politik ist er praktisch unbeschränkt. Nur wenn er einen Vertrag mit einem fremden Staate schließen will, bedarf er der Zustimmung des Senats, und natürlich kann er nicht auf eigene Faust den Krieg erklären.

Wenn also ein energischer, willensstarker Präsident und Staatssekretär vorhanden ist, so wird die ganze auswärtige Politik von diesen beiden oder vielmehr, da der Präsident seinen Staatssekretär nach Gefallen ernennen und absetzen kann, von diesem einen Mann gemacht. Dies wäre jetzt zum Beispiel der Fall, wenn nicht Professor Wilson, sondern Colonel Roosevelt zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden wäre. Roosevelt, der frühere Präsident — dessen Artikelserie über den Krieg in der „Chicago Daily News" übrigens nach dem „Outlook" durchaus keine Polemik gegen Deutschlands Kriegführung enthält, wie nach den zuerst bekannt gewordenen Auszügen der „Times" angenommen werden mußte —, hätte ohne Zweifel die Neutralität schon lange aufgegeben und zwar, wie aus seinen Kundgebungen hervorzugehen scheint, gegen Deutschland. ...

Die beiden Männer aber, die jetzt die Verantwortung für die amerikanische Politik tragen, scheuen sich vor dieser Verantwortung und waren froh, als sich im Senat ein paar starke Männer fanden, wie Root und Lodge, die das Steuer aus ihren schwachen Händen nahmen und die Arbeit besorgten, ohne darum dem Präsidenten und seinem Staatssekretär ihr Amt abnehmen zu wollen. Wilson, von dem andererseits wieder behauptet wird, „die Neutralität sei ihm gleichsam organische Gewohnheit, der er nicht untreu werden könnte, selbst wenn er es wünschte", schwankt gleichwohl hin und her und weiß weder aus noch ein, ist also den genannten Senatoren dankbar, wenn sie ihm jedesmal sagen, was er tun soll. Bryan, der Staatssekretär, ist noch schwächer und schwankender als Wilson. Wenn er eine Entscheidung treffen soll, legt er sich ins Bett und bleibt so lange „krank", bis andere Leute die Sache entschieden haben. So haben die Vereinigten Staaten im gegenwärtigen ernsten Augenblick keinen wirklichen

verantwortlichen Leiter ihrer Politik. Wilson und Bryan sind sozusagen weder Fisch noch Fleisch, und von ihnen ist nichts zu erwarten als Worte, Worte, Worte. Die Engländer haben das längst erkannt und kümmern sich um die sogenannten Proteste der amerikanischen Regierung nicht mehr, als um andere schöne Reden."

Trotz dieser Unselbständigkeit des amerikanischen Publikums in politischen Fragen hat die gewundene Art, mit der die Regierung der Vereinigten Staaten dem Vorgehen Englands auszuweichen versuchte, die Schwächlichkeit, mit der alle englischen Eingriffe hingenommen wurden und die so wenig deutschfreundliche Haltung Theodor Roosevelts auch in Amerika teilweise Erstaunen und Kopfzerbrechen verursacht. Auffallen mußte auch eine Wendung in dem offenen Briefe des Staatssekretärs Bryan an den Grafen Bernstorff vom 22. April 1915, in dem es hieß, „daß die Beziehungen zweier Regierungen wohlweislich nicht zum Gegenstand einer Besprechung mit einer dritten Regierung gemacht werden könnten, die nicht vollständig über die Tatsachen und die Beweggründe der verfolgten Richtung unterrichtet sein könnte."

Darauf hat Frederik F. Schrader, wie Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe in der „Vossischen Zeitung" berichtet, in „The Fatherland" vom 15. Mai 1915 die Frage „Sind wir Englands heimlicher Verbündeter?" aufgeworfen und sich bei der Beantwortung auf einzelne Stellen eines von Roland G. Usher, Professor der Geschichte an der Washingtoner Universität, bereits im Jahre 1913 herausgegebenen „Pan-Germanism" betitelten Werkes gestützt, aus denen deutlich hervorzugehen scheint, daß zwischen den Vereinigten Staaten und der großbritannischen Regierung heimliche, gegen die deutsche Entwicklung gerichtete Abmachungen geschlossen sein müssen und noch bestehen. Erstens habe schon im Jahre 1897 „eine geheime Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Rußland existiert, nach der in einem von Deutschland veranlaßten Kriege die Vereinigten Staaten ihr Bestes tun sollten, um die Verbündeten zu unterstützen". Zweitens (S. 151) hätten gewisse Vorgänge auf die Wahrscheinlichkeit schließen lassen, „daß der spanisch-amerikanische Krieg herbeigeführt worden sei, um den Vereinigten Staaten die Fortnahme der Kolonien Spaniens zu ermöglichen". Drittens, „besäße England drei ungeheure mächtige Verbündete — Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten". Von diesen spricht er fortdauernd als von einer „Koalition". Viertens, habe die Regierung der Vereinigten Staaten von England und Frankreich nicht eher die Erlaubnis zum Bau des Panamakanals erhalten, als bis sie von den Gefahren des Pan-Germanismus überzeugt war".

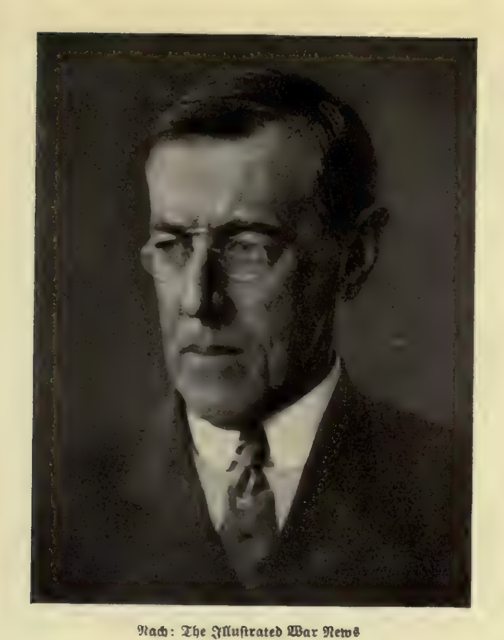
Wie sich die Stimmung der Amerikaner gegen Deutschland im Anfang des Krieges äußerte, beweist der Brief eines ausgewanderten deutschen Lehrers an die „Frankfurter Zeitung", dem folgende Stellen entnommen sind: „Es herrscht hier ein so grimmiger Haß gegen alles deutsche Wesen, daß man staunen muß, daß dieser Haß nicht schon längst hervorgebrochen ist. Man kann sagen, was man will, niemand glaubt einem. Es heißt immer von neuem: „Deutschlands Militarismus muß vernichtet werden. England kämpft sogar im Interesse Deutschlands. Es will es wieder zum Volk der Dichter und Denker machen." Pastoren predigen Sonntags in der Kirche gegen die gefährliche Lehre, die in Deutschland „an Stelle der Religion" trete. Es wird den Leuten hier aufgetischt, die Deutschen seien wieder zu den alten germanischen Göttern zurückgekehrt, oder, daß es das Endziel der Deutschen sei, die christliche Religion auszurotten und eine teutonische Religion, im Stile Nietzsches, der Welt aufzuzwingen. Man darf dagegen protestieren, es ist alles in den Wind gesprochen. Man wird sogar noch verhöhnt, daß man es überhaupt wagt, so ein verdammtes, gottloses Volk wie das deutsche, in Schutz zu nehmen und ihm eine Existenzberechtigung zuzusprechen. „Deutsche Barbaren und Hunnen" sind Schlagwörter, die jeder Zeitungsschreiber seinen Lesern täg-

lich auftischt. Andererseits hört man Tag und Nacht von dem heldenmütigen belgischen Volk, das sein Land gegen die grausamen Deutschen verteidigt habe. Von dem tapferen Kampf der Deutschen hingegen gegen eine Welt von Feinden sagt niemand ein Wort, nur Beleidigungen vor allem gegen den Kaiser."

„Allmählich aber," schreibt Günther Thomas in den „Leipziger Neuesten Nachrichten", bereitete sich, kaum merklich, ein gewisser Umschwung vor. Es wurden auch im stockamerikanischen Lager einzelne Stimmen laut, die sich darauf besannen, daß bei dem hohen Kulturstandpunkt des gesamten deutschen Volkes doch wohl nicht alles glaubwürdig sein könne, was da zusammengelogen wurde. Dann kamen Klagen der amerikanischen Korrespondenten in London und Paris über die brutale Willkür der englischen und französischen Zensur, die nicht nur nichts durchließen, was den Interessen der Verbündeten irgendwie abträglich sein könnte, sondern sich direkter Fälschungen schuldig machten, indem selbst der Text von Preßtelegrammen willkürlich geändert und ins Gegenteil verkehrt wurde. Als Ergänzung kamen Berichte der in Deutschland lebenden oder dorthin geschickten Korrespondenten, von denen namentlich die Vertreter der sonst durchaus nicht deutschfreundlichen New Yorker „Sun" und der gleich anfangs uns gut gesinnten Chicagoer „Daily News" sehr verdienstvoll wirkten, die erkennen ließen, daß es denn doch in Deutschland ganz anders aussah, als man den leichtgläubigen Amerikanern vorgestellt hatte." Deutsche Gelehrte, wie die Professoren Münsterberg und Francke versuchten die deutschfeindliche Stimmung zu bekämpfen und selbst englische Blätter mußten den starken Eindruck zugeben, den der frühere deutsche Staatssekretär Dernburg, der zur Aufklärung der öffentlichen Meinung nach Amerika gereist war, mit seinen ausführlichen, in der New Yorker „Sun" veröffentlichten Darlegungen über den „Krieg und seine Ursachen" in der ganzen Union hervorrief. So bereitete sich fast unmerklich der Boden für einen Umschwung in der öffentlichen Meinung vor, der jedoch erst durch ganz andere, rein materielle Fragen herbeigeführt werden sollte. Denn die Engländer hatten im Vertrauen auf die ihnen so günstige Stimmung in Amerika den Bogen überspannt. Ihr rücksichtsloses Vorgehen gegen den Handel der Neutralen, das auch ungeheure wirtschaftliche Interessen Amerikas in Frage stellte, ließ weite Kreise die Entwicklung der Dinge mit steigender Besorgnis verfolgen.

Das kam verschiedentlich auch in der Presse zum Ausdruck, so Mitte Februar in einer Hearstschen Zeitung, die Bryan besonders heftig angriff, am deutlichsten aber in einem Anfang 1915 erschienenen Leitartikel der „Illinois Staatszeitung", in dem es heißt: „Das offizielle Amerika hat sich neutral erklärt und damit die Versicherung abgegeben, daß ein wohlwollendes Benehmen allen kriegführenden Nationen gegenüber den Interessen dieses Landes aufs beste entspricht. Wenn nun die Regierung zur ehrlichen Ueberzeugung gelangen sollte, daß die Politik der Neutralität und Friedensliebe nicht länger verfolgt werden kann, daß die Interessen dieser Republik mit denen Englands aufs engste verwachsen sind, werden wir die demokratische Regierung immerhin noch auf die Lehre des Apostels der Demokratie, auf die Lehre Thomas Jeffersons verweisen, wonach England der Erzfeind aller seefahrenden Nationen und besonders der Erzfeind der Vereinigten Staaten ist, wir werden aber gleichzeitig das Recht der Regierung, das Wohl des Landes nach der eigenen ehrlichen Ueberzeugung zu wahren, anerkennen und uns ihr unterordnen.

Die Regierung verfolgt aber keine Politik der offenen Entschiedenheit. Sie erklärt, immer noch neutral, immer noch friedliebend zu sein, sie erklärt, mit dem europäischen Kriege nichts zu tun haben zu wollen, unterstützt aber auf der andern Seite die eine der kriegführenden Parteien mit Geld, mit Waffen und allen sonstigen Kriegsmitteln. Dies ist weder neutral noch friedliebend, und es konnte der Regierung der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie unter dem Mantel der Neutralität probritische Neigungen hege.



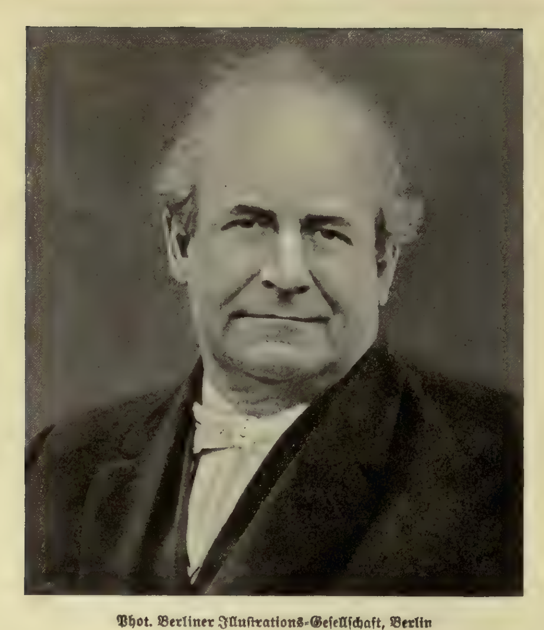
Nach: The Illustrated War News

Woodrow Wilson
Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Das Kriegsschiff „Texas“ der Vereinigten Staaten von Nordamerika



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

William Jennings Bryan
Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Nordamerika



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Das Verladen von Kriegsmaterial im Hafen von New York

Diesen Vorwurf haben auch wir erhoben. Nun werden wir aber von wohlunterrichteter Seite dahin belehrt, daß unser Vorwurf unberechtigt ist, daß alles, was die Regierung bislang getan oder zu tun unterlassen hat, nicht aus Liebe zu England, sondern aus Furcht vor England geschehen sei. England vergewaltigt aber schon heute den amerikanischen Handel und will schon heute die amerikanische Politik bestimmen. Lassen wir erst England unsere Furcht erkennen, wird es uns ohne Besinnen das Messer an die Kehle setzen. Wenn aber England unser Feind ist, vor dem wir Furcht haben müssen, sollten wir umsomehr unsere Furchtlosigkeit hervorkehren und auf der Erfüllung unserer Wünsche bestehen, da England einer energischen amerikanischen Politik gegenüber gerade heute klein beigeben müßte oder sich zumindest keine Uebergriffe gestatten würde. England müßte, wenn wir eine rein amerikanische Politik verfolgen wollten, in diesem Augenblicke vor den Vereinigten Staaten Furcht haben."

Zwar hatte die Regierung schon Anfang Januar 1915 versucht, die englische Kontrolle über amerikanische Handelsschiffe dadurch auf das nötigste zu beschränken, daß sie den Exporteuren auf Wunsch eigene Beamte zur Prüfung der Frachtbriefe und Ausstellung amtlicher Bescheinigungen zur Verfügung stellte. Erfolg hatte sie damit aber nicht; englische Kreuzer wagten bald darauf, wie der Führer der Opposition im Repräsentantenhaus, Man, am 19. Januar 1915 erklärte, sogar in Sehweite von New York amerikanische Dampfer anzuhalten; und als dann „New York World" Mitte April 1915 ausführliche Mitteilungen über das Spionagewesen der Dreiverbandsmächte in den Vereinigten Staaten veröffentlichte, nach denen die Regierungen von Rußland, Großbritanien und Frankreich bereits im November 1914 mit der Pinkerton Detektiv-Agentur ein Uebereinkommen zur Ueberwachung aller Handelsbewegungen abgeschlossen habe und 150 Agenten der Pinkertons in allen größeren Städten und Häfen die Schiffsladungen und Bewegungen überwachten, war die Erbitterung ungeheuer. Gleichwohl geschah nichts. Die so einträglichen Kriegslieferungen scheinen besänftigend eingewirkt zu haben und auch die Kirche, die, wenn sie erst einmal in Bewegung gesetzt ist, auf Regierung und Volk in Amerika mit unbedingter Zuverlässigkeit Eindruck zu erzielen vermag, schwieg vorerst. Das ist um so merkwürdiger, als die Amerikaner, die mit verschwindenden Ausnahmen begeisterte Anhänger der Weltfriedensidee sind und sich als solche auch politisch oft gebärden, nichts darin fanden, durch ihre umfangreichen Kriegsmateriallieferungen unmittelbar zur Verlängerung des Weltkrieges beizutragen, und doch einen allgemeinen Bettag für das baldige Kriegsende abzuhalten.

Unter diesen Verhältnissen war die Stellung der Deutsch-Amerikaner eine sehr schwierige. In dem bekannten Buch von Wilhelm v. Polenz über Amerika heißt es zum Schluß: „Die Deutschen in Amerika sind für die Heimat verloren, wirtschaftlich fast vollständig und politisch ganz." Dieser Auffassung widersprach Dr. Stresemann in einem „Die Deutsch-Amerikaner und der Weltkrieg" betitelten, im „Schwäbischen Merkur" veröffentlichten Artikel, in dem es heißt: „Die Haltung der Deutsch-Amerikaner in dem jetzigen Weltkrieg gibt denjenigen recht, die glaubten, feststellen zu müssen, daß das Deutschtum in Amerika sich des Zusammenhangs mit seiner deutschen Abstammung und der deutschen Kultur bewußt geworden ist und sich mit Stolz dazu bekennt. Dem ersten jubelnden Telegramm des Plattdeutschen Vereins an den deutschen Kaiser, in dem sie ihn zu der Bundestreue gegenüber Oesterreich beglückwünschten, folgten große Kundgebungen der Deutschen in den großen amerikanischen Städten. Genau wie bei uns in Deutschland durchbrausen die Klänge der „Wacht am Rhein" und des „Deutschland, Deutschland über alles" nicht nur die großen Hallen der Versammlungen, sondern auch die Straßen der amerikanischen Städte. Immer wieder berichten die amerikanischen Zeitungen, die trotz ihrer Deutschfeindlichkeit doch nicht an Sensationen vor-

übergehen können, von den Hurra-Rufen auf den deutschen Kaiser, auch von Ansprachen deutscher Frauen, die stolz darauf hinweisen, daß ihre Männer oder Söhne sich im Krieg befinden. Man hatte sich vorgenommen, eine Stiftung von zwei Millionen Dollars für die Hinterbliebenen deutscher Soldaten zu sammeln, und schon in kürzester Zeit waren in Chicago 35000 Dollars zusammengebracht worden. Der „Bund der fernen Landestöchter" in New York beschloß, dem Kaiser und der Kaiserin eine Riesenfahne zu überreichen, auf der in 100000 kleinen Feldern die Monogramme der Spender von je 2,5 Dollars für die Hinterbliebenen der deutschen Armee und Marine eingestickt werden sollen. Auch der Direktor der „New Yorker Staatszeitung" Hermann Ridder war unermüdlich für die Aufklärung des amerikanischen Publikums tätig und veröffentlichte Ende Januar 1915 in seinem Blatte eine Aufforderung an alle Deutsch-Amerikaner, das amerikanische Publikum durch fortgesetzte Auseinandersetzungen, Erklärungen und Berichtigungen zur Anerkenntnis der Wahrheit zu zwingen. Der Aufruf wurde vom größten Teil der amerikanischen Presse abgedruckt, wobei die in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen auf mindestens 20 Millionen geschätzt wurden. Auch von der Gründung einer amerikanischen Neutralitätsliga durch Deutsch-Amerikaner, die über fünf Millionen Mitglieder deutscher und irischer Vereine vertreten, unter dem Vorsitz des Kongreßmitglieds Barthould, wird berichtet.

Es ist offenbar, die öffentliche Meinung in Amerika ist erwacht. Ganz von selbst sind dem amerikanischen Volke die Augen geöffnet worden über den wahren Anlaß des Krieges und die zweifelhafte Geschäftsmoral von Deutschlands Feinden.

Maßnahmen und Kundgebungen der Regierung

Die handelspolitischen und wirtschaftlichen Maßnahmen sind auf den S. 314 bis 336 zusammengefaßt.

8. September 1914.

Präsident Wilson beauftragte das Marinedepartement, die Funkspruchstation Tuckerton zu besetzen und sie zu gleichen Bedingungen für neutrale wie kriegführende Mächte zu betreiben.

Um den Besitz der Telefunkenstation Tuckerton (New Jersey) besteht ein heftiger Kampf. Die französische „Compagnie de Télégraphie et Téléphonie sans fil" hat bei den Gerichten von New Jersey Klage auf Herausgabe angestrengt und behauptet, daß die „Deutsche Hochfrequenz-Maschinen-Aktiengesellschaft für drahtlose Telegraphie Berlin", die Tuckerton in Gemeinschaft mit der Station Eilvese (Hannover) betrieben hatte, sich vor dem Kriege zu dem Verkauf der Station bereit erklärt habe. Von seiten der Beklagten wird der Gerichtshof ersucht, die Klage niederzuschlagen, oder aber einen etwaigen Beschluß bis nach Ende des Krieges zu vertagen. Eine sofortige Maßnahme ließe sich nicht mit der Neutralität der Vereinigten Staaten vereinbaren. Im übrigen stünde der Empfang und die Ausgabe von Radiotelegrammen durch Tuckerton seit dem 9. September 1914 unter der Kontrolle der Bundesregierung. Die Station ist den Agenten des Dreiverbandes schon längst ein Dorn im Auge. Infolge ihrer größeren Leistungsfähigkeit bietet sie nämlich einen weit besseren Verständigungsweg als Sayville und wird daher auch von der deutschen Regierung zu Mitteilungen für den deutschen Botschafter in Washington benutzt. Die ganze Aktion ist nur ein Versuch, Deutschland einer wertvollen Verbindung mit den Vereinigten Staaten zu berauben.

15. Oktober.

Die Vereinigten Staaten haben mit Schweden ein Abkommen getroffen über die Erledignng von Streitigkeiten durch eine internationale Kommission.

16. November 1914.

Das Marinedepartement ist ermächtigt worden, eine Erklärung des Präsidenten Wilson über die Beobachtung der Neutralität in der Panamakanalzone während des

Krieges zu veröffentlichen. Der Erklärung ist ein Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und der Republik Panama beigegeben, wonach die Gastfreiheit, die die Republik Panama den Kriegführenden in ihren Gewässern erweist, nicht auf die Kanalzone ausgedehnt, sondern aufgehoben wird.

18. November 1914.

Die „Associated Preß" veröffentlicht einen inspirierten Bericht Wilsons über die Auffassung von seinen Pflichten als Friedensstifter. Amerika werde erst dann seine Vermittlung anbieten, wenn einer oder mehrere der Kriegführenden die Bereitwilligkeit anzeigen, das Anerbieten anzunehmen. Der Präsident sei der Ansicht, daß die Vereinigten Staaten bereits informell und formell ihre Bereitwilligkeit, gute Dienste anzubieten, gezeigt hätten. Es würde nur eine Voreingenommenheit gegen ihren etwaigen Einfluß schaffen, wenn sie in dem gegenwärtigen Zeitpunkt mehr tun wollten.

8. Dezember 1914.

Der Kongreß, der sich Ende Oktober nach Erledigung mehrerer durch den Krieg bedingten wirtschaftlichen Maßnahmen (vgl. S. 333) vertagt hatte, ist am 7. Dezember 1914 wieder zusammengetreten. In der gemeinsamen Sitzung beider Häuser am 8. Dezember wurde eine Botschaft des Präsidenten verlesen, in der es heißt: „Dieser Krieg hat Menschenleben vernichtet und wirtschaftliche Güter verwüstet, in einem Maße, wie es die Weltgeschichte bisher noch nicht erlebt hat. Die Zeit ist nahe, wo verschiedene Staaten Europas unserer Hilfe bedürfen. Die Vereinigten Staaten stehen mit ihren wirtschaftlichen Hilfsmitteln und ihrer Initiative bereit. Unglücklicherweise fehlt es uns aber an genügender Tonnage, um ganz die Erfordernisse des Welthandels befriedigen zu können. Denn wir haben den großen Irrtum begangen, daß wir die Entwicklung der Handelsmarine hinderten. Jetzt, wo wir Schiffe brauchen, haben wir sie nicht. Alle Irrtümer gut zu machen, würde lange Zeit in Anspruch nehmen und den Handel in andere Kanäle ablenken. Wir schlagen deshalb einen anderen Weg vor, nämlich den, der in dem von beiden Häusern beratenen, aber noch nicht erledigten Gesetzesentwurf über den Ankauf ausländischer Handelsschiffe gewiesen wird." Bezüglich der Landesverteidigung sagt die Botschaft des Präsidenten: „Wir sind zwar gerüstet, wollen aber nicht Amerika in ein bewaffnetes Lager verwandeln. In der Stunde der Gefahr müssen wir uns nicht auf das stehende Heer oder die Reservearmee, sondern auf die waffengeübten Bürger verlassen. Die richtige amerikanische Politik ist, ein System zu schaffen, durch das jeder freiwillig sich meldende Bürger mit dem Gebrauch der neuen Waffen und den nötigsten Kenntnissen des Exerzierens und des Manövrierens bekannt gemacht wird. Die Nationalgarde sollte weiter entwickelt und verstärkt werden. Mehr als das wäre mir ein Zeichen dafür, daß wir infolge des Krieges, mit dem wir nichts zu tun haben, die Selbstbeherrschung verloren haben. Eine starke Flotte haben wir immer als wichtiges Verteidigungswerkzeug angesehen. Wer sagt uns aber jetzt, was für eine Art Flotte wir bauen sollen?" Die Botschaft schließt: „Wir stehen mit allen Nationen auf freundschaftlichem Fuße, wir bedrohen niemand. Darin liegt unsere Stärke. Die Vereinigten Staaten sind die ersten Vorkämpfer des Friedens, der friedlichen Gemeinschaft. Ich hoffe, daß wir Gelegenheit haben werden, unseren Rat zu erteilen und der Welt den Frieden wiederzugeben."

2. Januar 1915.

Im Senat ist ein neuer Antrag von 26 Senatoren eingegangen auf Herbeiführung von Maßnahmen gegen eine dauernde Festsetzung der Japaner in der Südsee.

4. Januar 1915.

Der Senat hat mit 50 gegen sieben Stimmen einen bereits vom Repräsentantenhaus gebilligten Gesetzesentwurf über die Einwanderung angenommen mit einem die Ein-

wanderung für Analphabeten verbietenden Artikel und einen Zusatzantrag des Senators Lodge von Boston, der belgischen Ackerbauern die Einwanderung gestattet. Präsident Wilson hat sein Veto gegen den Gesetzentwurf einlegt.

4. März 1915.

Beide Häuser des Kongresses haben beschlossen, die Macht des Präsidenten zu erweitern, um Verstöße gegen die Neutralität der Vereinigten Staaten zu verhindern. Der Präsident kann nach diesem Gesetz die Zollbeamten ermächtigen, Schiffe jeder Nationalität in amerikanischen Häfen zurückzuhalten, die Waffen, Kohlen, Waren oder Munition an Fahrzeuge einer kriegführenden Macht zu liefern beabsichtigen.

2. April.

Staatssekretär Bryan teilte über die Haltung der Regierung bezüglich der Anleihen an die Dreiverbandsstaaten mit, das Staatsdepartement sei von Zeit zu Zeit direkt oder indirekt davon verständigt worden, daß Kriegführende sich bei Banken der Vereinigten Staaten Kredite einräumen ließen. Die Regierung sprach sich gegen Anleihen an Kriegführende aus, fühlte sich aber nicht berechtigt, gegen die Kreditübereinkommen, die ihr zur Kenntnis gebracht wurden, Einspruch zu erheben; sie enthielt sich jeder Meinungsäußerung.

* * *

Die diplomatischen Beziehungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Mexiko, Japan und China werden später in den Kapiteln über diese Staaten behandelt werden.

Vom Heer und der Flotte

9. September 1914.

Der Staatssekretär für den Krieg stellt in seinem Jahresbericht fest, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika am 30. Juni 1914 über eine mobile Armee von 1495 Offizieren und 29405 Mann, sowie über eine organisierte Miliz von 8323 Offizieren und 148493 Mann verfügten und mit der Nationalgarde im besten Falle 9818 Offiziere und 119087 Mann aufbringen könnten. Der Staatssekretär empfiehlt die sofortige Bewilligung weiterer 25000 Mann und 1000 Offiziere.

25. November.

Der Chef des Generalstabs der Armee hat eine Vermehrung des Bundesheeres um das Doppelte vorgeschlagen. Außerdem sei nötig, daß ein erstes Aufgebot von 500000 Mann und ein zweites Aufgebot von 300000 Mann geschaffen werde. Nur dann sei ein wirksamer Schutz des Panamakanals und der andern amerikanischen Gebiete möglich.

14. Dezember 1914.

In dem Jahresbericht des Marinesekretärs wird der Bau von zwei Dreadnoughts, sechs Torpedobootszerstörern, mindestens acht Unterseebooten und eines Kanonenbootes beantragt. In dem Bericht heißt es: „Die jüngsten Ereignisse im Seekrieg haben das Vertrauen in die Unterseeboote gekräftigt. Das Marineamt schlägt deshalb den Bau einer erhöhten Zahl von Unterseebooten und einen ausgiebigeren Gebrauch dieser Waffe vor. Die amerikanischen Marinefachleute glauben jedoch, daß der Dreadnought nach wie vor den hauptsächlichsten Bestandteil einer guten Flotte bilden muß. Die Vereinigten Staaten stehen in bezug auf Unterseeboote nach einer Aufstellung vom Juli dieses Jahres an dritter Stelle. Deutschland, das eine größere Flotte besitzt als die Vereinigten Staaten, hat weniger Unterseeboote, Japan nur halb so viele. Was die Vereinigten Staaten auf dem Gebiet des Baues von Unterseebooten getan haben, ist jedoch noch nicht ausreichend. Der Marinesekretär betonte außerdem die Notwendigkeit des Ausbaues der Luftflotte, die bisher vernachlässigt wurde, und fordert dafür mindestens fünf Millionen Dollars.

23. Februar 1915.

Der Senat nahm einen Antrag an, 75 Unterseeboote zu bauen.

4. März 1915.

Unter der Leitung des früheren Präsidenten Roosevelt, des Generals Wood und anderer wurden die ersten Schritte getan, um eine amerikanische Legion aufzustellen. Die Aufgabe der Legion wird die Organisation aller Männer sein, die irgendwelche militärische Ausbildung genossen haben, um sie für den Kriegsfall als Freiwillige zur Hand zu haben. Man glaubt, daß es möglich sein wird, gegen 200 000 Mitglieder anzuwerben, die die bisher vollständig fehlende 1. Reserve bilden würden.

Die amerikanische Neutralität und die Kriegslieferungen

In der Neutralitätsfrage waren der Präsident und seine Regierung seit Ausbruch des Krieges scharfen Angriffen von Amerikanern deutscher und irischer Herkunft ausgesetzt, die Wilson und Bryan eine parteiische Begünstigung der Alliierten vorwarfen. Staatssekretär Bryan veröffentlichte darauf Ende Januar 1915 eine umfassende Rechtfertigungsschrift, in der er die hauptsächlichsten Beschwerden nach der „Frankfurter Zeitung" in folgender Weise zu widerlegen versucht:

1. Beschwerde: „Die Regierung hat parteiisch gehandelt, da sie die deutschen Funkenstationen unter Zensur stellte, während die Unterseekabel davon verschont bleiben." — Antwort Bryans: Funkenstationen in neutralem Lande können von einem Kriegführenden nicht erreicht werden, während er die Macht hat, jedes Kabel zu durchschneiden, wie es ja Deutschland tatsächlich bei Fanning Island getan hat. Funkenstationen können den Verkehr mit Kriegsschiffen auf hoher See vermitteln, während Kabel dies nicht tun können.

2. „Die Engländer haben aus neutralen Ländern stammende Post vernichtet und öffnen Briefe." — Bryan: Sowohl England wie Deutschland haben eine Postzensur eingerichtet. Es sind der amerikanischen Regierung keine Beweise dafür unterbreitet worden, daß die englische Regierung Postsachen hat vernichten lassen.

3. „Durchsuchung amerikanischer Fahrzeuge auf hoher See, um deutsche oder österreichische Militärpflichtige gefangen zu nehmen." — Bryan: Es sind zwei Fälle zur Kenntnis der Regierung gekommen und beide Male sind energische Vorstellungen gemacht worden.

Die vierte bis zur achten Beschwerde handeln von der Erweiterung der Konterbandeliste durch Großbritannien. — Bryan: Es sind Proteste erhoben worden, die noch schweben. Es ist übrigens zu bemerken, daß auch Amerika, wie es jetzt Großbritannien tut, in diesem Problem keineswegs konsequent gewesen ist.

9. „Die amerikanische Regierung läßt es zu, daß Großbritannien und den Alliierten dieser Macht Kriegsbedarf aller Art geliefert wird, obgleich solche Verkäufe unbedingt den großen Krieg verlängern werden." — Bryan: Es liegt der amerikanischen Regierung nicht ob, den Export in diesen Produkten und Waren zu verbieten. Kein Vertrag und kein Gesetz hält sie dazu an. Die Neutralen haben stets solchen Handel betrieben; man denke nur daran, daß Deutschland im russisch-japanischen Kriege ungeheure Posten von Kriegsmaterial an die Kriegführenden verkauft hat, ebenso wie im Balkankrieg.

10. „Die amerikanische Regierung hat den Verkauf von Dum-Dum-Kugeln an Großbritannien nicht unterdrückt." — Bryan: Die Regierung hat nicht die Verpflichtung, in dieser Sache einzugreifen. Sie würde aber ihren Einfluß gegen diesen Handel geltend machen, falls Beweise dafür beigebracht würden, daß er besteht.

11. „Die Alliierten haben amerikanische Bürgerscheine und Pässe nicht gehörig respektiert." — Bryan: Während Großbritannien amerikanische Pässe nur in einigen wenigen Fällen beanstandet hat, haben alle Kriegführenden dies mehr oder weniger getan. In jedem Falle ist Protest eingelegt worden.

13. „Englische Kriegsschiffe liegen dicht vor dem New Yorker Hafen und belästigen neutrale Fahrzeuge." — Bryan: Es ist das Ersuchen bei England und Japan gestellt

worden, daß ihre Kriegsschiffe sich in größerer Distanz von New York oder Honolulu aufhalten mögen.

14. „In Amerika geborene Personen sind auf neutralen Schiffen verhaftet und nach England gebracht worden.“ — Bryan: Die Behauptung ist im allgemeinen nicht zutreffend, aber in Einzelfällen sind gehörige Vorstellungen gemacht worden.

15. „Britische Truppen sind durch die Vereinigten Staaten transportiert worden.“ — Bryan: Es ist kein Beweis dafür erbracht worden. Die amerikanische Regierung hat aber das Ersuchen der kanadischen Regierung, Truppen eine kurze Strecke durch Alaska transportieren zu dürfen, zurückgewiesen.

16. „Die Regierung hat ihren Standpunkt in der Anleihefrage geändert.“ — Bryan: Es ist keine Aenderung eingetreten. Obwohl die Regierung Anleihen nicht verhindern könnte, würde sie es doch mit Mißfallen sehen, wenn Anleihen kriegführender Länder hier aufgelegt würden. Aber einer ausländischen Regierung Bankkredite einzuräumen, die die Beschaffung von Materialien aller Art hier erleichtern sollen, hält sie für durchaus erlaubt.

Nur die anglophile Presse fand Herr Bryans Antwort ausreichend. Die anderen Blätter hielten die „Rechtfertigung“ für mißglückt und die Neutralitätsbewegung nahm immer größeren Umfang an. Zahlreiche Protestversammlungen fanden statt; eine der größten war jene, die im Februar 1915 im Kolosseum zu Chicago tagte und von nicht weniger als 18 000 Vertretern aller Nationen besucht war. In der Eröffnungsrede hieß es: „Wir müssen frei sein. Frei von Heuchelei, die um Frieden betet und zu gleicher Zeit Waffen verkauft, frei, um eine eigene Handelsmarine zu bauen, mit der amerikanische Bürger und amerikanische Waren nach irgend einem Teile der Welt gebracht werden können, frei von den Hindernissen, die unserem Handel auferlegt werden. Heute erntet Amerika die Früchte der englischen Machenschaften. Die Handelsmarine ist durch England während des Bürgerkrieges zerstört worden. Die amerikanische Presse ist den Engländern ausgeliefert; die Engländer verbieten uns, hier festliegende Schiffe zu kaufen, britische Kriegsschiffe kontrollieren unsere Küsten, Großbritannien untersagt uns, Schiffe nach den Häfen der Nordsee zu schicken. Wir wollen unsere Schiffe in See gehen lassen, aber England feuert über sie hinweg, holt ihre Flaggen herunter, schleppt sie in seine Häfen, durchwühlt ihre Frachten, nimmt davon was ihm gut dünkt, schreibt vor, was für Passagiere wir nach neutralen Häfen bringen dürfen, und zum Dank dafür, daß England unsere Seerechte mit Füßen tritt, liefern wir in sklavischer Unterwürfigkeit England die Bedürfnisse des Krieges gegen Deutschland. Diese Lage ist unhaltbar.“

In der Tat kommt die schwächliche Haltung der amerikanischen Regierung in der Neutralitätsfrage nirgends so deutlich zum Ausdruck, wie bei der Duldung der Kriegslieferungen an die Gegner Deutschlands, die Senator Hitchcock in der Rede zu seiner, Ende Dezember 1914 im Kongreß eingebrachten Gesetzesvorlage für ein Waffenausfuhrverbot nach den kriegführenden Ländern, als „blutigen Schacher“ bezeichnete. Nach der amerikanischen Zeitung „World“ sind „vier Milliarden Mark eine vorsichtige Schätzung des Wertes, auf den sich der Handel in Waffen, Munition und Kriegsmaterialien zwischen den europäischen Alliierten und amerikanischen Fabrikanten während des ersten Kriegsjahres belaufen wird. Während der ersten sechs Kriegsmonate haben die Alliierten von Amerika für 1,6 Milliarden Mark an Kriegsmaterialien gekauft und viele der Fabrikanten besaßen Lieferungskontrakte mit den Regierungen von England, Frankreich und Rußland, die am Ende des ersten Kriegshalbjahres mindestens noch neun Monate, in manchen Fällen noch zwei Jahre liefen. In die im ersten Kriegshalbjahr nach Amerika bezahlten 1600 Millionen, teilen sich die einzelnen Industrien folgendermaßen: Waffen, Munition und Explosivstoffe für 428 000 000 M., Eisen und Stahl

für 264 000 000 M., Textilwaren, Strümpfe, Sweater usw. für 128 000 000 M. Automobile für 88 000 000 M., Chemikalien, Medizin- und Hospitalwaren für 25 000 000 M., Leder, einschließlich Schuhe und Sattelzeug usw. für 72 000 000 M., Verschiedenes, einschließlich Fleisch, Mehl, Zucker usw. für 644 000 000 M., insgesamt bis 1. Februar 1915 für 1 649 000 000 M.

Welch entscheidenden Einfluß die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen auf die Kriegslage ausübt, zeigen die nachstehenden Mitte Januar 1915 erschienenen Ausführungen der „New Yorker Staatszeitung“: „Seien wir offen,“ sagt diese deutschamerikanische Zeitung, „ohne Amerikas Hilfe wäre der Krieg seit Wochen entschieden. Während wir täglich um Frieden beten, täglich die unbeschreiblichen Greuel dieses Völkerringens verdammen, kämpfen unsere Gewehre, unsere Pferde, Panzerautos und Aeroplane in den Reihen der Alliierten, hält der von uns gelieferte Stacheldraht stürmende deutsche Reihen in Flandern, füttern unsere Sendungen von Konserven, Roggen, Weizen, Hafer und Mehl Menschen und Vieh in den britisch-französischen Reihen, marschieren alliierte Soldaten in unsern Stiefeln gegen den deutschen Feind, liefert unser Vieh der Kavallerie und Artillerie der Verbündeten Leder für Sättel, Zäume und Stränge, liefern unsere Petroleumquellen und Raffinerien Brennöl, Schmieröl und Gasolin für den Betrieb der Motore der Alliierten und unsere Banken den unerläßlichen goldenen Strom für die große Maschine des Krieges, die Stunde um Stunde tausende junger Menschen verschlingt, Stunde um Stunde Millionenwerte des Friedens unwiderbringlich zerstört. Die Behauptung, daß Amerika den gegenwärtigen Krieg verlängere, mag vielleicht paradox erscheinen, aber der Bericht für den Außenhandel der Vereinigten Staaten während des Monats Oktober 1915 gibt die Beweise. An Patronen wurden viermal so viel exportiert wie am gleichen Zeitraum des Vorjahres; an Gewehren nahe doppelt so viel. Im Oktober 1913 bezog England 62 Pferde von uns, heuer 7226. Der Export von Leder nach Frankreich hat sich im Oktober vervierfacht, der von Fleischkonserven für seine Truppen ist um nahe das Zweihundertfache gestiegen. Frankreich, das im Oktober 1913 34 000 Pfund Speck von Amerika bezog, hat im gleichen Monat 1914 nahezu 13,5 Millionen Pfund gekauft. Englands Kupferimport aus den Vereinigten Staaten ist von 9 auf 22 Millionen Pfund, seine Einfuhr von Kleiderstoffen auf 1 604 000 Yards von 140 000 gestiegen. An Autos lieferte Amerika den Alliierten beinahe achtmal so viel wie im Vorjahr, an Brotstoffen England den zwanzigfachen Betrag. Schmalz wurde nach Frankreich über sechsmal so viel, Gasolin dreimal so viel exportiert. Die Zuckerausfuhr ist von $6^{3}/_{4}$ auf $138^{1}/_{4}$ Millionen Pfund, jene von Zinkplatten und Blechen von 171 000 auf $20^{1}/_{8}$ Millionen Pfund, jene von Hufeisen auf 2 027 548 Pfund von 163 000 gestiegen. In Nägeln und Draht, in Rindsleder, Stahlstäben, Hülsenfrüchten und Rum (!) hat der Export sich verdoppelt, in frischen Fischen, Kartoffeln, Stearin und telegraphischen Apparaten verdreifacht. Gummistiefel sandten wir achtmal so viel als im gleichen Monat des Vorjahres, Eier eine Million mehr, während bei uns die Preise von Woche zu Woche steigen. Unser Strickwarenexport (Socken, Pulswärmer usw. für die Soldaten im Feld) wuchs von 171 674 Dollars auf 878 431 Dollars, der unserer Wollfabrikate um das Viereinhalbfache. Von Mehl gingen $19^{1}/_{2}$ Millionen Bushels statt $7^{1}/_{2}$; von Roggen 1;612 000 statt 12 000; von Hafer 9 324 47 statt 31 000; von Weizen 1 051 000 statt 400 000; von Gerste 2 854 000 statt 590 000 Bushels hinaus; von Hafermehl $3^{1}/_{2}$ Millionen Pfund statt 500 000 Pfund; von Reis 7 200 000 statt 1 200 000 Pfund und — dank der englischen Herrschaft zur See — erhielten den größten Teil hiervon die Alliierten.“

Gegen die Waffenlieferungen amerikanischer Fabriken haben vor allem die Deutschamerikaner eine kräftige Gegenbewegung ins Leben gerufen. So liegen z. B. Berichte

der Chicagoer Presse vor, wonach am 1. Dezember 1914 in Chicago zwei große Massenversammlungen stattgefunden haben, in denen Beschlüsse für ein gesetzliches Einschreiten gegen die Unterstützung Kriegführender gefaßt worden sind. Doch bei den oben geschilderten ungeheueren Gewinnen war es selbstverständlich, daß im Kongreß die von Senator Hitchcock eingebrachte bereits erwähnte Gesetzesvorlage abgelehnt wurde. Nur der Bau von Unterseebooten für kriegführende Staaten, den die Fore-River-Schiffbaugesellschaft plante, ist vom Präsidenten verhindert worden, wie aus einer Erklärung des Auswärtigen Amtes in Washington vom 11. Dezember 1914 ersichtlich ist.

Doch die Bewegung gegen die Waffenausfuhr ruhte nicht. Die Bürger der Vereinigten Staaten, die sich in Europa aufhielten, haben Ende Januar 1915 einen Protest gegen jegliche Waffenausfuhr aus Amerika an die Regierung und das Volk gerichtet und durch 2000 neutral gehaltene und 500 in deutscher Sprache erscheinende Zeitungen Amerikas verbreiten lassen. Und die deutsch-amerikanische Handelskammer in New York hat in einem offenen Brief etwa 500 Bischöfe sowie ungefähr 850 religiöse Zeitungen aufgefordert, für ein Verbot der Ausfuhr aller Kriegsmaterialien zu wirken.

Allmählich fiel die Geschäftspolitik der amerikanischen Unternehmer auch solchen Amerikanern auf die Nerven, die nicht dem deutsch-amerikanischen Nationalbund angehören. Sie wiesen darauf hin, daß es dem Geist einer gerechten Neutralität stracks zuwiderlaufe, wenn die Haltung der Vereinigten Staaten ausschließlich den Mächten des Dreiverbandes zugute käme. Und bald darauf erschien, wie am 3. April 1915 aus Washington gemeldet wurde, in einer Anzahl Zeitungen, darunter auch in bekannten Vertretern des Standpunkts des Dreiverbands wie in den „Newyork Times" und „Philadelphia Ledger" ein Aufruf, worin die Notwendigkeit dargelegt wird, die Ausfuhr von Kriegsmaterial aus den Vereinigten Staaten nach den kriegführenden Ländern einzustellen. Der Aufruf ist von 400 Verlegern und Druckereien fremdsprachiger Zeitungen und Zeitschriften unterschrieben, die in den Vereinigten Staaten erscheinen. Er wendet sich an das amerikanische Volk im allgemeinen, jedoch vor allen an die Arbeiter, die Kriegsmaterial anfertigen, damit sie Einspruch gegen die Lieferungen von amerikanischem Pulver, amerikanischen Geschützen und Granaten erheben, die dazu bestimmt sind, Blutsverwandte der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschriften zu Krüppeln zu machen und zu töten.

„Leider fehlen aber," wie das „Hamburger Fremdenblatt" ausführt, „alle rechtlichen Grundlagen, um diesen enormen Lieferungen von Kriegsmaterial ein Ende zu machen. Nicht die amerikanische Regierung liefert, sondern private Unternehmer, und die Bestimmungen über die Aufrechterhaltung der Neutralität verbieten keinem Geschäftsmann, aus kriegerischen Verwickelungen irgendwo in der weiten Welt ein lohnendes Geschäft zu machen. Wenn also eine formelle Verletzung der Neutralität und damit auch ein Anlaß zu einem Protest seitens der deutschen Regierung nicht gegeben ist, so unterliegt es auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß die Kriegslieferungen amerikanischer Unternehmer in ihrer Endwirkung einer Verletzung der Neutralität gleichkommen, und wir können mit Genugtuung feststellen, daß der deutsche Botschafter in Washington alles getan hat, was in seinen Kräften stand, um diesen unhaltbaren, für Deutschlands Interessen außerordentlich schädlichen Zuständen ein Ende zu bereiten."

Als jedoch in Amerika sogar von maßgebender Seite versucht wurde, der Allgemeinheit einen Verzicht Deutschlands auf einen Einspruch gegen die amerikanischen Kriegslieferungen vorzutäuschen, sah sich die deutsche Regierung veranlaßt, ihren Standpunkt in der folgenden offiziösen Mitteilung unzweideutig klarzulegen: „Wie über London bekannt wird, hat in einer Sitzung des Komitees des amerikanischen Repräsentantenhauses für auswärtige Angelegenheiten der Vorsitzende Flood unter Berufung auf eine Denkschrift der deutschen Regierung den Eindruck erweckt, als habe sich Deutschland mit den amerikani-

schen Lieferungen von Kriegskonterbande an seine Gegner abgefunden. Dies ist ein großes Mißverständnis. Die von Herrn Flood angeführte Denkschrift räumt nur ein, daß nach den geltenden Grundsätzen des Völkerrechts Deutschland gegen Kriegslieferungen neutraler Privatpersonen an seine Feinde keine Handhabe zu einem rechtsförmlichen Einspruch besitzt, so daß, wie es am Schluß der Denkschrift heißt, die Vereinigten Staaten zur Duldung solcher Lieferungen „an sich befugt" sind. Selbstverständlich sind aber die Vereinigten Staaten nach völkerrechtlichen Grundsätzen gleichermaßen befugt, den ganzen Konterbandehandel mit allen kriegführenden Ländern durch Erlaß eines Waffenausfuhrverbots zu unterdrücken, zumal der international unerlaubte Waffenhandel mit England und Frankreich einen Umfang angenommen hat, der die Neutralität zwar nicht der amerikanischen Regierung, wohl aber des amerikanischen Volkes tatsächlich in Frage stellt. Eine solche Maßregel läge um so näher, als England nicht einmal den international erlaubten Handel Amerikas mit Deutschland zuläßt, vielmehr auch die für die Volkswirtschaft Deutschlands bestimmten Waren in der rücksichtslosesten Weise beschlagnahmt, so daß der ganze Handel Amerikas mit den Kriegführenden auf eine einseitige Begünstigung unserer Gegner hinausläuft. Ferner — und dies wiegt für uns am schwersten — wird die Versorgung unserer Gegner mit amerikanischen Waffen zu einer der stärksten Ursachen für die Verlängerung des Krieges; sie steht deshalb im Widerspruch mit den wiederholten Versicherungen der Vereinigten Staaten daß sie eine baldige Wiederherstellung des Friedens wünschen und dazu mitwirken wollen."

Gleichwohl beharrte die amerikanische Regierung weiter auf ihrem Standpunkt und weigerte sich auch, dem Protest des deutschen Botschafters gegen die Ausfuhr von Wasserflugzeugen für die Alliierten stattzugeben. So schwollen die Lieferungen von Waren nach Europa immer mehr an, wie aus den Statistiken, die das Handelsamt in Washington im April 1915 veröffentlicht hat, deutlich hervorgeht. Darnach belief sich der Durchschnittswert der täglich aus dem Hafen von New York abgehenden Frachtsendungen auf sechs bis acht Millionen Dollar; in der ersten Woche des März 1915 wurden allein aus dem New Yorker Hafen sogar für fast 45 Millionen Dollar an Waren, Rohprodukten usw. ausgeführt.

Das amerikanische Schiffs-Ankaufsgesetz und der Streitfall der „Dacia"

Zur Vermehrung der Transportmittel von Amerika nach Europa und als Gegengewicht gegen die Beutegier des Privatkapitals im Ozeanfrachtwesen sollte, nach der, auch vom Präsidenten in seiner Botschaft vom 8. Dezember 1914 erwähnten Vorlage (vgl. S. 307), zum Ankauf fremder Handelsschiffe eine von der Regierung geleitete Gesellschaft gegründet werden mit einem Aktienkapital von 20 bis 40 Millionen Dollars, das zu 51 Prozent in der Hand der Regierung verbleiben müßte. Unter Führung des Morganschen Dampfertrustes machte sich jedoch eine scharfe Opposition gegen die vom Präsidenten Wilson verteidigte Gesetzesvorlage geltend; dabei wurde betont, durch die Annahme des Gesetzes seien internationale Verwicklungen zu befürchten, da zum Ankauf nur die in amerikanischen Häfen liegenden deutschen Schiffe in Betracht kämen, der Ankauf ein Geschenk von 30 bis 40 Millionen Dollars an eine der kriegführenden Parteien bedeute und England gegen den Uebergang deutscher Schiffe in amerikanischen Besitz, der eine Verletzung der amerikanischen Neutralität sei, in Washington Verwahrung eingelegt habe. Trotz dieser Einwände bestand Präsident Wilson zunächst auf der Annahme des Gesetzes, da die Lage auf dem Frachtenmarkt unbedingt eine Besserung verlange. In der Tat hatten sich die Frachtsätze seit Anfang des Krieges in außergewöhnlichem Maße erhöht, so, nach einem dem Senat vom Handelsamt überreichten Bericht, für Getreide von New York nach Rotterdam um 900 Prozent, für Mehl um 500 Prozent, für Baumwolle um 700 Prozent; außerdem stockte in vielen Branchen die Ausfuhr ganz,

weil Schiffsraum nicht erlangt werden konnte. Dazu kommt noch, daß wohl die Landtransportraten der Regierungskontrolle unterliegen, die des Ozeanfrachtgeschäftes aber nicht. Um einigermaßen Abhilfe zu schaffen, hatte der Kongreß zunächst durch ein neues Gesetz die Eintragung fremder Schiffe in das amerikanische Register erleichtert (vgl. S. 333). Seither sind 120 weitere Fahrzeuge unter die amerikanische Flagge gestellt worden, so daß Ende Februar 1915 die gesamte Tonnage Amerikas 1061000 betrug, also noch immer nur zwei Prozent der ganzen Tonnage der Welt. Von dem gesamten Außenhandel Amerikas, der sich auf 3785 Millionen Dollar beläuft, wurden neun Zehntel in fremden Schiffen befördert. Durch den Ankauf der in amerikanischen Häfen liegenden deutschen und österreichischen Schiffe hätte die amerikanische Handelsmarine eine neue Tonnage von 482000 gewinnen können.

Der von England geschürten Opposition gegen die Gesetzesvorlage mußte schließlich auch Präsident Wilson nachgeben; die Regierungsvorlage wurde zurückgezogen und am 19. Februar 1915 vom Repräsentantenhaus mit 215 gegen 122 Stimmen ein neuer Gesetzesentwurf angenommen, nach dem das Eigentumsrecht der Regierung an neu angekauften Schiffen erst zwei Jahre nach Abschluß des Friedens in Kraft treten solle.

Inzwischen aber waren bereits einige deutsche Dampfer von amerikanischen Interessenten gekauft worden, was zu dem typischen Streitfall der „Dacia" Veranlassung gab. Der Amerikaner Edward Breitung hatte die „Dacia" von der Hamburg-Amerika-Linie erworben, den Dampfer in das amerikanische Schiffsregister eintragen lassen und ihn dazu bestimmt, Baumwolle nach Deutschland zu befördern. Gegen diese Eigentumsübertragung protestierte England und drohte, es werde den Dampfer, falls er unter amerikanischer Flagge abreise, mit Beschlag belegen wie ein unter deutscher Flagge fahrendes Schiff. Die Eigentümer erwiderten, das Schiff werde dennoch fahren, um eine grundsätzliche Entscheidung des Prisengerichts herbeizuführen. Am 31. Januar 1915 stach die „Dacia" mit einer Baumwollenladung im Wert von 175000 Pfund Sterling mit der Bestimmung nach Rotterdam in See, am 28. Februar kam die Meldung, daß ein französischer Kreuzer den Dampfer im Kanal angehalten und nach Brest gebracht habe. Allgemein war man der Ansicht, daß die Kaperung des Dampfers durch ein französisches Kriegsschiff von England veranlaßt worden sei, einmal um ein Eingreifen der amerikanischen Regierung zu verhindern und dann, weil das französische Prisengesetz den Uebergang von Schiffen einer kriegführenden Macht in das Schiffsregister einer neutralen Macht überhaupt nicht anerkennt. Frankreich aber erbot sich, die Baumwollladung der „Dacia" zu kaufen, da sie das Eigentum von Amerikanern sei.

Der Notenwechsel zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Deutschland, England und Frankreich über den Seehandel der Neutralen

Ueber die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und England, sowie über die Maßnahmen Englands zur Vernichtung des deutschen Handels vgl. Bd. I, S. 149 und 319; Bd. II, S. 259; Bd. III, S. 16, 17 und 301 ff.; Bd. IV, S. 281 ff. und Bd. V, S. 232 ff.

Die Rechtslage des Seehandels der neutralen Länder in Kriegszeiten ist noch wenig geregelt, vor allem deshalb, weil sich England aus egoistischen Gründen jeder Verbesserung des Völkerrechts im Seeverkehr beharrlich widersetzte. Immerhin galten, nach Ausführungen des „Schwäbischen Merkur", auf diesem Gebiete drei Regeln als feststehend: Erstens sollen nach Ausbruch eines Kriegs zwei Listen der Waren aufgestellt werden, die unbedingt und bedingt als Kriegskonterbande anzusehen sind; zweitens soll eine Liste die Waren verzeichnen, die unter keinen Umständen Konterbande

darstellen und deshalb nicht beschlagnahmt werden können; drittens sollen Waren, die bedingt als Konterbande zu gelten haben, unter keinen Umständen wegen der Möglichkeit der Fortsetzung der Reise in Feindesland bei den nach neutralen Häfen gesandten Ladungen beschlagnahmt werden. Diese letzte Regel hat England am 29. Oktober 1914 (vgl. III, S. 301 und IV, S. 282) durch eine eigenmächtige Verordnung aufgehoben, indem es festsetzte, daß alle bedingt als Konterbande anzusehenden Waren an Bord neutraler Schiffe, die nach neutralen Häfen gerichtet sind, beschlagnahmt werden können, wenn es sich um Lieferung „an Order" handelt, wenn aus den Begleitpapieren der Name des Empfängers nicht hervorgeht oder die als Empfänger bezeichnete Person in Feindesland ihren Wohnsitz hat. Da im Seehandel fast immer „an Order" geliefert wird, war damit der ganze Handel mit bedingter Konterbande lahmgelegt und das um so mehr, als England von den Kapitänen der betreffenden Schiffe den Nachweis des Verbrauchsortes der beanstandeten Ware verlangte.

Die kleinen neutralen Staaten haben vergebens gegen die Willkür der englischen Seepolizei aufbegehrt. England hat sich wie in früheren Kriegen nicht im geringsten um ihre Proteste gekümmert. Auch die Washingtoner Regierung hat sich seit Beginn des Kriegs mit immer neuen Beschwerden nach London gewandt, so zuletzt am 3. Dezember 1914 mit einer Note, in der sie Protest einlegt gegen die englische Beschlagnahme amerikanischer Ladungen, die aus bedingter Konterbande bestehen, für neutrale Häfen bestimmt und an genau angegebene Personen konsigniert sind. Worauf der englische Botschafter in einer Antwortnote erklärte, England wünsche nicht amerikanische Schiffe durch die Suche nach Konterbande in ungesetzlicher Weise aufzuhalten. Eine freundschaftliche Verständigung sei möglich. In der Tat hat Amerika auch eine teilweise Sonderbehandlung seines Seehandels durchgesetzt; doch da die britischen Unterhändler versuchten, die gemachten Zugeständnisse in der Praxis durch allerhand Schikanen wieder unwirksam zu machen, sah sich der Präsident Ende Dezember 1914 veranlaßt, in einer ausführlichen Note von der englischen Regierung Auskunft über die „ungesetzliche Einmischung Englands in den gesetzlichen Handel der Vereinigten Staaten" zu verlangen.

Da durch diese Note, die in gewissem Sinne ein Resumee der früheren Feststellungen und Beschwerden darstellt, ebenso wie durch die späteren Proteste und Vorschläge der Vereinigten Staaten an Deutschland und England, sowie durch die Antwortnoten der betreffenden Regierungen, nicht nur die Stellungnahme der Vereinigten Staaten, sondern auch die Entwicklung und Verschärfung des Handelskrieges übersichtlich und erschöpfend dargestellt wird, soll hier der gesamte Notenwechsel in zeitlicher Folge und, mit wenigen Auslassungen, wörtlich wiedergegeben werden.

Die amerikanische Note an England vom 28. Dezember 1914.

.... Die Regierung der Vereinigten Staaten hat mit wachsender Besorgnis beobachtet, welche große Anzahl von Schiffen mit amerikanischen Waren, die für neutrale Häfen in Europa bestimmt waren, auf hoher See beschlagnahmt und in britische Häfen gebracht wurde. In den ersten Tagen des Krieges nahm die Regierung an, daß die Politik, die die britische Regierung übte, dem unerwarteten Ausbruch der Feindseligkeiten zuzuschreiben war, sowie der Notwendigkeit einer sofortigen Aktion, um zu vermeiden, daß Konterbande den Feind erreiche. Aus diesem Grunde war sie nicht geneigt, die Politik scharf zu beurteilen oder stark gegen sie zu protestieren, obgleich sie für den amerikanischen Handel mit neutralen Ländern offensichtlich sehr schädlich war. Die amerikanische Regierung, die zuversichtlich auf die große Rücksicht, die Großbritannien in der Vergangenheit so oft in bezug auf die Rechte anderer Nationen genommen hat, rechnete, wartete vertrauensvoll auf eine Abänderung dieses Vorgehens, das dem neutralen Handel

die Freiheit absprach, worauf er nach dem Völkerrecht Anspruch hat. Diese Erwartung schien um so mehr begründet, als das Auswärtige Amt im Anfang des Monats November 1914 erklärte, daß die britische Regierung die Garantien, die von der norwegischen, der schwedischen und der dänischen Regierung mit Bezug auf die Nichtausfuhr von Konterbande geleistet wurden, als genügend betrachte, wenn diese bei ihrer Einfuhr an mit Namen genannte Personen im Gebiete dieser Regierungen konsigniert würde. . . .

Es ist deshalb sehr bedauerlich, daß, obgleich nahezu fünf Monate seit dem Ausbruch des Krieges vergangen sind, die britische Regierung ihre Politik nicht merklich geändert hat und Schiffe und Ladungen, die in friedlicher Ausübung rechtmäßigen Handels — den die Kriegführenden eher schützen als unterbrechen sollten — zwischen neutralen Häfen verkehren, in nicht weniger schädigender Weise behandelt. Der größere Schutz gegen Zurückhaltung und Beschlagnahme, der vertrauensvoll für die Konsignation der Ladungen an bestimmte Konsignatare, anstatt „an Order“, erwartet wurde, ist noch ausgeblieben. . . .

Die Regierung der Vereinigten Staaten beabsichtigt nicht, zurzeit in Erörterungen über die Richtigkeit des Einschlusses gewisser Artikel in die britischen Listen absoluter und bedingter Konterbande einzutreten. Obgleich einige von ihnen Einwendungen unterliegen könnten, ist der Hauptgrund der vorliegenden Klage die Behandlung von Ladungen beider Klassen von Waren, die für neutrale Häfen bestimmt sind.

Waren, die als absolute Konterbande aufgeführt sind, die von Amerika verladen werden und nach neutralen Häfen konsigniert sind, sind beschlagnahmt und zurückgehalten worden mit der Begründung, daß die Länder, für die sie bestimmt waren, die Ausfuhr solcher Waren nicht verboten hätten. Während solche Zurückhaltungen nach der Meinung der amerikanischen Regierung unberechtigt sind, sind die amerikanischen Kupferexporteure weiter verwirrt durch die scheinbare Unentschiedenheit der britischen Behörden in der Anwendung ihrer eigenen Regeln bei neutralen Ladungen; so wurde z. B. eine Ladung Kupfer von Amerika an einen bestimmten Konsignatar in Schweden zurückgehalten, weil — wie von Großbritannien erklärt wurde — Schweden kein Ausfuhrverbot auf Kupfer gelegt hatte. Anderseits verbot Italien nicht nur den Export von Kupfer, sondern es erließ, wie der amerikanischen Regierung mitgeteilt wurde, auch ein Dekret, wonach Ladungen an italienische Konsignatare oder an Order, die in italienischen Häfen eintreffen, nicht exportiert oder übergeladen werden können; die einzige Ausnahme macht Italien für Kupfer, das in transito nach einem andern Lande durchgeführt wird. Trotz dieser Dekrete hat das britische Foreign Office es jedoch abgelehnt, zu bestätigen, daß Kupferladungen, die nach Italien konsigniert sind, auf hoher See nicht belästigt werden. Die Beschlagnahmen sind derart zahlreich und die Verzögerungen so erheblich, daß die Exporteure Angst haben, ihr Kupfer nach Italien zu schicken. Dampferlinien lehnen es ab, Kupfer anzunehmen, und Versicherungsgesellschaften weigern sich, Policen für Kupfer auszustellen. Kurz, der rechtmäßige Handel wird erheblich gestört durch die Unsicherheit in der Behandlung, die er durch die britischen Behörden erfährt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist überzeugt, daß sie durchaus berechtigt ist, eine Anfrage an die britische Regierung bezüglich der Art und Weise, in der sie die von ihr begonnene Politik durchzuführen beabsichtigt, zu richten, damit die amerikanische Regierung die erforderlichen Schritte beschließen kann, die nötig sind, um unsere Bürger, die sich mit dem Außenhandel befassen, in ihren Rechten und vor ernsthaften Verlusten zu schützen, denen sie dadurch unterliegen, daß sie nicht wissen, welchen Gefahren ihre Ladungen ausgesetzt sind.

Was die bedingte Konterbande betrifft, so meint die amerikanische Regierung, daß die Politik Großbritanniens in dieser Hinsicht ebenfalls zu internationaler Besorgnis Anlaß gibt; z. B. wird ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß eine Anzahl beschlagnahmter

amerikanischer Ladungen von Lebensmitteln und andern Waren, die in allen Ländern allgemeine Gebrauchsartikel sind, bedingte Konterbande ist. Obgleich angenommen werden mußte, daß die Ware eine harmlose Benutzung finden würde, da sie für neutrales Gebiet bestimmt war, nahmen die britischen Behörden eine Beschlagnahmung und Zurückhaltungen vor, ohne daß sie, soweit die Regierung der Vereinigten Staaten darüber unterrichtet ist, im Besitz von Tatsachen waren, die redlicherweise zu dem Glauben Anlaß geben konnten, daß die Ladungen in Wirklichkeit eine feindliche Bestimmung in der völkerrechtlichen Auffassung dieses Wortes hatten ...

Es scheint auch, daß Ladungen dieser Art durch die britischen Behörden beschlagnahmt worden sind, infolge des Glaubens, daß — obgleich dieses ursprünglich durch die Verlader nicht beabsichtigt war — die Ladungen schließlich das Gebiet der Feinde von Großbritannien erreichen werden. Jedoch ist dieser Glaube oft nur eine irrtümliche Befürchtung, im Hinblick auf die Bestimmungen, die durch die neutralen Länder, für die sie bestimmt sind, für die in den Ladungen enthaltenen Waren erlassen wurden.

Daß eine Konsignation von Waren, die als bedingte Konterbande proklamiert wurden und für einen neutralen Hafen bestimmt sind, eine gesetzliche Mutmaßung einer feindlichen Bestimmung hervorruft, erscheint in direktem Widerspruch zu dem früher von Großbritannien gehaltenen Grundsatz, der von Lord Salisbury während des südafrikanischen Krieges wie folgt formuliert wurde: „Lebensmittel, obgleich sie eine feindliche Bestimmung haben, können nur als Kriegskonterbande betrachtet werden, wenn sie für die feindlichen Kräfte bestimmt sind. Es genügt nicht, daß sie für sie gebraucht werden *können*. Es muß *erwiesen* werden, daß dieses in der Tat ihre Bestimmung ist im Augenblick, wo sie beschlagnahmt werden." Mit dieser Erklärung bezüglich bedingter Konterbande sind die Ansichten der amerikanischen Regierung vollständig im Einklang, und auf diesen historischen Grundsatz, der von Großbritannien sowohl als kriegführende als auch neutrale Partei konsequent gehandhabt wurde, waren die amerikanischen Verlader berechtigt, zu rechnen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten erkennt rückhaltlos das volle Recht des Kriegführenden an, auf hoher See die Schiffe amerikanischer Bürger oder neutraler Staaten, die amerikanische Waren führen, anzuhalten, zu durchsuchen und sie zurückzuhalten, wenn ein genügender Beweis vorliegt, daß sich in der Ladung Konterbande befindet. Aber die Regierung Seiner Majestät muß sich an Hand ihrer eigenen Erfahrungen in der Vergangenheit vergegenwärtigen, daß die amerikanische Regierung nicht ohne Protest es zulassen kann, daß amerikanische Schiffe oder amerikanische Ladungen in britische Häfen gebracht und dort zurückgehalten werden zu allgemeiner Untersuchung nach Konterbande, oder auf Grund von Voraussetzungen, die klar im Widerspruch mit den internationalen Gesetzen und Gebräuchen stehen ...

Nicht nur für die Handelsinteressen der Vereinigten Staaten ist die Lage bedauerlich, sondern auch viele der großen Industrien dieses Landes leiden, da ihre Erzeugnisse von lange bestehenden Märkten in europäischen Ländern abgehalten werden, die, obgleich sie neutral sind, an eine der kriegführenden Nationen grenzen. Die Produzenten und Exporteure, Schiffahrts- und Versicherungsgesellschaften drängen, nicht ohne Grund, auf Aufhebung der Bedrohung des transatlantischen Handels, die allmählich, aber sicher ihre Geschäfte vernichtet und sie mit finanziellem Untergang bedroht ...

Zum Schluß wird die Regierung Seiner Majestät dringend darauf aufmerksam gemacht, daß die gegenwärtige Lage des auswärtigen Handels mit neutralen Ländern derart ist, daß — wenn sie nicht besser wird — dadurch ein Gefühl hervorgerufen werden dürfte, das im Gegensatz zu dem stände, das so lange zwischen dem amerikanischen und dem britischen Volke geherrscht hat. Diese Lage wird bereits mehr und mehr

Gegenstand öffentlicher Kritik und Klage. Der zweifelsohne nicht ganz unberechtigte Glaube, daß die gegenwärtige britische Politik gegenüber dem amerikanischen Handel für die Depression in gewissen Industrien, die von europäischen Märkten abhängig sind, verantwortlich ist, nimmt zu. Die Aufmerksamkeit der britischen Regierung wird auf diese möglichen Folgen ihrer gegenwärtigen Politik gelenkt, um zu zeigen, wie weitgehend die Schäden für das Gewerbsleben der Vereinigten Staaten sind, und um Nachdruck darauf zu legen, wie wichtig die Beseitigung der Ursachen der Klagen ist.

Die britischen Antwortnoten vom 7. Januar und 18. Februar 1915.

Da die Ausarbeitung einer umfassenden Antwort notwendigerweise einige Zeit in Anspruch nehmen mußte, erwiderte Sir Eduard Grey auf die amerikanischen Beschwerden zunächst am 7. Januar 1915 mit einer vorläufigen Note, in der er durch den Vergleich der Gesamtausfuhr aus dem New Yorker Hafen in den Monaten November 1913 und 1914 nachzuweisen versucht, daß die Ausfuhr Amerikas nach den neutralen Ländern ganz beträchtlich gestiegen sei, nach Dänemark von 558000 Dollar auf 7101000 Dollar, nach Schweden von 377000 Dollar auf 2858000 Dollar, nach Norwegen von 477000 Dollar auf 2318000 Dollar und nach Italien von 2971000 Dollar auf 4781000 Dollar; die Ausfuhr nach Holland sei von 4389000 Dollar auf 3960000 Dollar gesunken.

Die Note fährt dann fort: „Daß ein derartig umfassender Kriegszustand wie heutzutage, einen sehr schädigenden Einfluß auf gewisse Großindustrien gehabt hat, wie z. B. auf Baumwolle, ist offenkundig; aber es ist zu beachten, daß dies eher die Folge der allgemein verminderten Kaufkraft in solchen Ländern wie Frankreich, Deutschland und England ist, als die Folgen einer Einmischung in den Handel mit neutralen Ländern. Was Baumwolle angeht, so mag daran erinnert sein, daß die britische Regierung vermittels der Liverpooler Baumwollbörse besonders mithalf an dem Wiederaufleben des Baumwollgeschäfts nicht nur in Großbritannien, sondern auch in vielen neutralen Ländern.

Die Note Ew. Exzellenz nimmt dann besonders Bezug auf die Zurückhaltung von Kupfer. Die Zahlen, die den amtlichen Angaben für die Ausfuhr von Kupfer aus den Vereinigten Staaten nach Italien entnommen sind, und zwar für die Kriegsmonate bis zum Ende der drei ersten Wochen im Dezember 1914 lauten folgendermaßen: für das Jahr 1913: 7271000 Pfd. St., für das Jahr 1914: 35347000 Pfd. St. Bei solchen Zahlen ist die Vermutung stark berechtigt, daß die große Menge des Kupfers, die nach diesen Ländern konsigniert wurde, in der jüngsten Zeit nicht mehr für ihren Gebrauch bestimmt war, sondern für den einer kriegführenden Macht, die nicht unmittelbar einführen kann ...

Was nun die Beschlagnahme von Lebensmitteln angeht, so ist die Regierung Sr. Majestät bereit zuzugeben, daß Lebensmittel nicht beschlagnahmt und vor ein Prisengericht gebracht werden sollten, ohne daß die Vermutung besteht, daß sie für die Streitkräfte des Feindes oder die feindliche Regierung bestimmt sind. Wir glauben, daß diese Regel in der Praxis bisher befolgt worden ist; wenn aber die Regierung der Vereinigten Staaten Beispiele für das Gegenteil besitzt, so sind wir bereit, sie zu prüfen; auch ist es unsere gegenwärtige Absicht, uns an die Regel zu halten, obwohl wir keine unbegrenzte und bedingungslose Verpflichtung eingehen können angesichts der Aufgabe der bisher allgemein anerkannten und befolgten Regeln der Zivilisation und Menschlichkeit durch unsere Gegner und angesichts der Ungewißheit, bis zu welchem Grade diese Regeln künftig noch von ihnen verletzt werden könnten.

Vom 4. August 1914 bis zum 3. Januar 1915 hat die Zahl der Dampfer, die aus den Vereinigten Staaten nach Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden und Italien abgingen,

773 betragen. Von diesen hatten 45 konsignierte und andere Ladungen an Bord, die einem Prisengericht vorgeführt worden sind, während von den Schiffen selbst nur acht in das Prisengericht kamen; eins von ihnen ist inzwischen wieder freigelassen worden. Es ist jedoch wesentlich unter den heutigen Verhältnissen, daß da, wo wirklich Grund vorliegt, das Vorhandensein von Konterbande zu argwöhnen, die Schiffe in einen Hafen zur Untersuchung gebracht werden." Auf andere Weise, fährt die Note fort, könne das Untersuchungsrecht nicht ausgeübt werden, und das um so mehr, da die britische Regierung unterrichtet worden sei, daß z. B. Kautschuk unter einer anderen Bezeichnung aus den Vereinigten Staaten verschifft werde, und daß die mit Baumwolle befrachteten Schiffe besonders gern zur Beförderung verborgener Konterbande wie Kupfer benutzt würden. England habe Baumwolle niemals in das Verzeichnis der Konterbande eingereiht und könne daher auch nicht für den Tiefstand des amerikanischen Baumwollehandels verantwortlich gemacht werden. Sollte sich jedoch der Verdacht bestärken, daß Baumwollballen zur heimlichen Beförderung von Konterbande benutzt würden, müßten auch diese Schiffe in einen Hafen gebracht werden, um die Ballen zu wiegen und zu prüfen.

Nachdem die Note noch darauf hingewiesen hat, daß die Kautschukausfuhr aus britischen Besitzungen nach den Vereinigten Staaten in Rücksicht auf den Bedarf der kriegführenden Staaten und die verdächtige Zunahme der Kautschukausfuhr aus Amerika nach neutralen Ländern beschlagnahmt werden mußte, und für Amerika nur aufgehoben werden könnte, wenn die aus den Vereinigten Staaten ausgeführten Kautschukladungen einem Prisengericht unterbreitet würden, schließt sie: „Sr. Majestät Regierung ist geneigt, wenn eine von den Vereinigten Staaten kommende Ladung zurückgehalten wird, die Gründe, die eine derartige Zurückhaltung veranlaßt haben, darzulegen. Sie würde willig einem Abkommen beitreten, durch das Irrtümer vermieden werden könnten und durch das schnelle Abhilfe gesichert würde, wenn den neutralen Besitzern eines Schiffes oder einer Ladung unrecht geschehen ist. Denn sie wünscht dringend im Interesse der Vereinigten Staaten wie anderer neutraler Länder, daß Englands Vorgehen nicht die normale Einfuhr und nicht den Verbrauch aus den Vereinigten Staaten kommender Waren durch neutrale Länder schädigt."

Die „Associated Preß" weist darauf hin, daß Greys Zahlen irreführend sind. Denn nach Schließung der normalen Wege nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn hätten viele Güter, die nicht Konterbande sind, durch neutrale Länder gehen müssen. Ebenso importierten die Neutralen viele Waren, die sie früher von den Kriegführenden erhielten, jetzt aus den Vereinigten Staaten. „Politiken" macht darauf aufmerksam, daß nach der englischen Antwortnote nur 45 Schiffe vor ein Prisengericht gebracht worden seien, es werde dabei aber verschwiegen, daß englische Kreuzer eine große Anzahl neutraler Schiffe aufbrachten und erst freigaben, nachdem die Schiffe lange Zeit in englischen Häfen festgehalten worden waren.

Die endgültige Antwort Greys vom 18. Februar 1915 zitiert die amerikanische amtliche Handelsstatistik, um zu zeigen, daß, von Baumwolle abgesehen, der Krieg den Rückgang der amerikanischen Ausfuhr, der sich in der ersten Hälfte 1914 entwickelte, nicht gesteigert, sondern tatsächlich aufgehalten habe. Dagegen sei die amerikanische Ausfuhr an Baumwolle nach Großbritannien ebenso stark wie nach anderen Ländern gefallen. Die Antwort weist ferner darauf hin, daß die amerikanische Ausfuhr vom August bis September 1914 von 110 auf 246 Millionen Dollar und seither noch weiter gestiegen sei. Die britischen Operationen zur See hätten jedenfalls Amerikas Handel mit Großbritannien und den Verbündeten nicht beeinträchtigt, gleichwohl zeige die amerikanische amtliche Statistik, daß die Ausfuhr nach England und den verbündeten Staaten in den ersten vier Monaten des Krieges um mehr als 28 Millionen Dollars gesunken sei,

während die Ausfuhr nach den neutralen Ländern und Oesterreich-Ungarn um über 20 Millionen stieg, woraus man wohl den Schluß ziehen dürfe, daß ein wesentlicher Teil des Handels mit den Neutralen für feindliche Länder bestimmt gewesen sei. Ein Haupthindernis für den Handel sei der Mangel an Schiffsraum, aber das Aufhalten der neutralen Schiffe durch England habe zu diesem Mangel an Schiffen weit weniger beigetragen, als die Zerstörung neutraler Schiffe durch Minen, die der Feind unterschiedslos auf hoher See gelegt habe. Bisher seien 25 neutrale Schiffe durch Minen auf hoher See zerstört worden. Ganz abgesehen von den Fragen des Vertragsbruchs und der Vernichtung von Menschenleben liege daher weit mehr Grund vor gegen die Beeinträchtigung des harmlosen neutralen Handels durch Minen zu protestieren, als durch das von England ausgeübte Recht Konterbande zu beschlagnahmen. Die Antwort beruft sich auf verschiedene Entscheidungen amerikanischer Prisengerichte, die die englischen Maßregeln stützten und zählt verschiedene Konzessionen auf, die England gemacht habe, um die Unbequemlichkeit, die mit der Durchsuchung der Schiffsladungen verbunden sei, zu mildern. Auch hätten die englischen Prisengerichte weiten Spielraum, um die Ersatzansprüche Neutraler zu berücksichtigen.

Die Antwort betont, daß eine Unterscheidung zwischen Lebensmitteln für die Zivilbevölkerung und für Streitkräfte wegfalle, wenn kein Unterschied zwischen der Zivilbevölkerung und der bewaffneten Macht gemacht werden könne, wie es in Deutschland der Fall sei. So viel auch für den Konsum der Zivilbevölkerung eingeführt werde, werde es doch vom Militär konsumiert werden, wenn die militärischen Bedürfnisse es erheischten, zumal jetzt, wo die deutsche Regierung die Kontrolle über alle Lebensmittel in Anspruch nehme. Während England bemüht sei, eine Schädigung der Neutralen zu vermeiden, nötige Deutschlands Absicht, Handelsschiffe und Ladungen zu versenken, ohne deren Nationalität und Charakter festzustellen und ohne für die Sicherheit der Mannschaften zu sorgen, die britische Regierung, Maßregeln in Erwägung zu ziehen, um ihre Interessen zu schützen. Es sei unmöglich, daß, wenn einer der Kriegführenden von den Kriegsgebräuchen abweiche, der andere daran gebunden bleibe. Betreffs der Frage nach dem Recht, nicht für Streitkräfte bestimmte Lebensmittel für Konterbande zu erklären, nimmt Grey auf die Maßnahmen Frankreichs im französisch-chinesischen Krieg 1885 Bezug, die Reis als Konterbande erklärten. Er zitiert weiter Bismarcks Antwort an Vertreter der Kieler Handelskammer in dieser Frage. Bismarck sagte: Jeder Krieg bringt üble Folgen für die Neutralen mit sich. Diese Uebel können, wenn eine neutrale Macht sich in die Kriegführung einmische, sich leicht zum Nachteil der Untertanen der sich einmischenden Macht vermehren und dadurch könnte der deutsche Handel mit viel schwereren Verlusten belastet werden, als durch ein vorübergehendes Verbot des Reishandels in den chinesischen Gewässern. Die fragliche Maßregel hat den Zweck, durch Vermehrung der Schwierigkeit für den Feind den Krieg abzukürzen und ist eine im Kriege entschuldbare Maßregel, wenn sie unparteisch gegen die neutralen Schiffe angewandt wird. Grey betont besonders den letzten Satz und sagt: Die britische Regierung ist geneigt anzunehmen, daß die deutsche Regierung an jener Ansicht noch festhält. Die Maßregeln der britischen Regierung berücksichtigen nach Möglichkeit die neutralen Interessen. Die Note schließt mit den Worten: „Ich hoffe, daß, wenn die oben dargelegten Tatsachen erwogen werden, und wenn es erhellt, daß unsere Seeoperationen den amerikanischen Handel mit den neutralen Ländern nicht vermindert haben, und daß unsere Methoden mit den fundamentalen Grundsätzen des Völkerrechts übereinstimmen, der amerikanischen Regierung einleuchten wird, daß die britische Regierung bisher bestrebt war, ihre Rechte als kriegführende Macht mit jeder möglichen Rücksichtnahme auf die Neutralen auszuüben.“

Die amerikanische Note an Deutschland vom 12. Februar 1915.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist durch die Bekanntmachung des deutschen Admiralstabs vom 4. Februar 1915 (vgl. IV, S. 281) darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals als Kriegsgebiet anzusehen seien, daß in diesen Gewässern nach dem 18. Februar 1915 angetroffene Kauffahrteischiffe zerstört werden sollen, ohne daß es immer möglich sein wird, die Besatzungen und die Passagiere zu retten, und daß auch neutrale Schiffe in diesem Kriegsgebiet Gefahr laufen, da angesichts des Mißbrauchs neutraler Flaggen, der am 31. Januar 1915 von der britischen Regierung angeordnet worden sein soll, und angesichts der Zufälligkeiten des Seekrieges es nicht immer vermieden werden könne, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen. Die amerikanische Regierung erachtet es daher als ihre Pflicht, die kaiserlich deutsche Regierung in aufrichtiger Hochschätzung und mit den freundschaftlichsten Gefühlen, aber doch ganz offen und ernstlich, auf die sehr ernsten Folgen aufmerksam zu machen, die das mit der Bekanntmachung offenbar beabsichtigte Vorgehen möglicherweise herbeiführen kann. Die amerikanische Regierung schätzt diese möglichen Folgen mit solcher Besorgnis ein, daß sie es unter den obwaltenden Umständen als ihr Recht, ja auch als ihre Pflicht erachtet, die kaiserlich deutsche Regierung zu ersuchen, vor einem tatsächlichen Vorgehen die kritische Lage zu erwägen, die in den Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland entstehen könnte, falls die deutschen Seestreitkräfte in Befolgung der durch die Bekanntmachung des Admiralstabs angekündigten Maßnahmen irgend ein Kauffahrteischiff der Vereinigten Staaten zerstörten oder den Tod eines amerikanischen Staatsangehörigen verursachten. Es ist selbstverständlich nicht nötig, die deutsche Regierung daran zu erinnern, daß einer kriegführenden Nation in bezug auf neutrale Schiffe auf hoher See lediglich das Recht der Durchsuchung zusteht, es sei denn, daß eine Blockadeerklärung ergangen ist und die Blockade effektiv aufrechterhalten werden wird. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt an, daß eine Blockade im vorliegenden Falle nicht beabsichtigt ist. Eine Erklärung oder Ausübung des Rechts, jedes Schiff anzugreifen und zu zerstören, das ein näher umschriebenes Gebiet auf offener See befährt, ohne erst festgestellt zu haben, ob es einer kriegführenden Nation gehört, oder ob seine Ladung Konterbande ist, wäre eine Handlungsweise, die so sehr im Widerspruch mit allen Präzedenzien der Seekriegführung steht, so daß die amerikanische Regierung kaum annehmen kann, daß die kaiserlich deutsche Regierung im vorliegenden Falle sie als möglich ins Auge faßt. Der Verdacht, daß feindliche Schiffe zu unrecht eine neutrale Flagge führen, kann nicht eine berechtigte Vermutung schaffen dahingehend, daß alle Schiffe, die ein näher umschriebenes Gebiet durchfahren, demselben Verdacht unterliegen. Gerade um solche Fragen aufzuklären, ist nach Ansicht der amerikanischen Regierung das Recht der Durchsuchung anerkannt worden. Die amerikanische Regierung hat von der Denkschrift der kaiserlich deutschen Regierung, die zugleich mit der Bekanntmachung des Admiralstabs ergangen ist, eingehend Kenntnis genommen. Sie benutzt diese Gelegenheit, die kaiserlich deutsche Regierung mit größter Hochschätzung darauf aufmerksam zu machen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten für eine Kritik wegen nicht neutraler Haltung, der sich nach Ansicht der deutschen Regierung die Regierungen gewisser anderer neutraler Staaten ausgesetzt haben, keine Veranlassung gegeben hat. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat keinen Maßnahmen zugestimmt oder hat es bei keiner solchen bewenden lassen, die von den anderen kriegführenden Nationen im gegenwärtigen Kriege getroffen worden sind, und die auf eine Beschränkung des Handels hinzielen. Vielmehr hat sie in allen solchen Fällen eine Haltung angenommen, die ihr das Recht gibt, diese Regierungen in der richtigen Weise für alle etwaigen Wirkungen

auf die amerikanische Schiffahrt verantwortlich zu machen, die durch die bestehenden Grundsätze des Völkerrechts gerechtfertigt sind. Daher erachtet sich die amerikanische Regierung im vorliegenden Falle mit gutem Gewissen auf Grund anerkannter Prinzipien für berechtigt, die in dieser Note angedeutete Haltung einzunehmen. Falls die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe auf Grund der Annahme, daß die Flagge der Vereinigten Staaten nicht in gutem Glauben geführt wird, handeln sollten und auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Staatsangehöriger vernichten sollten, so würde die Regierung der Vereinigten Staaten in dieser Handlung schwerlich etwas anderes als eine unentschuldbare Verletzung neutraler Rechte erblicken können, die kaum in Einklang zu bringen sein würde mit den freundschaftlichen Beziehungen, die jetzt glücklicherweise zwischen den beiden Regierungen bestehen. Sollte eine solche beklagenswerte Situation entstehen, so würde sich die Regierung der Vereinigten Staaten, wie die kaiserlich deutsche Regierung wohl verstehen wird, genötigt sehen, die kaiserlich deutsche Regierung für solche Handlungen ihrer Marinebehörde streng verantwortlich zu machen und alle Schritte tun, die zum Schutze amerikanischen Lebens und Eigentums und zur Sicherung des friedlichen Genusses der anerkannten Rechte auf hoher See für die Amerikaner erforderlich sind. In Anbetracht dieser Erwägungen, die die Regierung der Vereinigten Staaten mit der größten Hochschätzung und in dem ernstlichen Bestreben anstellt, irgend welche Mißverständnisse zu vermeiden und zu verhindern, daß Umstände entstehen, die auch nur einen Schatten auf den Verkehr der beiden Regierungen werfen könnten, spricht die amerikanische Regierung die zuversichtliche Hoffnung und Erwartung aus, die kaiserlich deutsche Regierung könne und wolle die Versicherung geben, daß amerikanische Staatsbürger und ihre Schiffe selbst in dem in der Bekanntmachung des deutschen Admiralstabs näher bezeichneten Gebiet nicht anders als im Wege der Durchsuchung durch deutsche Seestreitkräfte belästigt werden sollen.

Zur Information der kaiserlichen Regierung wird hinzugefügt, daß der Regierung seiner britannischen Majestät bezüglich des ungerechtfertigten Gebrauchs der amerikanischen Flagge zum Schutze britischer Schiffe Vorstellungen gemacht worden sind.

Die deutsche Antwortnote an Amerika vom 16. Februar 1915.

Die kaiserlich deutsche Regierung hat die Mitteilung der Regierung der Vereinigten Staaten in dem Geiste des gleichen Wohlwollens und der gleichen Freundschaft geprüft, von dem ihr diese Mitteilung diktiert erscheint. Sie weiß sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten darin eins, daß es für beide Teile in hohem Maße erwünscht ist, Mißverständnisse zu verhüten, die sich aus den von der deutschen Admiralität angekündigten Maßnahmen ergeben könnten, und dem Eintritt von Ereignissen vorzubeugen, die die zwischen den beiden Regierungen bisher in so glücklicher Weise bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu trüben vermöchten.

Die deutsche Regierung glaubt für diese Versicherung bei der Regierung der Vereinigten Staaten um so mehr auf volles Verständnis rechnen zu dürfen, als das von der deutschen Admiralität angekündigte Vorgehen, wie in der Note vom 4. Februar 1915 eingehend dargelegt wurde, in keiner Weise gegen den legitimen Handel und die legitime Schiffahrt der Neutralen gerichtet ist, sondern lediglich eine durch Deutschlands Lebensinteressen erzwungene Gegenwehr gegen die völkerrechtswidrige Seekriegführung Englands darstellt, die sich bisher durch keinerlei Einspruch der Neutralen auf die vor dem Kriegsausbruch allgemein anerkannte Rechtsgrundlage hat zurückführen lassen.

Um in diesem kardinalen Punkte jeden Zweifel auszuschließen, erlaubt sich die deutsche Regierung nochmals die Sachlage festzustellen:

Deutschland hat bisher die geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen auf dem Gebiete des Seekriegs gewissenhaft beobachtet, insbesondere hat es dem gleich zu Beginn des Krieges gemachten Vorschlag der amerikanischen Regierung, nunmehr die Londoner Seekriegsrechtserklärung zu ratifizieren, unverzüglich zugestimmt, und deren Inhalt auch ohne solche formelle Bindung unverändert in sein Prisenrecht übernommen. Die deutsche Regierung hat sich an diese Bestimmungen gehalten, auch wo sie ihren militärischen Interessen zuwiderliefen; so hat sie beispielsweise bis auf den heutigen Tag die Lebensmittelzufuhr von Dänemark nach England zugelassen, obwohl sie diese Zufuhr durch ihre Seestreitkräfte sehr wohl hätte unterbinden können.

Im Gegensatz hierzu hat England selbst schwere Verletzungen des Völkerrechts nicht gescheut, wenn es dadurch den friedlichen Handel Deutschlands mit dem neutralen Ausland lähmen konnte. Auf Einzelheiten wird die deutsche Regierung hier um so weniger einzugehen brauchen, als solche in der ihr zur Kenntnis mitgeteilten amerikanischen Note an die britische Regierung vom 28. Dezember 1914 (vgl. S. 315) auf Grund fünfmonatlicher Erfahrungen zutreffend, wenn auch nicht erschöpfend, dargelegt sind.

Alle diese Uebergriffe sind zugestandenermaßen darauf gerichtet, Deutschland von aller Zufuhr abzuschneiden und dadurch die friedliche Zivilbevölkerung dem Hungertod preiszugeben, ein jedem Kriegsrecht und jeder Menschlichkeit widersprechendes Verfahren. Die Neutralen haben die völkerrechtswidrige Unterbindung ihres Handels mit Deutschland nicht zu verhindern vermocht. Die amerikanische Regierung hat zwar, wie Deutschland gern anerkennt, gegen das englische Verfahren Protest erhoben; trotz dieses Protestes und der Proteste der übrigen neutralen Regierungen hat England sich von dem eingeschlagenen Verfahren nicht abbringen lassen. So ist noch vor kurzem das amerikanische Schiff „Wilhelmina" von englischer Seite aufgebracht worden, obwohl seine Ladung lediglich für die deutsche Zivilbevölkerung bestimmt war und nach einer ausdrücklichen Erklärung der deutschen Regierung nur für diesen Zweck verwendet werden sollte (vgl. S. 330). Dadurch ist folgender Zustand geschaffen worden:

Deutschland ist unter stillschweigender oder protestierender Duldung der Neutralen von der überseeischen Zufuhr so gut wie abgeschnitten, und zwar nicht nur hinsichtlich solcher Waren, die absolute Konterbande sind, sondern hinsichtlich solcher, die nach dem vor Kriegsausbruch allgemein anerkannten Recht nur relative Konterbande oder überhaupt keine Konterbande sind.

England dagegen wird unter Duldung der neutralen Regierungen nicht nur mit solchen Waren versorgt, die keine oder nur relative Konterbande sind, von England aber gegenüber Deutschland als absolute Konterbande behandelt werden (Lebensmittel, industrielle Rohstoffe usw.), sondern sogar mit Waren, die stets und unzweifelhaft als absolute Konterbande gelten. Die deutsche Regierung glaubt insbesondere und mit dem größten Nachdruck darauf hinweisen zu müssen, daß ein auf viele Hunderte von Millionen Mark geschätzter Waffenhandel amerikanischer Lieferanten mit Deutschlands Feinden besteht.

Die deutsche Regierung gibt sich wohl Rechenschaft darüber, daß die Ausübung von Rechten und die Duldung von Unrecht seitens der Neutralen formell in deren Belieben steht und keinen formellen Neutralitätsbruch involviert; sie hat infolgedessen den Vorwurf des formellen Neutralitätsbruchs nicht erhoben. Die deutsche Regierung kann aber — gerade im Interesse voller Klarheit in den Beziehungen beider Länder — nicht umhin, hervorzuheben, daß sie mit der gesamten öffentlichen Meinung Deutschlands sich dadurch schwer benachteiligt fühlt, daß die Neutralen in der Wahrung ihrer Rechte auf den völkerrechtlich legitimen Handel mit Deutschland bisher keine oder nur unbedeutende Erfolge erzielt haben, während sie von ihrem Recht, den Konterbandehandel mit England und

unseren anderen Feinden zu dulden, uneingeschränkten Gebrauch machen. Wenn es das formale Recht der Neutralen ist, ihren legitimen Handel mit Deutschland nicht zu schützen, ja sogar sich von England zu einer bewußten und gewollten Einschränkung des Handels bewegen zu lassen, so ist es auf der anderen Seite nicht minder ihr gutes, aber leider nicht angewendetes Recht, den Konterbandehandel, insbesondere den Waffenhandel mit Deutschlands Feinden, abzustellen.

Bei dieser Sachlage sieht sich die deutsche Regierung, nach sechs Monaten der Geduld und des Abwartens, genötigt, die mörderische Art der Seekriegführung Englands mit scharfen Gegenmaßnahmen zu erwidern. Wenn England in seinem Kampf gegen Deutschland den Hunger als Bundesgenossen anruft, in der Absicht, ein Kulturvolk von 70 Millionen vor die Wahl zwischen elendem Verkommen oder Unterwerfung unter seinen politischen und kommerziellen Willen zu stellen, so ist heute die deutsche Regierung entschlossen, den Handschuh aufzunehmen und an den gleichen Bundesgenossen zu appellieren; sie vertraut darauf, daß die Neutralen, die bisher sich den für sie nachteiligen Folgen des englischen Hungerkrieges stillschweigend oder protestierend unterworfen haben, Deutschland gegenüber kein geringeres Maß von Duldsamkeit zeigen werden, und zwar auch dann, wenn die deutschen Maßnahmen, in gleicher Weise wie bisher die englischen, neue Formen des Seekrieges darstellen.

Darüber hinaus ist die deutsche Regierung entschlossen, die Zufuhr von Kriegsmaterial an England und seine Verbündeten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken, wobei sie als selbstverständlich annimmt, daß die neutralen Regierungen, die bisher gegen den Waffenhandel mit Deutschlands Feinden nichts unternommen haben, sich der gewaltsamen Unterdrückung dieses Handels durch Deutschland nicht zu widersetzen beabsichtigen. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hat die deutsche Admiralität die von ihr näher bezeichnete Zone als Seekriegsgebiet erklärt. Sie wird dieses Seekriegsgebiet, soweit wie irgend angängig, durch Minen sperren, auch die feindlichen Handelsschiffe auf jede andere Weise zu vernichten suchen.

So sehr nun auch der deutschen Regierung bei dem Handeln nach diesen zwingenden Gesichtspunkten jede absichtliche Vernichtung neutraler Menschenleben und neutralen Eigentums fern liegt, so will sie doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß durch die gegen England durchzuführenden Aktionen Gefahren entstehen, die unterschiedslos jeden Handel innerhalb des Seekriegsgebietes bedrohen. Dies gilt ohne weiteres von dem Minenkrieg, der auch bei strengster Innehaltung der völkerrechtlichen Grenzen jedes dem Minengebiet sich nähernde Schiff gefährdet.

Zu der Hoffnung, daß die Neutralen sich hiermit ebenso wie mit den ihnen durch die englischen Maßnahmen bisher zugefügten schweren Schädigungen abfinden werden, glaubt die deutsche Regierung um so mehr berechtigt zu sein, als sie gewillt ist, zum Schutz der neutralen Schiffahrt sogar im Seekriegsgebiet alles zu tun, was mit der Durchführung ihres Zweckes irgendwie vereinbar ist.

Sie hat den ersten Beweis für ihren guten Willen geliefert, indem sie die von ihr beabsichtigten Maßnahmen mit einer Frist von nicht weniger als 14 Tagen ankündigte, um der neutralen Schiffahrt Gelegenheit zu geben, sich auf die Vermeidung der drohenden Gefahr einzurichten. Letzteres geschieht am sichersten durch das Fernbleiben von dem Seekriegsgebiet. Die neutralen Schiffe, die trotz dieser die Erreichung des Kriegszweckes gegenüber England schwer beeinträchtigenden langfristigen Ankündigung sich in die gesperrten Gewässer begeben, tragen selbst die Verantwortung für etwaige unglückliche Zufälle. Die deutsche Regierung ihrerseits lehnt jede Verantwortung für solche Zufälle und deren Folgen ausdrücklich ab. Ferner hat die deutsche Regierung lediglich die Vernichtung der feindlichen innerhalb des Seekriegsgebietes angetroffenen Handelsschiffe

angekündigt, nicht aber die Vernichtung aller Handelsschiffe, wie die amerikanische Regierung irrtümlich verstanden zu haben scheint. Auch diese Beschränkung, die die deutsche Regierung sich auferlegt, ist eine Beeinträchtigung des Kriegszwecks, zumal da bei der Auslegung des Begriffs der Konterbande, die Englands Regierung Deutschland gegenüber beliebt hat und die demgemäß die deutsche Regierung auch gegen England anwenden wird, auch den neutralen Schiffen gegenüber die Präsumption dafür sprechen wird, daß sie Konterbande an Bord haben. Auf das Recht, das Vorhandensein von Konterbande in der Fracht neutraler Schiffe festzustellen und gegebenenfalls aus dieser Feststellung die Konsequenzen zu ziehen, ist die kaiserliche Regierung natürlich nicht gewillt zu verzichten.

Die deutsche Regierung ist schließlich bereit, mit der amerikanischen Regierung jede Maßnahme in die ernsthafteste Erwägung zu ziehen, die geeignet sein könnte, die legitime Schiffahrt der Neutralen im Kriegsgebiet sicherzustellen. Sie kann jedoch nicht übersehen, daß alle Bemühungen in dieser Richtung durch zwei Umstände erheblich erschwert werden: 1. durch den inzwischen wohl auch für die amerikanische Regierung außer Zweifel gestellten Mißbrauch der neutralen Flagge durch die englischen Handesschiffe; 2. durch den bereits erwähnten Konterbandehandel, insbesondere mit Kriegsmaterial der neutralen Handelsschiffe.

Hinsichtlich des letzteren Punktes gibt sich die deutsche Regierung der Hoffnung hin, daß sich die amerikanische Regierung bei nochmaliger Erwägung zu einem dem Geiste wahrhafter Neutralität entsprechenden Eingreifen veranlaßt sehen wird. Was den ersten Punkt anlangt, so ist der deutscherseits der amerikanischen Regierung bereits mitgeteilte Geheimbefehl der britischen Admiralität, der den englischen Handelsschiffen die Benutzung neutraler Flaggen anempfohlen hat, inzwischen durch eine Mitteilung des britischen Auswärtigen Amtes, das jenes Verfahren unter Berufung auf inneres englisches Recht als völlig einwandsfrei bezeichnet, bestätigt worden. Die englische Handelsflotte hat den ihr erteilten Rat auch sogleich befolgt, wie der amerikanischen Regierung aus den Fällen der Dampfer „Lusitania" und „Laertes" bekannt sein dürfte.

Weiter hat die britische Regierung die englischen Handelsschiffe mit Waffen versehen und sie angewiesen, den deutschen Unterseebooten gewaltsam Widerstand zu leisten. Unter diesen Umständen ist es für die deutschen Unterseeboote sehr schwierig, die neutralen Handelsschiffe als solche zu erkennen; denn auch eine Untersuchung wird in den meisten Fällen nicht erfolgen können, da die bei einem maskierten englischen Schiffe zu erwartenden Angriffe das Untersuchungskommando und das Boot selbst der Gefahr der Vernichtung aussetzen. Die britische Regierung wäre hiernach in der Lage, die deutschen Maßnahmen illusorisch zu machen, wenn ihre Handelsflotte bei dem Mißbrauch neutraler Flaggen verharrt und die neutralen Schiffe nicht anderweit in zweifelloser Weise gekennzeichnet werden. Deutschland muß aber in dem Notstand, in den es rechtswidrig versetzt wird, seine Maßnahmen unter allen Umständen wirksam machen, um dadurch den Gegner zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Führung des Seekrieges zu zwingen und so die Freiheit der Meere, für die es von jeher eingetreten ist, und für die es auch heute kämpft, wiederherzustellen.

Die deutsche Regierung hat es daher begrüßt, daß die amerikanische Regierung gegen den rechtswidrigen Gebrauch ihrer Flagge bei der britischen Regierung Vorstellungen erhoben hat (vgl. S. 326), und gibt der Erwartung Ausdruck, daß dieses Vorgehen England künftig zur Achtung der amerikanischen Flagge veranlassen wird. In dieser Erwartung sind die Befehlshaber der deutschen Unterseeboote, wie bereits in der Note vom 4. Februar 1915 zum Ausdruck gebracht worden ist, angewiesen worden, Gewalttätigkeiten gegen amerikanische Handelsschiffe zu unterlassen, soweit sie als solche erkennbar sind.

Um in der sichersten Weise allen Folgen einer Verwechslung — allerdings nicht auch der Minengefahr — zu begegnen, empfiehlt die deutsche Regierung den Vereinigten Staaten, ihre mit friedlicher Ladung befrachteten, den englischen Seekriegsschauplatz berührenden Schiffe durch Konvoyierung kenntlich zu machen. Die deutsche Regierung glaubt dabei voraussetzen zu dürfen, daß nur solche Schiffe konvoyiert werden, die keine Waren an Bord haben, die nach der von England gegenüber Deutschland angewendeten Auslegung als Konterbande zu betrachten sind. Ueber die Art der Durchführung einer solchen Konvoyierung ist die deutsche Regierung bereit, mit der amerikanischen Regierung alsbald in Verhandlungen einzutreten. Sie würde es aber mit besonderem Dank anerkennen, wenn die amerikanische Regierung ihren Handelsschiffen dringend empfehlen wollte, jedenfalls bis zur Regelung der Flaggenfrage den englischen Seekriegsschauplatz zu vermeiden.

Die deutsche Regierung gibt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die amerikanische Regierung den schweren Kampf, den Deutschland um sein Dasein führt, in seiner ganzen Bedeutung würdigen und aus den vorstehenden Aufklärungen und Zusagen ein volles Verständnis für die Beweggründe und Ziele der von ihr angekündigten Maßnahmen gewinnen wird. Sie wiederholt, daß sie sich in der bisher peinlich von ihr geübten Rücksicht auf die Neutralen nur unter dem stärksten Zwang der nationalen Selbsterhaltung zu den geplanten Maßnahmen entschlossen hat. Sollte es der amerikanischen Regierung vermöge des Gewichts, das sie in die Wagschale des Geschickes der Völker zu legen berechtigt und imstande ist, in letzter Stunde noch gelingen, die Gründe zu beseitigen, die der deutschen Regierung jenes Vorgehen zur gebieterischen Pflicht machen, sollte die amerikanische Regierung insbesondere einen Weg finden, die Beachtung der Londoner Seekriegsrechterklärung auch von seiten der mit Deutschland kriegführenden Mächte zu erreichen und Deutschland dadurch die legitime Zufuhr von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen zu ermöglichen, so würde die deutsche Regierung hierin ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die humanere Gestaltung der Kriegführung anerkennen und aus der also geschaffenen neuen Sachlage gern die Folgerungen ziehen.

Die amerikanische Note an England vom 14. Februar 1915 und die Antwort Sir Edward Greys.

Auf die Erklärung der deutschen Admiralität vom 4. Februar 1915 (vgl. IV, S. 281), worin gesagt wird, daß die englische Regierung am 31. Januar die Ermächtigung zum Gebrauch einer neutralen Flagge durch britische Handelsschiffe erteilt habe zum Zwecke, das Erkanntwerden seitens deutscher Kriegsschiffe zu vermeiden, und auf Zeitungsberichte hin, daß der Kapitän der „Lusitania" auf Befehl oder auf Information durch die britischen Autoritäten die amerikanische Flagge hißte, als sein Schiff sich der englischen Küste näherte, um einem möglichen Angriff von deutschen Unterseebooten zu entgehen, machte die amerikanische Regierung die britische Regierung höflich auf die ernsten Folgen aufmerksam, die für amerikanische Schiffe und amerikanische Bürger entstehen können, wenn der Brauch fortgesetzt wird, dann und wann eine neutrale oder feindliche Flagge zu benützen unter dem Zwange einer plötzlichen Verfolgung oder um einen sich nähernden Feind irrezuführen. Diese Politik würde, wenn die Erklärung der deutschen Admiralität in die Tat umgesetzt wird, zweifellos keine Beschirmung für englische Schiffe bilden, wohl aber eine ernste, andauernde Bedrohung für Leben und Schiffe amerikanischer Bürger. Die Regierung der Vereinigten Staaten glaubt darum, daß die britische Regierung alles tun sollte, was in ihrer Macht steht, um Schiffe englischer Nationalität von der verlockenden Benützung der Vereinigten Staaten-Flagge in der als Kriegsgebiet

erklärten Gewässerzone abzuhalten. Die Antwort Sir Edward Greys, die am 21. Februar 1915 bekannt wurde, entspricht inhaltlich vollkommen der Erklärung des englischen Marineministeriums an die Neutralen über den Gebrauch neutraler Flaggen, die bereits Bd. IV, S. 283 wiedergegeben wurde.

Die amerikanische Note an Deutschland vom 22. Februar 1915.

Die amerikanische Regierung gestattet sich im Hinblick auf den Schriftwechsel, der zwischen ihr und den Regierungen Deutschlands und Großbritanniens über den Gebrauch neutraler Flaggen durch englische Handelsschiffe und die Kriegsgebietserklärung der deutschen Admiralität stattgefunden hat, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß die beiden kriegführenden Regierungen im Wege gegenseitiger Zugeständnisse eine Grundlage für eine Verständigung finden möchten, deren Ergebnis darauf abzielt, neutrale dem friedlichen Handel obliegende Schiffe von den ernsten Gefahren zu befreien, denen sie bei der Durchfahrt durch die die Küsten der kriegführenden Länder berührenden Meere unterworfen sind. Die amerikanische Regierung bringt ergebenst in Anregung, daß eine Verständigung etwa auf Grund ähnlicher Bedingungen wie der nachstehenden erreicht werden möge.

Diese Anregung soll in keiner Weise als ein Vorschlag der amerikanischen Regierung gelten, denn diese ist sich naturgemäß wohl bewußt, daß es ihr nicht zukommt, Bedingungen für eine Vereinbarung zwischen Deutschland und Großbritannien vorzuschlagen, obwohl die vorliegende Frage sie selbst und das Volk der Vereinigten Staaten unmittelbar und in weitgehendem Maße interessiert. Sie wagt lediglich sich eine Freiheit zu nehmen, die nach ihrer Ueberzeugung einem aufrichtigen Freund eingeräumt werden darf, der von dem Wunsche geleitet wird, keiner der beiden beteiligten Nationen Ungelegenheiten zu bereiten und möglicherweise den gemeinsamen Interessen der Menschlichkeit zu dienen. In der Hoffnung, daß die Ansichten und Anregungen der deutschen und britischen Regierung über eine Frage, die für die ganze Welt von hervorragendem Interesse ist, zu Tage gefördert werden, wird das im nachstehenden vorgezeichnete Verfahren angeboten:

Deutschland und Großbritannien kommen dahin überein,

1. daß treibende Minen von keiner Seite einzeln in den Küstengewässern oder auf hoher See ausgelegt werden, daß verankerte Minen von keiner Seite auf hoher See, es sei denn ausschließlich für Verteidigungszwecke innerhalb Kanonenschußweite von einem Hafen, gelegt werden, und daß alle Minen den Stempel der Regierung tragen, die sie ausgelegt, und so konstruiert sind, daß sie unschädlich werden, nachdem sie sich von ihrer Verankerung losgerissen haben;

2. daß Unterseeboote von keiner der beiden Regierungen zum Angriff auf Handelsschiffe irgend einer Nationalität Verwendung finden außer zur Durchführung des Rechts der Anhaltung und Untersuchung;

3. daß die Regierungen beider Länder es zur Bedingung stellen, daß ihre beiderseitigen Handelsschiffe neutrale Flaggen als Kriegslist oder zum Zweck der Unkenntlichmachung nicht benutzen.

Großbritannien erklärt sich damit einverstanden, daß Lebens- und Nahrungsmittel nicht auf die Liste der absoluten Konterbande gesetzt werden und daß die britischen Behörden Schiffsladungen solcher Waren weder stören noch anhalten, wenn sie an Agenturen in Deutschland adressiert sind, die von den Vereinigten Staaten namhaft gemacht sind, um solche Warenladungen in Empfang zu nehmen und an konzessionierte deutsche Wiederverkäufer zur ausschließlichen Weiterverteilung an die deutsche Zivilbevölkerung zu verteilen.

Deutschland erklärt sich damit einverstanden, daß Lebens- oder Nahrungsmittel, die nach Deutschland aus den Vereinigten Staaten — oder je nachdem von irgend einem anderen neutralen Lande — eingeführt werden, an Agenturen adressiert werden, die von der amerikanischen Regierung namhaft gemacht werden; daß diesen amerikanischen Agenturen die volle Verantwortung und Aufsicht bezüglich des Empfangs und der Verteilung dieser Einfuhr ohne Einmischung der deutschen Regierung obliegen soll; sie sollen sie ausschließlich an Wiederverkäufer verteilen, denen von der deutschen Regierung eine Konzession erteilt ist, die ihnen die Berechtigung gibt, solche Lebens- und Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen und sie ausschließlich an die Zivilbevölkerung zu liefern; sollten die Wiederverkäufer die Bedingungen ihrer Konzession irgendwie überschreiten, so sollen sie des Rechts verlustig gehen, Lebens- und Nahrungsmittel für die angegebenen Zwecke zu erhalten, und daß die deutsche Regierung solche Lebens- und Nahrungsmittel nicht für Zwecke irgendwelcher Art requirieren oder veranlassen wird, daß sie für die bewaffnete Macht Deutschlands Verwendung finden.

Indem die amerikanische Regierung die im vorstehenden skizzierte Grundlage für eine Verständigung unterbreitet, möchte sie nicht so verstanden werden, als ob sie irgendein Recht der Kriegführenden oder Neutralen, das durch die Grundsätze des Völkerrechts festgelegt ist, anerkennt oder verleugnet, sie würde vielmehr die Vereinbarung, falls sie den interessierten Mächten annehmbar erscheint, als einen modus vivendi betrachten, der sich mehr auf Zweckmäßigkeit als gesetzmäßiges Recht gründet, und der auch die Vereinigten Staaten in seiner gegenwärtigen oder in einer abgeänderten Fassung nicht bindet, ehe er von der amerikanischen Regierung angenommen ist.

Eine gleichlautende Note ist an die britische Regierung gerichtet worden.

Die deutsche Antwortnote an Amerika vom 28. Februar 1915.

Die kaiserlich deutsche Regierung hat von der Anregung der amerikanischen Regierung für die Seekriegführung Deutschlands und Englands gewisse Grundsätze zum Schutz der neutralen Schiffahrt zu vereinbaren, mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen. Sie erblickt darin einen neuen Beweis für die von deutscher Seite voll erwiderten freundschaftlichen Gefühle der amerikanischen gegenüber der deutschen Regierung.

Auch den deutschen Wünschen entspricht es, daß der Seekrieg nach Regeln geführt wird, die, ohne die eine oder die andere kriegführende Macht in ihren Kriegsmitteln einseitig zu beschränken, ebensowohl den Interessen der Neutralen wie den Geboten der Menschlichkeit Rechnung tragen. Demgemäß ist schon in der deutschen Note vom 16. Februar 1915 (vgl. S. 322 f.) darauf hingedeutet worden, daß die Beachtung der Londoner Seekriegsrechtserklärung durch Deutschlands Gegner eine neue Lage schaffen würde, aus der die Folgerungen zu ziehen die deutsche Regierung gern bereit wäre. Von dieser Auffassung ausgehend, hat die deutsche Regierung die Anregung der amerikanischen Regierung einer aufmerksamen Prüfung unterzogen und glaubt darin in der Tat eine geeignete Grundlage für die praktische Lösung der entstandenen Fragen zu erkennen. Zu den einzelnen Punkten der amerikanischen Note darf sie nachstehendes bemerken:

1. Was die Legung von Minen betrifft, so würde die deutsche Regierung bereit sein, die angeregte Erklärung über die Nichtanwendung von Treibminen und die Konstruktion der verankerten Minen abzugeben. Ferner ist sie mit der Anbringung von Regierungsstempeln auf den auszulegenden Minen einverstanden. Dagegen erscheint es ihr für die kriegführenden Mächte nicht angängig, auf eine offensive Verwendung verankerter Minen völlig zu verzichten.

2. Die deutsche Regierung würde sich verpflichten, daß ihre Unterseeboote gegen Handelsschiffe irgendwelcher Flagge nur insoweit Gewalt anwenden werden, als dies zur

Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung erforderlich ist. Ergibt sich die feindliche Nationalität des Schiffes oder das Vorhandensein von Konterbande, so würden die Unterseeboote nach den allgemeinen völkerrechtlichen Regeln verfahren.

3. Wie die amerikanische Note vorsieht, setzt die angegebene Beschränkung in der Verwendung der Unterseeboote voraus, daß sich die feindlichen Handelsschiffe des Gebrauchs der neutralen Flagge und anderer neutraler Abzeichen enthalten. Dabei dürfte es sich von selbst verstehen, daß sie auch von einer Bewaffnung, sowie von der Leistung jeden tätlichen Widerstands absehen, da ein solches völkerrechtswidriges Verhalten ein dem Völkerrecht entsprechendes Vorgehen der Unterseeboote unmöglich macht.

4. Die von der amerikanischen Regierung angeregte Regelung der legitimen Lebensmittelzufuhr nach Deutschland erscheint im allgemeinen annehmbar; die Regelung würde sich selbstverständlich auf die Seezufuhr beschränken, andererseits aber auch die indirekte Zufuhr über neutrale Häfen umfassen. Die deutsche Regierung würde daher bereit sein, Erklärungen der in der amerikanischen Note vorgesehenen Art abzugeben, so daß die ausschließliche Verwendung der eingeführten Lebensmittel für die friedliche Zivilbevölkerung gewährleistet sein würde. Daneben muß aber die deutsche Regierung Wert darauf legen, daß ihr auch die Zufuhr anderer der friedlichen Volkswirtschaft dienenden Rohstoffe einschließlich der Futtermittel ermöglicht wird. Zu diesem Zwecke hätten die feindlichen Regierungen die in der Freiliste der Londoner Seekriegsrechtserklärung erwähnten Rohstoffe frei nach Deutschland gelangen zu lassen und die auf der Liste der relativen Konterbande stehenden Stoffe nach den gleichen Grundsätzen wie die Lebensmittel zu behandeln.

Die deutsche Regierung gibt sich der Hoffnung hin, daß die von der amerikanischen Regierung angebahnte Verständigung unter Berücksichtigung der vorstehenden Bemerkungen zustande kommt und daß auf diese Weise die friedliche neutrale Schiffahrt und der friedliche neutrale Handel unter den Rückwirkungen des Seekrieges nicht mehr als unbedingt nötig zu leiden haben werden. Solche Rückwirkungen würden sich übrigens noch wesentlich verringern lassen, wenn — worauf bereits in der deutschen Note vom 16. Februar 1915 hingewiesen worden ist — Mittel und Wege gefunden werden könnten, um die Zufuhr von Kriegsmaterial aus neutralen nach kriegführenden Staaten auf Schiffen irgend welcher Flagge auszuschließen.

Ihre definitive Stellungnahme muß sich die deutsche Regierung selbstverständlich bis zu demjenigen Zeitpunkt vorbehalten, in welchem sie auf Grund weiterer Mitteilungen der amerikanischen Regierung in der Lage ist, zu übersehen, welche Verpflichtungen die britische Regierung ihrerseits zu übernehmen bereit ist.

Die britische Antwortnote an Amerika vom 13. März 1915 und die amerikanische Zwischenfrage am 8. März mit der britischen Antwort vom 15. März 1915

Auf die amerikanische Note vom 22. Februar mit den Vorschlägen zu einer Verständigung zwischen Deutschland und Großbritannien, die gleichlautend Deutschland und England überreicht worden war, antwortete Sir Edward Grey erst am 13. März 1915 zunächst unter dem Hinweis auf die Ablehnung einzelner amerikanischer Vorschläge durch Deutschland mit einer Reihe von Anschuldigungen gegen Deutschland. Diese Anschuldigungen betreffen Dinge, die durchaus neben der Sache liegen. Zuerst werden die Handlungen der Deutschen gegenüber der belgischen Bevölkerung als Gewalttaten gegen die nichtkämpfende Bevölkerung hingestellt. Es wird auch dabei behauptet, die deutschen Behörden hätten Beschlag auf die vom amerikanischen Hilfsausschuß nach Belgien gesandten Lebensmittel gelegt. Dann kommen Klagen über eine angeblich harte Behandlung

der britischen Gefangenen in Deutschland, und an dritter Stelle werden unwahre Angaben über das deutsche Minenlegen gemacht. Zu dem vierten Punkt, betreffend die Versenkung britischer Handelsschiffe, äußert sich der Minister wie folgt: „Zu verschiedenen Zeiten während des Krieges haben deutsche Tauchboote britische Kauffahrteischiffe angehalten und versenkt und die Versenkung von Handelsschiffen zu einer allgemeinen Uebung gemacht, obschon sie früher, wenn überhaupt, nur als Ausnahme zulässig war. Die allgemein anerkannte Regel, der auch die britische Regierung zugestimmt hat, lautete, daß aufgegriffene Handelsschiffe vor ein Prisengericht zu bringen seien. In einem schon in der Note der Regierung an die Vereinigten Staaten erwähnten Falle wurde ein neutrales Schiff versenkt, das Lebensmittel nach einer unbefestigten Stadt Großbritanniens brachte. In einem andern jetzt gemeldeten Falle hat ein deutscher Hilfskreuzer ein amerikanisches Schiff, „William P. Frye“, bei der Beförderung einer Weizenladung von Seattle nach Queenstown versenkt.*) In beiden Fällen waren die Ladungen mutmaßlich für die bürgerliche Bevölkerung bestimmt. Selbst die Ladungen hätten unter solchen Umständen nicht ohne die Entscheidung eines Prisengerichts verurteilt, geschweige denn die Schiffe versenkt werden dürfen. Es ist hervorzuheben, daß diese beiden Fälle sich ereigneten, bevor die britischen Behörden die „Wilhelmina“ **) und deren Ladung an Lebensmitteln angehalten haben, ein Ereignis, auf das sich die deutsche Regierung zur Rechtfertigung ihres Vorgehens gegen „William P. Frye“ bezieht.“

Im fünften und sechsten Punkt beklagt sich Sir Edward Grey über die Angriffe deutscher Kriegsschiffe auf Orte der englischen Ostküste und deutscher Flieger auf englisches Gebiet, wendet sich dann gegen die dem britischen Minenlegen widerfahrene Kritik und kommt schließlich auf die Unterbindung der Lebensmittelzufuhr für die deutsche bürgerliche Bevölkerung, wobei auf die Verweisung der Ladung der „Wilhelmina“ vor ein Prisengericht hingewiesen wird. Das Recht zum Anhalten von Ladungen mit Lebensmitteln für die bürgerliche Bevölkerung eines Landes sei zulässig, wenn eine wirksame Blockadekette für die Aufsicht des Verkehrs mit dem Feinde abgesteckt, angesagt und durchgehalten werde. Zudem seien einige andere Staaten entgegen der Meinung Englands und Amerikas dafür, daß das Anhalten von Lebensmitteln für die bürgerliche Bevölkerung ein natürliches und rechtmäßiges Mittel zur Ausübung eines Druckes auf ein feindliches Land bilde, ähnlich dem Vorgang bei der Belagerung einer Stadt. Seine Ansicht glaubt Sir Edward Grey auf Bismarcks Bescheid an die Kieler Handelskammer von 1885 (vgl. S. 320) und auf Caprivis Erklärung im Reichstag am 4. März 1892 stützen zu können. Das Aktenstück schließt mit einer wiederholten Betonung des Entschlusses Frankreichs und Englands, jede Zufuhr nach Deutschland abzuschneiden, eine natürliche und notwendige Folge des beispiellosen, „allen Gesetzen der Sittlichkeit widersprechenden“ Vorgehens Deutschlands vom Beginn des Krieges an.

Noch vor Eingang dieser Antwort hatte der amerikanische Botschafter Page am 8. März 1915 in einer weiteren Note genauere Aufklärung über das von England und Frankreich beabsichtigte Vorgehen erbeten.

*) Da die Versenkung des amerikanischen Segelschiffes „William P. Frye“ durch den deutschen Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ am 27. Januar 1915 (vgl. S. 263 f.) erst Ende September 1915 ihre Erledigung im Zusammenhang mit der „Lusitania“- und „Arabic“-Angelegenheit fand, soll darüber später berichtet werden.

**) Die Ladung des amerikanischen Dampfers „Wilhelmina“, der mit Lebensmitteln für die deutsche Zivilbevölkerung (vgl. S. 323) auf der Reise nach Hamburg Anfang Februar 1915 in Falmouth angelaufen war, ist von der britischen Regierung mit Beschlag belegt worden, weil in Deutschland die Regierung die wichtigeren Lebensmittel beschlagnahmt habe. Nach einem Notenwechsel zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien, in dem von England darauf aufmerksam gemacht wurde, daß es genötigt werden könnte, auch Lebensmittel für absolute Konterbande zu erklären, fand der Fall Mitte April 1915 dadurch seine Erledigung, daß England die Ladung ankaufte, die Eigentümer entschädigte und das Schiff freiließ.

Darauf antwortete Sir Edward Grey am 15. März 1915, bei aller Notwendigkeit, vor allem den deutschen Handel zu treffen, habe die britische Regierung doch in erster Linie die Verminderung der Störungen für den neutralen Handel im Auge gehabt. Der Minister legte den am 13. März 1915 ergangenen Beschluß (order in council) (vgl. S. 234) bei und verwies darauf, daß darin dem Prisengericht weite Grenzen für die Behandlung der Neutralen gelassen seien. Er hoffe, daß beim Lesen dieses Aktenstückes die meisten Bedenken des Botschafters schwinden würden und halte nur noch einige Erläuterungen für nötig. Darnach dürfe die Regierung der Vereinigten Staaten versichert sein, daß in den Weisungen der britischen Regierung an die Flotte und die beteiligten Zoll- und sonstigen Behörden Gewicht auf schleunige Behandlung der vorkommenden Fälle gelegt und jedenfalls so viel Rücksicht auf die Neutralen empfohlen werde, wie mit dem Zweck des Vorgehens vereinbar sei, „das, kurz gesagt, nur beabsichtige, eine Blockade zu veranstalten, um zu verhindern, daß Schiffe Güter befördern, die nach Deutschland sollen oder von dort kommen." Die britische Regierung sei beim Erlaß ihrer Anordnungen davor zurückgeschreckt, die neutralen Schiffe die sämtlichen Straffolgen eines Blockadebruchs empfinden zu lassen. In dem Wunsche, dem neutralen Seehandel die unvermeidlichen Beschwernisse des Seekriegszustandes zu erleichtern, beabsichtige sie, auf das stets von den Kriegführenden bei Blockadebruch beanspruchte Recht der Wegnahme von Schiff und Ladung zu verzichten; sie wolle sich auf das Anhalten von Schiff und Ladung für Feindesland oder aus solchem beschränken. Auch sei nicht beabsichtigt, gegenüber neutralen Schiffen mit nicht gebannter feindlicher Ladung außerhalb der europäischen Gewässer und dem Mittelmeer aufzutreten.

Der amerikanisch-französische Notenwechsel vom 7. und 15. März 1915

Auf die französisch-englische Note vom 1. März 1915 (vgl. S. 233) hatte die amerikanische Regierung auch in Paris durch eine Note ihres Botschafters vom 7. März 1915 Erklärungen über die beabsichtigten Maßnahmen gegen den deutschen Handel erbeten.

In der Antwort Delcassés vom 15. März 1915 wird anerkannt, daß die früheren Mittel zur Durchführung der Blockade infolge Verwendung der deutschen Unterseeboote und der geographischen Lage Deutschlands nicht vollständig angewandt werden können. Aber bei dem Bestreben der Alliierten, alle Seeverbindungen Deutschlands zu unterbrechen, sollten, soweit möglich, die berechtigten Interessen der neutralen Staaten und die Gesetze der Menschlichkeit gewahrt bleiben. Ferner wird dargelegt, daß die Maßnahmen, die durch das Dekret vom 13. März 1915 bekanntgegeben wurden, den Feind bedeutender Hilfsquellen berauben, die Rechte der neutralen Staaten jedoch schonen und Privateigentum nicht treffen. Es wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Bundesregierung einen Vergleich ziehen werde zwischen den unqualifizierbaren Gewalttätigkeiten, womit Deutschland die neutralen Staaten bedrohe und den unerhörten Verbrechen, die schon an Neutralen verübt worden sind, und andererseits zwischen den von den Alliierten getroffenen Maßnahmen, welche die Gebote der Menschlichkeit und die Rechte Privater achten. Die Antwort schließt mit der Zusicherung, daß die französische Regierung niemals beabsichtigt habe, die Aktion der Kriegsschiffe gegen feindliche Waren über die europäischen Meere einschließlich des Mittelmeers auszudehnen.

Die amerikanischen Noten an England und Frankreich vom 7. April 1915.

Die Note der Vereinigten Staaten an die britische Regierung, mit der die englischen Noten vom 13. und 15. März 1915 sowie die britische Order in Council vom 13. März 1915 (vgl. S. 234) beantwortet werden, ist in äußerst freundschaftlichem Tone gehalten. Nachdem das Recht einer kriegführenden Macht zu Untersuchung, Beschlagnahme und Prisenerklärung neutraler Schiffe genau umschrieben und anerkannt worden ist, fährt

die Note fort: „Mit Vertrauen wird wahrgenommen, daß die britische Regierung die durch allgemeine Praxis gestützte Regel anerkennt, daß selbst wenn die Blockade besteht und die Bestimmungen betreffs der Konterbande nach unblockiertem Gebiet überschritten werden, neutrale Frachten frei nach und von den Vereinigten Staaten und durch die neutralen Staaten nach dem Gebiet eines neutralen Staates transportiert werden können, ohne der Bestrafung unterworfen zu werden, die für den Konterbandehandel oder die Durchbrechung der Blockade festgesetzt ist."

Weiter wird ausgeführt, daß die Blockade, die die Küsten und Häfen von Deutschland und jeden Hafen, der zu dem feindlichen Territorium Zugang gibt, umfasse, auch viele neutrale Häfen treffe und neutrale Schiffe demselben Verdacht und denselben Gefahren aussetze wie die feindlichen. Das bedeute einen empfindlichen Eingriff in die Rechte dieser souveränen Nationen. Es heißt dann: „Obwohl die Regierung der Vereinigten Staaten einsieht, daß die alte Weise der Blockade mit ihrem engen Gürtel von Schiffen in der unmittelbaren Nähe der blockierten Nationen nicht mehr anwendbar ist, glaubt sie doch, daß jede Blockade mindestens in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen der Kriegsgesetze sein muß. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt davon Kenntnis, daß die britische Regierung in ihrer Order in Council als Gründe für ihr Vorgehen, das ohne Beispiel in der modernen Kriegführung ist, die Notwendigkeit angibt, Repressalienmaßregeln gegen die Feinde zu nehmen gegenüber Maßregeln des Feindes. Aber die Regierung der Vereinigten Staaten, die die Prinzipien anerkennt, nach denen die britische Regierung bis jetzt gehandelt hat, sieht dieses neue Verfahren ausschließlich als Ursache der besonderen Tätigkeit der englischen Marinestreitkräfte an, aber nicht als Entschuldigung für eine ungesetzliche Handlungsweise. Wenn der Weg, den die gegenwärtigen Feinde Großbritanniens einschlagen, in der Tat sich als ungesetzlich herausstellt oder im Gegensatz zu den Kriegsgebräuchen zivilisierter Nationen, dann kann doch nicht angenommen werden und nimmt die amerikanische Regierung auch keinen Augenblick an, daß die britische Regierung ihre eigenen Handlungen in gleicher Weise beflecken will, und solche ungesetzlichen Taten als Rechtfertigung für ihr Vorgehen gegen die Neutralen anführt. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt mit Vergnügen davon Kenntnis, daß dem Prisengericht eine so große Freiheit im Interesse des neutralen Handels gegeben wird, als nach den Verhältnissen für billig gehalten werden kann, und daß die Instruktionen, die durch die britische Regierung an die Flotte, die Zollbeamten und die ausführenden Kommissionen gegeben werden, diesen die Pflicht auferlegen, mit der größten Eile zu handeln, soweit es mit den Aufgaben dieser Körperschaften vereinbart werden kann, und daß gegenüber den Neutralen so viel Entgegenkommen gezeigt werde, als zuläßig ist. Es soll also nur eine Blockade zur Ausführung kommen, die verhindert, daß Güter nach Deutschland gehen oder von Deutschland kommen."

Die Note schließt: „Die Schwierigkeiten einer ernstlichen Unterbrechung des amerikanischen Handels durch die Order in Council sind so zahlreich, die in Aussicht gestellten Methoden sind so ungewöhnlich und scheinen eine so große Behinderung und Verhinderung des neutralen Handels werden zu können, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bei einer strikten Ausführung der Order in Council eine große Behinderung des neutralen Handels befürchtet, die auf die Regierung S. M. eine schwere Verantwortung für die Taten der britischen Behörden laden würde, die offenbar im Gegensatz stehen zu den Rechten der Neutralen auf offener See. Wie bereits in der Note vom 22. Oktober 1914 ausgesprochen wurde, wird die Regierung der Vereinigten Staaten darauf dringen, daß die Rechte und Pflichten der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger in diesem Kriege nur durch die bestehenden internationalen Gesetze und Verträge der Vereinigten Staaten beschränkt werden, ungeachtet der Bestimmungen der Londoner Erklärung, und daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich das Recht vorbehält, einen

Protest jedesmal dann zu erlassen, wenn die Rechte und Pflichten verletzt werden oder ihre freie Ausführung durch die britische Regierung behindert wird."

Auch dem französischen Minister des Aeußern hat der amerikanische Botschafter in Paris im Auftrage seiner Regierung den in der Note an England vom 7. April 1915 dargelegten Standpunkt des Kabinetts in Washington bezüglich des französischen Erlasses vom 13. März 1915 (vgl. S. 234) über den Handel mit Deutschland übermittelt.

Die „Kölnische Zeitung" schreibt zu diesen Noten: „Der volle, recht schwülstige Wortlaut des Schriftstücks hinterläßt keinen andern Eindruck als die Auszüge: es ist ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt. England mag es ruhig zu den Akten legen; das einzige, was es von Amerika zu erwarten hat, wenn es harmlose deutsche Güter auf amerikanischen Schiffen abfängt, ist eine Forderung auf Schadenersatz, der es willig nachkommen wird. Die Vereinigten Staaten, die schon im Anfang des Krieges die Londoner Deklaration England zuliebe preisgaben, haben mit dieser letzten Note auf jeden Anspruch verzichtet, als Hüter des Völkerrechts im gegenwärtigen Kriege zu gelten."

Die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika

Beim Wiederzusammentritt des Kongresses Anfang Dezember 1914 erstattete Staatssekretär Bryan einen Bericht über die wirtschaftliche Lage der Vereinigten Staaten. Darnach betrugen die Staatseinkünfte im Fiskaljahr 1914 insgesamt 734673167 Dollar, denen Ausgaben in Höhe von 700254489 Dollar gegenüberstehen, wobei die Ausgaben für Post und den Panamakanal nicht eingeschlossen sind. Da die Kosten für den Panamakanal 34826941 Dollar betrugen, ergibt sich somit ein Ueberschuß der Ausgaben über die Einnahmen von 408263 Dollar. Die ordentlichen Einnahmen für das Fiskaljahr 1915 werden auf 728 Millionen Dollar einschließlich 220 Millionen aus den Zöllen geschätzt, die ordentlichen Ausgaben mit 710 Millionen Dollar angesetzt; da jedoch die Ausgaben für den Panamakanal mit etwa 28 Millionen Dollar berechnet werden, so dürfte sich ein Ausgabenüberschuß von etwa 10 Millionen Dollar ergeben. Ohne den europäischen Krieg, der die Einfuhr stark beeinträchtigt habe, wären die Einnahmen, die durch das Zollgesetz vom 3. Oktober 1913 vorgesehen wurden, zusammen mit den anderen Einnahmequellen groß genug gewesen, um die ordentlichen Ausgaben der Regierung zu decken. Um dem außerordentlichen Ausfall zu begegnen, wurde vom Kongreß das Emergency Revenue Act vom 22. Oktober 1914 beschlossen, nach dem durch eine Reihe von Kriegssteuern aus der Belastung von Banken, Börsen, Theatern und sonstigen Vergnügungsanstalten, Kontrakten aller Art, Versicherungspolicen, Schiffahrtskarten nach überseeischen Häfen und Telegrammen und schließlich aus der Besteuerung von geistigen Getränken, Tabak und Kaugummi, Parfümerien und Kosmetika ein Ertrag von 105 Millionen Dollar erbracht werden soll. Das Gesetz soll in Kraft bleiben bis der Frieden in Europa wieder hergestellt ist.

Die beiden anderen durch den Krieg in Europa bedingten Maßnahmen der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung des amerikanischen Kongresses sind die Zusatzbestimmung zum Panamakanalgesetz, das die Registrierung im Ausland gebauter Schiffe, die sich in amerikanischem Besitz befinden, unter amerikanischer Flagge gestattet, sowie der „Emergency Currency Act", der den Nationalbanken die Ausgabe von Banknoten bis zum Betrag von 125 Prozent ihres Kapitals und ihrer Reserven gestattet, wodurch eine Vermehrung des Notenumlaufs um eine Milliarde Dollar ermöglicht wird. Außerdem wurde ein staatliches Schiffahrtsbureau mit einem Kapital von fünf Millionen Dollar zur Versicherung der unter amerikanischer Flagge fahrenden Schiffe gegen Kriegsrisiko geschaffen. Nicht Gesetz wurde dagegen die vielumstrittene Vorlage zur Gründung einer Handels-

flotte der Bundesregierung (vgl. S. 307 u. 313). Schließlich hat der Kongreß vor seiner Vertagung Ende Oktober 1914 noch zwei Antitrustgesetze angenommen, von denen das eine die Ueberwachung der großen Korporationen bezweckt, das andere die persönliche Verantwortlichkeit der Trustleiter für gesetzwidrige Handlungen ihrer Gesellschafter bestimmt.

Wenngleich von der Regierung kein Moratorium erlassen worden war, befanden sich die Vereinigten Staaten doch während des ganzen Monats August 1914 im Zustande eines solchen. Die Banken wagten es nicht, ihre ausgeliehenen Gelder einzufordern, weil ihre Geldnehmer, insbesondere die Mitglieder der Fondsbörsen, nicht zahlen konnten. Für tägliches Geld wurde im August 1914 zeitweise sogar ein Zinssatz von zehn Prozent gefordert. Sobald jedoch die erste Erschütterung durch den Krieg vorüber war, begannen die führenden Finanzleute der Union, unterstützt durch die Behörden in Washington, sofort damit, das Finanzwesen aufs neue aufzubauen. Derjenige Teil des Landes, der am stärksten in Mitleidenschaft gezogen worden war, waren die Baumwolldistrikte der Südstaaten. Eine der ersten Maßnahmen der amerikanischen Bankiers war es daher, einen Pool von 100 Millionen Dollar zu bilden, um die Baumwollpflanzer und die mit dem Baumwollgeschäft liierten Handelsfirmen zu stützen. Der Preis für Baumwolle ging zeitweise bis auf 5½ Cents für das englische Pfund herunter, auf einen Preis also, der weit unter den Produktionskosten zurückblieb. Der Baumwollpool beschloß, die Erzeugnisse der Pflanzer zu 6 Cents per Pfund zu beleihen und diese damit in den Stand zu setzen, die Produktion auf Lager zu nehmen und auf höhere Preise zu halten. Die Baumwollpflanzer waren in besonders unangenehmer Lage Zwei Drittel der Ernte werden im Durchschnitt ausgeführt, und nun, wo die europäischen Absatzgebiete vollständig in Unordnung geraten waren, überstieg die Ernte 16 Millionen Ballen, eine Zahl, die fast einer Rekordernte gleichkommt.

Die hauptsächlichsten Faktoren, die etwa Mitte Februar 1915 eine Wendung zum Besseren gebracht haben, waren folgende: Zunächst das Inkrafttreten des neuen Bankgesetzes, bekannt als Federal Reserve Act, das eine Zentralverwaltungsbehörde für das amerikanische Bankwesen mit einem Gesamtkapital von beinahe einer halben Milliarde Mark schafft, das ganze Land in zwölf Distrikte mit je einer Federal Reserve Bank einteilt, durch neu in Umlauf gesetztes Geld viele Erleichterungen brachte und namentlich für die Weltstellung des englischen Geldmarkts ein Rivale von nicht geahnter Bedeutung zu werden verspricht; dann die Botschaft des Präsidenten, daß er und der Kongreß mit der „konstruktiven Handelsgesetzgebung" fertig seien, eine Ankündigung, die von der Geschäfts- und Finanzwelt mit Freude begrüßt wurde; ferner die von der Interstate Commerce Commission den Eisenbahnen des mittleren Westens und des Ostens erteilte Ermächtigung, ihre Fracht- und Passagierraten zu erhöhen, was ihren Kredit verbessern und ihnen eine größere Kaufkraft geben sollte, und endlich die großen Aufträge auf Kriegsmaterial und Lebensmittel, die England und Frankreich nach Amerika plazierten.

Aeußerst bedacht sind die Amerikaner darauf, die sich ihnen jetzt darbietende Gelegenheit zur Aufhäufung möglichst großer Goldvorräte im Lande auszunutzen. In den ersten vier Monaten des Jahres 1915 hat die Goldeinfuhr in die Vereinigten Staaten (netto, nach Abzug der Ausfuhr) rund 50 Millionen Dollar betragen. Seitdem sind's weitere Millionen gewesen. Hiervon kam das meiste aus Kanada für englische Rechnung. Einen solchen Goldzufluß hat die Union seit dem Panikjahre 1907, in dem zur Stützung der Banken in gewaltsamer Weise Gold aus Europa bezogen wurde, nicht gesehen. Jedes Jahr hat seitdem vielmehr eine große Ausfuhr von Gold gebracht, die größte das Jahr 1914 mit rund 190 Millionen Dollar. Das Jahr 1915 zeigte das Gegenteil, und alles weist darauf hin, daß die Goldauf-

saugung durch Amerika noch anhalten wird. Läßt sich doch die Verschuldung der anderen Geldmärkte an New York unzweifelhaft an dem außerordentlich hohen Stand des Dollarwechsels erkennen. Allerdings haben die Amerikaner bereits nicht unbedeutende Darlehen an die Entente-Mächte gegeben. So gewährte New York den Engländern Valutakredite, bewirkte mittel- und unmittelbar zu wiederholten Malen die Unterbringung französischer Schatzwechsel und hat Anfang April 1915 auch 10 Millionen Dollar 5proz. Schatzscheine des Deutschen Reiches ausschließlich zur Begründung von Guthaben in den Vereinigten Staaten, aufgenommen. Die größte Hilfe aber leistete Amerika bisher den Russen, denen es mehrere Schatzschein-Emissionen von je 25 oder 50 Millionen Dollar abnahm, dafür aber steigende Zinsentschädigung, zuletzt 7% verlangte. Der Erlaß des britischen Schatzamtes, der dem englischen Kapital ausländische Anleihen bis auf weiteres untersagt und der Niedergang des Kurses des Sterlingwechsels an der Börse von New York zeigen, wie sehr England mit der Gefahr rechnen muß, vom Weltfinanzmarkt durch die Vereinigten Staaten verdrängt zu werden. Darauf soll später bei der Besprechung der englischen Maßnahmen zur Stützung des Sterlingkurses in New York eingegangen werden.

Der Handel war allerdings bis zum Frühjahr 1915 in seinen meisten Zweigen noch unter normal. „Jene Optimisten, die der Meinung waren, daß das Mißgeschick Europas für Amerika eine günstige Gelegenheit zur Gewinnung der südamerikanischen und östlichen Märkte bedeute, haben," wie dem „Berliner Tageblatt" von deutsch-amerikanischer Seite Mitte Februar 1915 geschrieben wurde, „ihre Prophezeiungen bis jetzt nicht erfüllt gesehen. Da die Bevölkerung Amerikas wie die der ganzen südlichen Halbkugel und der anderen nicht kriegführenden Teile der Welt einen großen Teil ihrer Kaufkraft verloren haben, entspricht die Nachfrage bei weitem nicht dem Angebot." „Auch wenn man hier in New York nicht täglich und stündlich vor Augen hätte, wie sehr das wirtschaftliche Leben desorganisiert ist," heißt es in einer New Yorker Zuschrift an die „Frankfurter Zeitung" von Mitte Januar 1915, „müßte man schon aus den Ausweisen der großen Industriegesellschaften entnehmen, daß das Land schwere Zeiten durchmacht. In der Stahlbranche weist fast jede Gesellschaft eine Unterbilanz nach, die bei der United States Steel Corporation voraussichtlich im laufenden Quartal fünf Millionen Dollar betragen wird. Es ist fraglich, ob der Durchschnittsbetrieb aller Stahlwerke sich auf mehr als 35% der Leistungsfähigkeit stellt. Jedenfalls sind die Waggonbau-Werkstätten zu nicht über 25% beschäftigt. Auch der Export von Petroleum und von Kupfer, das von England als Konterbande erklärt wurde, ist erschwert. Die dadurch notwendigen Betriebseinschränkungen haben bereits eine ganze Anzahl von Petroleum- und Kupfergesellschaften zu Dividendeneinstellungen oder -Herabsetzungen genötigt.

In der Textilbranche hat die Schwierigkeit, deutsches Farbmaterial zu erlangen, zu Betriebsherabsetzungen geführt, und auch in der Baumwoll- wie in der Wollverarbeitung zeigen sich die Wirkungen des Krieges. Bei der Wolle ganz direkt insofern, als manche Verarbeiter feiern müssen, weil sie gewisse Sorten Rohmaterial nicht erlangen können, das die englische Regierung mit einem Ausfuhrverbot belegt hat. Die Baumwollfabriken arbeiten nur von der Hand in den Mund, zunächst wegen der unsicheren Rohstofflage und dann auch weil der Export an Baumwollzeugen immer mehr zurückgeht. Er war in den ersten vier Monaten des Rechnungsjahres 1913/14 158 Millionen Yards, während er in der Vergleichszeit des laufenden Jahres nur 92 Millionen betrug. Das Heer der Arbeitslosen wird auch fortdauernd durch die Stillegung von Gummibetrieben verstärkt. England verhindert bekanntlich den Export des Rohmaterials (vgl. S. 319), das jetzt hier auf 90 Cents per Pfund gestiegen ist, während der Londoner Preis 50 Cents und darunter ist; denn ungeheure Massen des Materials liegen in englischen Lagerhäusern aufgestapelt." Die Arbeitslosigkeit ist infolgedessen sehr groß, in New York Stadt allein schätzte

man die Zahl der Arbeitslosen auf 350 000 Personen, was allerdings von den Zeitungen nach Möglichkeit in den Hintergrund zu drängen versucht wird.

So kommt es, daß die Lage des amerikanischen Handels, wie dem deutsch-amerikanischen Wirtschaftsverband aus New York mitgeteilt wurde, von eingeweihten Kreisen für bedenklich erachtet wird, trotz des Ueberschusses der Ausfuhr über die Einfuhr, der in den ersten vier Monaten des Jahres 1915 600 Millionen Dollar betrug. „Denn die Einfuhr geht nicht deshalb zurück, weil Amerika in der Lage ist, sich von ausländischer Einfuhr freizumachen, sondern weil infolge des Krieges ein gänzliches Verschwinden der Einfuhr in vielen Geschäftszweigen zu verzeichnen ist. Das Anwachsen der Ausfuhr findet anderseits seine Erklärung nur in der zurzeit außerordentlichen Ausfuhr von Kriegslieferungen und Lebensmitteln, was wiederum zu einer außerordentlichen Lebensmittel-Verteuerung in Amerika selbst führte. Eine Zeitlang hatte das Wiederaufleben der Baumwollsendungen nach Deutschland zu einer günstigeren Lage der Handelsbilanz beigetragen, aber auch dies hatte bald wieder aufgehört. Aus den statistischen Berichten des Schatzamtes ist zu ersehen, daß seit Kriegsbeginn bis Ende Januar 1915 gerade in einigen Standard-Erzeugnissen der Vereinigten Staaten ein großer Rückschlag der Ausfuhr eingetreten ist; insbesondere ist dies der Fall in bezug auf landwirtschaftliche Maschinen, bei denen die Ausfuhr um 13 Millionen Dollar zurückging, bei Kupfer, wo sich der Rückgang der Ausfuhr auf 33 Millionen Dollar beläuft, und bei Baumwolle (Rückgang 275 Millionen Dollar). Ebenso aber zeigt sich ein ganz außergewöhnlicher Rückgang in der Maschinenindustrie sowie in der Stahlerzeugung, in der Ausfuhr von Hölzern, von Tabak, ferner von Schreibmaschinen, Rechenmaschinen, Pelzen und Rauchwaren und elektrischen Maschinen; kurzum wohin man blickt, ist ein ganz bedeutender Ausfuhrrückgang der Ausfuhrindustrie gerade in denjenigen Geschäftszweigen zu verzeichnen, die in vielen Beziehungen das Fundament des normalen Handels bilden."

Dazu schreibt die „Kölnische Zeitung" Anfang Mai 1915: „Auf die Gesamtindustrie wirkt die gegenwärtige Lage so, daß eine verhältnismäßig beschränkte Zahl von Industriezweigen durch den Krieg profitieren, während die große Menge mit Verlusten arbeitet, so daß man insgesamt davon wird sprechen können, daß die Kriegslage in den Vereinigten Staaten sich in äußerst unliebsamer Weise im Wirtschaftsleben bemerkbar macht. Die Hoffnung, die man bei Beginn des Krieges gehabt hat, daß Amerika in den Ländern des Dreiverbands an die Stelle Deutschlands treten würde, ist bisher nicht verwirklicht worden und dürfte auch voraussichtlich nicht verwirklicht werden. Der Käufer einer bedeutenden englischen Firma, der nach New York gekommen war, um zu erkunden, ob er seinen bisher von Deutschland bezogenen Bedarf in Zukunft von den Vereinigten Staaten haben könne, kehrte, wie Wm. E. Peck, der Seniorchef eines bedeutenden amerikanischen Exporthauses mitteilt, nach vierwöchiger, angestrengter Arbeit in New York enttäuscht nach England zurück, denn es war ihm nicht gelungen, einen Ersatz zu finden; die amerikanischen Preise waren um 50 bis 200 % höher als die deutschen.

Mexiko und Südamerika

Da die innerpolitischen Verhältnisse Mexikos und der Südamerikanischen Staaten den Verlauf der Kriegsereignisse in keiner Weise beeinflussen und die diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko einem späteren Kapitel vorbehalten sind, soll auf alle übrigen Ereignisse in diesen Ländern erst am Schluß des Gesamtwerkes in einer zusammenfassenden Darstellung insoweit eingegangen werden, als dies zur Vervollständigung des allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Weltbildes nötig erscheint.

